STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

Taschenbücher
wohlfeilen Preisen

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von F. von Raumer. Zwanzig Jahrgän
1830—49. Gr. 12. 43 Thlr. 5 Ngr. Ermäßigter Prei
I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.
I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X., 1840—49) 10 Th
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.
Der dritten Folge erster und zweiter Jahrgang, 1850 und 18
kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr. und enthalten:

Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford. Von G. E. Guhrauer. Erste
theilung. — Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse.
gedruckten und ungedruckten Quellen, von A. F. H. Schaumann. — Geschichte der d
schen Seemacht. Von F. W. Barthold. Erste Abtheilung. — Ueber Leben, Wirken
Werke der Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli. Von G. F. Waagen
Karl Friedrich Bahrdt. Ein Lebensbild. Von R. Prutz.

Drei Portugiesinnen. Ines, Marie und Leonore. Von F. von Raumer. — Gesch
der deutschen Seemacht. Von F. W. Barthold. Zweite Abtheilung. — Der Congre
Karlsbad. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung der deutschen Gesammtverfass
Mit besonderer Benutzung ungedruckter Quellen von A. F. H. Schaumann. —
Briefe über Sitten und sociales Fürstenleben auf den deutschen Reichstagen. Ein Be
zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts von J. Voigt. — Elisabeth, Pfalzgräfin
Rhein, Aebtissin von Herford. Von G. E. Guhrauer. Zweite Abtheilung. —
Cromwell, der Zuchtmeister zur Freiheit. Ein Charakterbild nach den Reden und Br
des Protectors entworfen von M. Carriere.

Urania.

Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildniss
8. 18 Thlr. 20 Ngr. Ermäßigter Preis 5 Thlr. E
zelne Jahrgänge 20 Ngr.

☞ Von ältern Jahrgängen der Urania sind nur 1837 und 1
noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im ermäßigten Pr
12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben von J. Frank. Sechs Jahrgänge. 1837—
Mit Kupfern. 8. 17 Thlr. Ermäßigter Preis 4 T

☞ Vorstehende als werthvoll anerkannte **Taschenbücher** aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig sind zu obigen **bedeutend ermäßigten Preisen** durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wo auch eine ausführliche Anzeige mit specieller Angabe des reichen und anziehenden Inhalts der Werke zu erhalten ist.

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Dritte Folge.

Dritter Jahrgang.

Mg. FRANZ ZIPPERER
APOTHEKER
WIEN, XVIII., THERESIENG. 48

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Dritte Folge.
Dritter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Sikh und ihr Reich. Von Karl Friedrich Neumann. 1

Die Erweckten im protestantischen Deutschland während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; besonders die Frommen Grafenhöfe. Von Friedrich Wilhelm Barthold. Erste Abtheilung. 129

John Milton's prosaische Schriften über Kirche, Staat und öffentliches Leben seiner Zeit. Ein literarisches und publicistisches Charakterbild aus der englischen Revolution. Von Dr. Georg Weber in Heidelberg. Erste Abtheilung. 321

Neuseeland in geschichtlichen Umrissen von seiner Entdeckung bis zur Gegenwart. Von Dr. Karl Heinrich Brandes in Berlin. 481

Die Sikh und ihr Reich.

Von

Karl Friedrich Neumann.

Unter allen civiliſirten Völkern und zu allen Zeiten gibt es eine kleine Anzahl Menſchen, welche mit dem Unverſtand und der Verdorbenheit der Maſſen Mitleiden hegen und ſie zu einem beſſern, glücklichern Leben erziehen möchten. Dieſe Wackern ſuchen, wenn dem Willen die Kraft nicht mangelt, vor allem die ſchlau erſonnenen oder in der Zeit zufällig entſtandenen Religionszwiſte zu beſeitigen, und dann auf dem Fundamente der Selbſtbeherrſchung, der Tugend und Gerechtigkeit, in dem göttlichen Ideale verherrlicht, die ganze menſchliche Geſellſchaft von neuem aufzubauen, damit alle denkenden Weſen miteinander befreundet und Ruhe und Glückſeligkeit heimiſch würden auf Erden. Ein Mann dieſer höhern Geſinnung war Nanak, der weiſe, menſchlich geſinnte Lehrer der Sikh. Gleichwie Schakia, der Stifter des Buddhaismus, der älteſte bekannte Reformator des Brahmanenthums, war auch Nanak der Kriegerkaſte entſproſſen. Die Kſchatrias ſtehen nämlich der Geiſtlichen- und Gelehrtenkaſte am nächſten: ihnen ſind, die Wedas ausgenommen, alle andern Mittel der Geiſtesbildung, namentlich die zwei großen Dichtwerke der Nation, „Ramayana" und „Mahabharata", geöffnet. Sie ſind deshalb eher im Stande, durch das dicke Truggewebe der Prieſterzunft zu ſchauen und ſich eine reinere menſchliche Fühlweiſe zu

erwerben. Nicht ſo die übrigen Glieder des Hinduſtaates: ihnen ſind alle Bildungswege abgeſperrt; ſie ſollten ewig Kinder bleiben, damit ſie leichter am Gängelbande geführt werden könnten.

Nanak, von ſeinen Anhängern Baba und Guru, Vater und Lehrer, wol auch Nirinkar, der Allgegenwärtige, genannt, ward (1469) in dem Dorfe Talwandi, jetzt Rayapur, an dem Ufer des Beyah oder Hyphaſis, des Diſtricts Bhatti, im Kreiſe Lahor geboren; er war der einzige Sohn ſeines Vaters Kalu, welcher gemeinhin nur in Verbindung mit dem Namen ſeines Klans genannt wird, Kalu Werdi. Schon in frühen Jahren zeigte der Jüngling eine Neigung, dem gewöhnlichen Leben zu entſagen und ſich der Welt des Geiſtes und der Reinheit zu widmen, was ſeinem den äußern Dingen ergebenen und ſie allein ſchätzenden Vater höchſt unangenehm war. Vergebens waren alle Verſuche, den in ſeinem Sinne ungerathenen Sohn zu einem weltlichen Geſchäfte, zu den Freuden des Gewinnſtes und des Reichthums zu verlocken. Der einfältige fromme Nanak verſtand ſich nicht darauf. Mit dem Gelde, das zum Salzhandel beſtimmt war, ernährte er die halb verhungerten Fakir und glaubte ſo das allerbeſte Geſchäft gemacht zu haben. Der Gewinn dieſer Welt, ſprach er zu dem erzürnten Vater, iſt vorübergehend und werthlos: ich habe die Armen geſpeiſt, ich habe für dich ein Verdienſt eingeſammelt, das ewig dauern wird. Kalu Werdi fügte ſich endlich, auf Zureden des Ray oder Dorfſchulzen Bolar, und überließ den Sohn ſeinem unwiderſtehlichen Hange oder Schickſale. Nanak begab ſich nun, in Begleitung eines treuen Dieners und eines Muſikanten, auf

Reiſen; er beſuchte alle heiligen Orte, alle berühmten Tempel Indiens und hatte hier, wie die Legende berichtet, mit Jogi und Fakir, die durch wundervolle Kaſteiungen zu Herren der Naturkräfte ſich emporſchwangen, viele Kämpfe zu beſtehen. Nanak ſei aber nicht blos ſelbſt allen ihren dämoniſchen Zauberkünſten glücklich entgangen, ſondern habe es auch verſtanden, ſeine unvorſichtigen Begleiter, welche nicht ſelten an den Gefährten des Don Quixote erinnern, ihren mannichfachen Schlingen zu entziehen. Herrſchaft, Reichthum und Frauenreiz, nichts ſtörte den mit ſich ſelbſt klaren Lehrer in ſeinem großen Vorhaben: die in Sekten und Religionen zerfallene Menſchheit zur Einheit Gottes zu ſammeln und aufzurichten.

Von den indiſchen Wallfahrten ging Nanak nach Mekka und Medina, wo er mit Heiligen und Gelehrten des Islam vielfach verkehrte und die Einheit und Allgemeinheit Gottes allenthalben predigte. Jetzt ſprach er es offen aus: er ſei gekommen, eine Ausſöhnung des Islam mit dem Brahmanismus zu bewirken, was die Schech und Mullah, das größte Wunder das ſeine Lebensbeſchreiber uns berichten, wohlgefällig angehört hätten. Nanak, heißt es, ſei auf dieſen Reiſen auch mit dem Padiſchah Baber bekannt geworden, welchem er ſeine monotheiſtiſche Lehre mit Feſtigkeit und Entſchloſſenheit verkündete; ſie habe dem hochbetagten Fürſten ſo gefallen, daß er den Lehrer bat, bei ihm zu bleiben, und reichlich für ihn ſorgen wollte. Iſt dieſe ganze Erzählung nicht erfunden, ſo iſt doch ſoviel gewiß, der Guru der Sikh hatte keinen beſondern Eindruck auf den Eroberer Hindoſtans hervorgebracht. Baber berichtet in ſeinen

Denkwürdigkeiten über die unbedeutendsten Kleinigkeiten, erwähnt aber des berühmten Nanak mit keinem Worte. Viel wahrscheinlicher ist die Angabe, Nanak habe mit Dschnyani Kabir, dem Stifter einer berühmten monotheistischen Sekte Indiens, vielfach verkehrt und seinen Schriften Manches entnommen. Es sind jedoch die Lehren dieser und aller andern Freidenker dem Wesen nach dieselben. Die äußerlichen Ceremonien der Religionen, sagt Kabir und seine Genossen, betrachte man als gleichgiltig. Wer in der Welt lebt, der mag sich nach ihnen richten; diejenigen aber, welche der Welt entsagen, sollen ihre Gedanken blos dem Einen höchsten Wesen zuwenden, ihm Lieder singen und sich alles eiteln Prunkes des äußerlichen Gottesdienstes enthalten. „Wer da weiß, was Leben ist", fügt der erhabene Lehrer hinzu, „der wird das seinige benutzen; nicht zum zweiten male wird er es erhalten. Wer die Menschen kennt, wird nach seiner eigenen Kraft und Einsicht leben: nicht von Andern wird er es erbitten, sondern das eigene Wasser selbst sich holen. Wenn Wahrheit in der Seele brennt, vernichtet sie alle weltlichen Sorgen. Es haben die Lehrer des Ostens und des Westens ihr Leben in Forschungen verzehrt. Wie oft habe ich nicht über das menschliche Geschlecht geweint und Niemand hat mit mir geweint. Wer mein Wort versteht, wird theilnehmen an meinem Leid: er wird mein Genosse werden und ebenfalls Thränen vergießen."

Nanak würde, so wenig wie Kabir und alle diejenigen, welche sehr hohe Begriffe von der Menschheit hegen und diesen gemäß Anfoderungen an sie stellen, eine äußerliche Religionsgesellschaft gegründet haben, wenn er

nicht Schüler und Nachfolger gehabt hätte, verständigern oder gemeinern Sinnes, die die Welt kannten und betrogen. Man mag hierüber klagen und weinen: man wird sich aber am Ende gestehen müssen, daß Sklavenseelen, welche der Tugend unfähig, auch der Freiheit unwürdig sind und betrogen werden müssen. Nanak selbst wies als einfacher menschlicher Lehrer, nicht als Gesandter des Höchsten, nicht als eine göttliche Emanation, den Muselman wie den Hindu auf die Einheit Gottes hin: er glaubte, es sei hinreichend, einen Gott zu erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen und nach diesen alle unsere Handlungen und Gedanken einzurichten. Nanak hat niemals die Wunderkraft in Anspruch genommen. Ganz anders seine Sikh, seine Schüler; sie haben auch ihren Lehrer, damit er den andern Propheten und Religionsstiftern nicht nachstehe, für einen Awatar oder Gottmenschen ausgegeben und ihm viele Thaten und Reden angedichtet. Nach der Ansicht der Weisen Hindostans schreiten nämlich alle die geistigen wie die physischen Kräfte stufenweise zu einer gewissen Höhe empor und sinken dann in derselben Weise wieder hinab, bis Geist und Körper ganz verkrüppeln und dem Untergange zueilen. Ist es soweit gekommen, dann erscheint Wischnu, der Erhalter und Erretter des Weltalls in Menschengestalt, um die gesunkenen Wesen wieder zu sich emporzurichten. Solch ein verkörperter Wischnu ist Nanak den Sikh; in diesem Sinne ward das Evangelium des Lehrers nach seinem Tode von den Aposteln seines Glaubens bearbeitet und gedeutet. Man liest nun in den Büchern des Nanak und seiner nächsten Nachfolger, gleichwie in den andern heiligen Schriften der

verschiedenen Glaubensgenossen eine Menge hochfahrender Prophezeiungen und Wundergeschichten, die sich während seines frühern und jetzigen Daseins ereignet hätten, aus welchen wir zur Bezeichnung der Denk- und Darstellungsweise dieser Jünger einige Bruchstücke mittheilen wollen.

Siehe, am Ende der Zeiten, so lautet das göttliche Wort der Sikh, wird Zwiespalt in der Welt entstehen: die Sünde wird siegen und das Weltall von Grund aus verderbt werden. Ein Volk wird gegen das andere kämpfen und sie werden, wie Bambusstäbe hart aneinander gerieben, sich gegenseitig zu Asche verbrennen. Die Wedas werden misachtet, denn man wird sie nicht verstehen; es wird die Finsterniß der Unwissenheit über das Herz der Menschen sich lagern. Jeder wird seinen eigenen Weg gehen; der Eine betet den Mond an, der Andere die Sonne; diese wenden sich zur Erde, zum Himmel, zur Luft, zum Wasser und zum Feuer, während jene den Höllenrichter verehren. Irrthum und Wahn, eitle Sinnenlust und thörichte Kasteiungen reichen sich die Hände. Und so entstanden aus einem wahren Urgebilde eine Menge schlechter, widerwärtiger Weisen. Und siehe' des Uebels war noch kein Ende. Der Freund Gottes, Muhammed, erschien, rief 72 neue Sekten ins Dasein und verbreitete Krieg und Zwiespalt über einen großen Theil der Erde. Die Tempel wurden niedergerissen und auf ihren Trümmern Moscheen errichtet; Kühe und alle hülflosen Wesen wurden ohne Erbarmen geschlachtet und die im Sinne der Moslem Ungläubigen, Hindu und Armenier, Griechen und Abyssinier, als Feinde verfolgt. So machte das Laster sich weit und breit im Weltall.

Jetzt erhob die unterdrückte Tugend ihren Klageruf zu dem Throne des Allmächtigen: er schuf Nanak, um die ausgeartete verworfene Welt zu erleuchten und zu erneuern. Der heilige Mann verkündete Gott den Höchsten allen Wesen hienieden und tränkte mit dem Nektar, der seine Füße gewaschen, die durstigen Jünger. Wahrheit, Tugend und Gerechtigkeit erhielten ihre frühere Kraft wieder; die vier Kasten wurden zu einem Volke umgebildet und eine einzige Weise der Gottesverehrung eingeführt; das unvernünftige, kindische Spiel, vor den Füßen der Götzenbilder den Kopf zu bücken, ward abgeschafft und die in Lastern versunkene Welt zur Reinheit erhoben.

Als Nanak seine Reisen vollendet hatte, fährt die biblische Geschichte der Sikh fort, stieg er zum Sumeru, dem indischen Olympus empor, wo er von allen Weisen und Heiligen begrüßt wurde. Jeder wünschte, Nanak möchte sich zu der Gottesverehrung in seinem Sinne bekehren. Da erscholl plötzlich die göttliche Stimme in der Versammlung und sprach: Nanak soll eine eigene Religion stiften, und sein Name werde der Freudenruf des Kali Juga, des verderbten Zeitalters. Von dem Himmel auf Erden zurückgekehrt, verkündete der Allgegenwärtige dem Hindu wie dem Muselman, daß sie beide ohne wahre Frömmigkeit nicht bestehen werden vor dem Throne der Allmacht, daß ihre Gebete nicht erhört werden und daß der Satan, all des religiösen Formelwesens ungeachtet, das Erdenrund beherrsche. Nur Werke, nur gute Thaten zählen, nicht dumpfes Mönchswesen. Nanak ward vom Himmel gesandt, der Menschheit eine Schrift mitzutheilen, worin die verschiedenen Namen Gottes in

Einem, in dem Namen Gottes des Herrn ſich vereinigen: wer anders ihn nennt, der fällt der Liſt des Teufels anheim, deſſen Füße werden mit den Ketten der Sünde und des Elends gebunden. Moslem, ſpricht der Guru, Moslem, ihr habt die Tempel zerſtört und die heiligen Schriften der Hindu verbrannt; ihr habt in Blau euch gekleidet und liebt es, daß euer Ruhm von Haus zu Haus verkündet werde. Ich aber, der ich die ganze Welt geſehen habe, weiß, daß der Hindu von Haß erfüllt iſt gegen euch und eure Moſcheen. Ich bin von dem Herrn geſandt, die widerſprechenden Glaubensſatzungen zu vereinigen; darum beſchwöre ich euch, leſet die Heilige Schrift und eure eigene. Das Leſen iſt aber ohne Gehalt, wenn man der Lehre nicht gehorcht; denn Gott hat geſagt, es wird Niemand ohne gute Werke ſelig werden. Der Allmächtige wird nicht fragen, zu welchem Volke, zu welchem Glauben gehörſt du? ſondern er wird fragen, was haſt du gethan? So vernehmt denn, daß die Zwiſtigkeiten zwiſchen Muſelman und Hindu ebenſo ungerecht als gottlos ſind. Hunderttauſend Muhammede, eine Million Brahmas, Wiſchnus und hunderttauſend Ramas ſtehen vor dem Throne des Allerhöchſten; ſie Alle werden untergehen, Gott iſt allein unſterblich. Menſchen, in dem Lobe Gottes vereinigt, wie ſchämt ihr euch nicht, euch gegenſeitig anzufeinden. Es zeigt dies deutlich, daß ihr vom Böſen beherrſcht ſeid. Der allein iſt der wahre Hindu, deſſen Herz gerecht iſt; der allein iſt der wahre Muſelman, deſſen Leben rein iſt.

Eines Tages, erzählt Einer der Apoſtel, hörte Nanak eine Stimme vom Himmel herab, die rief: Nanak,

komm herbei! Wie hätte ich Macht, antwortete der Baba, in deiner Gegenwart aufrecht zu ſtehen! So ſchließe die Augen, erſchallte die Stimme. Gott trug ihm nun auf, ſein Sendbote zu werden auf Erden; Nanak hielt ſich aber dieſes heiligen, ſchwierigen Amtes unwürdig. Wohlan, ſprach Gott, ich ſelbſt will dein Lehrer ſein, damit du der ganzen Menſchheit Lehrer werdeſt. Mich zu verehren, allgemeine Menſchenliebe und Reinlichkeit: dies ſind die drei Gebote, die deine Jünger befolgen ſollen. Sie ſollen die Welt nicht verlaſſen, keine Einſiedler oder Mönche werden, ſondern darin leben und handeln zum Heil aller Weſen; denn meinen Athem habe ich Allen eingeblaſen. Was ich bin, biſt auch du; zwiſchen uns waltet kein Unterſchied; die ganze Welt iſt blos ein Schein ohne Weſen. Alle Körper und alle Götter ſind blos gehaltloſe Schatten des höchſten Weſens, des einzigen Gottes; und dieſer einzige Gott iſt die Zeit, das Weſen ohne Ende, der Schöpfer und Zerſtörer. Wa Guru, Heil dem Lehrer, erſcholl es jetzt aus dem Munde der Gottheit. Es erſchien Nanak, Licht und Freiheit auf Erden zu verbreiten, und die Menſchen vermittelſt erhabener Lieder zu geiſtiger und körperlicher Thätigkeit aufzurufen:

Sei wahr und du biſt frei,
Dies ſteht dir zu, der Erfolg der Gottheit.

Keine Religion verdient mehr den Namen Religion des Friedens, als die des Nanak. Waffen lege an, ſagt der treffliche Mann, aber ſolche, die Niemand Schaden bringen; Vernunft ſei dein Panzerhemd, wandle die Feinde in Freunde; Gottes Wort ſei deine einzige Waffe; denn wie wundervoll ſind nicht die Pforten, iſt nicht der

Palaſt, worin die Gottheit thront und Alles regiert. Unzählig ſind die Stimmen, die ſie preiſen: Luft, Waſſer und Feuer; Iswara, Brahma und alle andere Gottheiten; die Propheten, Weiſen und Einſiedler, alle preiſen dich! Es iſt der Herr der Wahrheit, der Wahre und wahrhaft Gerechte. Er iſt und war, er geht vorüber und geht nicht vorüber; er erhält Alles, das erhalten wird. In dieſer Weiſe geht es noch lange fort in dem Adi Granth. Nanak müht ſich vergebens ab, gleichwie ſo viele andere treffliche Männer aller Zeiten und Völker, das Unausſprechliche auszuſprechen, das Unbegreifliche begreiflich zu machen. In dem Sinne dieſes Deismus, Pantheismus oder Idealismus, ward auch der äußerliche Gottesdienſt, deſſen man nun einmal nicht ganz entbehren konnte, eingerichtet. Die urſprünglichen Tempel der Sikh ſind einfache ſchmuckloſe Gebäude, aus welchen jede Abbildung der Gottheit verbannt ward. Der Gottesdienſt dieſer öſtlichen Religionsgeſellſchaft iſt ſo äußerſt prunklos, daß er ſich der Weiſe der engliſchen Unitarier nähert. Es werden Lieder geſungen, zum Lobe des Höchſten, zum Lobe des Lehrers der Milde und des Erbarmens. Alsdann wird die Heilige Schrift in der Gemeinde herumgereicht und ihr Geld, Blumen und Früchte geopfert. Dieſe Gegenſtände ſind das Eigenthum des Prieſters, welcher zufällig den Gottesdienſt leitet; am Ende theilt er dafür allerlei geweihte Süßigkeiten unter den Mitgliedern der Gemeinde aus, wie dies auch bei den Sekten der Waiſchnaiwas Sitte iſt, zu welchen die Sikh gehören.

Solch eine großartige und nüchterne, jeden Sinnenreiz verſchmähende, jedes phantaſtiſche Gebilde ausſchlie-

ſende, philoſophiſche Lehre durfte nur auf wenige Sikh oder Jünger zählen. Auch war in der That das Häuflein ſehr klein, als Nanak zu Kirtipur, an den Ufern des Rawi, ſeine körperliche Hülle abſtreifte und, wie Moſes, den Lieblingsdiener Lehana zu ſeinem Angad oder Stellvertreter ernannte. Er hatte keinen der Söhne und übrigen Verwandten hierzu würdig befunden. Dies war auch der Fall bei dem Tode des Angad (1552), welcher ebenfalls die beiden Söhne überging und ſeinen treuen Diener, den Kſchatrija Ameradas zum Lehrer der kleinen Gemeinde einſetzte. Ihm folgte (1574) ſein Schwiegerſohn Ramdas, der die alte Stadt Tſchak zum heiligen Platz der Sikh erhob und ſie bei ſeinem Namen Ramdaspur nannte. Nach einem berühmten Waſſerbehälter, welchen der Guru hier graben ließ, ward der Ort Amrita Saras, ſpäter in Amritſir zuſammengezogen, das iſt Behälter der Unſterblichkeit genannt. Amritſir ward in der Folgezeit ein heiliger Wallfahrtsort für alle Hindu und erhob ſich dadurch zu einer bedeutenden reichen Handelsſtadt. Es herrſcht hier ein regeres Treiben als ſonſt irgendwo im Pendſchab: die Läden prangen mit allen Waaren Hindoſtans. Das heilige, ſpiegelklare Waſſerbecken, eine große Seltenheit in dieſem Lande, bildet ein Viereck von ungefähr 150 Schritten im Umfange, und erhält wahrſcheinlich vom lebendigen Quellwaſſer ſeine Nahrung. In der Mitte des Beckens erhebt ſich ein prachtvoller Tempel des Hari oder Wiſchnu, der mit einem kunſtreich gearbeiteten goldenen Dache bedeckt iſt; eine große goldene Thüre führt in das Innere, welches nach allen Seiten mit Marmor ausgelegt iſt. Von Weſten her führt eine Brücke zum Tempel, in dem immer der erſte Geiſtliche

der Sikh thront, wo er dem gläubigen Volke und den Neugierigen für Geld und andere Geschenke den Segen spendet. Es müssen die Waschungen zuvor in andern Richtungen vorgenommen werden, ehe die Pilger zur heiligsten Seite, gegen Osten, zugelassen werden. Rings um den Wasserbehälter sind Tempel und Wohnungen für Guru und Fakir; auch wird ein kleines leeres Gebäude gezeigt, wo Ramdas sein ganzes Leben gesessen haben soll. Der Sohn und Nachfolger des Ramdas, Ardschun Mal oder auch blos Ardschun genannt (1581), soll die Schriften seiner Vorfahren in einem Buche verzeichnet haben. Zu dieser Zeit war die Genossenschaft schon sehr ausgebreitet: sie erfreute sich in vielen Gegenden eines zahlreichen Anhangs.

Die Jünger des Nanak organisirten sich nun nach den Vorschriften dieses Evangeliums, Adi Granth, oder das erste Buch geheißen, förmlich zu einer eigenen religiösen und staatlichen Gesellschaft, welche ihren Guru als ihr alleiniges Haupt betrachtete und ihm regelmäßige Abgaben anstatt der frühern Geschenke entrichtete. Sie verwarf die Wedas wie den Koran und erregte deshalb die Feindschaft der unterworfenen Hindu und der gebietenden Moslem in gleichem Grade. Ardschun ward ein Opfer dieses gemeinschaftlichen Religionseifers. Der Theilnahme an dem Aufstandsversuche Chosro's, des Sohnes Dschehangir's beschuldigt, wurde der Guru gefangen genommen und starb (1606) an der grausamen Behandlung in einem furchtbaren Gefängnisse. Nun vertauschte der Sohn und Nachfolger Har Gowind das Wort Gottes mit dem Schwerte, um an den Mördern seines Vaters Rache zu nehmen. Die friedliche philo-

ſophiſche Gemeinde des Nanak wurde in eine Rotte wilder Krieger, in eine tollkühne Räuberbande umgeſchaffen, welche weder Erbarmen übte noch Erbarmen fand bei den glaubenstollen Gegnern. Zwei Schwerter, ſchrie dieſer erſte kriegeriſche Guru ſeinen Jüngern zu, zwei Schwerter trage ich im Gürtel: das eine diene zur Rache meines ermordeten Vaters, das andere zur Vernichtung der Wunder Muhammed's. Damit ſeine Anhänger deſto kräftiger würden, geſtattete ihnen der Guru alle Fleiſchſpeiſen, die Nanak verboten hatte, nur des Kuhfleiſches ſollten ſie ſich enthalten. Es hieß der Lehrer jeden Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft willkommen: er geſtattete alle Laſter, Blutſchande, Raub und Mord und erklärte, ſeine Jünger ſeien befreit vom Jüngſten Gerichte. Man kann ſich denken, daß ſolche Genoſſen ihrem Hauptmann unbedingt ergeben waren. Die Thaten Har Gowind's und ſeiner Nachfolger, Har Ray, Har Kriſchna und Tegh Bahadur bis auf Guru Gowind, den Sohn des Letztern, erheben ſich aber deſſenungeachtet nicht über die in den öſtlichen Ländern gewöhnlichen Meutereien und Raubzüge: ſie ſind ſpurlos in der Geſchichte vorübergegangen und der Beachtung unwerth. Anders geſtalten ſich die Verhältniſſe nach dem Tode des Tegh Bahadur, der auf Befehl des fanatiſchen Orangſib (1675) hingerichtet wurde. Das Oberhaupt der Religion ward auch nicht einmal zum Scheine eines Verbrechens beſchuldigt, ſondern geradezu als Ketzer angeklagt und ermordet. Dieſer glaubenstolle Despotismus empörte auch das ruhigſte Gemüth unter den Jüngern und rief zur unerbittlichen Rache auf. Es iſt der höhere Menſch zur religiöſen und politiſchen Freiheit geboren; wird er dieſer,

alles Andere weit überwiegenden Güter beraubt, so tritt er in den Naturzuſtand zurück, er erklärt der Geſellſchaft, die ſeine angeborenen Rechte verhöhnt, den Krieg: Mord und Rebellion werden Pflicht.

Thoren ſind wir, eitle Thoren, ſo ſprach der jugendliche Gowind zu ſeinen Genoſſen, wenn wir jetzt noch dem verfolgungsſüchtigen Muſelman vertrauen. Was uns in Güte verſagt wird, das ſoll, das muß das Schwert uns erringen. Behalten wir die Frömmigkeit für uns und kehren den Stahl gegen unſere Feinde. Dieſe Rede machte Eindruck auf die tapfern verfolgten Genoſſen. Wie den alten Skythen, ſo ward auch den Sikh Eiſen und Stahl von nun an eine Gottheit, zu der ſie ſich im Gebete richteten, und dies um ſo lieber, da mancher tapfere Mann hoffen mochte, im Kampfe gegen ſeine Verfolger ſich Hab und Gut und ſelbſt eine Herrſchaft zu erringen. Wer weiß nicht, wie vielen Vorſchub weltliche Vortheile, ſinnliche Genüſſe allenthalben und zu allen Zeiten dem Religionseifer leiſten! Nanak wollte das indiſche Kaſtenweſen und den Religionsunterſchied überhaupt abſchaffen: alle Menſchen ſollten in der Anbetung des höchſten Weſens vereinigt werden. Gowind baute fort auf dieſem breiten Fundamente. Die niedrigſten Glieder der unterſten Kaſte, hieß es, ſeien gleich dem Brahmanen und Kſchatrija; die Nation möge zu einem einzigen Körper zuſammenwachſen, damit ſie deſto mehr, deſto eher im Stande ſei, das verhaßte Joch des Islam abzuſchütteln. Gowind fühlte, daß, um ſo Großes zu vollbringen, um ſo tief gewurzelte Vorurtheile auszurotten, menſchliches Zureden, Vernunft allein nicht ausreiche. Er wagte es deshalb, nach dem Muſter vieler

ſeiner Vorgänger, eine Prophetenrolle zu ſpielen. Was menſchliche Kraft und menſchliche Einſicht auf den Menſchen nicht vermag, das ſoll im Namen der Gottheit zu Stande kommen.

Das höchſte Weſen, erzählt Gowind in ſeinem Evangelium, das Buch des zehnten Herrſchers genannt, befahl mir in dem Kali Juga zu erſcheinen. Ich für meinen Theil wäre lieber ungeboren und in dem Anſchauen der Allmacht verſunken geblieben. Es ſprach aber Gott: Ich habe dich zu meinem Sohne erkoren, damit du die vollkommene Religion den Menſchen offenbareſt. Tritt hinaus in die Welt, erhebe die Tugend und verfolge das Laſter. Was nun der Höchſte zu mir ſpricht, das verkünde ich den Menſchen; ich bin der wahre Knecht Gottes; daran zweifelt nicht; darum werde ich ſprechen und den Mund nicht verſchließen. Ich ſpreche nicht eines Menſchen Wort, ſondern das Wort Gottes; ich kleide mich nicht nach der Norm eines Irdiſchen, ſondern folge der Vorſchrift des Höchſten; ich bete keine Steine an und ahme die Religionsgebräuche der Welt nicht nach. Ich ſpreche den grenzenloſen Namen aus und habe mich zum höchſten Weſen emporgeſchwungen. Jeder der frühern Awatars hat eine beſondere Religion geſtiftet; aber ſie erkannten nicht das höchſte Weſen, ſie erkannten nicht die Grundſätze der Tugend und Gerechtigkeit. Alle frühern Lehren ſind unnütz; dieſe meine Lehre präge dir tief in die Seele ein; in keiner andern Lehre wird es dir wohl ergehen; die meine nur erfaſſe mit ganzem Herzen. Siehe, als ich bereits die Worte des Höchſten in dieſer Weiſe einige Zeit verkündet hatte, da erſchien mir Durga Bhawani, die Göttin des kriegeriſchen Muthes, in einem

Traumgesichte, von wundervollem Glanze umstrahlt. Sie hielt ein strahlendes Schwert in ihren Händen, reichte es mir hin und sprach: erobere die Länder der Muselman; es sollen viele derselben durch dieses Schwert erschlagen werden. Hierauf erwachte ich und rief begeistert aus: Dieser Stahl diene mir und meinen Jüngern zum Schutze; denn in seinem Glanze strahlt mir immer die Majestät der Göttin entgegen. Darum sollt ihr immer Stahl an euch tragen, heilig sei euch der Stahl; der Schutz des Allstahles komme über euch. Ihr sollt nicht mehr Sikh, Jünger, sondern Singh, Löwen, heißen. Wo immer ihr einem Muselman begegnet, erschlagt ihn: ihr habt das Recht dazu; wo immer ihr einem Hindu begegnet, prügelt ihn durch, beraubt ihn seines Gutes und theilt es unter euch: ihr habt das Recht dazu. Die Länder zu verderben, wo der Muselman herrscht, sei euer Sinnen, sei euer Trachten.

Auch in den äußerlichen Einrichtungen traf Guru Gowind mancherlei Veränderungen. Da der Unterschied alles Kastenwesens aufgehoben war und auch der Geringste als Proselyt angenommen ward, so fanden sich natürlich viele Mitglieder der untern Kasten ein, welche froh waren, aus der furchtbaren Sklaverei des Brahmanenthums errettet zu werden. Es ward nun eine eigene schmutzige Einweihungsceremonie angeordnet, um in die Chalsa oder Kirche der Singh aufgenommen zu werden; es soll dadurch symbolisch die unbedingte Gleichheit aller Mitglieder der Kirchengemeinde angedeutet werden. Man lehrt zuerst dem Neugeborenen seine Pflichten. Von nun an, heißt es, mußt du ein Krieger werden mit Leib und Seele; die Kirche zu vertheidigen

und ihre Feinde zu vernichten, sei künftig deine einzige Richtschnur. Kopf- und Barthaar laß wachsen; in Blau kleide dich von Kopf zu Fuß; Stahl mußt du immerdar bei dir tragen, in dieser oder jener Form. Ist dies geschehen, so wird der Neubekehrte der Kirchengemeinde, welche, aus Nachahmung des Pantschayat, des indischen Schöppengerichts, wenigstens aus fünf Personen bestehen muß, vorgestellt und erhält aus der Hand des Guru fünferlei Waffen: ein Schwert, Bogen und Pfeil, einen Dolch, einen Spieß und eine Flinte. Der Diakon wendet sich nun zu ihm und spricht die Worte: „Dieser hier ist dein heiliger Lehrer, und du bist sein Jünger.“ Es wird dann, während der Gemeinde einige Abschnitte des ersten Buches und des Buches des zehnten Lehrers vorgelesen werden, Zucker und Wasser in ein Gefäß gethan und mit einem Dolche herumgerührt. Ist dies zu Ende, so ruft die ganze Gemeinde: Heil der Kirche des Lehrers! Heil und Sieg dem Lehrer! Heil! eine Litanei, die fünf mal wiederholt wird. Der Neubekehrte und der Lehrer waschen sich in der Zwischenzeit mit dem Zuckerwasser die Füße und murmeln ein Gebet in wohlklingenden Versen, zum Lobe des alleinigen Gottes, das mit folgender Strophe beginnt: „Allenthalben bin ich gewesen, habe allerlei Gattungen der Frommen gesehen, Jogi und Jati, heilige Kasteiungen übende Männer, in Beschauung der Gottheit versunkene Männer, nach den verschiedensten Weisen und Sitten. Alle Länder habe ich bereist, aber das wahrhaft Göttliche nirgendwo gesehen. Freund, ohne die Gnade des Ewigen wird das Gewicht des Menschen immer und ewig federleicht gefunden.“ Ist das Gebet zu Ende, dann trinken Beide, Lehrer und

Jünger, das schmutzige Fußwasser, während die Gemeinde mit überlauter Stimme einfällt: Heil der Kirche des Lehrers! Heil und Sieg dem Lehrer! Heil! Hiermit ist das Pahal oder die Einweihungsceremonie zu Ende.

Gott allein, sagte der Guru zu seinen Genossen, ist der Herr seiner Kirche; sie bedarf keines sterblichen Menschen. Ich bin jetzt euer Führer und werde auch nach meinem Tode als heiliger Geist es bleiben. Leset das Buch und richtet euch nach seinen Vorschriften; wer der Kirche treu ergeben ist, dem werde ich immer beistehen. In diesem theokratischen Sinne hat Gowind seine Kirche, seinen Staat geordnet: es sollten die Singh eine föderative Republik bilden, an deren Spitze ein Richter oder Herzog gestellt wird, um den Staat nach außen hin zu vertreten und zu schützen. Der Richter steht aber unter der Kirche, handelt blos in ihrem Geiste und ist ihr verantwortlich. Jede Gaugemeinde steht unter einem eigenen von dem Gau gewählten Grafen, dessen Amt es ist, den Heerbann anzuführen und im Frieden die Beschlüsse der Genossenschaft zu vollziehen. Bei wichtigen, alle Bürger und Glaubensgenossen betreffenden Angelegenheiten werden die Häupter der Gaugemeinden zu einer Versammlung nach Amritsir beschieden, welche Gurumata, Versammlung des Lehrers, genannt wird; denn der Lehrer oder Heilige Geist spricht und handelt durch seine hier versammelte Kirche. Die Häuptlinge, welche allein die ganze Kirche repräsentiren, werden durch eine von Gowind angeordnete Klasse kriegerischer Geistlichen, Akali oder die Unsterblichen genannt, zu der allgemeinen Synode beschieden. Die Akali sind die Wächter der Kirche und des Gesetzes, sie sind die Sitten-

richter über die Häuptlinge und alle Genoſſen der Gaugemeinden. Ihrer heiligen geiſtlichen Macht iſt Alles unterworfen; deshalb ſind ſie auch allgemein gefürchtet. Selbſt der Maharadſchah Ranadſchit Singh mußte, oder hielt es für ſtaatsklug, in der höchſten Blüte ſeiner Macht, von dieſem übermüthigen Tempelorden mancherlei Unbill zu ertragen. Die Akali ziehen, bis an die Zähne bewaffnet, in großen Banden im Lande herum; rauben, morden und treiben allerlei Unfug im Namen des unſterblichen Guru. Man ſah ſie bis zum Untergange ihres Reiches zu einzelnen Häuflein im Fünfflußgebiete verſammelt, in jeder Hand ein bloßes Schwert, zwei an beiden Seiten, auf dem Rücken eine Flinte und an den Armen drei oder vier, an den Rändern ſcharf geſchliffene Stahlringe, welche ſie, wie behauptet wird, mit ſolcher Sicherheit zu ſchleudern wiſſen, daß ſie ihrem Gegner damit, auf 60 — 80 Schritte, ein Glied vom Leibe abhauen können. Jeder Sikh oder Singh ohne Ausnahme kann in dieſem, ſowie in den andern geiſtlichen Orten, deren mehre ſind im Pendſchab, aufgenommen werden.

Während eines Gurumata ſollen alle Fehden aufhören, alle Leidenſchaften ſchweigen und alle perſönlichen Beſtrebungen der Häuptlinge auf die Seite geſetzt werden. Nur das allgemeine Wohl, das Gedeihen der Kirche ſei die Richtſchnur des Denkens und Handelns. Haben die Häuptlinge um das Becken der Unſterblichkeit ſich niedergelaſſen, ſo bringen die Akali das erſte Buch und das Buch des zehnten Lehrers Gowind herbei, vor welchem die ganze Verſammlung ſich tief verneigt und ausruft: Heil der Kirche des Lehrers! Heil und Sieg

dem Lehrer! Heil! Es werden dann, nach einer Vorschrift Nanak's, zu essen und Andern zu essen zu geben, Kuchen aus Weizenmehl, Butter und Zucker der Heiligen Schrift dargebracht und mit einem Tuche bedeckt. Die Akali erheben sich und mit ihnen die ganze Versammlung zu einem Gebete, das von Musik begleitet wird. Ist dies zu Ende, so genießen Alle ohne Unterschied von den Kuchen, um in dieser symbolischen Weise die Einheit und Gleichheit aller Gläubigen zu beurkunden. Nach der Mahlzeit erheben sich die Akali neuerdings und rufen: Häuptlinge, das ist ein Gurumata. Hierauf erhebt sich die Versammlung nochmals zum Gebete, rückt ganz nahe aneinander, und der Nachbar spricht zum Nachbar mit lauter Stimme: Das Heilige Buch ist unter uns, beim Heiligen Buch laß uns schwören, allen innern Zwist zu vergessen und einig zu sein im Geiste. Dieser Augenblick religiöser Begeisterung wird von der leitenden Priesterschaft benutzt, alle Feindseligkeiten auszugleichen und die Gedanken der Versammlung blos auf das allgemeine Wohl der Kirche und des Staats zu richten. Die Gegenstände, worüber die Sirdar zu Rathe sitzen, werden von einem hierzu eigens ernannten Mitgliede der Versammlung vorgelesen. Die Beschlüsse eines Gurumata sind für alle Sikh verbindlich; wer ihnen widerstrebt, wird aus der Kirche verstoßen und hat wahrscheinlich auch das Leben verwirkt. Die erste heilige Synode der Singh ward von Gowind selbst zusammengerufen und geleitet.

Niemand ist verpflichtet, bei der Gaugenossenschaft, wozu er ursprünglich gehört, zu bleiben; er kann sie, wenn ihm der Häuptling oder irgend etwas in der Mark

misfällt, verlassen und sich in einer andern niederlassen. Dies Bewußtsein gibt dem gemeinsten Sikh ein Gefühl von Freiheit und Selbständigkeit, wie es sich selten in der übrigen kleinmüthigen Bevölkerung Hindostans findet. Andererseits bildet dies Recht der Freizügigkeit eine sichere Schranke gegen ein grausames Willkürregiment von Seiten der Häuptlinge. Will der Sirdar seine Untergebenen nicht verlieren, so muß er sie freundlich und menschlich behandeln. Deshalb hat der freie Landmann wie der Pächter nirgendwo in Indien ein besseres Loos als im Fünfflußgebiete. Der Letztere soll zwar gesetzlich die Hälfte des rohen Ertrags an den Grundherrn als Abgabe entrichten; dieser begnügt sich aber gewöhnlich mit einem viel geringern Zins. Nur die Unterthanen muhammedanischen Glaubens wurden furchtbar gedrückt: sie durften zu den Zeiten der Sikhherrschaft weder laut beten, noch Rindfleisch essen; sie durften keine Processionen halten und sich nur selten in den wenigen Moscheen des Landes versammeln. So tief hat während der langen blutigen Religionskämpfe der Haß der Sikh gegen alles Muhammedanische Wurzel geschlagen, daß sie selbst einen Widerwillen gegen die persische und arabische Sprache haben, weil sie wähnen, diese Idiome hängen mit dem Islam zusammen. Deshalb haßte auch der Muselman seinen Gebieter auf den Tod und mordete ihn unbarmherzig „wenn es im Geheimen geschehen konnte.

Zwistigkeiten über geringfügige Gegenstände werden durch ein Dorf- oder Schöppengericht, das, nach alter indischer Sitte, wenigstens aus fünf Personen bestehen muß und deshalb Pantschayat genannt wird, entschieden Wichtigere Gegenstände werden vor eine Gau- oder

Fürſtenverſammlung gebracht und nach dem herkömmlichen Gewohnheitsrechte der Hindu entſchieden. Es iſt aber dieſes Gewohnheitsrecht nirgendwo verzeichnet, ſondern blos im treuen Gedächtniß der Altermänner aufbewahrt. Jeder muß ſich ohne Ausnahme dieſen Gemeindegerichten unterwerfen. Die Dorf- und Gaugenoſſen leiſten ſich gegenſeitig Hilfe, um geſtohlenes Gut wiederzuerlangen; der Dieb wird nach dem Gutdünken des Beſchädigten und nach dem Werthe des geſtohlenen Gegenſtandes gezüchtigt; doch kann eines Raubes wegen Niemand mit dem Tode beſtraft werden. Der Mord wird aber von der zur Rache verbundenen Verwandtſchaft nur mit Blut geſühnt: es muß in dieſem Fall Gleiches mit Gleichem vergolten werden. Der Angeſchuldigte kann aber auf ein Gottesurtheil ſich berufen; er kann zur Probe der Unſchuld ſeine Finger in ſiedendes Oel ſtecken oder mit bloßer Hand eine glühende Pflugſchar eine Strecke weit tragen. Kommt er unbeſchädigt durch, ſo iſt ſeine Unſchuld über allen Zweifel erhaben. Ein einſichtsvoller Geiſtlicher der Sikh, der mehre Jahre in Kalkutta lebte, ſprach mit Begeiſterung von dem Verwaltungs- und Gerichtsweſen ſeiner Glaubensgenoſſen. Hier, pflegte er den Engländern zu ſagen, wird dem Beleidigten ſchnell zu ſeinem Rechte verholfen, während ihr durch wunderliche koſtſpielige Formen, durch langwierige und ärgerliche Schreibereien hingehalten, kein Ende zu finden wißt. Unſer Gerichtsweſen iſt für edle, freiſinnige Menſchen eingerichtet, das eurige für gemeine verſchmitzte Schurken. Dieſe republikaniſchen Einrichtungen waren für eine Genoſſenſchaft, welche wie die alten Römer blos aus Kriegern und Ackerbauern beſteht, vortrefflich geeignet. Sie

wurden aber bald, ſowol durch die Herrſchaft der Großen wie durch die Zügelloſigkeit der Maſſen untergraben. Man findet heutzutage nur geringe Reſte des ehemaligen Gemeindeweſens im Fünfflußgebiete.

Als nun der junge Guru durch dieſe und andere Einrichtungen, welche ſämmtlich aus dem Gefühle hervorgingen, die zerſplitterten Hindu zu einer einzigen Nation umzuſchaffen, welche im Stande wäre, die Fremden aus Hindoſtan zu vertreiben als Gowind eine tapfere, auf Tod und Leben kämpfende Kriegerſchar zuſammengebracht hatte, trat er dem Padiſchah Orangſib und ſeinen fanatiſchen Statthaltern offen und kräftig entgegen. Ihr macht, ſo ſoll er dem Fürſten zu Delhi geſchrieben haben, aus Hindu Muſelman. Dies iſt durch eure Religion erlaubt. Den Hindu hat bis jetzt, durch götzendieneriſche Brahmanen überliſtet, die Aufnahme neuer Gläubigen nicht geſtattet. Ich habe aber den reinen Glauben der Altvordern wieder aufgerichtet — ich werde aus Muſelman Hindu machen. Sieh dich vor in deiner erträumten Sicherheit; ich werde den Sperling lehren, den ſtolzen Adler zu Boden zu ſchlagen. Gowind war unermüdlich in den Kämpfen gegen die Muſelman: doch konnte er ſein Ziel nicht erreichen. Der Guru, ſagen ſeine Jünger, pflanzte den Baum; er ſollte aber gleichwie viele andere Propheten die reife Frucht nicht genießen. Seine wiederholten Kämpfe hat Gowind ſelbſt in dem Buche des zehnten Lehrers auf eine Weiſe beſchrieben, die an die ergreifenden Heldenlieder Oſſians erinnert, an die jungen Krieger, die dieſer beſungen „den Vätern gleich an Ruhm". Gowind ſpricht nicht blos von ſich; er läßt auch ſeinen Genoſſen vollkommen

Gerechtigkeit widerfahren. „Wie ein die Wälder verzehrender Flammenstrom stürzten sie auf ihre Gegner; siehe, wie Kripal wüthet, wie er seine Keule schwingt und dem hochmüthigen Chan den Schädel entzweischlägt. Gleichwie Krischna ein irden Gefäß mit Butter zertrümmert, so leicht erschlug er den Häuptling, verspritzte sein Blut und zerstreute seine Glieder in offenem Felde. Nand Chand ward von furchtbarer Wuth ergriffen, mit Gewalt schleuderte er den Speer und schwang den Degen. Der Degen zersplitterte, da zog er den Dolch, um die Ehre des Stammes der Sondi zu wahren. Und siehe, mein mütterlicher Oheim Kripal kam nochmals herbei und vollbrachte nochmals Kriegerthaten, würdig eines echten Kschatrya. Der gewaltige Krieger, obgleich selbst von einem Pfeile getroffen, hat mit einem andern einen mächtigen Chan vom Pferde zu Boden gestürzt. Wo die Schlacht am stärksten war, wüthete der Kschatrya Sahab Chand, und erschlug einen wilden Fürsten, einen Krieger aus Chorasan. Nun kreischten die blutdürstigen Gespenster und Geister nach Mord und Todtschlag; das tolle Haupt der Dämonen lachte laut auf vor Freude und traf die Vorbereitungen zu seinem schrecklichen Mahle und die hungrigen Geier flogen hin und her nach dem Raube gierig. Als nun auch ich von einem Pfeile verwundet wurde, da legte ich den Bogen an auf den Gegner und ein Gleiches thaten alle Genossen. Ich zielte nach dem jungen Helden Hari Chand, ein ausgezeichneter Fürst unter den Hunderttausend der Radschah. Er fiel und sein ganzes Heer, von Bestürzung geschlagen, wendete sich um und floh vom Schlachtfelde. Durch die Gnade des Höchsten ward

uns der Sieg zu Theil und nun erſchollen unſere Triumphgeſänge. Alle Krieger waren erfreut und wie Regen fielen die Reichthümer auf uns hernieder."

Gowind focht mit wechſelndem Glücke ſein ganzes Leben lang gegen die Moslem und ihren Padiſchah Orangſib. Zwei ſeiner Söhne wurden gefangen und auf grauſame Weiſe hingerichtet; ein dritter fiel im Kampfe und an ſeiner Seite eine große Menge der tapferſten Singh. Der Guru nahm ſich dies ſo zu Herzen, daß er auf kurze Zeit des Verſtandes beraubt wurde. Er blieb aber dem Vorſatze, ſein Volk aus dem muhammedaniſchen Joche zu befreien, unerſchütterlich getreu und ſtarb als ein Märtyrer für die Freiheit ſeines Vaterlandes. Bahadur Schah, der Nachfolger des Orangſib, ſuchte den gewaltigen Krieger und ſein unbeugſames Gefolge durch Milde und Freundlichkeit zu gewinnen. Gowind, ſo lautet wenigſtens eine Angabe, erhielt im Dekkan ein kleines Lehen, konnte aber auch hier ſeinem Lebensplane, gegen die Muſelman zu kämpfen, nicht entſagen. Von dem Dolche eines afghaniſchen Kriegers getroffen, ſtarb er (1708) zu Nander, eine Stadt am Godaweriſluſſe, 24 Meilen von Haiderabad entfernt. Mit Recht ſind die Sikh ſeines Lobes voll und ſtellen ihn auf eine Stufe mit Nanak. Guru Gowind, ſagt einer derſelben, iſt der zehnte Awatar; er war als Löwe geboren und zeigte ſich als Singh ſein ganzes Leben lang; er vernichtete die ruchloſen Türken und erhöhte den Namen des Herrn. In den Schlachten konnte ihm Niemand widerſtehen, weder die Radſchah der Hindu noch die Chane der Muſelman. Auf Befehl des Ewigen hat der große Guru die wahre Erkenntniß unter

den Menschen verbreitet und die Kirche eingerichtet. Dieser Lehrer gründete den Staat der Singh und hat dadurch die ganze Welt mit Angst erfüllt. Die Tempel und heiligen Plätze, die Begräbnisse und Moscheen, sie alle hat er verwüstet, vernichtet; er hat die Wedas und die Puranas, die sechs Schastras und den Koran verworfen; er hat das Gebet der Moslem abgeschafft und ihre Sultane erschlagen; alle Sekten hat er verwirrt und vernichtet. Als auf Befehl des Guru Gowind die Singh zum Schwerte griffen, erzitterten die Türken und die Glaubensnormen Muhammed's wurden abgeschafft. Die Trommel des Sieges rollte in der Welt und Furcht und Schrecken waren verschwunden. So ward die dritte Religion gegründet und nahm täglich zu an Macht.

Guru Gowind hatte keinen Sohn hinterlassen. Eine Prophezeiung hatte überdies die vom heiligen Geiste bewegten und geleiteten Führer auf zehn beschränkt. Deshalb ward jetzt weder eine Versammlung der Gläubigen zusammengerufen, noch ein neuer Lehrer und Führer erwählt. Gott allein, sagte ja der sterbende Guru, ist unmittelbar der Beschützer und Leiter seiner Kirche. Der Freund und vieljährige Begleiter des verstorbenen Guru, Banda mit Namen, hielt die junge Gemeinde zusammen; er foderte sie auf, die Verwirrungen, welche nach dem Tode Orangsibs in Hindostan entstanden, zu benutzen und wegen der erduldeten Drangsale, wegen der Ermordung des Guru und seiner ganzen Familie an ihren Verfolgern Rache zu nehmen. Der Statthalter des Kreises Sirhind, welcher die unmündigen Söhne Gowinds hatte hinrichten lassen, ist das erste Opfer. Dieser Befehlshaber und alle seine Truppen wurden, da kein

Pardon ertheilt ward, bis auf den letzten Mann niedergehauen: ein gleiches Loos traf nach der Einnahme Sirhind's die unschuldigen Kinder und Frauen eines andern muhammedanischen Großen. Den größten Theil der Einwohner der Stadt fraß das unerbittliche Schwert dieser Wütheriche. Selbst alle öffentlichen Gebäude und Moscheen wurden niedergerissen. Durch solch einen Erfolg begeistert, glaubten die Sikh, von nun an könne ihrer Macht nichts mehr widerstehen. In der That unterwarfen sie sich auch, während eines Zeitraumes von wenigen Monaten, alles Land zwischen der Satledsch und der Dschamna, setzten selbst über diesen Fluß und machten verwüstende Streifzüge bis nach Mittelindien. Jede nur ersinnliche Gräuelthat ward gegen die Unterthanen des Padischah Bahadur verübt: wer sich nicht alsbald zu dem Glauben der Sikh bekennen und ihre Tracht annehmen wollte, der ward ohne alles Erbarmen eine Beute des Todes. Bahadur Schah beeilte sich nun, den Krieg mit den Maharatten und Radschputen, den ihm sein Vater hinterlassen hatte, vor der Hand wenigstens durch einen Waffenstillstand (1709) zu enden, um dann alle seine Streitkräfte gegen die Sikh richten zu können. Von der Niederlage, welche die Sikh jetzt erlitten, erhoben sie sich während der Wirren, die nach dem plötzlichen Tode des Bahadur Schah (1712) das großmongolische Reich zerrütteten, schnell zu neuer Macht empor. Dieser Fürst ist wahrscheinlich wegen seiner Hinneigung zu den Schiiten, von den Sunniten vergiftet worden. Bahadur war nämlich so unbesonnen, mit sunnitischen Geistlichen und Gelehrten religiöse Zankgespräche zu halten, und wenn wir einem Schiiten glauben dürfen, sie sämmtlich zu

beſiegen. Zu welchen Verbrechen aber Sekteneifer und beleidigte Eitelkeit verführen können, weiß Jeder, der die Begebenheiten der Weltgeſchichte und die geheimen Falten des menſchlichen Herzens kennt.

In den blutigen Kämpfen, die wie gewöhnlich um die Nachfolge im Reich entſtanden, verblieb der Sieg dem älteſten Sohne Bahadur's, dem ſchwächſten und unbedeutendſten der Prätendenten. Dſchehandar Schah, ſo nannte ſich dieſer Fürſt, hatte die Krone allerlei wunderlichen Zufälligkeiten, dann zunächſt dem Emir al Omra, Sulfikar Chan zu verdanken, welcher gleich ausgezeichnet war als Krieger und Staatsmann. Der neue Padiſchah iſt aber dieſer hohen Stelle in keiner Weiſe würdig; der alte Eradet Chan nennt ihn geradezu einen „elenden Dummkopf" und verſichert bei allem was heilig iſt, daß er die Wahrheit ſage, ohne Haß und ohne Liebe. Man erfuhr bald, daß der Fürſt, dem Müſſiggange, dem Weine, den Weibern und allen andern ſinnlichen Genüſſen ergeben, die wichtigſten Stellen des Staats an Sänger und Muſikanten verleihen wollte und zum Theil auch verlieh. Man ſah, wie ein Gemüſeweib und ihre ganze Verwandtſchaft, weil ſie das Glück hatte, mit einer Schönheit des Harems bekannt zu ſein, als dieſe noch die Menge in den Straßen beluſtigte, mit Reichthümern überſchüttet wurde, und Alles ward über die Anmaßung und den Hochmuth dieſes niedrigen Geſindels empört. Mit jedem Tag vermehrte ſich die Anzahl der Unzufriedenen: eine erfreuliche Ausſicht für den einzigen noch vorhandenen Sproſſen Baber's, welcher unter dieſen Umſtänden hoffen konnte, die Herrſchaft mit leichter Mühe an ſich zu reißen.

Ferochsir, so hieß dieser Prinz, hatte sich, als Dschehandar Schah alle seine Verwandten hinrichten und selbst die Leichen schmachvoll mishandeln ließ, nach den östlichen Grenzländern des großmongolischen Reiches geflüchtet und ward dort von einer Siudfamilie, welcher die Verwaltung der Provinzen Allahabad und Behar übertragen war, freundlich aufgenommen. Die Siud, vorgebliche Nachkommen Muhammed's, waren in Indien sehr zahlreich und erfreuten sich eines großen Anhanges. Orangsib hielt es schon für nothwendig, seine Nachkommen vor dem Einflusse und dem Ehrgeize dieser Genossenschaft zu warnen. Man solle sie, so sprach der Fürst in seinem letzten Willen, mit Ehrfurcht behandeln, sie aber niemals zur Macht erheben. An der Spitze dieser Siud standen die Brüder Abdallah Chan und Husain Ali. Diese tapfern, staatsklugen Männer, welche vor keinem Verbrechen zurückwichen, sobald es sich darum handelte das vorgesteckte Ziel zu erreichen, schlugen die Heere, welche Dschehandar Schah und Sulfikar ihnen entgegenstellten, und erhoben (1713) ihren Schützling auf den Thron Hindostans. Beide, der Schah und sein Großwesir, fielen in die Hände der Sieger und wurden hingerichtet. Ihre Leichen wurden, mit dem Rumpfe abwärts gerichtet, an einen Elephanten gebunden, welcher den Triumphzug des neuen Padischah durch Delhi begleitete. Die Köpfe wurden auf hohe Spieße gesteckt und auf beiden Seiten einhergetragen. Als dieses gräßliche Schauspiel zu Ende war, sind die Leichname abgebunden und auf die öffentliche Straße, vor den Eingang zur großen Moschee hingeworfen worden, wo sie einige Tage lang der niedrigsten Volksklasse zum ergötzlichen Schauspiele dienten.

Als der Padiſchah Ferochſir den Thron ſeiner Väter beſtieg, waren die Sikh die Herren eines großen Theils der nordweſtlichen Länder des großmongoliſchen Reiches. An ihrer Spitze ſtand der wilde Banda, welcher darauf ausging, das volksthümliche Gemeinweſen des Guru Gowind aufzuheben und ſich eine Krone zu erwerben. Anſtatt des von Gowind angeordneten Grußes ſollte man: Sieg der Religion! Sieg der Kirche! ſagen. Die blaue Kleidung ſowie Fleiſchſpeiſen jeder Art wurden verboten, dann auch andere Veränderungen vorgenommen, ohne die Verſammlung der Häuptlinge oder die Akali darum zu befragen. Dieſe Unſterblichen, deren Einfluß und Macht gebrochen werden ſollte, waren natürlich ſolchen Neuerungen ſehr entgegen. Viele von ihnen büßten ihre Beharrlichkeit bei den hergebrachten Einrichtungen mit dem Leben. Die meiſten Sikh fügten ſich aber, aus Furcht vor der unmenſchlichen Grauſamkeit dieſes Mannes, der neuen Ordnung. Die Aufmerkſamkeit des neuen Herrſchers von Delhi mußte ſich alsbald nach dem Pendſchab richten. Lahor war von den Sikh eingenommen und der Statthalter ermordet worden. Der Commandant in Kaſchmir, ein tapferer türkiſcher Häuptling aus den Gegenden jenſeits des Oxus, erhielt Befehl, ein neues Heer zu werben, um dieſen Mord zu rächen und das Land von den Sikh zu reinigen. Banda und ſeine Scharen wichen vor der Tapferkeit und der Uebermacht der friſchen durch das indiſche Klima noch nicht verweichlichten Duranitruppen zurück; ein großer Theil der Sikh, mit dem Anführer an der Spitze, flüchtete nach einer nördlichen Bergfeſte und erduldete hier alle Drangſale des Hungers und des Durſtes. Sie

mußten ſich endlich den Truppen des Padiſchah ergeben. Die abgemagerten Gefangenen wurden, nachdem ihnen Hände und Füße gebunden waren, enthauptet und in den nahen Fluß geworfen. Nur die Anführer ſparte man für einen Triumphzug auf; ſie wurden auf lahmen und ſchlechten Eſeln und Kameelen nach Delhi geführt. Bei ihrem Einzuge in die Hauptſtadt ſetzte man Jedem eine papierene Kappe auf, und eine Anzahl Köpfe der Genoſſen, auf Spieße geſteckt, ward vor ihnen hergetragen.

Die Wuth des gemeinen feigen Haufens zu Delhi, der von Glaubenshaß und Rache beſeelt war, kannte keine Grenzen: hätten ſie nicht die Duranitruppen beſchützt, ſo wären die Sikh lebendig zerriſſen worden. Auf Befehl des Padiſchah wurden in den Gängen des Baſars täglich hundert der Gefangenen enthauptet. Keiner von ihnen bekannte ſich zum Islam, keiner flehte um ſein Leben. Die Singh ſtritten ſich im Gegentheile um die Ehre, wem zuerſt die Seligkeit des Märtyrthums zu Theil werden ſollte. Endlich kam auch die Reihe an Banda. Man gab ihm den Sohn in die Hand und befahl dem Vater, ihm eigenhändig die Gurgel entzweizuſchneiden. Banda gehorchte ſogleich, ohne einen Laut von ſich zu geben. Jetzt ward ihm ſelbſt mit glühenden Zangen das Fleiſch vom lebendigen Leibe geriſſen, bis er unter den furchtbarſten Qualen, die er mit der größten Standhaftigkeit ertrug, ſein Leben geendet hatte. Bandas Geſicht hatte einen angenehmen Ausdruck und zeigte von Verſtand und Einſicht. Dies bewog einen Vertrauten des Ferochſir das Haupt der Sikh mit folgenden Worten anzureden: Es iſt mir unbegreiflich, daß ein

Mann, aus deſſen ganzem Weſen ſo viel Verſtand und Scharfſinn leuchtet und der auch in der That außerordentliche Beweiſe ſeiner mannigfachen Fähigkeiten gegeben hat; es iſt unbegreiflich, daß ſolch' ein Mann ſich ſo ſchrecklich ruchloſe Thaten zu Schulden kommen laſſen konnte, die ihm nothwendig in dieſer wie in jener Welt zum Verderben gereichen mußten. Banda ſoll, ohne das Geſicht zu verändern, hierauf Folgendes erwidert haben: Wenn die Menſchen in dem Grade laſterhaft und ſchlecht werden, daß Redlichkeit und Gerechtigkeit keinen Schutz mehr finden auf Erden, dann erweckt die Gottheit gewöhnlich ſolch eine Geiſel, wie ich war, um die böſe Rotte zu verderben. Sind die Menſchen gehörig beſtraft, dann wird ein anderer Mann beſtellt, um den Züchtiger zu züchtigen. So wenigſtens lautet die Nachricht in den freilich parteiiſchen Berichten der muhammedaniſchen Geſchichtſchreiber. Nach dieſer großen Niederlage, nach der Hinrichtung ihres Häuptlings und ihrer vorzüglichſten Anführer (1716) ſuchten und fanden die kleinen Häuflein der entronnenen Singh in den Alpenlandſchaften und Schluchten am ſüdlichen Abhange des Himalajagebirges eine ſichere Zuflucht. Sie ſtanden wol zu dieſem Zwecke, um ſich einen Rückzug offen zu halten, ſchon ſeit längerer Zeit mit den einheimiſchen Radſchah dieſer Gegenden in freundlichen Verbindungen. Die Singh erſcheinen zuerſt wiederum im offenen ebenen Lande während der Wirren, welche nach dem Rückzuge Nadir Schahs in Hindoſtan ſich erheben. Wir finden ſie als Räuber und Weglagerer auf ihrem alten Tummelplatze, im Fünfflußgebiete.

Es war die Abſicht des Siud, dem Padiſchah, wel-

chem sie zum Reiche verhalfen, den eiteln Glanz und die Ehre des Thrones zu lassen, während sie selbst aller Hülfsquellen des Reichs sich bemächtigen und unter dem Namen eines Nachkommen des Hauses Timur die Herrschaft führen wollten. Obgleich ein feiger Schwächling und in jeder Beziehung ein niederträchtiger Mensch, so war doch Ferochsir keineswegs hiemit zufrieden. Unter mannichfachen Zwistigkeiten und wiederholten, von keiner Seite ehrlich gemeinten Aussöhnungen gingen einige Jahre dahin, bis endlich die Siud durch eine Verbindung mit den Maharatten sich stark genug fühlten, den Padischah abzusetzen und zu ermorden (1719). Sie brachten unter furchtbarem Blutvergießen an dessen Stelle einige unmündige kränkliche Knaben nacheinander auf den Thron Hindostans. Als diese aber in wenigen Monaten dahinstarben und sie es noch nicht wagen durften in eigenem Namen die Herrschaft zu führen, erhoben sie einen andern, wenn auch ebenso schwachen, aber doch gesunden und gutberathenen Jüngling, dem sie, unter andern prachtvollen Titeln, auch den Muhammed Schah beilegten. Der siebzehnjährige Muhammed suchte alsbald sich der unerträglichen Herrschaft des grausamen Brüderpaars zu entledigen, was ihm auch durch die von seiner schlauen Mutter ersonnenen Ränke und mit Hülfe einiger tüchtigen entschlossenen Männer, welchen die Macht der Siud schon längst verhaßt war, nach wenigen Monaten gelungen ist. Ein Theil dieser angeblichen Sprößlinge aus der Familie des Muhammed fand, sammt ihrem Anhange, durch Meuchelmord und Gift den Untergang; die andern fielen im offenen Kampfe gegen ihren Fürsten. Die Macht der Singh war bereits vor einigen

Jahren gebrochen und man hätte nun hoffen können, das Reich der Timuriden würde ſich zu neuem Glanz erheben. Dies war aber keineswegs der Fall. Muhammed Schah fehlte es ſowol an Einſicht wie an Muth, um den Ehrgeiz und die Habſucht der Großen zu zügeln; er umgab ſich mit einer Menge ſchmeichelnden Hofgeſindes, in deſſen Geſellſchaft er mit den ſchmutzigſten ſinnlichen Freuden ſeine Zeit vergeudete und die Staatsgeſchäfte vernachläſſigte. Unter dieſen Umſtänden ging das Reich der Timuriden ſichtbarlich ſeiner Auflöſung in mehrere Herrſchaften entgegen, welche, wie das Beiſpiel des Niſam al Mulk und die Fortſchritte der Maharatten zeigen, durch die Umwälzungen an der Nordweſtgrenze des Landes nicht hervorgerufen, ſondern blos beſchleunigt wurde. Das Reich der Großmongolen wäre auch ohne den Eroberungszug Nadirs nach Delhi zu Grunde gegangen.

Die Laſten der Landbeſitzer im Fünfflußgebiete waren unerträglich. Die unglücklichen Unterthanen des großmongoliſchen Reiches ſollten die nun geleerten Staatskaſſen zu Delhi durch ihren Schweiß wieder anfüllen: man war unbarmherzig genug, ihnen, die ohnedies ſo viel gelitten hatten, noch zuzumuthen, die Beute und den Raub des Eroberns zu erſetzen. Die Bewohner des Pendſchab waren aber ärger gepeinigt als die der andern Provinzen. Da ſie vermöge des Friedens Nadir gehörten, ſo verlangte man von ihnen, daß ſie die Summen erſchwingen, zu welchen Muhammed Schah ſich verpflichtet hatte. Wird ihm die bürgerliche Geſellſchaft unerträglich, ſo tritt der Beſſere und Tüchtigere heraus, ergreift das Räuberhandwerk und wird der Feind aller

Derjenigen, die sich der bestehenden Tyrannei fügen, welche durch Dulden oder Handeln sie unterstützen. Es geht der Mensch in den ursprünglichen Zustand vor der Gründung der großen Staatenvereine zurück und ist vollkommen in seinem Rechte. So auch die Landbesitzer im Pendschab. Um sich von dem sklavisch gehorchenden Volke und den muselmanischen Herren auch äußerlich zu trennen, schwang ein großer Theil die Fahne des Guru Gowind. Wah Gurudschi ki Fateh, Heil und Sieg den Jüngern des Guru, war das Losungswort, unter welchem sie zusammentraten und sich gegen ihre Tyrannen erhoben. Die Heiligkeit der Formel entschuldigte Mord und Raub, in ihrem Namen konnte man, wie so häufig in der Weltgeschichte, jede Schandthat begehen.

Die Bauern des Pendschab vertauschten jetzt die Pflugschar mit dem Schwerte. Rottenweise ließen sie sich vermittelst der Einweihungsceremonie des Waschtrankes unter den Fahnen des Guru Gowind anwerben, wählten ihre Hauptleute, fielen Dörfer und Städte an, raubten und mordeten. Es waren dies anfänglich Banden von zehn bis zwanzig Personen, in dem Hindudialekte des Landes Dscharwi oder Straßenräuber genannt, welche ohne allen Zusammenhang unter sich selbst auf eigene Gefahr und zum eigenen Vortheil auf Beute ausgingen, wovon allen Genossen gleiche Theile gereicht wurden. Der Name eines kühnen glücklichen Anführers war bald, wie dies zu geschehen pflegt, auf einer großen Landstrecke bekannt. Er hatte nun am meisten Zulauf; zu ihm zogen die größten Waghälse, die wildesten, grausamsten Kerle. Der erste Raub ward gewöhnlich auf gute Interessen angelegt. Man verschaffte sich damit bessere

Waffen; man rüstete sich, um größere Züge unternehmen und reichere Beute machen zu können. Bald fühlte die Bande sich kräftig genug, ganze kleine Districte zu besetzen. Hier wurden nun zum Trotze der Statthalter von Lahor offene Lager, Dehras geheißen, aufgeschlagen, aus welchen in der Folgezeit, wie aus den Lagern der römischen Legionen, mehre größere Ortschaften und Städte hervorgegangen sind. Wenn der Heerbann der Semidare, wenn die ihnen an Anzahl überlegenen Reiterscharen der Nawab sich versammelten, um die Banden zu umzingeln, so liefen die Räuber eilends in die verschiedensten Richtungen auseinander, zogen sich, wie vorher verabredet, nach einem bestimmten Vereinigungsplatze zurück in die Moorlande des Nordens oder in die schwer zugänglichen Thäler der südlichen Abhänge des Himalaja. War die Gefahr vorüber, hatte sich die Landmiliz aufgelöst und waren die Truppen der Regierung in ihre Garnisonen zurückgekehrt; dann brachen die Sikh wieder aus ihrem Versteck hervor und begannen das Räuberhandwerk von neuem. So verfuhren sie auch, sobald der Afghane Ahmed Schah ins Fünfflußgebiet einfiel. Nur einigemal waren die Jünger Gowinds unvorsichtig genug, sich von den Durani überraschen zu lassen, und wurden dann schonungslos niedergemetzelt. Eine Niederlage unfern Lodianah (1762) ist unter dem Namen Chalu Chara oder das Blutbad berühmt. Es sollen nach einer Angabe 25000, nach einer andern 12000 Mann auf dem Platze geblieben sein.

Unter diesen Umständen hoben sich die Vorfahren des Ranadschit Singh schon ziemlich frühe zu überwiegender

Macht empor. Von dem Bauersmann Diſu, dem Urahnen der fürſtlichen Familie des Pendſchab, iſt weiter nichts bekannt, als daß er ein Dſchat war aus dem Sanſi Klane und drei Hufen Landes beſaß, mit einem Brunnen darin. Nach den Brunnen wird im Pendſchab an den Plätzen, wo die Flüſſe zur Bewäſſerung nicht verwendet werden können, der Beſitz gerechnet. Dieſer Bauer wohnte in dem Dorfe Sukardſchak, in dem Diſtricte Mandſchhi, zwiſchen dem Rawi und Beyah gelegen. Sein Sohn Nodh Singh freite um die Tochter eines Gutsbeſitzers, Gulab geheißen, welcher ſich bereits zur Religion des Nanak bekannte. Der Uebertritt zum Glauben der Familie der Braut war die Bedingung der väterlichen Einwilligung. Der junge Bauersmann ſchlug ein; er verkaufte ſein Erbe, gürtete ein Schwert um die Hüften, nahm eine Flinte auf den Rücken, ſetzte ſich aufs Pferd und ward Freibeuter in der Bande eines berühmten Häuptlings, Kapur Singh. Nach dem Tode des Nodh (1760) verſchmähte es ſein Sohn Tſcharat Singh unter einem Hauptmann zu dienen. Er trennte ſich von der Bande und war glücklich genug mit Hülfe ſeiner Brüder eine neue auf die Beine zu bringen, die bald durch Kühnheit und Glück einen großen Ruf erlangte. Durch den Einfluß der Familie ſeiner Frau erhielten die Räuber in einem Dorfe unfern Lahor einen ſichern Schlupfwinkel, der vortrefflich gelegen war zu Raub- und Plünderungszügen gegen die reichen Bewohner der Kreishauptſtadt. Tſcharat erhielt bald einen großen Ruf und außerordentlichen Zulauf. Die nächſte Umgegend, ſelbſt die Straßen Lahors wurden unſicher. Der afghaniſche Statthalter mußte ſich endlich zum Kampfe mit den

verwegenen, an Zahl täglich zunehmenden Banden entschließen. Seine eigenen Truppen dünkten ihm aber nicht hinreichend zu diesem Unternehmen. Der Commandant von Lahor entschloß sich nun in einer unglücklichen Stunde, andere Sikhbanden in Sold zu nehmen, um sie gegen die mächtigen Haufen des Tscharat zu führen. Sie gingen, wie zu erwarten war, mitten im Treffen zu ihren Brüdern über. Der Afghane mußte sich glücklich schätzen, auf einem flüchtigen Pferde entrinnen (1761) und seine Schmach innerhalb der Mauern Lahors verbergen zu können. Sein ganzes Lager, all' sein Kriegsgeräthe fiel in die Hände der treulosen Sikh.

Was half es, daß Ahmed im folgenden Jahre herbeieilte und die Räuberhorden züchtigte, daß er den Tempel der Sikh zu Amritsir in die Luft sprengen und den heiligen Wasserbehälter mit dem Blute und dem Eingeweide der heiligen Kühe verunreinigen ließ: — ein furchtbares Verbrechen in den Augen der Jünger des Guru Gowind. Kaum daß die Nachricht erging, der König der Durani sei über den Indus zurückgekehrt, so krochen die Sikh aus ihren nördlichen Thalschluchten und Sumpfwaldungen hervor, strömten haufenweise nach Amritsir und hielten eine Volksversammlung, um sich über die Unternehmungen, wie man an dem Feinde blutige Rache nehmen könne, zu berathen. Es hatte nämlich für den Augenblick die gemeinschaftliche Gefahr alle Bandenführer vereinigt. Zuerst zogen die Reiterscharen nach dem benachbarten von den Muhammedanern bewohnten Kasur. Der Ort wird eingenommen und rein ausgeplündert. Durch den Erfolg ermuthigt und durch die große Beute, die sie in Kasur machten, zu weiterm

Raube angetrieben, beſchloſſen die Sikh ihre ganze Macht zu vereinigen — ſie ſollen damals bereits 40,000 Bewaffnete gezählt haben — und Sirhind anzugreifen. Die Muſelman wurden geſchlagen; der Befehlshaber dieſes bedeutenden Platzes blieb ſelbſt im Treffen. Die Wuth der glaubenstollen Sikh gegen dieſe wichtige volkreiche Stadt kannte keine Grenzen; denn hier wurden die Söhne, hier ward einer Sage nach Guru Gowind ſelbſt durch Weſir Chan, den Statthalter Drangſib's, zu Tode gemartert. Sie machten Sirhind zu einem Schutthaufen und auch nicht ein Haus blieb unverſehrt. Sirhind iſt heutigen Tages noch den Sikh ein verhaßter Ort. Einen Stein gegen dieſe verruchte Stadt zu werfen, drei Ziegel von den Wällen abzubrechen und ſie in die benachbarten Flüſſe Satledſch oder Dſchamna zu ſchleudern, gilt für eine verdienſtliche Handlung unter den Jüngern Gowinds.

Ahmed erſchien neuerdings (1763), ohne aber gegen die flüchtigen Sikh etwas ausrichten zu können. In den Ruinen Sirhinds hörte er von einem Aufſtande zu Kandahar. Er mußte mitten im Sommer längs des weſtlichen Ufers der Satledſch und der Wüſte nach Multan und von da nach der Heimat eilen, um daſelbſt die Ruhe herzuſtellen. Seine Durani, Balutſchen und Usbeg litten furchtbar ſowohl von der Hitze Indiens wie von der Kälte Afghaniſtans, wo ſich damals der Winter ſehr früh eingeſtellt hatte. Nur noch einmal (1767) zog der König nach Hindoſtan; aber auch dieſe Heerfahrt blieb erfolglos. Wie Raben umſchwärmten die Sikhreiter das nach der Heimat zurückkehrende Heer der Durani, beunruhigten bald dieſe bald jene Seite, plün-

derten das Gepäcke und mordeten die Nachzügler. Hielt man Stand, um sie zu züchtigen, so waren sie in der Eile auf und davon. Dies erregte solch einen Mismuth unter den Afghanen, daß sie geradezu erklärten, in Indien würden sie nicht mehr dienen. Ahmed mußte also der Nothwendigkeit nachgeben und die Sikh in den beiden Provinzen Lahor und Sirhind gewähren lassen. Ihre Macht verbreitete sich nun in der größten Schnelle über diese Länder; Lahor ward (1764) genommen und unter vier Häuptlinge getheilt. Jeder Sirdar suchte unter der allgemeinen Verwirrung, soweit seine Macht reichte, Land an sich zu reißen. Die zahlreichen Häuptlinge erkannten Niemand als Oberherrn; Niemand hatte das Recht, sie zur Rechenschaft zu ziehen. Es waren auch, nachdem die ursprünglichen Einrichtungen im Laufe der Zeit ihre Geltung verloren, keine allgemeinen Satzungen vorhanden, nach welchen eine Herrschaft eingerichtet und ein bürgerliches Regiment geführt werden konnte. Zu einem tüchtigen, bewährten Häuptlinge schlugen sich Verwandte, Freunde und Abenteurer, die sämmtlich auf ein gleiches Ziel losgingen. Nicht um die Gunst des Herzogs, noch um Sold diente und gehorchte man dem Führer; gleiche Theilung alles Erworbenen, sei es liegende oder fahrende Habe, Menschen und Vieh war die stillschweigende Bedingung. Das eroberte Land gehörte gleichmäßig der ganzen Genossenschaft, Misal genannt; dem Herzog gebührte im Kriege die Anführung, und auch im Frieden hatte er nicht durch ein Recht, sondern durch seine Stellung und Ansehen bei der Genossenschaft eine Art schiedsrichterlicher Gewalt. Man gehorchte ihm nur insoweit, als es das

eigene Intereſſe oder in gefährlichen Zeitläuften das Wohl des Ganzen erheiſchte. Jede Genoſſenſchaft handelte übrigens in allen vorkommenden Angelegenheiten, wie es ihr gut dünkte, ohne nach dem Treiben der Andern zu fragen. Doch fanden beim Beginne des Sommers und Winters, im April und October, zu Amritſir Verſammlungen aller Häuptlinge und Gaugrafen ſtatt, wo über die allgemeinen wichtigen Intereſſen des Volkes wie über größere gemeinſchaftliche Kriegszüge der ſtreitenden Kirche berathen und Beſchluß gefaßt wurde. Bei ſolchen feierlichen Gelegenheiten badete ſich jeder zuerſt in dem heiligen Weiher, ging dann zu der Gurumata und ſprach, wie Einſicht und Vortheil es geboten.

Das Haupt der Genoſſenſchaft hatte die Verpflichtung, die Länder, Städte und Dörfer, je nach dem Verdienſte der Einzelnen und im Verhältniß zu den Roſſen und Summen, die ſie zur Bande brachten, unter die Geſellen zu vertheilen. Dem Anführer ward zuerſt ſein Theil ausgeſchieden, welcher natürlich den des gemeinen Freien weit übertraf, und dann den Andern die Marken und Aecker Landes zugewieſen. Sie gehörten ihnen von nun an als freies, keiner Abgabe unterworfenes Eigenthum; doch durfte Niemand ſein Gut an einen fremden, zur Genoſſenſchaft nicht gehörigen Mann verkaufen. Er konnte aber, wenn ihn die Noth dazu zwang, ſein Loos verſetzen und beſtimmen, wem und unter welchen Bedingungen das Erbtheil zufallen ſolle. Stirbt ein Sikh, ohne einen letzten Willen zu hinterlaſſen, ſo wird mit dem Erbe nach dem verſchiedenen Gewohnheitsrechte in den verſchiedenen Clans verfahren. Bald wird alle liegende und fahrende Habe gleichmäßig

unter der männlichen Nachkommenschaft vertheilt, nur daß der älteste Sohn ein doppeltes Loos erhält; bald wird das Besitzthum in gleiche Theile an die Mütter zum Besten ihrer Söhne vertheilt; bald auch als Majorat betrachtet und ungetheilt dem ältesten Sohne überlassen. Es sind dann zum Unterhalte der jüngern Familienglieder eigene Landestheile ausgeschieden. Hat der Verstorbene keine männlichen Sprossen, so erben die Witwe oder Witwen, der älteste Bruder oder dessen männliche Nachkommenschaft. Um den Streitigkeiten über die Hinterlassenschaft so viel als möglich vorzubeugen, wirft der männliche Erbe ein weißes Kleid über die Witwe oder Witwen, steckt ihnen einen Ring durch die Nase und sie werden jetzt als seine rechtmäßigen Frauen betrachtet. Sie müssen, so will es die Landsitte, dieser Nothwendigkeit sich fügen und in den Harem des neuen Besitzers wandern. Sind weder Söhne noch Brüder und Neffen vorhanden, so theilen gewöhnlich die Witwen unter sich nach gleichem Maße. Wie es aber bei ihrem Tode gehalten wird, finden wir nirgend angegeben. Unter solchen Erbgesetzen ward das Besitzthum nach und nach in viele Theile zersplittert. Die Gemeinen verarmten und verloren bald einem mächtigen Häuptling gegenüber ihren ganzen Einfluß, — ein Umstand, welcher viel zur schnellen Erhebung der Macht des Tscharat Singh und seiner Nachkommen beigetragen hat. Die wenigen bedeutenden Familien der Muselman und Hindu, welche sich unter der eisernen Herrschaft der Sikh behaupten konnten, verließen deshalb die Anordnungen ihrer Gesetzgeber, des Manu und Muhammed. Sie haben besondere Erbgesetze entworfen, damit das Besitzthum des

Hauſes beiſammen bleibe und ſie nicht aller Macht, alles Einfluſſes in dem Gemeinweſen beraubt würden.

Selbſtwehr und Selbſthülfe war die Norm in allen Streitigkeiten der Genoſſen untereinander. Beide, der Beleidigte wie der Beleidiger, foderten ihre Verwandtſchaft, ihre Freunde und Mannen auf und es begann dann eine Blutfehde, Gaha genannt, welche ſo lange dauerte, bis ſich die Parteien zu einem Austrage oder Sühne verſtanden. Aus dieſem Grunde wurden alle Höfe mit Gräben und Schanzen umgeben und ſelbſt die Häuſer in den Städten, wie in den mittlern Jahrhunderten des Weſtens, burgartig gebaut. Die unterworfenen Provinzialen ſind ganz zu Knechten herabgeſunken und dem Willen ihres Herrn preisgegeben; er mag Geldſtrafen über ſie verhängen, ſie einſperren und auf andere Weiſe mishandeln; der Provinziale kann bei Niemand klagen; Niemand kann ihm helfen. In einem ſpätern Zeitraum der ſtaatlichen Entwickelung des Sikhvolkes hatten die Sirdar die Macht errungen, zur Sühne grober Verbrechen und Vergehen Geldſtrafen zu erheben, welche nach dem Reichthum des Schuldigen angeſetzt wurden. Es ward und iſt dies noch heutzutage eine reiche Finanzquelle für die Häuptlinge und ihre habſüchtigen Beamten; zu dem Endzwecke werden alle Mittel, alle Peinigungen angewendet, um wirkliche oder Scheinverbrecher zum Geſtändniß zu bringen. Zahlen muß Alles, der Gewinnende ein Geſchenk, der Verlierende eine Strafe. Auch das ſcheußlichſte Verbrechen kann das erſte Mal mit Geld geſühnet werden. Wiederholtes Blutvergießen wird aber mit dem Verluſte der einen oder beider Hände, der Naſe und Ohren beſtraft. Die Todes-

ſtrafe kommt nur in äußerſt ſeltenen Fällen zur Anwendung. Das geſtohlene Gut muß die Gemeinde oder der Häuptling erſetzen. Wollen ſie ſich hiezu nicht verſtehen, ſo wird ihnen zur Vergeltung das Vieh fortgetrieben oder die Ernte weggenommen. Wenn die Fußſtapfen des geſtohlenen Viehes zu den Gemarken eines Dorfes nachgewieſen werden können, ſo muß dieſe Gemeinde für das Geſtohlene haften oder die Fußſtapfen jenſeits ihrer Grenzen nachweiſen. Wegen dieſer Grenzen entſtanden aber nach der Niederlaſſung der Sikh im Fünfflußgebiete viele Streitigkeiten. Die frühern Ein- und Abtheilungen aus den Zeiten der Herrſchaft der Padiſchah von Delhi, die von Kanuſchi oder Normgebern berichtet wurden, waren aufgehoben; die Gemeinden ſuchten bald dieſes bald jenes Land an ſich zu reißen; die Zwiſtigkeiten über Marken und Almende führten nicht ſelten zu Mord und Todtſchlag. Obgleich ſpäter allenthalben Fünfmännergerichte angeordnet wurden, um das Recht zu finden, ſo gehören doch die Zwiſtigkeiten über die Marken noch heutigen Tages zu den am häufigſten vorkommenden.

Neben dieſen gleichberechtigten Genoſſenſchaften gab es noch drei andere, die aus den verſchiedenen Verhältniſſen der Häuptlinge, welche bereits beſtanden als ſie ſich urſprünglich zuſammenfanden, hervorgingen oder aus den Bedingungen, unter welchen einzelne Genoſſen aufgenommen wurden. Häuptlinge geringer Macht ſchloſſen ſich nicht ſelten an mächtige Miſal an und erhielten zur Belohnung ihrer Dienſte, je nach dem Gutdünken der Markgenoſſenſchaft, mehr oder weniger Hufen Landes. Gefiel den Miſaldar, wie dieſe Häuptlinge genannt wurden, die Verbindung nicht, ſo konnten ſie ihr Be-

ſitzthum veräußern und ſich nach einem andern Gau begeben. Nicht ſelten waren die Sirdar auch von einem mehr oder minder zahlreichen Gefolge oder Geſinde umgeben, das den Befehlen des Herrn unterworfen war. Die Ländereien, welche dieſem Gefolge aus dem Allod des Herrn angewieſen ſind, können aus dieſem oder jenem Grunde wieder eingezogen werden; doch iſt es auch den Tabadar, ſo heißt dieſer Stand unter den Sikh, geſtattet, dem Häuptling den Dienſt zu künden und hinzugehen, wo Vortheil und Luſt ihn anzieht. Nicht ſelten verleiht der Sirdar kleine Theile ſeines Beſitzthums an arme Verwandte oder dürftige Glieder der Genoſſenſchaft, an Glücksritter oder Günſtlinge, welche ſich dafür zu allerlei Dingen, namentlich zu Kriegsdienſten verpflichten müſſen und deshalb Dſchagirdar heißen. Zieht der Häuptling zum Kampfe aus, ſo müſſen ſie aufſitzen, ſich wohlgerüſtet um ihn verſammeln und auf eigene Koſten dienen; dieſe Lehen können zu jeder Zeit wieder eingezogen werden. Die Markgenoſſenſchaft hat natürlich hierbei gar keine Stimme; denn es handelt ſich ja blos um das freie Eigenthum des Sirdars, welches er nach Belieben verwerthen kann. Es ſtand übrigens einem Jeden frei, einen Theil ſeines ächten Eigenthums für wohlthätige Zwecke an Geiſtliche und Bildungsanſtalten zu vermachen. Die Hufen Landes gehörten dann dieſen frommen Stiftungen auf ewige Zeiten. Niemand iſt, unter keinerlei Vorwand, befugt, ſie ihnen zu entreißen.

Zwölf Miſal oder Markgenoſſenſchaften waren jetzt vorhanden, welche, das dienende Gefolge nicht mitgerechnet, ſiebzigtauſend berittene Krieger liefern konnten. Die gemeinſchaftliche Gefahr hatte dieſe frechen Haufen, welche

auch dem ärgſten Verbrecher die Aufnahme geſtatteten, verbunden und bis jetzt von gegenſeitigen blutigen Fehden abgehalten. Als ſich aber die Durani aus dem Pendſchab zurückzogen und das Schwert der Rache nicht mehr über den Häuptern der Jünger Gowind's ſchwebte, fielen ſie ſelbſt übereinander her und zerfleiſchten ſich gegenſeitig. Es war des Raubens, Brennens und Mordens kein Ende; Gräuel auf Gräuel folgten in unendlicher Reihe. Die Geſchichte der Sikh bildet ein würdiges Seitenſtück zu dem verruchten Treiben der Nachkommen des merowingiſchen Chlodwig. Unter den zahlreichen Raubrittern ragten aber bald Tſcharat Singh und Maha Singh, Vater und Sohn, hervor; nicht weil ſie menſchlicher, weil ſie milder geweſen wären, als die andern mord- und blutdürſtigen Geſellen. Keineswegs. Unter den Reiterſcharen der Sikh hatten ſolche Eigenſchaften keinen Werth. Ja, ſie galten im Gegentheile für ſchandbare weibiſche Schwäche. Tſcharat Singh und Maha Singh erhoben ihre Macht und ihren Namen durch grenzenloſe Gewaltthätigkeiten; wo dieſe nicht ausreichten, nahmen ſie zu Hinterliſt und Verrath ihre Zuflucht. Solch ein wildes und gefahrvolles Leben kommt ſelten zu hohem Alter. Tſcharat ſtarb (1774) und hatte noch nicht die Funfzig erreicht. Der Räuberhauptmann konnte jetzt ſeiner Familie, die aus zwei Söhnen und einer Tochter beſtand, eine Herrſchaft hinterlaſſen, mit einem jährlichen Ertrage von 60,000 Gulden ſchweren Geldes. Maha Singh, der älteſte Sohn und Erbe, war damals blos zehn Jahr alt; da hielten mehre untergeordnete Häuptlinge die Gelegenheit für günſtig, ſich mit den Ihrigen von der Mitgenoſſenſchaft zu trennen, um ſelbſtändige

Herrschaften zu gründen. Die Freunde des Maha Singh handelten schnell und entscheidend. Bevor noch die Plane dieser Sirdar ganz reif waren, wurde einer derselben mit Heeresmacht überzogen und als Verräther der Genossenschaft durch den Verlust des Landbesitzes bestraft. Dies schreckte die Andern ab und der Misal ward zusammengehalten.

Unter den Hindu verloben die Aeltern oder die nächsten Verwandten nicht selten Kinder von zwei bis drei Jahren. Die Sikh haben diese wie viele andere brahmanische Sitten beibehalten. Die Heirath wird in der ersten Zeit der Mannbarkeit, im elften, zwölften oder dreizehnten Jahre geschlossen. Maha Singh war ebenfalls von seinem Vater als Kind mit einem Mädchen des Dschind-Klanes verlobt worden: im zwölften Jahre geschah die Vermählung auf dem östlichen Ufer der Satledsch, unter dem Zuströmen einer Menge Häuptlinge des Sikhvolkes. Zwei Jahre hernach ward ihm der Sohn Ranadschit geboren (2. Nov. 1780). Die Pocken befielen das Kind in so heftiger Weise, daß eine Zeit lang selbst sein Leben in Gefahr schwebte; nur große Geschenke an Brahmanen, an heilige Einsiedler und Kirchen, so glauben die Aeltern, haben den Sohn vom Tode errettet. Aber auch das inbrünstigste Gebet der Frommen war nicht im Stande, das Augenlicht unversehrt zu erhalten. Ranadschit verlor ein Auge, und auf seinem Gesichte blieben eine Menge widerlicher Spuren dieser furchtbaren Krankheit zurück, die sich niemals verloren. Um diese Zeit hatten die Bhangdschi Sikh, die mächtigste Genossenschaft des Volkes, Multan und Bhavalpur eingenommen und in diesen reichen Städten nach

ihrer Weise furchtbar gehauſt. Das zog ihnen die Rache der Durani auf den Hals. Timur kam (1781) eilends von Kabal her. Die Räuber wagten es, den Afghanen in einer offenen Schlacht entgegenzutreten, erlitten aber ſolch eine furchtbare Niederlage, daß die ganze Genoſſenſchaft auf einige Zeit geſprengt wurde. Sie konnten ſich von jetzt an nie mehr zur ehemaligen Stärke emporſchwingen. Ein großer Theil derſelben wendete ſich zu Maha Singh, und die Macht dieſes Häuptlings ward dadurch ſehr erweitert. Noch mehr war dies der Fall durch die Verlobung ſeines Sohnes Ranadſchit mit Mehtab Kunwar (1785), aus dem Hauſe der Ghanni Sirdars, ſowie durch den kräftigen Beiſtand, welchen Maha Singh dem Rangharia Sirdar und dem Radſchah des Gebirgslandes Kangra in einer Fehde mit ihren Nachbarn leiſtete. Jetzt ſchon war Maha Singh der mächtigſte Fürſt des ganzen Fünfflußgebietes; nach und nach ward es Sitte, in allen Streitigkeiten, wo die Selbſthülfe nicht ausreichte, ihn zum Schiedsrichter der kämpfenden Parteien zu ernennen. Hierdurch entſtand eine verhältnißmäßige Ruhe und Ordnung, wie man ſie ſeit vielen Jahrzehnden nicht gekannt hatte. Mit Freuden ſah die Maſſe der Bevölkerung einer dem allgemeinen Räuberweſen ſteuernden Herrſchaft entgegen.

Maha Singh ſtarb bereits im ſiebenundzwanzigſten Jahre ſeines Alters (1792). Er wird von ſeinen Landsleuten als das Muſter eines echten vollkommenen Sirdars geprieſen. Maha war tapfer und klug und ging raſch auf das Ziel los, um Recht und Menſchenleben unbekümmert. In ſeinem ſiebzehnten Jahre kündigte er der eigenen Mutter den Gehorſam und ließ ihr nicht

den geringsten Einfluß auf die Regierung. Später ermordete sie der Sohn mit eigener Hand; er wollte sie in einem Liebeshandel mit einem Brahmanen überrascht haben —, eine Gräuelthat, welche dem Fürsten in den Augen seiner verwilderten Landsleute nicht im geringsten schadete. Nach dem Tode des Maha übernahm die Mutter Ranadschit's die Vormundschaft ihres jungen Sohnes, des einzigen, welchen der Sirdar hinterließ, und die Regierung des Landes. Sie ward hierin durch den ersten Beamten des verstorbenen Fürsten, Lachu Singh, unterstützt.

Von einer eigentlichen Erziehung Ranadschit's war keine Rede; niemals lernte er irgend eine Sprache lesen oder schreiben. Wozu jugendliche Lust und Muthwillen, wozu die früh erwachte Sinnlichkeit des südlichen Landes und aufbrausende Leidenschaften ihn antrieben, dies Alles ward ihm, vielleicht mit Absicht, in vollem Maße gestattet. Wahrscheinlich wünschten die Vormünder, der Jüngling möge sich zu Grunde richten, damit ihnen die Herrschaft bliebe. Das wilde Feuer des Vaters floß in den Adern des Sohnes; dem erhabenen Muster des Maha ahmte Ranadschit nach; jedes Verbrechen ward durch vorgebliche kindliche Pietät geheiligt oder doch wenigstens beschönigt. Auch hatte der Jüngling an seinem Onkel Dal Singh einen würdigen Rathgeber. Zuerst suchten sie die Vormünder aus dem Wege zu räumen. Den ersten Minister, Lachu, sandte man gegen einige aufrührerische Gutsherren. Auf diesem Zuge wird er bei Gelegenheit eines Wortwechsels, der zufällig entstand oder absichtlich hervorgerufen wurde, ermordet. Der junge Ranadschit und sein Onkel geriethen in Ver-

dacht, sie hätten diese That veranlaßt. Bald darauf ward die Mutter des jungen Fürsten unter einem ähnlichen Vorwande, welchen der Vater bei der seinigen angewendet hatte, vergiftet. Jetzt (1797) war der Sidar sein eigener Herr; er athmete freier und suchte auf der Bahn fortzuschreiten, die Vater und Großvater ihm vorgezeichnet hatten.

In diese Zeit fallen die wiederholten Heerfahrten Schah Siman's gegen Osten, welche, die einzige Folge die sie hatten, neuerdings unsagliche Verwirrung in dem Pendschab erzeugten und bei der ganzen Bevölkerung Hindostans große Bewegung veranlaßten. Die eine Partei, wozu alle Muhammedaner gehörten, blickte mit Sehnsucht und Hoffnung zu dem König der Durani empor und wünschte nichts mehr, als daß er komme, um sie von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreien. Die andere, Maharatten und Briten, sahen mit Bangigkeit und Furcht den neuen Stürmen entgegen, welche leicht ihre Herrschaft, wenn nicht ganz umstürzen, doch auf längere Zeit in Unordnung und selbst in Gefahr bringen könnten. Bei der Annäherung der Durani flohen die Sikh, wie sie ehemals gethan hatten, nach den nördlichen Sumpf- und Gebirgsgegenden und überließen dem Schah das entvölkerte Land. Siman zog (1797) in Lahor ein und rüstete sich bereits, gegen Delhi vorzurücken. Von Seiten der Briten wurden jetzt Vorkehrungen getroffen, um, wie es hieß, die Staaten ihres Bundesgenossen, des Nawab von Aud, gegen irgend einen Anfall der Durani zu schützen; zu diesem Endzwecke haben sie in der Gegend von Anapschehr ein zahlreiches Beobachtungsheer zusammengezogen. Der unmittelbare

Kampf zwiſchen England und Afghaniſtan ſollte aber noch auf längere Zeit hinausgeſchoben werden. Die Unterhandlungen der engliſchen Geſandtſchaften, die nach Teheran gingen, um die Perſer zu vermögen, die afghaniſchen Beſitzungen in Choraſan anzugreifen, wurden von einem glücklichen Erfolge gekrönt. Siman war dadurch gezwungen, ſeine Aufmerkſamkeit und Macht auf die Erhaltung der weſtlichen Länder zu richten und alle weitausſehenden Plane gegen Hindoſtan aufzugeben. Nun hatten die Sikh nochmals einen freien Spielraum im Pendſchab wie in den benachbarten Ländern, und bald ragt Ranadſchit Singh durch Klugheit und Macht weit über alle andern Sirdar empor.

Kaum hörte der König der Durani von dem Zuge der Perſer gegen Herat, und daß ſie die Anſprüche ſeines Bruders Mahmud unterſtützen, ſo eilt er von Lahor weg, um auf der nächſten Straße nach Kandahar zurückzukehren. Der Dſchelam war ſo bedeutend angeſchwollen, daß die Artillerie nicht hinübergebracht werden konnte; ſie verſank im Schlamme. „Ich weiß wol", ſchrieb Siman hierauf an Ranadſchit, „du wünſcheſt Lahor zu erhalten; wirſt du die Kanonen aus dem Bette des Fluſſes herausbringen und mir nachſenden, ſo können deine Wünſche in Erfüllung gehen." Und ſo geſchah es auch. Von den zwölf verſunkenen Kanonen wurden acht emporgehoben und dem Schah nachgeſchickt, welcher dagegen den Sikhhäuptling mit Lahor belehnte. Die vier andern konnte er erſt viele Jahre ſpäter (1823) heraufbringen. Ranadſchit ſuchte dann, auf die Belehnung des Schah ſich ſtützend, durch Liſt und Gewalt dieſen berühmten Ort den drei Sirdar,

die hier furchtbar hauſten, zu entreißen und ihn zur Hauptſtadt ſeiner Markgenoſſenſchaft zu erheben. In kurzer Zeit war ihm auch dieſes Unternehmen gelungen. Von Lahor gingen jetzt ununterbrochen Raubzüge aus wider alle Länder und Diſtricte, die noch, öſtlich und weſtlich der Stadt, den Afghanen gehorchten. Wollten ſie vor Mord und Plünderung ſicher ſein, ſo mußten ſie ſich zu großen Geſchenken oder zu einem jährlichen Tribute verpflichten. Dies Loos traf namentlich alle Bekenner des Islam. Verlaſſen von dem Duranireiche, das durch Bürgerkriege zerrüttet war, ſuchten ſie ſich, ſo bald und ſo gut es angehen mochte, mit dem Beherrſcher von Lahor abzufinden. Selbſt der Statthalter von Multan hielt es ſchon am Beginn des Jahrhunderts am ſicherſten, durch große Geſchenke die Heimſuchung Ranadſchit's fern zu halten. Bei Gelegenheit dieſer durch Fanatismus geheiligten Plünderungen wurden auch, unter dieſem und jenem Vorwande, die Sirdar anderer Genoſſenſchaften befehdet, zu Geſchenken oder zur Entrichtung beſtimmter Abgaben angehalten. Alle Bezirke, die ſich hierzu verſtanden, wurden dann zu Lahor öffentlich ausgeboten. Denjenigen Rentmeiſtern, welche die höchſten Summen boten, überließ der Maharadſchah die Eintreibung der Abgaben. Hat ſich doch der Fürſt in keiner Zeit zu einer höhern Anſicht der Staatsverwaltung erhoben! Solch ein Verfahren, ſolche Bedrückungen erregten natürlich Unwillen und Beſorgniß unter allen freien Sirdar des Volkes. Sie hatten auch bereits begonnen, auf Mittel zu ſinnen, wie der Druck der Herrſchaft entfernt werden könne, als durch Umwälzungen der Grenzländer die ganze Aufmerkſamkeit ſowol der

Häuptlinge als des Maharadschah selbst nach außen gewendet wurde.

Es war dies die Zeit der folgenreichen siebenjährigen Regierung des Lord Mornington, Marquis Wellesley. Ranadschit blickte mit lauerndem Sinne auf die Kriegsläufte in den benachbarten Ländern. Der Maharadschah hielt es nach reiflicher Ueberlegung für das Geeignetste, vor der Hand blos seine Plane zu verfolgen und sich nicht in fremde Händel zu mischen, obgleich er einigemal große Neigung verspürte, wie er später selbst im vertraulichen Gespräche englischen Offizieren sagte, Großbritannien den Krieg anzukündigen. Ranadschit wußte sich zu halten, selbst zu der Zeit, als der unerschrockene Dscheswant Rao Holkar, der letzte Maharattenfürst, welcher den Engländern bedeutenden Widerstand leistete, von Lord Lake verfolgt, mit einer immer noch starken Truppenmacht gegen das Pendschab zog (October 1805), in der Hoffnung, die Sikh und Afghanen zu vermögen, sich mit ihm zu verbinden. Holkar, bald enttäuscht, mußte sich den Bedingnissen fügen, welche die Feinde ihm vorschrieben. Dieses kluge Benehmen des Maharadschah legte den Grund zu einem freundlichen Einverständniß zwischen den Engländern und den Sikh, welches zu keiner Zeit seines Lebens wesentlich gestört wurde.

Ranadschit fuhr fort auf dem Wege der Usurpation und Gewaltthätigkeit, seine Macht über die benachbarten Gauen und Marken auszudehnen. Bald wurden sie unmittelbar mit den Besitzungen des Maharadschah vereinigt, bald auch den angestammten Sirdars als Lehen zurückgegeben, unter der Bedingung, den Gebieter von

Lahor als ihren oberſten Herrn anzuerkennen und eine Truppe bereit zu halten, die zu jeder Zeit in ſeinem Dienſte aufſitzen könne. Alle Häuptlinge der Sikh, auch die öſtlich der Satledſch, ſowie die zwiſchen dieſem Fluſſe und der Dſchamna, geriethen über dieſe ſchrankenloſe Erweiterung der Herrſchaft des Fürſten von Lahor in die größte Beſtürzung. Es blieb ihnen kein anderes Mittel, als ſich an Großbritannien zu wenden, welches bereits ſeit längerer Zeit dieſe neue indiſche Macht mit Mistrauen betrachtete. Schon Warren Haſtings war der Anſicht, die Vorſicht erheiſche es, ſich mit den Maharatten gegen die Sikh zu verbinden. „Laſſe man den Kriegerſtaat heranwachſen, ſo könnte durch ſie einſtens die Sicherheit des engliſchen Reiches in Indien gefährdet werden.“ Die Handelsgeſellſchaft ſah aber damals noch blos auf Geldgewinn und glaubte, dieſer wäre auch ohne Kriege und großen Länderbeſitz, die nur Unkoſten verurſachen, möglich; ſie war deshalb jeder Ausdehnung der britiſchen Herrſchaft in Aſien entgegen und misbilligte, wie man weiß, die kräftige, entſchiedene Politik des Marquis Wellesley. Sein Nachfolger, der alte kränkliche Lord Cornwallis, erhielt die gemeſſenſten Befehle, wo nur immer ohne augenblicklich ſichtbaren Schaden es anginge, die vor kurzem gemachten Eroberungen herauszugeben, dann die läſtigen koſtſpieligen Allianzen mit den einheimiſchen Staaten aufzuheben und ſich nicht mehr in ihre innern Angelegenheiten zu miſchen. Ranadſchit nutzte dieſe kurzſichtige kaufmänniſche Staatsweisheit vortrefflich; unter den Augen der Briten erweiterte er ſeine Herrſchaft nach allen Richtungen. Lord Minto, mit deſſen Statthalterſchaft (31. Juli 1807 bis 4. October

1813) andere Anſichten die Oberhand gewinnen, zeigt in einem Schreiben an den geheimen Ausſchuß der Oſtindiſchen Compagnie das Gefährliche dieſer neutralen Stellung. Es werde dadurch nur der Vergrößerungsſucht des Maharadſchah Vorſchub geleiſtet; ſeine Länder würden bald, wenn man die Sikhherrſchaften öſtlich der Satledſch nicht in Schutz nehme, bis an das Gebiet des engliſchen Reichs ſich erſtrecken. Ranadſchit, ward hinzugefügt, ſei aber ein ſehr unbequemer, ehrgeiziger Nachbar.

Dieſe geſunden ſtaatsmänniſchen Anſichten drangen endlich durch; die Häuptlinge der Sikh wurden mit ihrem Geſuche freundlich aufgenommen und erhielten die Verſicherung, man werde engliſcherſeits die Ausbreitung Ranadſchit's öſtlich der Satledſch niemals zugeben. Die Verbindung der Sikh-Sirdar mit den Engländern war aber natürlich dem Gebieter von Lahor ſehr verhaßt, was er auch durch Handlungen an den Tag legte. Der Maharadſchah ſetzte, im Angeſichte des engliſchen Abgeordneten Metcalff, der dagegen proteſtirte, mit einem bedeutenden Heere über die Satledſch und behauptete geradezu, nicht dieſer Fluß, ſondern die Dſchamna bilde im Weſten die Grenze der engliſchen Beſitzungen, ihn ſelbſt müßten aber ſowol als Statthalter von Lahor wie als Oberhaupt der Sikh alle Sirdar ſeines Volks, alle Häuptlinge der Muhammedaner bis zur Dſchamna als Lehensherrn anerkennen. Man hatte jetzt die Ueberzeugung erlangt, nur die Entfaltung der engliſchen Streitkräfte könne das gewünſchte Ziel herbeiführen. Colonel Ochterlony erhielt Befehl, mit einer Truppenmaſſe bis nach Lodianah, am öſtlichen Ufer der Satledſch vorzu-

rücken, worauf Ranadschit, der sich bewußt war, es mit der englischen Macht nicht aufnehmen zu können, über den Fluß zurückzog und sich den Wünschen Großbritanniens fügte. Er hatte ja erst vor kurzem erfahren, wie sehr seine ungeordneten Haufen in jeder Beziehung hinter den Sipahis und europäischen Truppen zurückstehen. Die muhammedanische Schutzwache des englischen Abgeordneten feierte nämlich in der Nähe des Lagers der Sikh das Todtenfest zu Ehren der beiden Söhne Ali's, was die Akali so sehr empörte, daß sie mit den Waffen in der Hand über die Moslem herfielen, um sie sämmtlich zu ermorden. Die Begleitung des Gesandten, blos aus zwei Compagnien einheimischer Infanterie und 16 englischen Reitern bestehend, rückte nun gegen die diese Anzahl beiweitem überwiegenden sogenannten Unsterblichen heran und tödtete Alle, welche ihr Heil nicht in der Flucht suchten. Nach der Beendigung des kurzen, aber blutigen Treffens kam Ranadschit alsbald in das Zelt des Abgeordneten und entschuldigte sich mit dem frevelhaften unbändigen Treiben der Akali, welche auf keines Menschen Befehl achteten. Der Maharadschah wäre, so wird aus einer andern ebenfalls glaubhaften Quelle berichtet, anfangs Willens gewesen, nicht nachzugeben. Aber die Vorstellungen seines Baders Asiseddin Fakir, sich den Wünschen der Engländer nicht zu widersetzen, hätten am Ende den Ausschlag gegeben. Es kam ein Vertrag zu Stande und Asiseddin ward zur Belohnung seiner weisen Rathschläge neben der Stelle eines Doctors auch die des ersten Diplomaten und Ministers der auswärtigen Angelegenheiten verliehen. Nach diesem zu Amritsir (25. April 1809) geschlossenen Ver-

trage verſpricht Ranadſchit, ſeine Macht niemals öſtlich der Satledſch auszudehnen, noch mehr Truppen zu halten, als es die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in ſeinen Staaten erheiſche; er werde die benachbarten Fürſten nicht mit Krieg überziehen, noch eines ihrer Länder ihnen entreißen. England verpflichtet ſich hingegen, den Maharadſchah als ſeinen beſten Freund zu behandeln und die Gebiete nördlich der Satledſch ihrem Schickſale zu überlaſſen. Alle Häuptlinge öſtlich des Fluſſes wurden jetzt von britiſcher Seite förmlich als Schutz- und Bundesgenoſſen aufgenommen. Man hielt es für angemeſſen, ſich vor der Hand nichts dafür zahlen zu laſſen. Nur ſollten ſie bei Kriegszeiten mit ihren Contingenten herbeieilen. Die Engländer ließen von nun an dem Fürſten des Pendſchab freien Lauf und beſchränkten ihre Verbindungen mit ihm auf formelle Schreiben und Staatsbeſuche. Die Reſidenten und Agenten in der Nähe des Fünfflußgebietes erhielten aber den Auftrag, alle Bewegungen des unternehmenden Mannes mit aufmerkſamen Augen zu verfolgen.

Der Maharadſchah wendete jetzt ſeine Macht gegen die nördlichen Gaugrafen und zwang einen nach dem andern, ſeine Oberherrlichkeit anzuerkennen. Die nähere Bekanntſchaft mit dem engliſchen Kriegsweſen erweckte in ihm den Wunſch, ebenfalls geſchulte Truppen zu beſitzen. Zu dieſem Endzwecke warb er eine Anzahl ausgedienter engliſch-indiſcher Soldaten und bildete aus ihnen eigene Rotten. Auch ward ein beſonderes Artilleriecorps errichtet, das unter einen eigenen Darogha oder Commandanten geſtellt wurde. Bei dieſen Beſchäftigungen und Beſtrebungen wird dem Gebieter von Lahor die

frohe Kunde, der entthronte Herrscher von Kabal Schah Schudschah, von dem Wesir Fateh Chan aus dem Lande gejagt, wende sich nach seinen Staaten, um hier Schutz zu erhalten. Der König wird von dem Gebieter der Sikh (1810) freundlich aufgenommen, bleibt aber dieses mal nicht lange in dessen Landen, sondern wendet sich wieder nach Peschawer, wo er anfangs mit Freuden empfangen, bald aber auch von hier vertrieben wird. Mahmud, der neue Schah von Kabal, und sein Wesir folgen ihm (1811) auf dem Fuß. Sie ziehen von Peschawer hinab zum Indus und setzen mit 12,000 Mann Afghanen über den Fluß. Bestürzung ergreift die Bewohner des Pendschab und sie fliehen in Massen von dannen.

Ranadschit stand alsbald von seinen gewöhnlichen Raub- und Streifzügen ab und eilt gegen den Indus, um die westlichen Grenzen des Landes zu decken. Unterwegs trafen ihn die Boten Mahmud's und brachten die freundlichste Botschaft von Seiten des Schah. Es seien die Afghanen, hieß es, keineswegs gesinnt, den Maharadschah zu bekriegen; sie wollten nur die Befehlshaber Kaschmirs und der Feste Atak züchtigen, die Schudschah in seinem Zuge gegen Peschawer unterstützt hätten. Die beiden Fürsten Mahmud und Ranadschit besuchen sich gegenseitig, wobei wahrscheinlich die Bedingnisse besprochen wurden, unter welchen man sich später zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verbinden wolle. Im folgenden Jahre ist Ranadschit mit der Unterjochung der Gaugrafschaften innerhalb der südlichen Alpenlandschaften des Himalaja, namentlich Bhimbar und Radschaor, beschäftigt, die er auch glücklich zu Stande

brachte. Es ward hierauf die Uebereinkunft zwiſchen dem Fürſten von Lahor und dem Schah förmlich abgeſchloſſen. Ranadſchit verſprach den Afghanen alle Erleichterungen auf ihrem Zuge gegen Kaſchmir zu gewähren und ſelbſt ein Hülfscorps zu ſenden. Dagegen verpflichteten ſich dieſe, dem Maharadſchah in der Eroberung Multans beizuſtehen und ihm einen Theil des Raubes, den man in Kaſchmir machen würde, zu überlaſſen. Es ſollte ſich dieſer wenigſtens auf 200,000 Gulden unſers Geldes belaufen.

Die Verbindung war wol von keiner Seite ernſtlich gemeint. Wie wäre auch zwiſchen Sikh und Muhammedanern eine dauernde Freundſchaft nur denkbar! Die Hülfstruppen des Maharadſchah konnten oder wollten den Weſir nur ſchlecht unterſtützen. Kaſchmir war bereits in den Händen des Fateh Chan, als die Sikh ankamen, und ſie wurden nun, ohne den geringſten Antheil an der reichen Beute zu erhalten, heimgeſandt. Der Weſir ſetzte ſeinen Bruder Aſem als Statthalter ein, eilte dann ſchnell nach der Ebene zurück, wo Ranadſchit die bedeutende Feſte Atak durch Verrath in Beſitz genommen hatte. Die Anſtrengungen des Weſir hatten anfangs einen glücklichen Erfolg, führten aber zu keinem Ziele. Atak blieb in den Händen der Sikh und die Herrſchaft der Afghanen öſtlich des Indus war zu Ende. Der Fürſt von Lahor ſucht nun, durch dieſes Glück noch mehr ermuthigt, ſeine Macht auf Koſten des Duranireichs nach allen Richtungen zu erweitern und wendet ſeine Waffen zuerſt gegen Kaſchmir. Der erſte Zug dahin iſt ſehr unglücklich ausgefallen. Die verweichlichten Truppen des Pendſchab waren nicht im Stande, die

Anstrengungen und Entbehrungen, welche ein Marsch über so hohe Gebirgsländer erheischt, zu ertragen; sie sind großentheils von dem kräftigen, dieser Alpengegenden kundigen Feinde aufgerieben worden. Das Schlimmste war aber, daß diese Niederlage des Maharadsch auf die frühern Eroberungen zurückwirkte und von mehren muhammedanischen Gebirgsfürsten zur Erlangung ihrer Unabhängigkeit benutzt wurde. Es mußten nun zuvor diese Widerspenstigen unterworfen werden, ehe man an einen neuen Zug gegen Kaschmir denken konnte.

Jetzt traten aber zwei Ereignisse ein, welche mittelbar sehr viel zur Erweiterung der Macht des Maharadschah beitrugen: die Vernichtung der Macht der Gorkha westlich der Gogra oder des Sardschufluſſes; dann der Untergang des Duranireichs und seine Auflösung in mehre Barakſiherrschaften.

Die Gorkhabesatzungen in den westlichen Forts und längs des östlichen Ufers der Satledsch — es sind die tapfersten, zuverlässigsten Truppen Hindostans — flohen nach dem Siege der Engländer in Masse nach dem Pendschab und waren froh, in dem Heere des Maharadschah ein Unterkommen zu finden. Ranadschit ward durch diese Hülfe in den Stand gesetzt, seine Unternehmungen gegen die Nachbarstaaten in größerm Maßstabe zu beginnen. Er wendete sich gegen die Länder am untern Laufe des Indus, gegen Sindh und Multan. Hafis Ahmed, der schwache Chan von Bhakkar, verstand sich zur Entrichtung einer großen Geldsumme, um die blutdürstigen, fanatischen Akali los zu werden. Einige Jahre später (1821) mußte sich Hafis ganz unterwerfen und froh sein, daß ihm die Stadt Derah Ismael Chan

mit einigen Bezirken als Lehen der Sikh gelaſſen wurde. Dem Moſaffar Chan von Multan, welcher ſchon ſeit mehren Jahren dem Maharadſchah Tribut entrichtete, wurden die Anfoderungen ſo unerträglich, daß er ſich entſchloß, mit den Waffen in der Hand ſich ihnen zu widerſetzen. Ranadſchit ſchien nichts Anderes zu bezwecken. Es gelüſtete ihm ſchon lange nach den großen Schätzen, die in der Feſtung aufbewahrt wurden. Multan ward belagert und nach einem tapfern Widerſtande von Seiten der Muhammedaner mit Sturm genommen. Die reiche Beute ward als Staatseigenthum erklärt und jeder Krieger gezwungen, ſeinen Raub ohne alles Entgelt herauszugeben. Wie ſehr mußte nicht Ranadſchit von ſeinen Truppen geliebt oder gefürchtet ſein, daß ſolch ein Befehl ohne Meuterei vollzogen werden konnte!

Als der Weſir des Mahmud Schah von Afghaniſtan in Kaſchmir ſeinen Einzug hielt, fand er Schudſchah in der Gefangenſchaft des Ata Muhammed, ein Sohn des ehemaligen Weſirs. Es hatte dieſer Fürſt furchtbare Mishandlungen zu erdulden. Der Stahl ſchwebte mehrmals über ſeinen Augen, und er ward mit gebundenen Händen und Füßen über den Indus gehalten. Es wollte nämlich Ata den großen Edelſtein Kohinor, der Lichtberg oder leuchtende Berg genannt, deſſen Werth auf mehr als 40 Millionen Gulden geſchätzt wird, von dem Schah erpreſſen. Schudſchah blieb ſtandhaft; er ließ ſich dieſen Schatz nicht entreißen, um ihn einige Jahre ſpäter an den Feind ſeines Hauſes und ſeines Glaubens zu verlieren. Der Weſir Fateh Chan ſchenkte großmüthigerweiſe, eine höchſt ſeltene Eigenſchaft der

Afghanen, seinem Feinde die Freiheit und beschwor den entthronten Schah, sich nicht zu den Sikh zu wenden, sondern nach Kabal zu ziehen, wo reichlich für ihn gesorgt werden solle. Schudschah mistraute, und dies wol mit Recht, diesen Versprechungen, und entschloß sich, lieber mit dem Anführer der Sikh nach Lahor zu ziehen. Der geblendete Siman Schah war bereits mit seiner eigenen Familie und dem Harem Schudschah's seit einiger Zeit daselbst und Ranadschit schien an dem Unglücke der vertriebenen Fürsten innigen Antheil zu nehmen. Nach einer Angabe soll die Hauptfrau Schudschah's, ein kühnes, entschlossenes Weib, ihn vermocht haben, der freundschaftlichen Einladung des Maharadschah Folge zu leisten; nach einer andern hätte sie ihn wiederholt gewarnt, diesem Heuchler, dem es blos um den Kohinor zu thun sei, zu trauen. Diese Warnung war, wenn sie gegeben wurde, nur zu sehr begründet.

Kaum war der flüchtige Fürst in Lahor angekommen, so verlangte der Maharadschah die Herausgabe des Edelsteins; der König sollte dafür ein Lehen mit einem festen Castell erhalten. Man leugnete, den Kohinor zu besitzen. Ranadschit drohte nun mit den ärgsten Verfolgungen und begann damit, den unglücklichen Fürsten sammt seiner ganzen Familie zwei Tage lang Hunger leiden zu lassen. Durch diese und andere Peinigungen gelangte der räuberische Sikh, der sich nicht scheute, das im ganzen Morgenlande heilige Gastrecht in so schnöder Weise zu verletzen, (1813) zu seinem Ziele. Dieser Raub sättigte aber keineswegs seine Habgier. Der Maharadschah ließ den Harem Schudschah's plündern und alles Kostbare, selbst die Weiberkleider, wegnehmen.

Ward es doch dann dem gefangenen mishandelten Afghanen überdies zum Verbrechen angerechnet, daß er darauf sinne, sich aus den Banden des Tyrannen zu befreien! Am Ende wird aber der listige Räuber von Frauenlist überwunden. Die Damen des Harems des gefangenen Schah verkleideten sich als Hindufrauen, entkamen so aus den Thoren Lahors und gelangten glücklich nach Lodianah, wo sie von den Engländern zuvorkommend aufgenommen wurden. Ihnen folgte bald Schudschah. Er stahl sich ebenfalls aus der Stadt und ging zu dem Gebirgsgrafen Kischtawar, um mit dessen Hülfe einen Versuch auf Kaschmir zu machen. Die Jahreszeit war aber zu weit vorgerückt und der Pir Panschal oder heilige Paß bereits zugeschneit. Die kleine Mannschaft der ehemaligen Majestät Afghanistans zerstreute sich, wie dies bei unglücklichen Kriegszügen im Osten gewöhnlich der Fall ist, auf der Stelle, und der Schah war nun in der elendesten Lage. Dem Hunger, der Kälte und allen erdenkbaren Mühseligkeiten ausgesetzt, irrte der Fürst lange Zeit innerhalb der Kutugebirge herum, bis er endlich die englische Station Sabathu an dem Fuße des Himalaja erreichte. Von hier begab er sich (1815) zu seiner Familie nach Lodianah, wo die britische Regierung ihm, gleichwie seinem geblendeten Bruder Siman, den Nanadschit, weil bei ihm nichts zu plündern war, freiwillig hatte ziehen lassen, einen Jahresgehalt aussetzte. Die beiden Familien verlebten nun die glücklichsten, ruhigsten Tage ihres Lebens.

Hadschi Firus, der Bruder Mahmud's und Schudschah's, behauptete sich unter allen Umwälzungen im Kaballande als Statthalter von Herat, wo er ein gräuliches Regiment

führte. Ein hartherziger Mongole seines Hofes bekleidete das Amt eines ersten Ministers, was die Afghanen nicht wenig verdroß. Der Hadschi fand aber in dem wilden barbarischen Menschen ein besseres Werkzeug seiner Rache, als jemals unter seinem freisinnigen, hier und da selbst hochherzigen Volke. Gewaltstreiche und Trugkünste galten ihm als die einzig wahren Mittel der Regierung. Firus suchte aber in allen Kämpfen Chorasans und Afghanistans die strengste Neutralität zu beobachten; er zahlte den Persern einen jährlichen Tribut, ließ das Kanzelgebet für den Padischah halten und in seinem Namen Münzen schlagen. Dies Alles konnte aber die Kadschar nicht befriedigen. Es ward unter dem Statthalter Chorasans ein Heer zusammengezogen, um das Fürstenthum Herat der unmittelbaren Herrschaft Persiens zu unterwerfen.

Kaum hatte Mahmud zu Kabal, der ohnedies mit dem ganzen Benehmen des Firus höchst unzufrieden war, hiervon Nachricht erhalten, so ertheilte er dem Wesir Fateh Chan den Auftrag, nach Herat zu eilen, Firus gefangen zu nehmen und die Stadt gegen die Perser zu schützen. Fateh hat diesen Befehl in einer höchst gewaltsamen Weise vollzogen. Er beraubte den Hadschi aller seiner Habe und sandte ihn dann als Gefangenen nach Kandahar; selbst die Heiligkeit des Frauengemachs ward gebrochen und die Weiber Firus', worunter selbst eine Tochter Mahmud's, geschändet. Der Wesir verband sich nun mit dem Häuptling von Turbut in Chorasan, zog von Herat gegen Mesched und suchte die Stadt zu gewinnen. Zu Kaffer Kalla, drei Tagereisen von Herat entfernt, traten ihm die Perser entgegen und

ſchlugen die Afghanen ſammt ihren Verbündeten. Fateh, von ſeinem entmuthigten Heere mit fortgeriſſen, mußte ſich glücklich ſchätzen, in eiliger Flucht nach Herat zu entkommen. Niemand freute ſich aber mehr über dieſe Niederlage, als der Gebieter des Chan, Mahmud Schah von Kabal und ſein Sohn Kamran. Schon längſt war der kräftige, ſelbſtherriſche Weſir den weichlichen, ſchwachſinnigen Fürſten verhaßt, und ſie glaubten jetzt einen ſcheinbar gerechten Vorwand zu haben, ſich des läſtigen Mannes zu entledigen. Fateh hatte die nächſten Verwandten des Schah mishandelt und ein Treffen verloren, das er, ohne, wie es ſcheint, die Befehle ſeiner Gebieter abzuwarten, den Perſern geliefert hatte. Das Reich, ſo dachten Vater und Sohn, iſt hinlänglich befeſtigt; man bedarf des Weſirs nicht weiter. Beide waren nun entſchloſſen, den Mann, dem ſie ſo viel verdankten, bei der nächſten Gelegenheit zu verderben.

Es eilte Kamran nach Herat und befahl dem Weſir alsbald, vor ihm zu erſcheinen. Welch eine Schmach, redete der Prinz ihn an, haſt du über die Waffen Afghaniſtans gebracht? warum ſchlugſt du dich mit den Perſern, wenn du nicht wußteſt, ſie beſiegen zu können? Ich habe nach meiner beſten Ueberzeugung für das Wohl des Reiches gehandelt, erwiderte Fateh; der Erfolg iſt in Gottes Hand. Kamran befahl, daß man ihn ergreife und an beiden Augen blende. Die Barakſibrüder, welche in Herat anweſend waren, ergriffen, als ſie dieſe grauſame That erfuhren, die Flucht und riefen die andern zahlreichen Brüder und Genoſſen zur Rache auf. Die Mishandlungen Fateh's gaben der wankenden Monarchie der Durani den Todesſtoß. Es bemächtigten

ſich die Brüder 21 waren damals vorhanden bald dieſer, bald jener Provinz des Reichs. In einigen Wochen war ganz Afghaniſtan in Aufruhr und Verwirrung und Mahmud und Kamran zogen als Flüchtlinge auf und ab im Lande. Die afghaniſche Geſchichte der nächſten Jahrzehnde zeigt ſolche maß- und ſinnloſe Verbrechen, ſolche widerliche Grauſamkeiten, wie kaum die Jahrbücher irgend eines andern der verwilderten Völker des Morgenlandes. Perſonen und Begebenheiten folgen ſo raſch aufeinander, daß wir ſie nur mit Mühe unterſcheiden, daß wir ihnen kaum ein Verſtändniß und Intereſſe abgewinnen können. Man wird aus dieſem ſchaudervollen Getriebe nur die weſentlichen leitenden Momente hervorheben.

Gebrauche deinen mächtigen Einfluß über deine Brüder und Genoſſen, ſo ſprachen jetzt die Fürſten Afghaniſtans zu dem geblendeten Weſir, der ſie auf allen ihren Wanderungen begleiten mußte, verweiſe die Brüder zur Ruhe, befehle ihnen, zum Gehorſam gegen ihre angeſtammten Herren zurückzukehren. Mit meinen Augen, erwiderte Fateh, habt ihr geſehen. Ihr Licht leuchtete euch zum Throne und erhielt euch darauf: mich und euch habt ihr dieſes Schatzes beraubt. Ich bin nichts mehr nütze und ihr ſeid ein ſchwankend Rohr. Ich kann euch nicht mehr leiten, nicht mehr aufrecht erhalten: — es iſt unwiderruflich im Buche des Schickſals beſchloſſen, ihr werdet fallen und das Reich der Durani wird untergehen. Dieſe und andere Reden der Art entflammten Mahmud und Kamran auf ſolche Weiſe, daß ſie dem blinden Manne unter den furchtbarſten Peinigungen das Leben nahmen. Es wurden ihm Naſe und Ohren ab-

geſchnitten und ein Glied nach dem andern vom lebendigen Leibe geriſſen. Der ſtolze Weſir behielt Kraft genug, ſich bis zum letzten Augenblicke zu beherrſchen; keine Klage ging über ſeine Lippen; ſelbſt jeden Seufzer, den die leidende Natur unwillkürlich ausſtößt, wußte Fateh zu unterdrücken. Die blutigen zerfetzten Stücke dieſes außerordentlichen Menſchen wurden ſpäter nach Ghasnah geſandt und dort begraben.

Ein grenzenloſes Rachegefühl beſeelte von nun an die Brüder des ſo furchtbar mishandelten Weſirs, alle die Barakſi und ihre befreundeten Klane. Muhammed Aſem, der älteſte Bruder Fateh's, überließ die Regierung Kaſchmirs einem jüngern Bruder, Dſchabar Chan, und eilte nach Afghaniſtan, wo Doſt Muhammed, welcher jetzt zuerſt in die Wirren ſeines Vaterlandes thätig eingreift, zum Statthalter in Peſchawer erhoben wurde. Dieſer ließ den Schaſadeh Sultan Ali zum Fürſten ausrufen, während Aſem anfangs Schudſchah und dann, da dieſer ihn durch unverſtändigen Hochmuth beleidigte, deſſen Bruder Ajub als Schah anerkannte. Aſem gewann Kabal, ließ Ali hinrichten und herrſchte nun unter dem Namen ſeines geiſt- und kraftloſen Schützlings: das Kämpfen und Schlachten zwiſchen den Brüdern hörte aber nicht auf. In dieſer Zeit der Zwiſchenregierung galt kein Recht und Geſetz. Die entfeſſelten Leidenſchaften ertrugen keine Widerrede und ſie nahmen bei jeder Gelegenheit zu dem ſchneidenden Schwerte ihre Zuflucht. Aſem ſtarb (1823) und ſein verſchwenderiſcher Sohn ward bald durch die Meuterei einiger Onkel aller Schätze beraubt. Mit dieſen Mitteln ausgerüſtet, warben ſie zahlreiche Anhänger und ſuchten in einzelnen Theilen

des zerrissenen Landes sich zu behaupten, was ihnen endlich auch nach jahrelangem Streiten und Morden gelungen ist. Aus dem ehemals vereinigten Duranireiche entstanden jetzt drei getrennte selbständige Barakzifürstenthümer, welche gegenseitig mit Haß und Neid aufeinander blickten. Dost Muhammed herrschte zu Kabal und im benachbarten Gebirgslande. Furdil gewann Kandahar, wohin sich später einige andere seiner Brüder, wie Schirdil, Mihrdil, Kahandil und Rahamdil begaben; dann bemächtigten sich in der Folge drei andere Brüder, Sultan Muhammed, Pir und Siud Muhammed, Peschawers, die sich aber bald, wie wir sehen werden, zur Zahlung eines Tributs an den Maharadschah von Lahor verpflichten mußten. Ajub war froh, das Leben zu erretten; er flüchtete nach dem Pendschab, wo ihm Ranadschit einen kleinen Jahresgehalt aussetzte.

Der Suddosi Mahmud und sein Sohn Kamran kamen bald nach dem Ausbruche des Bürgerkrieges zur Einsicht, daß sie sich im westlichen Afghanistan nicht behaupten könnten. Sie entflohen nach Herat und versprachen denselben Tribut an Persien zu entrichten, zu dem ehemals Hadschi Firus, welcher jetzt zu Mesched vom Gnadenbrote lebte, das die Kadschar ihm reichten, in seinen bessern Tagen sich verpflichtet hatte. Der entnervte Mahmud überließ dem Sohne, welcher durch die Schule des Unglücks weder besser noch verständiger geworden war, die Regierung des wichtigen fruchtbaren Fürstenthums. Seine Regierung ist im höchsten Grade willkürlich und tyrannisch, das Augenmerk ist dahin gerichtet, nicht um das Volk zu regieren, sondern von den Unterthanen und durchreisenden Kaufleuten so viel

Geld als möglich zu erpreſſen. Wird ihm von Seiten der Handelsleute Widerſtand geleiſtet, ſo ſtellt er ſich wol ſelbſt an die Spitze einer Räuberſchar und beraubt die Karawanen ihrer ſämmtlichen Habe.

Die Nachbarn des Duranireichs, der Beherrſcher der Sikh wie der Emir von Bochara, die Perſer wie die Usbeg ſuchten die unglückſeligen Zuſtände Afghaniſtans zu ihrem Vortheile auszubeuten. Nicht genug, daß ſie die Eroberungen Ahmed's an ſich riſſen. Sie ſtrebten ſelbſt, und zwar mit theilweiſem Erfolg, im alten Heimatlande des Puſchtuvolkes feſten Fuß zu faſſen und einzelne freie Klane unter ein fremdes Joch zu beugen.

Aſem Chan hatte den größten Theil der afghaniſchen Beſatzung Kaſchmirs mit nach Kabal genommen und ſeinen Bruder Dſchabar nur eine geringe Mannſchaft zurückgelaſſen. Dies reizte den Maharadſchah, einen zweiten Verſuch zur Eroberung des Landes zu machen. Dewan Dſchand, der Sieger von Multan, erhielt den Oberbefehl über das Heer und der Fürſt blieb im Pendſchab zurück, um über die richtige Nachſendung der Lebensmittel für Menſchen und Thiere zu wachen. Der Widerſtand der Gebirgsgrafen von Radſchaor und Pandſch war ſchnell gebrochen und es erſtiegen die Sikh ungehindert den Pir Pandſchalpaß, auf deſſen höchſter Spitze ein Thurm, andere kleinere Gebäude und viele Pfähle errichtet ſind, mit Weihgeſchenken für die Berggeiſter umhangen. Dſchabar ſtellte ſich mit ſeiner geringen afghaniſchen Mannſchaft und dem in der Eile zuſammengerafften Haufen elenden Kaſchmirgeſindels den eindringenden Sikh entgegen. Er ward in einem Kampfe, der blos wenige Stunden dauerte, vollkommen geſchlagen.

Der Baraksi und seine Genossen flohen über die Gebirge gegen den Atak und ließen die Sikh in unbestrittenem Besitze des herrlichen Kaschmirthals (1819). Drei Nächte nacheinander waren Lahor und Amritsir festlich beleuchtet; dann ward Mote Ram, der Sohn des Dewand Dschand, mit einer zahlreichen Sikh- und Gorkhatruppe ausgerüstet, der neuen Eroberung als Statthalter vorgesetzt. Es ward ihm bedeutet, alle Forts, die sich noch nicht ergeben, zu brechen und die benachbarten Gebirgsherrschaften gegen den obern Lauf des Indus, wie Dhemtur und Derbend, der Oberherrlichkeit des Maharadschah zu unterwerfen. Der Statthalter war friedlichen, milden Geistes und deshalb für ein vor kurzem erobertes Land wenig geeignet. Bereits im folgenden Jahre trat Hari Singh an dessen Stelle —, ein Mann, der es ganz allein mit einem wilden Tiger aufnimmt und seiner Meister wird. Vergebens suchte der Maharadschah Asem Chan durch allerlei Anerbietungen zu bewegen, den Ansprüchen der Afghanen auf Kaschmir zu entsagen; seit der Besitznahme dieses Landes gingen die Streitigkeiten zwischen dem Puschtuvolke und den Sikh niemals zu Ende.

Die Eroberung Kaschmirs hatte den Ruhm des Maharadschah sehr erhöht; sein Name ward über alle Länder des westlichen und Mittelasiens verbreitet. Die europäischen Staaten, welche auf die Theilung Asiens und die Schwächung der englischen Macht in Indien sannen, sowie die westlichen Reisenden und Abenteurer, die auf gut Glück das Morgenland durchzogen, sie alle wendeten ihre Blicke nach Lahor und bemühten sich um den Schutz des Fürsten. Unter diesen befand sich auch der Gestüte-

meiſter William Moorcroft, der von einer unwiderſtehlichen Neigung zur Unterſuchung unbekannter oder wenig erforſchter Länder getrieben wurde. Ranadſchit behandelte den Reiſenden, wie durchgängig alle Europäer, mit der größten Zuvorkommenheit. Moorcroft erhielt (1820) die Erlaubniß, über Mundi und Kulu nach Ladakh zu gehen; im Fall es unmöglich wäre, von hier aus nach Bochara vorzudringen, ſo ward ihm geſtattet, mit einer Begleitung von 200 Mann durch Kaſchmir zu ziehen.

Die erſten europäiſchen Offiziere, welche (1822) in Lahor ankamen, waren die Herren Ventura und Allard. Beide ſtanden früher unter Abbas Mirſa. Sie verließen Perſien, weil ſie keine höhern Stellen erhalten konnten. Sie wanderten nun weiter gen Oſten; zuerſt nach Kabal und von hier aus zu dem Maharadſchah im Pendſchab. Hier baten ſie um die Erlaubniß, dem ruhmreichen König von Lahor durch ihre militairiſchen Kenntniſſe, die ſie als höhere Offiziere unter der unmittelbaren Anführung Napoleon's erworben hätten, nützlich ſein zu dürfen. Ranadſchit hegte anfangs großen Verdacht gegen dieſe Fremden. Der Barbar konnte nicht begreifen, was zwei tüchtige Männer vermögen könnte, ihr Vaterland zu verlaſſen und ſolche mühſelige Reiſen zu unternehmen, um einem auswärtigen ihnen unbekannten Fürſten zu dienen. Erſt nachdem er in Lodianah Erkundigungen eingezogen hatte, entſchloß ſich der Maharadſchah, die fremden Krieger aufzunehmen und ihnen die Einrichtung eines Heeres auf europäiſche Weiſe anzuvertrauen. Es ward nun den Offizieren in der Hauptſtadt eine eigene Hofhaltung eingerichtet und ſie erhielten ſehr hohe Be-

ſoldungen. Dies lockte alsbald mehre unternehmende Männer und Abenteurer nach Lahor, worunter Avitabile, ein geborener Neapolitaner, und Court, ein Zögling der Polytechniſchen Schule zu Paris. Beide haben dem Fürſten der Sikh große Dienſte geleiſtet. Court iſt nicht blos ein einſichtsvoller, redlicher Menſch, ſondern ein ſehr unterrichteter, echt wiſſenſchaftlicher Mann. Von aller europäiſchen Geſellſchaft entfernt, verlebte er einige Jahrzehnde hindurch einzig und allein in dem Umgange mit den verſchiedenſten Völkerſchaften und Stämmen Aſiens. Court findet kaum ſchwarze Farben genug, um das Denken und Sinnen, das Thun und Treiben der geſunkenen öſtlichen Menſchheit zu ſchildern. „Machen Sie niemals Freundſchaft mit einem Orientalen", ſchreibt er an Capitain Burnes, „ſie ſind einer wahren Neigung unfähig. Von Aufrichtigkeit, von Freimuth und Ehrlichkeit haben dieſe Leute keinen Begriff. Sie ſind ſanft, höflicher und einſchmeichelnder Art; dabei lauern aber immer im Hintergrunde herrſchſüchtige, verrätheriſche Plane. Verrath, Treuloſigkeit, Meineid —, alle dieſe Mittel ſind ihnen gleichgültig. Gerechtigkeit gilt nichts in ihren Augen, Alles iſt, über Alles geht die Gewalt. Bilden Sie ſich nicht ein, daß Güte, Sanftmuth und Nachgiebigkeit etwas über ſolche Seelen vermögen. Nur Schmeichelei, Schmeicheln und wieder Schmeicheln. Sie können die Farben nicht ſtark genug auftragen. So tief hat geiſtlicher und weltlicher Despotismus die mit den herrlichſten Anlagen ausgeſtatteten Völker des Morgenlandes herabgewürdigt!"

Der Löwe des Pendſchab, wie er ſich gern nennen ließ,

wendete jetzt seine Waffen gegen die übrigen Länder des Afghanenvolks. Peschawer war (1823) das nächste Ziel seiner Bestrebungen. Der Statthalter Jar Muhammed, einer der Barakſibrüder, war nicht mächtig genug, dem ganzen 24,000 Mann starken Heere der Sikh zu widerstehen. Er willigte in das Verlangen eines jährlichen Tributs. Asem ward aber hierüber sehr ungehalten. Auf seinen Befehl zog eine Truppe gegen Peschawer. Jar flüchtete in die Gebirge zu den Jusuffi, und Ranadschit ging dem Feinde mit einer weit überlegenen Streitmacht entgegen. Auf dem Hügellande jenseit des Ortes Nuschera ward das kleine bis zum Wahnsinn tapfere Häuflein der Afghanen in dem Kampfe gegen die Ungläubigen großentheils aufgerieben. Der Maharadschah, der diesen Tag durch seinen persönlichen Muth gewonnen hatte, zog als Sieger in Peschawer ein und verfolgte den Feind unter grausenhaftem Gemetzel bis zu den Chaiberpässen. Jar Muhammed unterwarf sich und ward unter den ehemaligen Bedingungen wieder als Lehensfürst zu Peschawer eingesetzt. Später traten drei andere Brüder der Barakſifamilie an dessen Stelle, Sultan Muhammed, Siud Muhammed und Pir Muhammed, welche 60 Pferde und eine Masse Peschawer Reis, der für den vorzüglichsten gilt auf Erden, als jährlichen Tribut nach Lahor sandten. Dies Verhältniß dauerte jedoch, wie sich voraussehen ließ, nur wenige Jahre. Ranadschit vertrieb die Lehensfürsten und nahm, vermöge eines geheimen Artikels in dem Vertrage mit Schah Schudschah, das Land in unmittelbaren Besitz.

Die Religionskämpfe zwischen den Sikh und den

muhammedaniſchen Ghaſi dauerten ununterbrochen fort. Unter ſolchen Umſtänden konnten ſich leicht von einer wie von der andern Seite begeiſterte Schwärmer und Propheten erheben, welche durch Verkündung eines unmittelbaren göttlichen Beiſtandes ihre gläubigen Genoſſen noch mehr zu entflammen ſuchten. Ein ſolcher Mann war Ahmed, der ſeine Abſtammung bis zur Familie Muhammed's hinaufleitete und deshalb die Ehrenbenennung Siud in Anſpruch nahm. Siud Ahmed hatte zu Delhi Jahre lang einen vertrauten Umgang mit einigen frömmelnden eifrigen Mullah gepflogen, deren Offenbarungen zu einer neuen Heiligen Schrift geſammelt wurden. Sie ward Ahmed die Quelle der Weisheit und Thorheit; nach ihr ſollte die muſelmaniſche Welt gereinigt und erneuert werden. Der Siud predigte gegen mehre Gebräuche der Muhammedaner in Indien und verkündigte ſeinem Volke: die Gottheit hat beſchloſſen, durch ihren und ſeinen Arm ihre ärgſten Feinde, die Sikh, bis auf den letzten Mann auszurotten; es ſoll der Gräuel abgethan werden von ihrem Angeſichte. Ahmed hatte die wilden Juſuffi zu einem Werkzeuge ſeiner Macht und der göttlichen Rache auserſehen. An ihrer Spitze verwüſtete der Gottesmann mehrmals die Landſchaft Peſchawer und zwang ſelbſt die Statthalter Ranadſchit's ſeine Oberherrſchaft anzuerkennen. Von hier ging es gegen den Indus, um auch dort die ungläubigen Sikh zu bekriegen. Dieſe Erfolge erregten aber den Hochmuth oder offenbarten die wahre Geſinnung des Mannes. Er wollte in den Heimatsceremonien einige dem Volke verhaßte Neuerungen aufbringen und die Entrichtung eines Zehnten für ſogenannte religiöſe und ſtaatliche Zwecke

einführen. Die Juſuffi zeigten ſich bei dieſer Gelegenheit einſichtsvoller als die meiſten Völker des Weſtens. Sie wollten ſich im Namen Gottes nicht mishandeln und ausplündern laſſen; ſie jagten den neuen Propheten und ſeine nächſten Anhänger mit Schmach von dannen. Das Schwert Gottes, wie Ahmed ſich nannte, fiel bald (1831) in einem Kampfe gegen die Sikh. Seine „Grundſäule des Glaubens" ſind zu Kalkutta im Druck erſchienen.

Die Alpenlandſchaften des nördlichen Indiens zwiſchen dem Himalaja und den Provinzen des ehemaligen großmongoliſchen Reichs, von dem Indus und der Satledſch bis zur Tiſta in einem wellenförmigen Parallelogramm ſich hinziehend, bieten ein großes mannichfaches Intereſſe dar in phyſiſcher wie in geiſtiger Beziehung. Die Bewohner dieſer Gegenden an dem Quellengebiete des Ganges, an dem Fuße und innerhalb des Himalaja, in Garwal, Kumaon, Paikandi, Nipal und Sikkim — ſo ward früher und zum Theil jetzt noch dieſes Alpengebiet eingetheilt — beſtehen aus einer Anzahl eingeborener, nach ihrer körperlichen Geſtalt, in Sitten und Lebensweiſe verſchiedener Stämme, die, obgleich ſeit vielen Jahrhunderten dem Brahmanismus oder Buddhaismus ergeben, doch heutzutage noch einen eigenthümlichen von den Hindu der Ebenen und den jenſeits der Gebirgskette und dieſſeits in Bhutan wohnenden Tübetanern unterſcheidenden Charakter bewahren. Einige Stämme folgen ſelbſt jetzt noch dem alten Naturcultus der Völker Hochaſiens, der Türken, Mongolen und Tunguſen, und werden dann von den umwohnenden Muhammedanern und Hindu mit allerlei Schimpfwör-

tern belegt, Ungläubige und Barbaren, Kaffir oder Melchas geſcholten.

Weder Akbar noch einer ſeiner Nachfolger auf dem Throne zu Delhi machte einen Verſuch, die Gebiete am ſüdlichen Abhange des Himalaja dem mongoliſchen Reiche einzuverleiben. Dieſes Hochland war zu arm, um die Habſucht zu reizen, und ſeine Bevölkerung nicht ſtark genug, daß die Unterwerfung aus Gründen politiſcher Vorſicht nothwendig geweſen wäre. Die Radſchah der benachbarten Ebenen, wiewol gezwungen, dem muſelmaniſchen Joche ſich zu fügen, behielten ebenfalls alle ihre Lande und wurden blos tributpflichtig. Dies hinderte aber nicht, daß ſie ihre erblichen Fehden mit ihren Nachbarn in den Bergen in derſelben Weiſe, wie dies immerdar im alten Indien der Fall geweſen iſt, fortſetzten. Die mongoliſchen Beamten mochten ſelbſt zuweilen dieſe Streitigkeiten heimlich nähren. Oefters gaben ſie auch Stücke ihrer Tributlande in den Ebenen einem oder dem andern Gebirgs-Radſchah zum Lehen, um auf dieſe Weiſe ſeinen Namen der Liſte der Vaſallen beifügen zu können. In der Regel miſchten ſich aber die Subahdar nicht in die innern Zuſtände dieſes abgelegenen Landſtrichs. Die Radſchah hatten daher volle Freiheit, nach ihrer alten Weiſe fortzuleben. So blieb der Stand der Dinge, bis endlich die Flachlande unter britiſche Botmäßigkeit fielen und die Gebirgsländchen nach und nach von den Gorkha verſchlungen und in ein Reich vereinigt wurden. Im Frieden zwiſchen Großbritannien und Nipal (1813) mußten die öſtlichen dieſer Gauen den Engländern abgetreten werden; die weſtlichen erkannten nach und nach die Oberhoheit der Sikh. Dieſe überſteigen

bald von hier aus die Engpäſſe des Himalaja, nehmen Ladakh und Iskardo, ſuchen dann gegen L'Haſſa vorzudringen und ganz Tübet zu erobern. Jetzt kommen dieſe Länder in ſolch mannichfache Berührung mit dem indiſchen Reiche, daß eine Darſtellung ihrer Lage und Zuſtände zum Verſtändniß der Ereigniſſe nothwendig iſt.

Ladakh grenzt gen Nordoſten an die Gebirge, die es von der chineſiſchen Provinz Chotan ſcheiden; gegen Oſten und Südoſten an die zu L'Haſſa gehörigen Landſchaften Rodoch und Tſchan than; gegen Süden an die britiſche Provinz Biſahar und die Alpenſtaaten Kulu und Tſchamba. Letzterer bildet auch gegen Südweſten die Grenze; weiter hinauf ſchließt ſich Kaſchmir an und erſtreckt ſich mit Theilen von Balti, Kartakſche und Chafalun über die ganze Weſt- und Nordweſtgrenze. Im Norden endlich wird das Land von den Karakorumgebirgen und Jerkend umgeben. Von Nord nach Süd oder vom Fuße des Karakorumgebirgs bis zum Fort Trankar in Piti beträgt die Entfernung mehr denn zweihundert engliſche Meilen und die Diſtanz von Oſt nach Weſt muß ſich wenigſtens auf 250 belaufen. Der Umfang des Landes bildet eine ſehr unregelmäßige Figur, da gegen Nordweſt und Südweſt die angrenzenden Landſchaften ſich tief hereinerſtrecken. Der ganze Flächeninhalt wird daher kaum mehr als 30,000 engliſche Quadratmeilen betragen. Ladakh iſt durch und durch ein Gebirgsland. Seine niedrigſten Ebenen liegen ſchon in der Nähe der Schneeregion. Das ganze Land beſteht aus einer Reihe ſchmaler Thäler zwiſchen Bergen eingeſchloſſen, welche ſich zwar über die Fläche an ihrem Fuße nicht hoch erheben, nichtsdeſtowe-

niger aber in einer ſolchen Höhe über dem Meere liegen, daß unſere bedeutendſten Alpengipfel weit dahinter zurückbleiben.

Die Einwohner des Landes gehören zur tübetaniſchen Race. Doch haben ſich hier auch die Kaſchmirer in bedeutender Anzahl angeſiedelt; durch ihre Vermiſchung mit eingeborenen Frauen iſt eine Miſchlingsrace entſtanden. Die Geſammtbevölkerung von Ladakh mag zwiſchen 150 — 180,000 Seelen betragen, worunter wenigſtens zwei Drittheile weiblichen Geſchlechts ſind.

Dieſe Leute ſind im Ganzen genommen ein ſanftes, furchtſames Völkchen, offenherzig und redlich und von guter Moralität, wo ſie nicht durch den Verkehr mit den laſterhaften Kaſchmirern verdorben wurden. Dagegen ſind ſie träge, im höchſten Grade unreinlich und allzu ſehr dem Genuſſe berauſchender Getränke ergeben. Die Kaſchmirer ſind hier wie überall wegen ihrer Verworfenheit berüchtigt, und wo ſie ſich in größerer Zahl vorfinden, haben ſie, wie geſagt, auch die Eingeborenen mit ihren Laſtern angeſteckt. Unter ihren Gebräuchen und Gewohnheiten ſind mehre ſehr ſonderbar. Wenn der älteſte Sohn heirathet, ſo geht das geſammte Vermögen ſeines Vaters auf ihn über: dafür hat er aber die Verpflichtung, die Aeltern zu ernähren. Ob er ſie aber bei ſich im Hauſe behalten will, iſt ganz ſeiner Willkür überlaſſen; will er dies nicht, ſo muß er ihnen eine eigene Wohnung einräumen. Iſt noch ein jüngerer Sohn da, ſo wird er ſich in der Regel dem geiſtlichen Stande widmen und ein Lama werden. Sollten aber der Brüder mehre ſein, ſo iſt, falls ſie ſich darüber

vereinigen können, die Ehefrau des älteſten ihnen allen gemeinſchaftlich; die jüngern Brüder haben dann ebenfalls das Recht des Gatten. Die Kinder werden jedoch alle als dem Familienhaupte gehörig angeſehen. Indeß haben die jüngern Brüder durchaus kein ſelbſtändiges Recht. Sie ſind gänzlich vom älteſten abhängig und müſſen ihm wie Knechte dienen. Der ältere Bruder kann, wenn es ihm beliebt, ſie aus dem Hauſe jagen, ohne daß er die Verpflichtung hätte, für ihr weiteres Fortkommen zu ſorgen. Stirbt er, ſo wird ſeine Habe, ſeine Familiengewalt und die Witwe dem nächſtälteſten Bruder zu theil.

Ladakhs frühere Geſchichte iſt ganz die des übrigen Tübets; denn urſprünglich war das Land eine Provinz jenes Königreichs. Es ward Ladakh in zeitlichen Dingen von einem Statthalter regiert, während in Betreff der religiöſen Angelegenheiten der Guru Lama oder oberſte Prieſter zu L'haſſa die höchſte Autorität übte. In der Folgezeit kam Tübet unter die Botmäßigkeit der Chineſen, Ladakh dagegen behielt, wie es ſcheint, ſeine eigenen Fürſten. Vor ungefähr 150 Jahren machten die Kalmücken einen Einfall in Ladakh und nahmen Leh ein. Der Radſchah floh vor ihnen nach Kaſchmir und flehte den großmongoliſchen Statthalter dieſer Provinz während der Regierung Kaiſer Orangſib's um Hülfe an. Mit Erlaubniß dieſes Fürſten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Radſchah den Islam annähme, führte der Statthalter ein Truppencorps nach Ladakh, verjagte die Kalmücken und ſetzte den Radſchah wieder auf den Thron. Als Muſelman führte dieſer jetzt den Namen Akabal Mahmud. Zu Leh ward eine Moſchee

erbaut, welche noch jetzt steht. Des Radschah Sohn und Nachfolger kehrte aber zum alten Glauben seines Volks, zum Buddhaismus, zurück. Seine Abtrünnigkeit war für ihn von keinen nachtheiligen Folgen. Man hatte in Delhi nicht Kraft genug, ihn zu züchtigen, oder sah darüber hinweg, indem die Bekenner des Islam im Lande nicht beeinträchtigt wurden und der Radschah dem Statthalter von Kaschmir, als dem Stellvertreter des Kaisers, jährlich einen kleinen Tribut übersandte. Außerdem mußte der Herrscher von Ladakh auch den chinesischen Behörden zu Gardoch einen Tribut entrichten.

Alle folgenden Herren Kaschmirs, Afghanen wie Sikh, verlangen nun die ehemals nach Delhi entrichtete Abgabe. Weigert sich Ladakh, so wird das schwache, eines regelmäßigen Heeres ermangelnde Land schnell mit Waffengewalt gezwungen. Ueberdies bekam Ladakh jetzt an dem Häuptlinge der benachbarten Alpenlandschaft Dschamu, so genannt nach der Hauptstadt an einem Nebenflusse des Tschenab, welche Ranadschit dem zur Sikhreligion bekehrten Radschputen Golab verliehen hatte (1821), einen neuen, gefährlichen Feind. Auch einzelne Europäer, Moorcroft, Csoma de Körös u. A., streiften und kundschafteten immer mehr innerhalb und jenseits des Himalaja und suchten diese fernen Gauen ins Weltgetriebe zu ziehen. Dies war den lauernden chinesischen Grenzbehörden nicht entgangen. „In frühern Zeiten hätte man von diesen Folangki, einem kleinen bösartigen Volke, nichts vernommen; jetzt besuchen aber viele die obern Landschaften. Der Dalailama sieht dies ungern; es stehen die Heere wachsam an den Grenzen. Die Engländer sollen innerhalb ihres eigenen Landes bleiben;

wünſchen ſie aber einen Bund mit dem Mittelreiche, ſo können ſie zu Waſſer nach Peking reiſen. Die benachbarten Radſchah mögen zu ihrem Heile gewarnt ſein und ſich nicht den Kriegern und dem Reichthume der Engländer anvertrauen. Der Himmelsſohn ſteht um tauſend Meilen höher als dieſe Engländer: er beherrſcht die Elemente. Ein Krieg könnte leicht alle ſechs Nationen Aſiens in Unheil und Verwirrung ſtürzen."

Golab unterwirft in den folgenden Jahren die umliegenden Gebirgslandſchaften, vereinigt ſie mit ſeinem Fürſtenthume und ſieht gierigen Blicks nach Leh. Ein Vorwand zum Krieg iſt leicht gefunden. Die Sikh beſetzen die Stadt (1834), rauben und plündern und belegen das Land mit einem Tribut, welcher jährlich dem Radſchah nach Dſchamu entrichtet wird. Dieſer leichte Erfolg reizt zu neuen Angriffen, zu neuen Eroberungen und in der nächſten Zeit muß ſich auch Baltiſtan oder Iskardo fügen. Iskardo, Sargarchod von den Einheimiſchen genannt, iſt eine unfruchtbare, dünn bewohnte Gebirgslandſchaft, welche in frühern Jahrhunderten ebenfalls den Großmongolen Hindoſtans zinspflichtig war. Zur Zeit, als die britiſchen Reiſenden und Kundſchafter Moorcroft, Burnes, de Vigne u. A. in dieſe Gebirgsgegenden vordringen, lernen ſie einen muſelmaniſchen Herrſcher kennen, milder, wohlwollender Geſinnung, der ſich Achmed Schah nannte. Aus Furcht, die fanatiſchen Sikh möchten auch ſein Fürſtenthum beſetzen, ſuchte er vergebens die Engländer zu bewegen, ihn als Bundesgenoſſen oder Lehensträger einzureihen. Um dieſe Gunſt zu erlangen, dient er ihnen als Kundſchafter in Mittelaſien. Er ſendet regelmäßige Berichte an Capitain

Wade über die Aufstände im chinesischen Turkestan. Achmed Schah, der sein Geschlechtsregister bis auf Joseph, den Sohn des Patriarchen Jakob, zurückführt, heißt gewöhnlich blos Herr der Gebirge; die Unterthanen geben ihm den tübetanischen Titel Gelpho, König. Die Sikh bemächtigen sich (1840) seines Landes und zwingen Achmed zu einem bedeutenden Tribut. Der Fürst von Iskardo hat kein stehendes Söldnerheer. Bedarf er einer bewaffneten Macht, so wird, wie in Ladakh, der Heerbann aufgeboten, wozu alle größern Gutsbesitzer und Lehensträger gehören. Im Nothfalle kann der Gelpho selbst alles Volk zu den Waffen rufen. Die Statthalter des Fürsten von Dschamu drangen nun immer weiter gegen Mittelasien vor. Ghilgit mußte ihnen Zins entrichten und selbst die Chinesen in Jarkend sollten nächstens ihre Macht fühlen. Der neue Gebieter von Ladakh und Balti verlangte die Herausgabe einer Anzahl Grenzlandschaften: es wären ehemalige Marken der eroberten Länder. Die Antwort der Chinesen war abschlägig und in beleidigenden Worten. Die Sikh machten jetzt den Engländern den Vorschlag, sich mit ihnen zu verbinden; sie wollten, vereint mit einem Hülfscorps Sipahis, die Chinesen aus Tübet und der kleinen Bucharei jagen. Dies lag aber weder im Plane noch im Vortheile der indischen Regierung. Sie gebot dem Eroberungszuge raschen Stillstand. Ein englischer Offizier ging nach Tübet. Garo oder Gardoch und die andern Eroberungen sollten den Chinesen zurückgegeben werden. Diese hatten jedoch, von dem Klima und der Unbesonnenheit der Eindringlinge unterstützt, die Feinde bereits vollkommen geschlagen und (1842) selbst Leh eingenommen. Schnell

ſandte der Radſchah von Dſchamu neue Heerhaufen über den Himalaja; die Chineſen wurden zurückgeworfen und die Engländer vermittelten einen Frieden. Die alten Grenzen und Verhältniſſe wurden wiederhergeſtellt. Die Friedensurkunde iſt vom Großlama mit gelber und vom chineſiſchen Statthalter mit rother Tinte geſchrieben, ſymboliſch andeutend, daß der eine Herr iſt der gelben Erde und der andere Herr über Tod und Leben.

Ranadſchit hatte die letzten Erfolge ſeiner Sikh in Dſchamu nicht mehr erlebt. Er ſtarb (27. Juni 1839) und mit ihm ging auch die Macht und der Glanz ſeines Reichs zu Grabe. Es war der Maharadſchah kleiner, unanſehnlicher Geſtalt und vielleicht der häßlichſte Mann des ganzen Fünfflußgebiets ſeiner Zeit. Die geſchmackloſe Kleidung der Sikh von widerlich gelber Farbe erhöhte noch ſeine Häßlichkeit. In ſolchem Maße verklärte aber ſein Verſtand die misgeſtaltete Form, daß man dies Alles vergaß, ſobald er zu ſprechen begann. Fragen und Antworten folgten ſchnell aufeinander und im Fluſſe der Rede flog er ſchnell von einem Gegenſtande zum andern. Die Zahl ſeiner Frauen und Beiſchläferinnen wußte er wahrſcheinlich ſelbſt nicht anzugeben. Sie bildeten ganze Regimenter, welche nach ſeinem eigenen ſcherzhaften Ausſpruche allen Verſuchen, ſie zu disciplíniren, einen erfolgreichen Widerſtand entgegenſetzten. Seine Geilheit ſcheint aber bei ihnen noch keine hinreichende Befriedigung gefunden zu haben; denn er war überdies dem im Pendſchab ſehr verbreiteten Laſter der Männerliebe ergeben. An ſeine männlichen und weiblichen Lieblinge verſchwendete Ranadſchit ganze Fürſtenthümer. Er ließ Münzen in ihrem Namen ſchlagen und zog, von

Liebe und Wein berauſcht, mit ihnen in den Straßen Lahors herum. Der Maharadſchah war jedoch fern von aller Freigeiſterei; er widmete im Gegentheil einige Stunden des Tags der Andacht nach der Weiſe der Sikh. Bei ihm waren, wie ſonſt ſo häufig im Leben, Ausſchweifung und Schlechtigkeit mit äußerlicher Frömmigkeit und Aberglauben innig verbunden. Einige Guru waren beſtellt, ihm täglich eine Zeit lang aus der Heiligen Schrift der Sikh vorzuleſen. Seine Verſchwendung an dieſe Leute, an Bettelmönche und anderes faules Geſindel kannte ſelbſt keine Grenzen. Hat er doch den großen Diamanten des Schudſchah einem Sikhtempel vermacht, der ihn freilich nicht erhalten hat, einem Andern ſeine koſtbare Perlenſchnur und einem Dritten ſein ſchönſtes Pferd mit einem reichen Gehänge im Werthe von dritthalb Millionen unſers Geldes. Seine wiederholten Ausſchweifungen wirkten aber auf den Fürſten wie auf ſeine Nachkommenſchaft höchſt nachtheilig zurück. Die Geſundheit des Maharadſchah nahm mit jedem Tage ab; er hatte ſchlagähnliche Anfälle und ſeine rechte Seite ward gelähmt. Sein einziger männlicher Sproſſe, Charak Singh, war faſt blödſinnig; der Enkel Nao Nihal ſchien im Gegentheil ein feuriger, viel verſprechender Jüngling. Von ſeinen beiden angenommenen Söhnen, Schir und Tara Singh, wußte ſich der erſtere durch ein offenes ſoldatiſches Weſen, wie durch ſein für einen Sikh ſehr verſtändiges, menſchliches Benehmen bei den Truppen ſehr beliebt zu machen.

Es iſt unmöglich, in der Regierung des Staats der Sikh irgend ein vernünftiges Princip nachzuweiſen. Alle Anordnungen des Maharadſchah ſind entweder aus des-

potiſcher Selbſtſucht, die allenthalben ſich gleich bleibt auf Erden, oder augenblicklicher Laune und Unverſtand hervorgegangen. Ranadſchit war, gleichwie die meiſten öſtlichen Eroberer, blos ein Räuberhauptmann im Großen. Wo Gewalt, Liſt und Trug zum Ziele führen, nur ſoweit reichte ſeine Macht. Sie betrat niemals die Schwelle des allgemeinen Wohls oder gar der höhern Menſchlichkeit. Der allerhöchſte Wille des Löwen von Lahor hat ſich niemals einem Rechte, einem Geſetze untergeordnet. Vom Rechte zu ſprechen galt ſchon für ein Verbrechen. Selbſt das Leben blieb dem Unterthan nur durch die Gnade des Fürſten. Es galt im Lande der Sikh weder ein geſchriebenes noch ein mündlich überliefertes Recht. Natürlich gibt es auch keine Gerichtshöfe. Freilich hatte dadurch auch der gemeinſte Sikh den Vortheil vom Anfange an zu wiſſen, daß er kein Recht habe, und daß nicht blos alle ſogenannten Verordnungen, ſondern auch die Geſetze nur ſo lange gelten, bis der wirre, häßliche Selbſtherrſcher nicht anders befiehlt, während in den despotiſchen Staaten des Weſtens die große Maſſe, von einigen klug berechneten Formen geblendet, in dem verderblichen Wahne befangen bleibt: es ſei in Wahrheit ein Recht vorhanden. Die Verſammlung des Gurumata verſchwand gleichwie alle andern volksthümlichen Einrichtungen früherer Jahrhunderte vor dem Angeſichte der Willkürherrſchaft eines Einzelnen. Die letzte Maiverſammlung der Sikh war zu der Zeit einberufen worden, als die britiſchen Truppen den flüchtigen Holkar bis an die Grenze des Pendſchab verfolgten. Ranadſchit war noch nicht der Herr, ſondern blos der erſte Häuptling der Nation. Damals handelte es ſich

darum, ob die Sikh Partei nehmen ſollten am Kampfe, und man mußte dem Volke, wie es ſich in einem rechtmäßigen Staate geziemt, ſeine Angelegenheiten zur Entſcheidung vorlegen.

Wo immer auf Erden eine ſchrankenloſe Gewalt gegründet wurde, da hatte ſie die bewaffnete Macht und die Geiſtlichkeit zu Bundesgenoſſen. Beide werden gewöhnlich durch Theilnahme an der Herrſchaft und durch die großen Vortheile, welche hieraus erwachſen, gewonnen. So auch im Fünfflußgebiete. Nanadſchit begann damit, die alten einflußreichen Familien der Sikh auszurotten, ſie an den Bettelſtab zu bringen oder doch wenigſtens aller ſtaatlichen Macht zu berauben. Neue Leute, unbedingt gehorchende Werkzeuge, wurden zu den höchſten Stellen des Staats erhoben. Dhian Singh, ein tapferer, einſichtsvoller Reitersmann, iſt Hof- und Staatskanzler. Er behauptet ſich in dieſer Stelle bis zum Tode des Gebieters und wird ſelbſt den Nachkommen empfohlen. Seine Brüder und Vettern werden natürlich ebenfalls große Leute am Hofe und im Lande, unter welchen Golab Singh, eine tüchtige rohe Natur, beſonders hervorragt. Der Barbier Aſiseddin beſorgte die auswärtigen Angelegenheiten und ſein Bruder Nureddin wurde Commandant von Lahor und der ganzen Artillerie; ein Anderer iſt Befehlshaber der Feſte Gowindgerh in der Nähe von Amritſir. Alle dieſe Stellen ſind nicht dem Verdienſte, ſondern blos aus Gunſt oder Laune verliehen worden. Man wundere ſich jetzt noch über den ſchnellen Verfall der aſiatiſchen Reiche.

Die bewaffneten Jünger des Guru Gowind ſanken unter der Regierung des Maharadſchah ſchnell zu einer

Söldnertruppe herab, die keinen andern Willen hat als den Befehl des Herrn und wie geborene Sklaven darin ihren Ruhm ſucht; Geſindel, welches für hohen Sold das allgemeine Wohl wie das Leben eines jeden Einzelnen opfert, aber deſſenungeachtet keine deutſchen Schläge duldet. Durch dieſe Söldner wurde das Volk im Zaume gehalten und jeder Widerſtrebende zu Boden geſchlagen. Das blinde Werkzeug diente auch zur Anfüllung des Schatzes; es wurden nämlich die Truppen von Zeit zu Zeit im Lande herumgeſendet, die Unterthanen auszuplündern. Man heißt dies in civiliſirten Staaten Steuern eintreiben.

Das Pendſchab iſt das Paradies der Guru, Akali und Bettelmönche aller Farben. Sie verbreiten ſich, durch Geſchenke und Ehrenbezeigungen gewonnen, in Maſſe über das ganze Land und ſuchen das arme Volk zu bethören. Sie preiſen die Heiligkeit des Maharadſchah; er ſtehe mit den Geiſtern im Bunde und beſitze mächtige Talismane. Wehe Dem, der nicht unbedingt gehorcht. Für die Leiden der Gegenwart, die nicht zu leugnen ſind, verſprechen die Doctoren der heiligen Schrift Granth der betrogenen Leichtgläubigkeit volle Entſchädigung, ja alle möglichen Freuden im Paradieſe.

Eine eigentliche Verwaltung war gar nicht vorhanden. Was man ſo nennt, iſt ein regelmäßig eingerichtetes Raubſyſtem. Die Abgaben der Gauen und Länder wurden zu Lahor öffentlich verſteigert und den Meiſtbietenden zugeſchlagen. Dieſe Generalpächter dürfen dann, wenn ſie nur die verſprochenen Summen einliefern, von den armen Unterthanen erpreſſen, ſoviel ſie wollen und können; ſie mögen ſelbſt mit

dem Leben und dem Eigenthum der armen Unterthanen nach Belieben ſchalten und walten. In welchem fürchterlichen Grade dieſe gefühlloſen Menſchen ihre Macht misbrauchen, ſieht man an Kaſchmir. Der arbeitſamen Bevölkerung dieſes paradieſiſchen Thals wird nicht ſo viel gelaſſen, daß ſie ſich ordentlich kleiden und nähren kann. Sie bietet ein wahrhaft Schrecken erregendes Bild dar von Armuth und Entbehrung. Die Bevölkerung der muhammedaniſchen Herrſchaften auf dem weſtlichen Ufer des Indus widerſetzte ſich nicht ſelten dieſer Tyrannei aus allen Kräften. Sie zog ſich in die Gebirge zurück und jagte die Blutſauger des Maharadſchah in die Ebenen hinab, deren ſie allein Herr werden konnten. Iſt es nun nicht natürlich, daß alle dieſe Völker von Peſchawer und Ladakh, von Kaſchmir und Multan, daß namentlich die Millionen Muſelman und Hindu mit Sehnſucht nach Hindoſtan blicken und wünſchen, England möchte ſie endlich aus dem Elende befreien! Der Binnenhandel des Pendſchab ward zwar mit keinen großen Abgaben belegt; doch erklärte der Maharadſchah nach Belieben bald dieſen, bald jenen Artikel als ein Monopol der Regierung. Wer dieſen Befehlen entgegenhandelte, wurde zur Bezahlung großer Geldſummen und Körperverſtümmelung verurtheilt. Ranadſchit ſah es gern, wenn Karawanen durch ſein Land zogen; die Zölle im Pendſchab ſind mäßig und die Kaufleute werden gut behandelt. Dies geſchieht aber nicht aus Menſchlichkeit; Eigennutz iſt die Triebfeder dieſer Handlungsweiſe. Die kleinen Despoten des Morgenlandes berauben die Kaufleute, welche ihre Länder beſuchen, nur eines Theils des Gewinnſtes; denn ſie wiſſen, daß dieſe,

würden sie zu sehr mishandelt, nicht nochmals kämen, was dann auf die Einnahmen höchst nachtheilig zurückwirkt. Auch die besten dieser barbarischen Despoten sind die Feinde des menschlichen Geschlechts. Sie sollten alle, gleichwie Nero, außerhalb des Gesetzes erklärt werden. Hat doch Ranadschit, der noch keiner der schlechtesten war, absichtlich keine regelmäßigen Straßen anlegen lassen. Durch die Erleichterung des Verkehrs, meinte der Maharadschah, und die Verbindung der Menschen untereinander könnten leicht staatsgefährliche Genossenschaften entstehen; auch einem auswärtigen Feinde würde dadurch der Zutritt ins Land erleichtert werden. Man sieht, sie bleiben sich gleich unter jeder Zone. Die Menschen zu vereinzeln und zu schwächen, sie zu verarmen und herabzuwürdigen, ist die Norm aller Tyrannen, im Morgen- wie im Abendlande.

Bei allen barbarischen Gelüsten und Ausschweifungen blieb Ranadschit bis an sein Ende, im Verhältniß zu den andern Radschahs und Sultanen Indiens, ein kräftiger, einsichtsvoller Fürst. Er hatte die Ungebundenheit und wilde Tapferkeit der Chalsa gezügelt: er hatte sich selbst beherrscht und dem Unabweisbaren mit Anstand gefügt. Die indische Regierung war ihm allenthalben an der Satledsch, in Sindh und Afghanistan hemmend und hindernd in den Weg getreten; er gehorchte, wohl wissend daß er den Engländern keinen nachhaltigen Widerstand leisten könne. Dies Alles hatte sich nach seinem Tode schnell geändert. Niemand ersetzte ihn in Kraft, Ansehen und Klugheit. Hierzu kam die Besitznahme der Länder am untern Indus; sie führte in den nächsten Jahren, das fühlte ein Jeder, nothwendig zu dem Un-

tergange des Sikhstaats, vielleicht auch zur Bedrückung der Religion des Nanak. Es liegt dies in den geographischen und politischen Beziehungen der beiden Länder, Sindh und Pendschab. Das Schicksal der Talpur zeigte überdies, daß alle Verträge mit den treulosen Frengis vergebens, daß jede Nachgiebigkeit nur neue Schmach erzeugt und am Ende unvermeidlich zum Verderben führt.

Die Häuptlinge und der bewaffnete Heerbann waren entschlossen, den Feinden des Landes und der Religion der Väter mit dem Schwerte in der Hand entgegenzutreten. Es wurden zu den blutigen Entscheidungstagen großartige Vorbereitungen getroffen. Die Engländer, ihrer Uebermacht vertrauend, haben diesem Getriebe jenseits der Satledsch ruhig zugesehen. Man ließ es selbst an der nöthigen Vorsicht fehlen, um irgend einen plötzlichen Angriff, wie sonst gewöhnlich, in schneller und entscheidender Weise, zurückzuschlagen. Ranadschit hatte aber, im Vergleich mit den andern einheimischen Nachbarn, ein ziemlich geordnetes Reich hinterlassen, mit einer Bevölkerung von 4½ Million Seelen und einem jährlichen Einkommen von ungefähr 30 Millionen Gulden. Das Heer belief sich zwischen 70—80,000 Mann aller Waffengattungen, wovon wenigstens ein Drittheil in europäischer Kriegskunst und militairischer Ordnung herangebildet war. Dieses Heer hatte er mit einem großen Artilleriepark versehen, von ungefähr 400 Kanonen, die kleinen auf Kameelen transportirten nicht mitgerechnet, welche sich auf eine gleiche Anzahl belaufen mochten.

Der Tod des Maharadschah brachte anfangs keine

Aenderung in die Stellung des Reichs. Es fehlte zwar nicht an wiederholten Reibungen und Verdrießlichkeiten von Seiten der schnell wechselnden Gebieter des Pendschab. Die Furcht vor der Uebermacht der Engländer hat diese jedoch immer, bei allem Hasse im Herzen, von offenen Feindseligkeiten abgehalten. Der halb blödsinnige Charrak trat an die Stelle des Vaters. Die Engländer, welche sich für ihre Zwecke keinen bessern Gebieter der Sikh wünschen konnten, haben ihn alsbald anerkannt. Dhian hoffte nun endlich, was ihm unter Ranadschit unmöglich, der allgewaltige Hausmeier des Pendschab zu werden. Charrak hatte aber seine besondern Lieblinge und Vertraute, aus denen bald ein Mann hervorragt niederer Herkunft und niedrigen Wesens.

Nao Nihal hörte kaum die Nachricht von dem Tode des Großvaters, so eilt er an der Spitze seiner Truppen nach Lahor. Man gab vor, er wolle seinen Vater begrüßen. In Wahrheit aber gedachte der tüchtige Prinz in dessen Namen die Regierung des Reichs zu führen. Fürsten, welche weder durch Gesetze noch durch mächtige Genossenschaften oder eine öffentliche Meinung im Zaume gehalten werden, sind schnell zu jeder Gräuelthat entschlossen. Nihal verbindet sich mit den Dschamufürsten, mit Dhian und seinen Brüdern Golab und Satschet, ermordet die Getreuen seines Vaters (8. October 1839) und verurtheilt ihn selbst zu einem ewigen Gefängniß. Der ehrgeizige Sohn ergreift anfänglich im Namen des Vaters nach dessen gewaltsamem Tode (4. November 1840) als Maharadschah, mit fester Hand die Zügel der Regierung. Hätte Nihal das Leben erhalten, es wäre damals schon zu einem Bruche mit England gekommen;

denn er und Dhian haßten die Frengis; sie wollten leben und sterben für die Selbständigkeit des Reichs. Niha hat aber noch am Tage der Thronbesteigung, man weiß nicht ob durch Zufall oder Verrath, seinen Tod gefunden. Als nämlich der junge Fürst, auf einem Elefanten sitzend, durch die Citadelle von Lahor ritt, stürzte die Brustwehr zusammen und begrub ihn unter ihren Trümmern. Die Dschamufürsten, in deren Händen jetzt allein das Schicksal des Staats lag, wagten es noch nicht, im eigenen Namen als Herrscher aufzutreten. An Schir Singh wurde eine Botschaft entsandt, ihn einladend, nach Lahor zu kommen und sich an die Spitze der Regierung zu stellen. Ihm war jedoch Tschand Kunwar, die Mutter des Nihal, ein kühnes, sittenloses Weib, entgegen. Sie hatte eine mächtige Partei, an deren Spitze ihr Geliebter stand, Adschit Singh Sindhanwala, von einer Seitenlinie des regierenden Hauses. Die Parteien kämpften gegeneinander. Mehre Wochen lang herrschte die größte Verwirrung zu Lahor und in allen Ländern des Pendschab. Die Rotten des Schir erhielten die Oberhand; Tschand Kunwar muß sich (18. Januar 1841) unterwerfen und hat bald nachher auf eine furchtbare Weise ihren Tod gefunden. Gegen ihre Anhänger und alle Bewohner der Hauptstadt ward mit unmenschlicher Grausamkeit verfahren.

Schir Singh war von Jugend auf mit einer Anzahl gemeiner Europäer befreundet und in deren Gesellschaft von Grund aus verdorben worden. Die Zeit verging jetzt mit Trinkgelagen und Ausschweifungen aller Art; Dhian blieben die Staatsgeschäfte überlassen. Manchmal erwachte jedoch der Maharadschah aus seinem Rau-

sche, wollte dann plötzlich den Fürsten spielen und fühlte sich durch die Macht seines Wesirs niedergedrückt. Dies gab zu wiederholten Streitigkeiten Veranlassung, sodaß am Ende Schir den verzweifelten Entschluß faßte, sich den Engländern in die Arme zu werfen. Die Dschamufürsten, hiervon unterrichtet, beschlossen ihm zuvorzukommen und Dhalib Singh, welchen, wie es hieß, Ranadschit für seinen Sohn erkannt hatte, an die Stelle des widerspenstigen Maharadschah auf den Thron zu erheben. Eine Verschwörung wurde eingeleitet und Adschit Singh, der alte Gegner des Schir, ermordete (15. September 1843) den Fürsten, ein anderer Singh seinen jungen Prinzen Pertab. Der listige, ränkevolle Dhian, welchem Alles mistraute, wird von dem wilden Adschit ebenfalls und zwar noch an demselben Tage niedergestoßen, und ebenso schnell ereilte die Rache den vielfachen Mörder und seinen nächsten Genossen, Lehna Sindhanwala (20. September 1843). Dhalib sitzt jetzt auf dem Throne und Hira, der Sohn des Dhian, ist während der Unmündigkeit des Maharadschah der Regent des Reichs. Die Prätorianer der Chalsa sind jedoch die wahren Gebieter. Sie sannen bei allen diesen Umwälzungen blos auf Raub und Plünderung und erfreuten sich der wiederholten Geschenke, welche sie von der schnell wechselnden Herrschaft verlangten und erhielten. Ihnen war es gleichviel, ob dieser oder jener Häuptling gebietet; nur soll er den reichlichen Sold nicht vorenthalten und in keinem Falle zu lange regieren. Die Schwelgerei des Heeres verlangt einen raschen Wechsel der Gebieter und reiche Geschenke.

Hira, der Regent, hatte von seinem Vater den Haß

gegen die Frengis geerbt, und bald erhielt man zu Kalkutta mannigfache Kunde von neuen Umtrieben und kriegerischen Vorkehrungen. Die Engländer beschlossen jedoch ruhig abzuwarten und das Trauerspiel im Pendschab, ohne gewaltsam einzugreifen, bis ans Ende spielen zu lassen. Hira Singh ist bald nicht mehr im Stande, die Habsucht der zügellosen Truppen zu befriedigen und wird (21. December 1844) ermordet. Die Wesirstelle wird zu Lahor, gleichwie manchmal in der römischen Kaiserzeit, förmlich versteigert. Dschowahir Singh, ein Onkel des Dhalip, erhandelte sie um einen Preis, den er nicht bezahlen konnte, und erregt gleich anfangs Widerwillen und Murren. Rani Tschanda, die Mutter Dhalip's und die Schwester des neuen Wesirs, ist die Tochter eines armen Pächters in Kaschmir. Ranadschit hatte das sittenlose Weib, bezaubert durch ihr heiteres, geistvolles und unverschämtes Wesen, in seinen Harem aufgenommen und in den letzten Jahren allen andern Beischläferinnen vorgezogen. Dhalip, der Sohn eines unbekannten Vaters, war aus Liebe zur Mutter von dem Maharadschah angenommen worden. Der Fürst hatte aber sicherlich niemals daran gedacht, daß solch ein Sprosse sein Nachfolger werden könnte. Rani Tschanda und Dschowahir führten ein gräuelhaftes Leben. Der Hader hörte nicht auf zwischen dem Wesir und den zahlreichen Liebhabern seiner Schwester. Dies schändliche Regiment brachte Heerführer und Truppen zur Besinnung; sie selbst ergriffen das Ruder und suchten mit bewunderungswürdig sicherer Hand das Staatsschiff vor dem nahen Untergange zu bewahren. Ein Kriegsrath Pant Chalsadschi, Versammlung der Gläubigen, oder Sarbat Chalsa, die

Verſammlung der Auserwählten genannt, wurde gewählt, deſſen Anordnungen ſich das Reich und ſeine ſcheinbaren Gebieter fügen mußten. Es war dies blos eine theilweiſe Erneuerung der Regierungsform vor der Alleinherrſchaft des Ranadſchit, vollkommen gemäß den Vorſchriften der beiden großen Meiſter Nanak und Gowind. „Achte die Chalſa als den Lehrer, als die Verkörperung des Lehrers. Wer da wünſcht den Guru zu ſehen, in der Chalſa wird er ihn finden: die Chalſa iſt Alles; die andern Gottheiten ſind dem Sande gleich, welcher durch die Finger rinnt.“

Dieſe neue Ordnung im Pendſchab erregte bei der Regierung zu Kalkutta Mistrauen und Beſorgniß. Man konnte mit gutem Grunde befürchten, das kriegsluſtige gebietende Heer werde nächſtens einen Kampf hervorrufen. Major Broadfoot, der ſich in Dſchellalabad und bei andern Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, war zu der Zeit Reſident in Lahor. Ihm wurde nun der Auftrag von Dſchowahir und der Rani, die Entlaſſung eines großen Theils des Heers zu verlangen; der Strich Landes, welchen die Sikh öſtlich der Satledſch beſitzen, ſolle überdies abgetreten werden, wodurch die Gelegenheit zu Reibungen vermieden und eine feſtere Scheidewand zwiſchen den beiden Staaten gewonnen werde. Iſt dies geſchehen, ſo könne ein neues Offenſiv- und Defenſivbündniß mit dem Staate von Lahor in der Weiſe des mit Ranadſchit abgeſchloſſenen Vertrags errichtet werden. Der Weſir, welcher ſelbſt den Truppen mistraute, ſchien dieſen Vorſchlägen nicht abgeneigt. Ganz anders der Ausſchuß der regierenden Offiziere. Eine Botſchaft erging an die Rani. Man verlangte die Auslieferung des Verräthers in ge-

bieteriſchen Worten. Vergebens bot ſie Alles auf, um ihren Bruder zu retten. „Ein Vertrag mit den Engländern", erklärte der Pant, „hätte unfehlbar die Ermordung der Rani und ihrer ganzen Familie zur Folge. Man wiſſe wol, daß in den Adern des Dhalip kein Tropfen Blut des alten Ranadſchit fließe; viele andere Prinzen haben gleiche Anſprüche. Die Regentin komme mit allen ihren Angehörigen ins Lager, um ſich vor dem Heere zu rechtfertigen. Geſchähe dies, ſo wolle man vor der Hand noch Gnade für Recht ergehen laſſen."

Der verworfene Hof von Lahor mußte ſich der Nothwendigkeit fügen. Die Rani, Dhalip und Dſchowahir erſchienen. Der Letztere wurde alsbald (21. September 1845) nebſt zweien ſeiner Günſtlinge ermordet und in Stücke zerhauen. Nur mit Widerſtreben geſtattete man der Rani, den Leichnam ihres Bruders mit allen herkömmlichen Ceremonien zu beſtatten. Vier ſeiner Frauen haben den brennenden Scheiterhaufen beſtiegen. Die Rani, der Maharadſchah und alle Sikhgläubigen ſtürzten vor ihnen nieder und baten um ihren Segen. Dieſe bethörten Geſchöpfe, welche in allen Ländern der Hindu als Heilige verehrt wurden, erhoben ihre Stimme, ſegneten die Familie Tſchanda und verwünſchten das Heer. „Ehe das Jahr zu Ende geht", ſprachen die Witwen des Weſirs, „wird das Fünfflußgebiet der Freiheit beraubt und die Religion unterjocht ſein. Die Frauen der Chalſatruppen beweinen den Tod ihrer Männer, die Rani und ihr Sohn führen ein ruhiges und langes Leben unter fremder Oberherrlichkeit." Dieſe Weiſſagung, fügt Major Broadfoot dem Berichte hinzu, welchem wir dieſe Einzelheiten entnehmen, machte auf die abergläu-

bische Menge einen tiefen Eindruck. Sie verdient auch vom geschichtlichen Standpunkte unsere Beachtung, weil sie als ein Widerspiel der Ueberzeugung und der geheimen Wünsche des Hofs und seiner Umgebung erscheint.

Die Engländer zogen nun bei Firuspur, Ambalah und Lodianah eine geringe Anzahl Truppen zusammen, um, wie sie meinten, für alle Fälle, für alle Ereignisse im Pendschab gerüstet zu sein. Die Sikh sahen hierin die Vorbereitungen zu einem Angriffskriege und die Völker Hindostans erwarteten in der nächsten Zeit die Vereinigung des Pendschab mit dem angloindischen Reiche. Die Briten hatten von ihren Gegnern, von ihrer Tapferkeit und Entschlossenheit eine sehr geringe Meinung. Man glaubte, sie würden es in keinem Falle wagen, die Satledsch zu überschreiten und in das englische Gebiet einzufallen. Major Broadfoot schätzte die Anzahl der regierenden Prätorianer auf kaum 15,000 Mann, welche aus bloßem Gesindel bestünden. Die Artillerie sei unbedeutend und schlecht bedient. So mangelhaft war der englische Resident unterrichtet. Kein Wunder, daß der Generalstatthalter und der Oberanführer, welche diesen Berichten unbedingten Glauben schenkten, von dem Ausbruche der Feindseligkeiten vollkommen überrascht wurden, daß sie nur mit der größten Mühe, mit Aufopferungen aller Art aus den wiederholten Kämpfen siegreich hervorgehen konnten. Der Major hat seinen Irrthum oder seine Nachlässigkeit mit dem Leben gesühnt. In der Schlacht bei Mudki stürzte er sich, obgleich schon bedeutend verwundet, nochmals in die dichtesten Reihen der Feinde und hat hier seinen Tod gefunden.

Sir Henry Hardinge begab sich von Kalkutta in die

Nähe des Pendschab, wo er bald (22. November) sichere Kunde erhielt, die Sikh zögen von Lahor gegen die Satledsch. „Wilde Begeisterung habe die Truppen ergriffen. Die leitenden Pantschayat seien zum Kriege entschlossen: sie hätten am Grabe ihres großen Maharadschah einen feierlichen Eid geschworen, die Kühe schlachtenden Frengis zu vernichten." Auch jetzt noch wollten die Engländer, von den frühern Berichten misleitet, nicht glauben, daß die Sikh den Fluß überschreiten und die Länder der Compagnie mit Krieg überziehen würden. Und wenn auch, so könne man die zügellosen feigen Haufen mit leichter Mühe zurückwerfen. So geschah es, daß gar keine Vorkehrungen getroffen waren, um den Angriffen mit überlegener Macht zu begegnen. Man ließ sich überraschen. Die Sikh setzen (11. December), ohne irgend einen Widerstand zu finden, über den Fluß, berennen Firuspur und beziehen zehn englische Meilen vorwärts der Stadt, bei dem Dorfe Firusschah, ein befestigtes Lager. Das feindliche Heer zählte über 50,000 Mann und war mit einem Artilleriepark von 150 Kanonen versehen. Man hatte diese Stellung gewählt, um den britischen Truppen, welche von Ambalah zum Entsatz von Firuspur herbeieilen könnten, den Weg abzuschneiden. Die jetzt von mehren Seiten in Eilmärschen heranziehenden Engländer wurden alsbald zu Mudki, ein Dorf an zehn englische Meilen von Firusschah, von einigen Tausend Sikh angegriffen. Die Angreifer wurden zurückgeschlagen; der Sieger konnte sich jedoch keines besondern Erfolgs rühmen. Neue Truppen wurden herbeigezogen und jetzt ging es weiter gegen Firusschah, um in Sturmschritt das feindliche Lager zu nehmen. Der Widerstand der für

Religion, Vaterland und Freiheit kämpfenden Sikh erstaunte, erschreckte das angloindische Heer und seine Führer. Der Abend des blutigen Tags (21. December) brachte keine Entscheidung. Engländer und Sipahis harrten unter Sorgen und Entbehrungen aller Art selbst für Wasser war nicht gesorgt dem kommenden Morgen entgegen, wo die Schlacht von neuem und von beiden Seiten mit verzweiflungsvollem Muthe entbrannte. Die Sikh, aus allen ihren Stellungen geworfen, ziehen sich in die Festungswerke an der Satledsch zurück, von wo aus sie durch einen Zuzug, den Tedsch Singh herbeiführt, nochmals vorbrechen und vergebens wiederholt versuchen, ihre frühern Stellungen zu erobern. Die Chalsa hat bei Mudki und Firusschah bedeutende Verluste erlitten; die Verluste der Engländer sind beispiellos in der ganzen indischen Kriegsgeschichte. Die Zahl der Todten und Verwundeten betrug an 3300 Mann, worunter die tapfersten Offiziere, berühmte aus den Heerfahrten gegen Afghanistan bekannte Namen: Sir Robert Sale, Sir M'Caskill und viele Andere.

Eine Waffenruhe erfolgte. Die beiden Heere bedürfen der Erholung. Sie stehen beobachtend einander gegenüber und suchen neue Verstärkungen an sich zu ziehen. Kaum waren diese eingetroffen, so setzen die Sikh von neuem über den Fluß und suchen gegen Lodianah vorzudringen. Sir Harry Smith mußte zurückweichen, was nicht ohne namhaften Verlust ausgeführt werden konnte. Smith zieht einige frische Truppenabtheilungen herbei, kehrt um und geht den Sikh rasch entgegen. Bei dem Dorfe Aliwal wurde (28. Januar 1846) die erste entscheidende Schlacht geschlagen. 24,000 Sikh wurden

von den Engländern, die kaum die Hälfte zählten, nach einem äußerſt hartnäckigen, blutigen Kampfe von einigen Stunden über die Satledſch zurückgeworfen. Die ganze Artillerie, mehr als 60 Kanonen, ging verloren. Nicht minder groß war der Verluſt an Mannſchaft; dieſe blieben in der Schlacht und jene ertranken im Fluſſe. Zur Tapferkeit der Angloindier half allenthalben der Verrath der Sikhhäuptlinge, welche wünſchten, unter der ſichern Fremdherrſchaft ſich ihrer Güter und ihres Lebens in Ruhe zu erfreuen. Sie haben ſämmtlich, Tedſch, Lal und Golab Singh, ihr Vaterland, die Religion und den Heerbann verrathen, hier bei Aliwal und in der folgenden großen Schlacht zu Sobraon und Subrahan.

Die Sikh hatten auf der öſtlichen Seite der Satledſch, nahe bei den Dörfern Sobraon, einen gewaltigen Brückenkopf erbaut und eine dreifache Linie von Verſchanzungen aufgeworfen, ringsum mit Batterien, beſetzt von 70 Feldſtücken und mehren Hundert kleinen Kanonen. Dieſe Werke, von 35,000 Kerntruppen vertheidigt, ſtanden vermittelſt einer Brücke mit dem jenſeitigen Ufer in Verbindung, wo ſich ein anderes Lager befand. Wiederholte Recognoscirungen führten zur Ueberzeugung, daß es Tollkühnheit wäre, dieſe Werke ohne ſchwere Feldartillerie anzugreifen. Die Magazine von Delhi lieferten den Bedarf und der Angriff wurde beſchloſſen. Am 10. Februar mit Tagesanbruch eröffneten die Engländer ein furchtbares Feuer. Die Batterien der Sikh konnten jedoch, ungeachtet der Regelmäßigkeit, Sicherheit und Unerſchrockenheit, mit welcher das Feuer unterhalten wurde, nicht zum Schweigen gebracht werden. Man ſah bald, daß die feindlichen Werke nur durch Sturm

erobert werden könnten. Die Chalſatruppen ließen aber die Kanonen in ſo furchtbarer Weiſe ſpielen, daß es einige Augenblicke unmöglich ſchien, vermittelſt Bayonnetangriffe die Verſchanzungen zu nehmen. Am Ende ſiegte jedoch die Tapferkeit und Kaltblütigkeit der Indobriten, unterſtützt von dem Verrathe der ariſtokratiſchen, ſelbſtſüchtigen Häuptlinge. Die Regimenter zogen im Sturmſchritt unter dem Kugelregen der Sikh ganz nahe heran und gaben dann erſt Feuer, als ſie innerhalb der feindlichen Werke angelangt waren. Hier aber entbrannte die Schlacht in furchtbarer Weiſe. Die Flinte ward unnütz. Mann focht gegen Mann. Wiederholt ſtürzten die Sikh, das Schwert in der Hand, auf die eindringenden Scharen. Die Kämpfenden hatten keine Zeit dazu und man wollte auch von keiner Seite Gefangene machen. Verwundete und Entwaffnete wurden erbarmungslos niedergeſtoßen. „Wären die Opfer nicht für mein Vaterland gefallen", ſchreibt der Oberfeldherr an einen Freund, „ich hätte das Schickſal der Helden des Pendſchab beweinen müſſen." Zwei Stunden waren in ſolch einem beiſpielloſen Kämpfen und Morden vergangen. Die Chalſatruppen zerſtäubten in wilder Flucht und eilten in ungeordneten Haufen zur Brücke. Andere ſtürzten in Fahrzeuge, noch andere in den Fluß und ſuchten das jenſeitige Ufer ſchwimmend zu erreichen. Ein furchtbares Morden entſtand an dem Ufer. Hunderte und abermals Hunderte wurden von den nacheilenden Truppen getödtet oder ſind im Fluſſe ertrunken. Der Verluſt der Sikh an Todten und Verwundeten wird auf 8 — 10,000 Mann angegeben; 67 große und über 200 kleinere Kanonen haben die Sieger, deren Verluſt eben-

falls sehr groß war, als Beute davongetragen. Es galt einen Kampf um Vaterland und Freiheit; und die Sikh sind als tüchtige Männer befunden worden. Haben sie auch Alles verloren, diese Ehre wird ihnen immer bleiben in den Jahrbüchern der Geschichte. Der Heerbann der Sikh, so erzählt uns Cunningham, war den Sipahi in jeder Beziehung überlegen; sie fühlten dies auch und suchten, sobald sich eine Gelegenheit ergab, zu entfliehen. Nur die europäischen Truppen haben die Ehre der englischen Waffen gerettet, wobei ihnen überdies der Verrath gute Dienste leistete. Die Anführer des Heerbanns standen, wie von verschiedenen Seiten her berichtet wird, im geheimen Einverständniß mit Lord Hardinge und Gough. Tedsch Singh, der Verräther, floh bei dem ersten Angriffe und zerstörte die Schiffbrücke. So geschah es, daß die tapfern Männer theils unter den Geschossen der Feinde, theils in den Wellen ihren Tod gefunden haben. Die Wahrhaftigkeit dieser Berichte wird auch durch die amtliche Verfolgung und Bestrafung der Offiziere, welchen wir sie verdanken, bestätigt.

Noch am Abend dieses heißen Tags setzten sechs Regimenter Sipahi — nur ein Drittheil der englischen Armee bestand aus Europäern — über den Fluß und ihnen folgten, sobald die Schiffbrücke vollendet war, alle Truppen. Am 14. stand das Heer bereits bei der alten, ziemlich großen Stadt Kassur, 32 englische Meilen von Lahor entfernt. Ein anderes Corps war bei Filur über den Fluß gegangen. Die Engländer, so hatte der Verrath ihnen vorgearbeitet, stießen nirgendwo mehr auf Widerstand. Das Pendschab war in ihren Händen und sie hätten es wol, was das Beste gewesen wäre, alsbald

mit ihren Beſitzungen vereinigen können. Nicht Groß-muth und Mäßigung, ſondern politiſche Gründe vermoch-ten den Oberſtatthalter Lord Hardinge den beiweitem größern Theil des Landes unter einheimiſchen Obern zu belaſſen. Dieſe wurden jedoch durch Verträge derart gebunden, daß ſie, wie es ſchien, blos eine beſondere Gattung Statthalter wären, welche man bei paſſender Gelegenheit entfernen und durch unmittelbare engliſche Verwaltung erſetzen könnte.

An der Spitze der andern verrätheriſchen Singh er-ſchien Golab im Lager zu Kaſſur und bat im Namen des Maharadſchah um Verzeihung und Frieden. Noch in der Nacht wurden alle Foderungen des Oberſtatt-halters genehmigt. Die Majeſtät des Pendſchab mußte perſönlich vor dem Sieger erſcheinen, wegen der feind-lichen Angriffe der Chalſa um Verzeihung bitten und ſich unbedingt unterwerfen. Jetzt erſt wurde Dhalip der Freundſchaft Englands gewürdigt, — gewürdigt, von dem triumphirenden Feinde in die eigene Hauptſtadt zurück-geleitet zu werden.

Die großen Schätze, welche Ranadſchit geſammelt hatte, waren in den unaufhörlichen Wirren, in den Schwelgereien und Revolutionen der letzten Jahre längſt verſchwunden. Die Regierung von Lahor ſah ſich außer Stand, die auferlegte Kriegsſteuer, ungefähr 18 Millio-nen Gulden, zu entrichten. Der Verräther Golab, wel-chen jetzt auch die Sikh eines geheimen Einverſtändniſſes mit den Engländern beſchuldigen, benutzte dieſe Umſtände, um für ſich und ſeine Nachkommen ein Lehenreich zu erlangen. Sir Henry Hardinge begünſtigte die Beſtre-bungen des reichen Häuptlings, des geheimen Freundes

der Compagnie. Der Statthalter Indiens mochte auch in Lahor die Einsicht erlangt haben, Rani Tschanda und ihre Umgebung seien den schwierigen Verhaltnissen nicht gewachsen. In jedem Falle aber konnte die Theilung des Reichs und die gegenseitige Eifersucht der Machthaber nur zum Vortheile, nur zur Sicherheit der anglo-indischen Regierung dienen. Die ursprünglichen Bedingungen des Vertrags wurden nun zum großen Nachtheile des Maharadschah in mannichfacher Weise abgeändert; der Wille des gebietenden Briten war die einzige Richtschnur der Regierung zu Lahor.

Vor der förmlichen Unterzeichnung des Friedens (9. März 1846) mußten sechs Millionen Gulden Kriegssteuer erlegt werden. Auch ward befohlen, Dhalip, sein Wesir Lal Singh und mehre andere Sirdars, sollten im Zelte Sir Hardinge's erscheinen, wo ihnen das frühere schlechte Benehmen nochmals verwiesen und die Verhaltungsnormen für die Zukunft vorgezeichnet wurden. Sie sollten jetzt nach der Zerstückelung des Reichs, nach der Untergrabung aller seiner Hülfsquellen und alles seines Ansehens, das Land in der Weise des Maharadschah Ranadschit regieren! Die Häuptlinge treten im Namen des unmündigen Dhalip alle Länder ab zwischen den Flüssen Satledsch und Bias, dann alle Besitzungen und Rechte innerhalb der Alpengauen des Himalaja, von Bias und Indus umgrenzt, die Provinzen Kaschmir und Hasarah mit eingeschlossen. Der größte Theil dieser Besitzungen wird alsbald durch einen besondern Vertrag mit den Dschamufürsten Golab, geschlossen zu Amritsir (16. März 1846), ihm und seinen Nachkommen als ein erblicher Lehenstaat überlassen, wofür neun Millionen

Gulden entrichtet werden: sechs sogleich und drei spätestens am 1. October des laufenden Jahres. Der Fürst zahlt in Zukunft keine andern Abgaben; doch sendet er jährlich als Zeichen der Lehenspflichtigkeit ein Pferd, zwölf Schwalziegen der besten Gattung und drei Kaschemirschwals der angloindischen Regierung. Bei einem Kriege steht die ganze Militairmacht des neuen Fürstenthums zur unbedingten Verfügung der Engländer. Die Grenzen des Feudalstaats können ohne ihre Zustimmung weder verändert noch Unterthanen fremder Länder, Europäer und Amerikaner, in die Dienste Golab's und seiner Nachkommen aufgenommen werden. Maharadschah Dhalip gibt diesen Anordnungen seine unbedingte Zustimmung. Ueberdies verpflichten sich die beiden Sikhstaaten, die Streitigkeiten, welche zwischen ihnen entstehen könnten, den Beherrschern Hindostans zur Entscheidung vorzutragen.

Die Kunde dieser großen Veränderungen wurde schnell über alle Länder des westlichen und mittlern Asiens verbreitet. Sie gelangte auch zu den zahlreichen Ansiedlern aus Kaschmir in Tübet. Es gingen nämlich in frühern Jahren viele Muselman Kaschmirs, welche die Despotie der Großmongolen, Afghanen und Sikh nicht mehr ertragen wollten, nach Tübet, wo sie eine freundliche Aufnahme gefunden haben. Sie heißen hier Kaschi, sind angesehene, reiche Leute und stehen unter ihrem eigenen gewählten Oberhaupte. Diese Ausgewanderten unterhalten noch immer vielfache Verbindungen mit der Heimat, zeigen aber auch unter den jetzigen Verhältnissen wenig Neigung, dahin zurückzukehren. In unserm Vaterlande, sprach das Oberhaupt der Kaschi (1846) zu

den französischen Missionaren in L'Hassa, herrschen jetzt die Engländer. Dies sind gar schlaue Leute. Sie bemächtigen sich nach und nach aller Länder Indiens, aber mehr durch List und Trug als durch Gewalt. Sie suchen anfänglich die einheimischen Fürsten in ihr Interesse zu ziehen und herrschen dann so lange unter fremdem Namen, bis sie selbst offenkundig die Zügel der Regierung ergreifen können. Die Engländer lassen gewöhnlich die einheimischen Fürsten recht schlecht regieren, damit sie als Erretter aus der Noth mit Freuden aufgenommen werden. So machen sie es auch jetzt zu Kaschmir. Der Sikh Golab ist blos ein schlechter Statthalter der gebietenden Herren in Kalkutta.

Die Regenten des Pendschab versprachen gerne, die meuterische, ihnen nicht weniger wie den Briten gefährliche Chalsa zu entlassen und an deren Stelle ein neues fügsameres Heer, das höchstens 32,000 Mann stark sein dürfe, anzuwerben. Diese Zahl könne nur mit Zustimmung der angloindischen Regierung überschritten werden. Bis zur Vollendung der neuen Organisation bleibt Stadt und Festung Lahor von britischen Regimentern besetzt; jedoch blos zum Theil auf Unkosten der Sikhregierung. Alle noch im Pendschab befindlichen und in einer der vier Schlachten gegen die Briten gerichteten Kanonen werden den Siegern ausgeliefert; 220 sind früher erbeutet worden. Es soll den Engländern, sobald die Regierung von Lahor darum ersucht wird, der Durchzug durch ihre Länder gewährt werden. Auch verpflichtet sich der Maharadschah, gleichwie Golab, keine Europäer oder Amerikaner in seine Dienste zu nehmen, noch die Grenzen seines Landes ohne die Zustimmung

der britiſchen Beamten in irgend einer Weiſe zu verändern. Die innere Verwaltung des Staats, mit Ausnahme der Aufſicht über die Schiffahrt, den Handel und die Zölle längs der Satledſch, des Bias und Indus, bleibt der Sikhregierung überlaſſen. Die engliſchen Behörden werden nur dann, wenn freiwillig hierüber befragt, ihr mit Rath und That beiſtehen. Man ſieht, daß den Jüngern des Nanak kaum ein Schatten der Selbſtändigkeit geblieben iſt; und ſelbſt dieſer Schatten mußte, noch ehe das Jahr zu Ende ging, dem unmittelbaren Gebote der Engländer weichen. Der Oberſtatthalter hätte, wie die ſpätern Ereigniſſe lehrten, viel beſſer gethan, die Länder der Sikh vollſtändig dem anglo-indiſchen Striche einzuverleiben.

Die Königin-Mutter ſowie ihr Weſir und Liebhaber Lal Singh brechen alsbald den Vertrag. Sie ſuchen dem verhaßten Golab Unruhen zu erregen und die Ordnung ſeines Fürſtenthums zu hindern. Zu dem Ende ſchreiben ſie Briefe an den Statthalter Kaſchmirs Schech Imameddin, er möge die Fahne des Aufruhrs erheben und ſich dem neuen Gebieter widerſetzen. Imameddin folgte ihrem Wunſche und fand auch bei den Bewohnern, deren ſieben Achtel ſich zum Islam bekennen — die ganze Bevölkerung wird auf 200,000 Seelen gerechnet — großen Anhang. Der Fürſt von Dſchamu ſucht bei ſeinem Lehensherrn Hülfe, und ein engliſches Heer zieht im Verein mit den Sikhtruppen gegen den Rebellen. Schech Imam iſt nicht im Stande, dem Sturme zu begegnen; er bittet um ſicheres Geleite, kommt ins engliſche Lager und übergibt die Briefe des treuloſen Weſir, der ver-

gebens dieſe eigenhändigen Zeugniſſe ſeines Verraths zu leugnen ſucht. Er muß (4. December 1846) ſeiner Stelle entſetzt und den Engländern übergeben werden, welche ihn nach der Feſte Agra abführen, um hier, wie ſo viele andere Fürſten Hindoſtans, als Staatsgefangener ſein Leben zu beſchließen. Ihm folgte bald die Rani Tſchanda, welcher Benares, das indiſche Rom, als Verbannungsort angewieſen wurde. Ihre ſpätere romantiſche Flucht nach Nepal (April 1849) war von keinem Nachtheile. Sie brachte überdies der indiſchen Regierung einen bedeutenden Gewinn an der Penſion, welche der Rani ausgeſetzt war.

Der Oberſtatthalter hatte ſchon früher den Sikh erklären laſſen, die engliſchen Truppen würden, indem die Zeit, welche ſie dem Vertrage gemäß im Pendſchab zu verbleiben hätten, zu Ende gehe, Lahor verlaſſen. Jetzt ward hinzugefügt, die Häuptlinge möchten einen neuen Weſir wählen oder in irgend einer andern Weiſe für die Regierung des Reichs Sorge tragen. Nach wiederholten Berathungen erklärten dieſe einſtimmig: ſie ſeien ohne engliſche Beſatzung nicht im Stande, die Ruhe im Lande zu erhalten. Sie baten, man möge, wenn auch nur einige Monate lang, einen Theil der fremden Truppen in Lahor laſſen, bis das einheimiſche Heer auf neuem Fuße organiſirt werden könnte. Der Statthalter verſtand ſich jedoch unter keiner Bedingung dazu, eine Regierung zu unterſtützen, welche in ſelbſtändiger Weiſe ohne unmittelbaren Einfluß der engliſch-oſtindiſchen Behörden handeln könne. Die Regentſchaft fügte ſich allen Anforderungen. Nach dem neuen Vertrage hatte der Befehlshaber der engliſchen Beſatzung volle Macht, die

Angelegenheiten des Reichs in jedem Zweige der Verwaltung zu beaufsichtigen und zu leiten. Ihm war der Regentschaftsrath untergeordnet, dessen Mitglieder ohne seine Zustimmung nicht verändert werden durften. Dieser Rath mußte Sorge tragen, daß die 22 Lakh Rupien für den jährlichen Unterhalt der englischen Truppen zur bestimmten Zeit ausgezahlt werden. Diese Vorkehrungen sollten bis zur Großjährigkeit des Maharadschah, nach der Vollendung seines sechszehnten Jahres (4. September 1854) dauern. Sie könnten jedoch auch früher aufgehoben werden. Bei Gelegenheit der Ratificirung des Vertrags begrüßte Lord Hardinge den Maharadschah Dhalip mit einer Anrede folgenden wesentlichen Inhalts:

„Großbritannien", sagte der Statthalter, „wird nur zum Wohle des Volkes seinen Einfluß gebrauchen. Man ist geneigt, mit einer gewissen Sicherheit anzunehmen, daß die Häuptlinge und Sirdars des Reichs diese menschenfreundlichen Bestrebungen unterstützen werden. Dieser Vertrag, sowie die letzten Ereignisse zu Lahor werden wol nicht verfehlen, in allen Staaten Indiens die Ueberzeugung hervorzurufen, daß die Befestigung unsers östlichen Reichs Hand in Hand gehe mit der Wohlfahrt und dem Glücke aller Classen seiner Bevölkerung. Hoffentlich wird auch einstens der Maharadschah auf diesem festen Grunde des allgemeinen Wohles, der Billigkeit und Gerechtigkeit seine Regierung auferbauen."

Die ersten Anordnungen unter der Oberherrlichkeit Englands bezeichnen scharf den Unterschied zwischen einer civilisirten europäischen und einer halb barbarischen asiatischen Regierung. Das Aussetzen und die Ermordung

der Neugeborenen, das Verbrennen der Witwen und anderer Angehörigen mit den Leichen ihrer Gebieter wurde verboten. In gleicher Weise ist auch für die Bewohner des Fürstenthums Dschamu und namentlich für Kaschmir gesorgt worden. Golab mußte sich verpflichten, allen Handelsgeschäften zu entsagen und die binnenländischen Zölle aufzuheben. Auch er mußte versprechen, die Kindermordung, welche namentlich unter den Radschputen so häufig vorkommt, und das Verbrennen der Witwen in seinen Ländern abzuschaffen. Lord Hardinge hofft nun, die Bewohner Kaschmirs, welche unter der Sikhregierung furchtbare Lasten zu tragen hatten, würden die mittelbare Herrschaft der Briten segnen. Der Oberstatthalter konnte von nun an, ohne irgend eine Störung durch andere kriegerische Ereignisse, seine ganze Aufmerksamkeit der innern Verwaltung widmen. In Indien, wie in der Heimat, rühmte man seine Großthaten: „er verdiene in Wahrheit den Beinamen Asiaticus, denn er habe den Frieden nach Asien gebracht.“ Dies war aber keineswegs der Fall. Man hätte jetzt schon aus der Stimmung des aufgelösten Heerbannes die künftigen blutigen Kämpfe vorhersehen können. Die Krieger, die ihres rückständigen Soldes wegen nach Lahor kamen, waren keineswegs entmuthigt. Sie blickten mit unverdrossenem Muthe in die Zukunft. „Wir sind unfähige junge Schüler der großen englischen Meister. Aber die Chalsa ist auch noch ein Kind; mit der Ausbildung unsers Gemeinwesens wird auch sie zur Mannheit emporwachsen. Gowind wird seine Jünger mit unwiderstehlicher Macht ausrüsten und sie zu Meistern der Kriegskunst heranbilden.“ In den Tempeln und andern Hei-

ligthümern des Volks herrschte ein unbedingtes Vertrauen. „Der reine Glaube Nanaks", verkündeten die Priester, „ist für alle Völker, für alle Zeit bestimmt: endlich wird er doch seine siegreichen Fahnen über alle Länder der Erde verbreiten." Die Behörden, wie dies auch sonst so häufig geschah in der angloasiatischen Geschichte, achteten diese Vorzeichen nicht; sie ließen es an Klugheit und Vorsicht fehlen und tragen so die Schuld des vielen vergossenen Blutes. Hätte man die Länder der Sikh mit dem angloindischen Reiche vereinigt oder hätte man wenigstens Vorkehrungen getroffen, um dem etwa neuerdings sich erhebenden Feinde alsbald mit überlegener Macht entgegenzutreten: die indische Regierung würde sich die üble Nachrede und viele Schmach, sie würde sich die großen Opfer an Geld und Menschen erspart haben.

Lord Hardinge hielt den Frieden so sicher, daß er meinte, es könnten im Kriegswesen bedeutende Verminderungen eintreten. Das angloindische Heer war in dem letzten Jahrzehnd (1837—46) um 120,000 Mann aller Waffengattungen und 834 Offiziere vermehrt worden. Hardinge hat (1847) 50,000 Sipahi entlassen; die Offiziere wurden sämmtlich beibehalten. Gemeine kann man zu jeder Zeit in Menge haben; nicht so kundige Hauptleute. Die europäischen Offiziere genießen aber im indischen Heere noch eine besondere Bedeutung. Der einheimische Führer steht in jeder Beziehung unter dem Engländer. Er wird von den gemeinen Sipahi, mit denen er zusammendiente, als Genosse betrachtet. Man traut ihm weder den Muth noch die Ehrenhaftigkeit der Europäer zu und gehorcht ihm nicht selten mit Wider-

ſtreben. Auch behandeln ihn die Engländer nicht als Ebenbürtigen, als Gentleman. Ein junger Mann aus der Militairſchule zu Addiscombe wiegt alle Subahdars und Dſchemadars auf. Er muß aber auch in den vorderſten Reihen kämpfen, nur dann folgen ihm ſeine Truppen. Sind die europäiſchen Offiziere gefallen, ſo ergreift wol ein ganzes Regiment, eine ganze Heeresabtheilung der Sipahi, wie die indiſche Geſchichte häufig lehrt, die Flucht. Wären die europäiſchen Hauptleute nicht dageweſen, ſagte ein Franzoſe im Dienſte der Sikh, wir hätten eure Truppen von Firospur bis zum Meere getrieben. Aus dieſem Grunde hat der Oberſtatthalter keinen Offizier verabſchiedet. Aber auch bei den Soldaten wurde mit der größten Milde und Schonung verfahren. Kein Mann wurde gegen ſeinen Willen verabſchiedet. Denjenigen, welche freiwillig gehen wollten, wurde der Sold auf mehre Monate verabreicht, damit ſie mit einigem Gelde in die Heimat zurückkehren. Leute der irregulairen Reiterei erhielten die ganze jährliche Löhnung, 24 Pfund Sterling, zum Geſchenk. Dann hat man die alten Soldaten und Invaliden ein Jahr früher penſionirt. Die Erſparniſſe beliefen ſich auf 1,116,000 Pfund. Hierzu kamen die vermehrten Erträgniſſe: der Tribut von Lahor, welcher freilich niemals bezahlt wurde; die Einnahmen der neuerworbenen fruchtbaren Beſitzungen im Dſchalindher Flußgebiete, ſo genannt von der Stadt Dſchalindher zwiſchen der Bias und Satledſch; die erhöhten Abgaben von Opium und die größern Zolleinnahmen, ſodaß man am Ende des Jahres 1847 im Verhältniß zum vorhergehenden auf eine vermehrte Einnahme von zwei Millionen Pfund rechnen konnte. Auch

in Betreff anderer Zweige der innern Verwaltung wurden einige denkwürdige Veränderungen vorgenommen. Die erste Acte des neuen Oberstatthalters im Rathe (1845) hob ein früheres Gesetz auf, wonach das Land, ist die Grundsteuer nicht gleich am Abend des Verfalltags entrichtet, alsbald von Gerichtswegen verkauft wurde. Früher waren von dem Finanzministerium bestimmte Tage festgesetzt, an welchen alle Güter dieser Art im Wege öffentlicher Versteigerung veräußert wurden. Nur die Steuereinnehmer, deren Unterbeamten und die betreffenden Parteien wußten, welche Ländereien diesem Loose verfielen. Nach dem neuen Gesetze müssen alle Grundstücke zuerst öffentlich ausgeschrieben und ein Tag festgesetzt werden, an welchem die Rückstände zu bezahlen sind. Erst dann, wenn der Termin nicht eingehalten wird, kommt es zum öffentlichen Verkaufe des Landes. Ein anderes Gesetz schafft alle Strafen des Ehebruchs ab, das Sühnegeld und Gefängniß ausgenommen, welche dem Gutdünken der Gerichtshöfe unterliegen. Nur dem Gemahl steht die Klage frei und zwar gegen die Frau wie gegen den Geliebten. Dieses Gesetz, wenn auch den europäischen Begriffen angemessen, verstößt gegen die Interessen der einheimischen Bevölkerung der Hindu wie der Muselman. Das Recht der Klage sollte allen Verwandten, namentlich den Vätern und Brüdern zustehen; denn ihnen liegt es ob, die Verbrecherin zu ernähren. Die Eingaben bei den Gerichtshöfen müssen auf Stempelpapier geschrieben sein. Lord Hardinge hat die eingeborenen Offiziere und Soldaten durch ein eigenes Gesetz hiervon ausgenommen. Auch andere Acte des Oberstatthalters erzielen eine sonderrechtliche Stellung des

Heeres, worüber in Indien häufige Klagen erhoben werden. Die Gleichstellung der Sipahi in Betreff der Strafen mit den europäischen Soldaten geschah aus höhern politischen Rücksichten. Will der leitende Ausschuß der Compagnie irgend eine neue Ordnung in Indien einführen, so erhält die indische Regierung den Auftrag, sie als eine Acte des Oberstatthalters im Rathe bekannt zu machen. Viele indische Gesetze sind, gleichwie das über die Prüfungen (1844), auf diesem Wege ins Leben gerufen worden. Wer immer seine Kenntnisse und Fähigkeiten durch öffentliche Prüfungen beurkundet, erlangt dadurch eine Anwartschaft auf eine Anstellung. Herkunft und religiöses Glaubensbekenntniß soll künftig keinen Unterschied mehr machen. Auch sei es gleichviel, wo und wie man seine Bildung erlangt, ob in einer Staatsanstalt, durch einzelne Lehrer oder Privatinstitute. Junge Männer von Erziehung und Talenten werden allenthalben vor andern den Vorzug erhalten. Die Einsetzung eines aus sieben Mitgliedern bestehenden, jährlich wechselnden Gemeinderaths zu Kalkutta (1847), wovon drei von der Regierung ernannt und vier von den Häuserbesitzern gewählt werden, verdient noch aus der Menge unbedeutender Gesetze im Gerichts- und Polizeiwesen, in Handels- und Steuerangelegenheiten besonders hervorgehoben zu werden, weil sie ein vortheilhaftes Zeugniß gibt für die Einsicht und Befähigung der einheimischen Bevölkerung. Hindu und Muselman hielten zusammen und wählten kundige Männer von guter Erziehung und gutem Leumund. Nur ein einziger Engländer wurde, und dies, wie es scheint, nicht ganz mit rechten Dingen, in den

Gemeinderath gewählt. Dies Ergebniß, so natürlich es ist — von den 230,000 zählt die englische Bevölkerung blos 3000 Seelen — erregte großes Misbehagen bei der englischen Bevölkerung und stimmte sie gegen jede Ausdehnung der Municipalverfassung in den andern Städten Hindostans. Man sah in diesen Wahlen, und zwar nicht mit Unrecht, einen bedeutsamen Fingerzeig für die ganze Zukunft des angloindischen Reiches.

Hardinge hatte bereits vor längerer Zeit um Enthebung von seinem Amte gebeten. Sein Nachfolger Lord Dalhousie landete am 12. Januar 1848 zu Bengalen und übernahm alsbald die Leitung der indischen Regierung. In England, namentlich im Indischen Hause, rechnete man ebenfalls so sicher auf den dauernden Frieden im östlichen Reiche, daß bei der Wahl des neuen Oberstatthalters vorzüglich seine Handels- und Geschäftskenntnisse berücksichtigt wurden. „Ein neuer Zeitraum der innern Verbesserungen sollte beginnen und Lord Dalhousie wäre hierzu trefflich geeignet.“ Der siebenzigjährige Lord Gough blieb Oberbefehlshaber, obgleich männiglich bekannt war, daß ihm alle höhern militairischen Talente fehlen. So ließen sich die verschiedenen Behörden Indiens und Großbritanniens in Betreff der Angelegenheiten des Pendschab nicht geringere Fehler und Nachlässigkeit zu Schulden kommen, wie in den Kriegen gegen Afghanistan. Die englische Nation müßte bald von ihrer Höhe herabsteigen, würden ihre Interessen den ebenbürtigen europäischen Mächten gegenüber ebenso schlecht gewahrt, wie in manchen ihren Colonien und auswärtigen Besitzungen.

Muselman und Sikh hatten unterdessen ihre her-

kömmliche, in der Religion und dem Herrschgelüste begründete Feindschaft überwunden und sich gegen die gemeinschaftlichen Unterdrücker verschworen. Dost Mohammed, Emir von Kabal, und andere Häuptlinge versprachen Zuzug zum heiligen Kriege; hingegen gelobten die Sikh, das ehemalige Besitzthum der Afghanen, die Provinz Peschawer, herauszugeben. Bereits im Beginne des Jahres 1848 war, ohne daß die indische Regierung etwas ahnte, eine allgemeine Erhebung verabredet. Malradsch, Häuptling des Fürstenthums Multan mit einer muselmanischen Bevölkerung von 80,000 Seelen — der Sikh sind nur wenige — war der Erste, welcher das Joch der verhaßten Frengis abschüttelte. Sein Vater Sawan Mal wurde von Ranadschit als Dewan oder Statthalter — das Wort bedeutet ursprünglich Rentmeister — eingesetzt. Sawan erlangte bald, was bei der östlichen Verwaltungsform, die alle Gewalt in einer Person vereinigt, leicht möglich ist, solch eine Macht, daß der Maharadschah es nicht wagte, ihn zu entfernen. Ihm folgte der Sohn. Jetzt gingen zwei englische Offiziere nach Multan mit dem Auftrage, dem Statthalter seine Absetzung zu verkünden und dem Gebote der Regierung zu Lahor gemäß das Fürstenthum neu zu ordnen. Diese Offiziere wurden (April 1848) ermordet und ihre Sikhbedeckung trat zu den meuterischen Muselman. Selbst die neuen Truppenabtheilungen, welche von Lahor aus gegen Multan zogen, zeigten sich lässig und widerspenstig. Spuren der Unzufriedenheit und eines beginnenden allgemeinen Aufstandes waren für jeden Sehenden in Menge vorhanden. Man konnte wissen, daß Schir und sein Vater Tschattar Singh mit Malradsch in Verbindung

ſtanden und nächſtens losſchlagen wollten. Wären jetzt die indiſchen Behörden entſchieden aufgetreten, hätte Lord Gough ſeine Sommerfriſche zu Simlah verlaſſen und ſich an die Spitze einer hinreichenden Mannſchaft geſtellt: Stadt und Feſtung Multan wären ſchnell gefallen und der ganze Aufſtand der Sikh wenigſtens vor der Hand unterblieben. Es ſind zwar in dieſen Gegenden der Erde nur die Monate vom Beginn Decembers bis Ende April zum Kriegführen für Europäer geeignet. Iſt aber Gefahr im Verzuge, ſo kann man auch, dies zeigte Napier in Sindh, zu jeder Jahreszeit ins Feld ziehen. Das Gegentheil von dem Allen iſt geſchehen. Man ließ den Verſchworenen Zeit, ihre Kräfte zu ſammeln. Vereinzelte geringe Heerhaufen der Angloindier wurden geſchlagen: die Feinde ſind ermuthigt und das Land der Fünfflüſſe mußte von neuem erobert werden.

Im September waren bereits die meiſten Häuptlinge und die ganze Chalſa in vollem Aufſtande. Mehre hatten ſich mit dem Gebieter von Multan, welcher ſich gegen die wiederholt andringenden Engländer ſiegreich behauptete, vereinigt: die Truppen zu Peſchawer fielen ab und die Afghanen zogen ungehindert durch die Chaiberpäſſe an den Indus; ſie beſetzten Atak und mehre Engländer wurden hier und zu Peſchawer gefangen genommen. Jetzt erſt, ſieben Monate nach der Ermordung der Offiziere Agnew und Anderſon in Multan, rüſtete die indiſche Regierung ernſtlich zum Kriege. Der Oberfeldherr übernahm ſelbſt die Anführung. Schnell nacheinander wurden drei blutige Schlachten geſchlagen: zu Ramnagar, auf dem öſtlichen Ufer des Tſchenab (22. November 1848); bei einer Furth des Fluſſes ſelbſt, zu

Sadalapore (25. December 1848); dann in dem Moorgebüsch von Tschillianwalah (13. Januar 1849), wo die Engländer 2200 Todte und Verwundete zählten, die 89 Offiziere nicht mitgerechnet. Die Angloindier behaupteten immer das Schlachtfeld, und der alte Feldherr glaubte dies hinreichend, sich den Sieg zuzuschreiben. In Wahrheit zählten aber alle drei Schlachten als furchtbare Niederlagen, namentlich die von Tschillianwalah. Noch solch eine Schlacht, hieß es, und der ganze Grundbau des östlichen Reichs ist erschüttert. In Großbritannien und Hindostan erzitterte man für den Bestand der Herrschaft, für die großen Gewinnste, für die einträglichen Stellen so allgemein, daß die stolze, gebietende Hansa sich demüthigte, wie vielleicht niemals im Verlaufe ihrer ganzen Geschichte. Man brauchte nicht blos einen tüchtigen General, man wollte auch einen in Indien bekannten gefürchteten Namen. Sir Charles James Napier, der Sieger bei Miani, der Eroberer Sindhs, vereinigte alle diese Eigenschaften. Der leidenschaftliche, etwas wunderliche Feldherr lag aber mit dem Indischen Hause im Streite; die bittern anzüglichen Reden beider Theile sind selbst im Parlamente besprochen worden. Dies Alles mußte ertragen, mußte äußerlich wenigstens vergessen werden. Noth und Angst standen vor der Thüre und alle persönlichen Rücksichten sind verschwunden. Noch waren keine vier Monate seit der Schlacht von Tschillianwalah verflossen und Napier hatte den Oberbefehl des indischen Heers übernommen.

In dieser Zwischenzeit war aber Großes geschehen. Man bedurfte in Indien des Helden von Miani nicht mehr. Die Stadt Multan wurde im Beginn des Jahres

genommen und auch die Burg mußte sich nach einem hartnäckigen Widerstande ergeben (22. Januar 1849). Malradsch selbst und alle seine zusammengeraubten Schätze fielen in die Hände der Sieger; er wurde später von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, aber vom Oberstatthalter zu ewiger Verbannung begnadigt. Vergebens hatte der Fürst auf die Zusage des Emir von Kabal gehofft: „Der Dewan möge nur aushalten, die Afghanen kämen, um die Engländer jenseits der Satledsch zu jagen.“ Dost Mohammed und seine Scharen sind nicht nach Multan gekommen; und die Auffoderung an alle Muselman in Indien, einen heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen, ist erfolglos geblieben. Einen Monat später (21. Februar 1849) verloren die Sikh die Entscheidungsschlacht bei Gudscherat, eine Stadt, zehn englische Meilen östlich des Tschenab gelegen, auf der großen Heerstraße von Atak nach Lahor. Die Truppen von Multan hatten sich mit dem Hauptheere vereinigt. Der Oberfeldherr war klugerweise beseitigt worden; mit ihm der böse Genius des angloindischen Heers. Die Artillerie hatte hier wieder die Stellung erhalten, welche ihr nach der jetzigen Kriegskunst geziemt. Vorzüglich an dem zahlreichen, gut bedienten und gerichteten Geschütze hängt heutzutage das Loos der Schlachten. Hundert Kanonen des größten Kalibers unterhielten während dreier Stunden ein beständiges Feuer, in der Weise, daß im Durchschnitt, wie in der Schlacht bei Waterloo, aus jeder Kanone in einer Stunde 40 Schüsse fielen. Kein indisches Heer ist jemals solch einem mörderischen Feuer ausgesetzt gewesen. Es war ein furchtbares Morden in dieser Entscheidungsschlacht bei Gudscherat. Die

Sikh zählten, wie es heißt, 60,000 und die Engländer blos 25,000 Mann. Pardon wurde weder gegeben noch genommen; die Gefangenen mußten sämmtlich niedergemacht werden. Dost Mohammed, sein Sohn Akram Chan und ein Trupp afghanischer Reiter von 16,000 Mann, die tapfer mitgefochten hatten, flohen eilends über den Indus und entkamen durch die Chaiberpässe. Vergebens haben die Engländer den hier hausenden Stämmen große Summen geboten, wenn sie dem Emir und seiner Reiterschar den Durchgang wehren. Der Muselman übte keinen Verrath gegen den Glaubensgenossen.

Die schnelle Verfolgung des Feindes durch General Gilbert beschleunigte das Ende des Kriegs. Schir Singh zählte noch 16,000 Mann mit 40 Kanonen. Hätte man dieser Truppe Zeit gelassen, sich zu verstärken, der Krieg wäre ohne Zweifel fortgesetzt worden. Die Masse der Landbevölkerung, dem herrsch- und raubsüchtigen Soldatenthume abgeneigt, hatte sich während der ganzen Zeit ruhig verhalten und legte auch jetzt den nachsetzenden Engländern keine Hindernisse in den Weg. Die Fliehenden wurden eingeholt und sie fügten sich ohne weitern Widerstand dem Geschicke. Mit der Wiedereinnahme Peschawers (16. März 1849) durch General Gilbert war der Feldzug zu Ende. Bei Rawil Pindi, zwischen dem Dschelam und Indus, übergaben die Häuptlinge Schir Singh, sein Vater Tschattar Singh und die Andern ihre Schwerter. Die Gemeinen legten ihre Flinten nieder — man sammelte deren 20,000 — und wurden dann nach der Heimat entlassen. Der erbeuteten Kanonen im ersten und zweiten Kriege waren zusammen 500 Stück. Die

Entwaffnung bei Rawil Pindi bot einen rührenden Anblick dar. Mit Thränen in den Augen trennten sich die alten Krieger von ihrer Wehre. „Hätten uns die Anführer nicht verlassen", so sprachen Ranadschit's ergraute Reiter, „niemals wäre es so weit gekommen. Jetzt erst, du großer Maharadschah, jetzt erst bist du in Wahrheit begraben. Doch das Ende der Zeiten ist noch nicht gekommen; wir begegnen uns einstens wieder in offenem Felde, es werden noch mehre Schlachten geschlagen werden zwischen der heiligen Kirche und den treulosen Frengis." Und in der That ergehen in Indien, was freilich bei jedem Nationalunglücke allenthalben der Fall ist, allerlei Gerüchte von Bestechungen. „Man habe auch jetzt wieder mit Gold erlangt, was das Schwert nicht vollbringen konnte." Auffallend bleibt das milde Verfahren, welches anfänglich gegen die beiden Hauptanführer beobachtet wurde. Schir und Tschattar Singh wurden blos auf ihre Güter verwiesen. Nach Verlauf von einigen Monaten hatten sie eine verrätherische Verbindung mit dem Emir von Kabal eingegangen; sie wurden nun zur Strafe nach verschiedenen festen Plätzen in Hindostan abgeführt.

Die Anordnungen Hardinge's hatten sich nicht bewährt. Das Pendschab mußte, es war dies allgemeine Ueberzeugung, wollte man neuen Kriegen vorbeugen, unter die unmittelbare englische Herrschaft gestellt werden. Dies geschah jetzt vermittelst einer Bekanntmachung des Oberstatthalters am 29. März 1849. An diesem Tage wurde dem Volke der Sikh die Vereinigung des Reichs des Maharadschah Dhalip mit Britisch-Indien verkündet. „Die Sikh", erklärte Lord Dalhousie, „hätten die auf-

erlegte Kriegssteuer nicht bezahlt und die Darlehen niemals zurückerstattet; sie hätten sich durch die Erneuerung des Kriegs undankbar bewiesen und jeden Anspruch auf Milde verwirkt. Die indische Regierung wäre nun der eigenen Sicherheit wegen und gegen ihren Willen gezwungen, die Familie des Ranadschit des Thrones zu entsetzen. Das ganze Eigenthum dieser Familie, alle liegende und fahrende Habe, namentlich die Juwelen, seien die rechtmäßige Beute des Siegers; Dhalip erhalte einen Gnadengehalt; den friedlich gesinnten Häuptlingen verbleiben ihre Lehen; die andern verlieren sie sammt dem übrigen Besitzthum. Alle Burgen, außer die von den Engländern besetzten, werden geschleift und auch die andern Festungswerke niedergerissen. Von nun an gebe es keine Staatsreligion mehr im Lande der Fünfflüsse: Brahmane, Sikh und Muselman genießen gleiche Rechte." Dies Alles wurde im vollen Staatsrath zu Lahor verkündigt. Dhalip unterzeichnete mit kindischer Sorglosigkeit seine Abdankungsurkunde; ihm folgten die Häuptlinge. Nur ein Einziger wagte einen leisen Widerspruch. „Ihr Engländer", sprach Diannath, „habt zwei Lakh Sikh ermordet und jetzt nehmt ihr noch unser Land." Die britischen Farben flaggten auf dem Schlosse und hundert Kanonenschüsse verkündeten das große Ereigniß, — den Untergang des Reiches der Sikh. Golab behielt, vielleicht zur Belohnung geheimen Verraths, sein Fürstenthum Dschamu unter den bekannten Bedingungen des Vertrags von Amritsir. Auf die Nachkommen wird es der Maharadschah wol schwerlich vererben. Die Bewohner innerhalb der Fünfflüsse wurden entwaffnet und das Land durch 33,000 Mann militairisch besetzt; die

meuterisch gestimmte Hauptstadt, mit einer Bevölkerung von 80,000 Seelen, worunter aber kaum 4000 Sikh, erhielt allein eine Garnison von 8000 Mann; überdies blieben 38,000 an den Grenzen stehen. Alle Truppen zusammen im Pendschab, dem Dschalindher Zwischenflußgebiet und an der Nordwestgrenze beliefen sich noch im Beginn des folgenden Jahres (1850) auf 71,000 Mann aller Waffengattungen.

So steht jetzt die indische Regierung, durch die frühern blutigen Erfahrungen belehrt, gerüstet da, um jede Meuterei, um jeden ernstlichen Aufstand alsbald mit Uebermacht zu erdrücken. Die Verwaltung des ehemaligen Reiches der Sikh wurde einem Rathe von drei Engländern anvertraut; auch die Vorsteher der einzelnen Kreise und Bezirke sind Engländer. Die ackerbautreibende und gewerbliche Bevölkerung des Landes hat sicherlich bei dem Wechsel der Herrschaft gewonnen, und sie scheint auch mit ihrem Loose vollkommen zufrieden. Diese Leute haben Antheil an den zwei großen in Asien so seltenen Wohlthaten aller Unterthanen Großbritanniens: sie sind geschützt in der Ausübung ihrer Religion, sie genießen vollkommene Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums gegen einheimische Räuber wie gegen fremde Eroberer. Unzufrieden und meuterisch gesinnt bleiben, unter den Sikh wie unter den andern Völkerschaften Hindostans, die Häuptlinge und die höhern Classen, die Raubritter und fahrende Krieger. Man hat vorzüglich deshalb eine Anzahl Regimenter angeworben, die wol in ferne Garnisonen verlegt werden. Im Pendschab selbst könnten die Unzufriedenen den neuen Gebietern nach einiger Zeit wieder gefährlich werden. Die Feldzüge gegen die Sikh verschlangen große

Summen; in dem letzten wurden die täglichen Ausgaben auf wenigſtens 15,000 Pfund berechnet. Das Land der Fünfflüſſe wird aber dieſe und andere Ausgaben bald erſetzen. Schon im erſten Jahre der Eroberung ſind die Einnahmen auf 123 und die Ausgaben blos auf 94 Lakh Rupien angeſchlagen. Wird der Friede erhalten, ſo erwartet man für die folgenden Jahre noch größere Ueberſchüſſe. Sie belaufen ſich jetzt bereits (1851) über eine halbe Million Pfund Sterling.

Dieſe wiederholten blutigen Kämpfe gewähren einen Blick in die Zukunft des angloindiſchen Reiches. Wie verſchieden ſind nicht die Schlachten von Plaſey und Sobraon, die Feldzüge gegen die Birmanen und Chineſen von denen gegen die Maharatten und Sikh! Es war dies kein Streit mehr gegen zuſammengerottete, ordnungsloſe Haufen. Die Aſiaten haben die europäiſche Kriegskunſt erlernt und werden ihren Feinden bald als ebenbürtige Kämpfer entgegentreten. Verſtehen ſie es einſtens, eine vernünftige ſtaatliche und bürgerliche Ordnung zu begründen, dann werden ſie ſogar mit leichter Mühe die Fremden aus dem Lande jagen.

England hatte in der That gewünſcht, man zweifelt nicht daran, den Sikhſtaaten eine Art beſchränkter Landeshoheit zu bewahren, und zwar aus höhern Rückſichten. Es haben nämlich Großbritannien und Rußland ein gleiches Intereſſe, daß eine Anzahl Länder zwiſchen Indien und dem Kaspiſchen Meere von der unmittelbaren europäiſchen Herrſchaft befreit bleiben und einer traurigen Unabhängigkeit genießen. Sie ſollen gleichſam zwiſchen den beiden Weltſtaaten eine neutrale Scheidewand bilden, „Sich nicht in Mittelaſien zu berühren und zu reiben

iſt die unumgängliche Bedingung einer dauernden Freundſchaft zwiſchen Großbritannien und Rußland." Der Drang der Verhältniſſe iſt aber ſtärker als der Wille der Menſchen; er iſt mächtiger als die Macht der größten Reiche. Engländer und Ruſſen müſſen, getrieben durch ſolche unberechenbare Umſtände, wie ſie die Sikh herbeigeführt haben, ihre aſiatiſchen Beſitzungen nach allen Himmelsgegenden ausdehnen. Die Garniſonen ſind bereits über Peſchawer vorgeſchoben. Zu Dſchamrud, am Eingange der Chaiberpäſſe haben die Engländer ein befeſtigtes Lager bezogen: der Kampf mit den benachbarten Gebirgsſtämmen hat begonnen; die Juſoffſi ſind bereits unterworfen und müſſen ſich in die Entrichtung regelmäßiger Steuern fügen; andere Unternehmungen, wie die gegen die Bergveſte Kohat (Februar 1850), ſind zum Nachtheil der Briten ausgefallen. Wollen die Gebieter Indiens ſich und ihr Reich vor feindlichen Einfällen bewahren, ſo müſſen auch ſie, wie zu ihrer Blütezeit die Großmongolen, die Herrſchaft über die andern Stämme und Länder Afghaniſtans erringen und behaupten. Dann werden Ruſſen und Engländer in Perſien, wo ſich die Intereſſen ſchon längſt feindlich berühren, mit den Waffen in der Hand aufeinander ſtoßen. Gleichwie in frühern Jahrhunderten geſchehen, ſo könnten auch zu unſern Tagen, in den Ebenen Meſopotamiens, die Entſcheidungsſchlachten über die Herrſchaft im Morgenlande geſchlagen werden.

Die Erweckten im protestantischen Deutschland

während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; besonders

die Frommen Grafenhöfe.

Von

Friedrich Wilhelm Barthold.

Erste Abtheilung.

Erſtes Capitel.

Inhalt und Ueberſicht. — Spener und das Haus Rappoltſtein. — Der Heraldiker und Genealoge. — Ruf nach Frankfurt a. M. im Jahre 1666.

Seit im Verlaufe des ſpätern Mittelalters das Schickſal unſers Vaterlandes ſich vorbereitete, jenes unüberſehbare Nebeneinander, jene Stufenfolge zahlloſer ſtaatsbürgerlicher und privatrechtlicher Beſonderheiten vom Kaiſer und Kurfürſten bis auf den Leibeigenen und den „Wildfang" herab, ſich ausbildete, durchdrang kein großer neuer Gedanke politiſcher, kirchlicher oder geſellſchaftlicher Art gleichzeitig die Geſammtheit, ſondern ward, im Widerſpruch mit andern, nur von einzelnen Ständen und Claſſen aufgefaßt und ins Leben gefördert. Die große Kirchentrennung, mit ihren äußern Folgen für das Reich, erfüllte dieſes Verhängniß, das zu überwinden die Gemüthskraft, die gährende Vaterlandsliebe unſerer im Innerſten erregten Zeitgenoſſen ſo wenig im Stande ſein wird, als ſtaats- und volkswirthſchaftliche Weisheit und die kunſtvollſte Verfaſſung. Aber nicht allein die mächtigen, weltgeſtaltenden Gedanken, wie jener jahrhundertlange Kampf des weltlichen Schwerts gegen das

geistliche und die Reformation, haben nur Bruchstücke des nationalen Ganzen ergriffen und zur That aufgerufen; auch im stillern Kreise des Gemüthslebens und der Sittlichkeit, der einem Jeden, enger oder weiter, oberflächlich oder in seinen Tiefen, sich erschloß, machten neue Erscheinungen, Anschauungen und neues Streben nach allgemeiner Veredlung nur bei einzelnen Classen der Gesellschaft sich geltend, wurden nur das Eigenthum bestimmter Bruchtheile des Ganzen. Solche Zersplitterung bedingte sich nicht durch Vorrecht, ausschließlichen Anspruch oder Zufall, sondern war die nothwendige Folge jener spröden Gliederung und absichtslosen Sonderung, in welche die Nation geschichtlich sich hineingelebt; die Nachwirkung von Ereignissen, welche am fühlbarsten nur einzelne Stände berührt hatten; das drangvolle Resultat der Abwehr von Seiten eines bedrohten, gefährdeten Rechtsbestandes; endlich auch das Ergebniß von Gewerbe- und Arbeitsverhältnissen, an welche Wahl oder örtliche Beschaffenheit eine altbeharrliche Volksgemeinde gewöhnt hatten. Den Satz, daß unter uns wunderbaren Deutschen Alles, auch das Allgemeinste, nicht für alle sich eignet und schickt, wollen wir dadurch erhärten, daß wir die Verbreitung des sogenannten Pietismus sowie verwandter Gemüthsgebahrung im vorigen Jahrhunderte nur unter ganz eigenthümlich bedingten und geschiedenen Gesellschaften nachweisen.

Fähige Beobachter der kirchlich-sittlichen Zustände unsers Vaterlandes im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts kommen darin überein, daß das religiöse Leben, soweit es aus dem herrschenden Kirchenthume und der herrschenden Theologie seine Nahrung zog, aller erwär-

menden Kraft und sittlichen Begeisterung beraubt war, und daß Versunkenheit und Stumpfsinn eines ganzen Geschlechts drohte. Der Grundgedanke der Reformation, eine nie abgeschlossene Ausbildung fodernd, war in sich gefesselt und gebannt, seitdem das Ende des großen deutschen Krieges die protestantische Partei vor jedem Angriffe der römischen Kirche sichergestellt hatte. Die Gottesgelahrtheit auf den Hochschulen erstarrte in dem ihr einmal abgesteckten Ideengebiete und äußerte nur jähaufzuckende Lebenszeichen in Anfeindung und Kampf gegen freiere Regungen, die sie als bürgerlich strafbare, lästerliche Ketzerei betrachtete. Predigt und Seelsorge bethätigten sich überwiegend in dogmatischer Schultheologie, in erstorbenem Formelwesen oder in der Streittheologie; das nie ruhende Bedürfniß deutscher Seelen nach Einkehr in sich selbst, nach Belehrung und Erquickung auch außerhalb des Dogmas und des herkömmlichen Gedankengeleises, fand weder auf Kanzeln noch im Beichtstuhl Befriedigung. Ein strenges Kirchenregiment, entstanden unter andern sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, vererbte sich als unwandelbares Gesetz auf ein verändertes Geschlecht und strafte, dem unsinnigsten Aberglauben und gefühllosen Pharisäismus verfallen, nach einer Richtschnur jedes Abirren von seinen altväterischen Satzungen. Die Gottesgelahrtheit des 17. Jahrhunderts war unfähig, den blutdürstigen Wahnwitz der Hexenprocesse zu verbannen, gegen den selbst aus dem Schooße des dunkelsten Katholicismus mahnende Stimmen sich längst erhoben. Da es unsere Aufgabe nicht mit sich bringt, solche Abgestorbenheit des lutherischen Kirchenthums näher zu beleuchten, so begnügen wir

uns zu ſagen: daſſelbe war ein Papſtthum in ſchlimmſter Bedeutung geworden, obenein mit dem Unterſchiede, daß ihm das Myſterium und die heitere, ſinnliche Pracht des Cultus fehlten, in welche verſenkt ein gläubiges Gemüth nach dem Maß ſeiner Tiefe Beruhigung, Troſt, Erhebung und Vereinigung mit Gott findet.

Im Organismus des geſchichtlichen Lebens ſteht aber ſolche Krankheit eines Hauptvermögens nicht vereinzelt da; ſie iſt das Anzeichen eines allgemeinen Siechthums und zugleich die Folge deſſelben. So war denn auch das politiſche, bürgerliche, ſittliche, ſociale und wiſſenſchaftliche Leben der Deutſchen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in ſchmählichem Verfalle. Das Anſehn des Reichsoberhaupts ein Schatten; das Reich verhöhnt und zertreten durch eroberungsſüchtige Nachbarn; alle größern Fürſten Selbſtherren, keinem Geſetze unterthan; die Macht der Stände entweder ganz gebrochen, oder zu todten Werkzeugen der Willkür herabgewürdigt; Soldatenherrſchaft unter ſtets erneuten Kriegen um Intereſſen, welche dem Volke fremd blieben; deshalb denn keine Begeiſterung, keine Vaterlandsliebe, nur Heimatgefühl; blinde Anhänglichkeit an die von Gott gegebene Obrigkeit, leidender Gehorſam als die höchſte Pflicht des gemishandelten Bürgers gefordert; Wehrkraft und edler Freiheitsmuth in dem zahmen, verſpießbürgerten Gemeinweſen verſchwunden; Handel, Schiffahrt, Nationalwohlſtand geſunken; nicht allein die Grenzen des Reichs, ſondern auch deſſen innerſte Marken verödet; der Bauer leibeigen und gehetzt durch ſeine kleinen Tyrannen. Dazu nun Wolluſt, Unſittlichkeit und Vergeudung auf faſt allen Thronen; Verachtung der heimiſchen

Sitte, geistlose Nachäfferei des Fremden unter den Vornehmen; überall die lächerlichste Geschmacklosigkeit; Einfalt und moralische Strenge der Väterzeit nur noch im niedern Bürgerthum, dessen heitere, männliche Lust und harmlose Festlichkeit unter der Aufsicht eigennütziger Obrigkeiten und düsterer, freudenscheuer Theologen verstummte. Endlich die Sprache durch widerliche Vermischung mit dem Fremden verschimpft; die volksthümliche Dichtkunst in saft- und kraftlose Nachahmerei entartet oder die Herzensreinheit gefährdend durch Vorliebe für das Schlüpfrige; die Wissenschaft eine todte Schulweisheit oder im Dienste der herrschenden Verbildung und Mode, und, wie zumal die Geschichtschreibung, der unwürdigsten Schmeichelei und der Knechtsgesinnung.

So sah es im Allgemeinen um Kirche, Staat und Leben unsers Vaterlandes gegen das Ende des 17. Jahrhunderts aus. Woher sollte nun ein besserer, edlerer Theil des Volks Kraft, Beruhigung, Trost, Erhebung und Begeisterung, nach welcher das deutsche Gemüth zu allen Zeiten dürstete, gewinnen, da weder Kirche noch Staat die Mittel dazu boten, ja hartsinnig versagten? Verkümmerung und öffentliches Elend bedurfte der Stärkung aus den tiefsten, erquicklichsten Brunnen einer unsichtbaren Welt; diejenigen gruben danach, welche die Last der Gegenwart, verhältnißmäßig, am schwersten empfanden und deshalb nach religiöser Getröstung am schmerzlichsten sich sehnten. Ohne aus dem allgemeinen Verbande der Kirche und des Glaubensbekenntnisses zu scheiden, was als Verbrechen der weltlichen Strafe nicht entging, „zimmerten sie ein Kirchlein in der Kirche", versammelte sich das andachtbrünstige Häuflein zu kleinen stillen Gemeinden,

erbaute, belehrte, tröstete sich gegenseitig, erleichterte seinen Seelenkummer, prüfte und läuterte die geheimsten Herzensregungen und ermunterte, ohne Werkheiligkeit, einander zur thätigen Bruderliebe. Aber solche Zufluchtsstätte für ein banges Dasein bereiteten in sich selbst nur diejenigen Bruchtheile des nationalen Ganzen, welche nach der oben angedeuteten Eindrucksverschiedenheit eine allgemeine Belastung gattungsweise am härtesten empfanden oder, von Natur am leichtesten verwundbar, ihr am leichtesten zu unterliegen drohten. Diese waren, erstens, nach einzelnen Lebensverhältnissen und Erwerbsgewöhnungen, die an ihre Arbeitsstätte gefesselten ärmern, sitzenden Handwerker, die Bevölkerung in Fabrikbezirken, die Hintersassen und Bewohner kleiner, aber verschwendungssüchtiger, in Finanzkünsten unerschöpflicher Hoflager, Krieg und Soldatenspiel liebender Souveraine dritten Rangs; Bergleute, Bauern in armen Waldgebirgen, Köhler und Holzarbeiter: nicht die Getreideerzeuger, nicht die Bebauer fetter, unverwüstlicher Marschländer; nicht die Bürger in Großhandels- und Seestädten. Nach Stand: besonders die ehemals in Wahrheit reichsunmittelbaren, fürstenebenbürtigen vielabgezweigten Grafenhäuser und „semperfreien" Ritter, nicht der landsässige Adel, so wenig als Hof- und Militairadel in Großstaaten; überhaupt mehr die Adligsten als die Adligen; mehr die Armen als die Aermsten, mehr die Universitätslehrer als die Schulmeister. Drittens, zufolge angeborener Eigenthümlichkeit, natürlicher Befähigung und Stammverwandtschaft, mehr das Geschlecht, welches in sagenreichen Berglandschaften wohnt, als die Bewohner der Flächen; mehr die Völker echt-germanischer

Abkunft als die mit Slawen vermischten — denn die Czechen hatten in den Hussitenstürmen auch ihre religiöse Kraft ausgetobt, und jene Helden und Märtyrer ihres Glaubens, die ersten Ansiedler am „Hutberge", trugen nur den Namen der Böhmen, waren, wie die Verzeichnisse beweisen, deutsche Mährer —; endlich mehr die Rheinfranken, Schwaben, Tiroler, Schweizer, Hessen, Thüringer, Voigtländer, die deutschen Oberlausitzer, die eigentlichen Westfalen und Engern zwischen Weser und Rhein, die Friesen, die Altsachsen und Cherusker, die Nordalbingier und Altpreußen, als die Stämme des obern Rheinthals, die Elsasser, die Sachsen nach neuerer Bedeutung, die Schlesier, Märker, Mecklenburger und Pommern.

Zufolge dieser Andeutung unsers Stoffes werden wir nicht den Charakter des ältern Pietismus, die Lehrmeinungen desselben wissenschaftlich untersuchen, noch viel weniger uns in die theologischen Zänkereien einlassen: unsere Aufgabe beschränkt sich, die Art der Verbreitung religiöser Wärme nicht auf den Universitäten, sondern in den empfänglichen Gesellschaftskreisen, überwiegend unter der höhern Reichsaristokratie, zu beleuchten, den Einfluß zu schildern, welchen sie auf Sitte, Denkart, soziales Leben ausübte; nebenher den Abgrund aufzudecken, in welchen unbewahrte Seelen versanken, die, im kecken Selbstvertrauen von der gebahnten Straße abweichend, dem eigenen Lichte nachtappten; zu betrachten, inwiefern die neue kirchliche Regung in weiterem Umfange dem deutschen Nationalgeiste, der sittlichen und politischen Wohlfahrt ersprießlich oder bedenklich oder schadenbringend sich erwies. Den Schluß unserer Darstellung setzen wir mit dem ersten Decennium der Regierung Friedrich's II.,

als eine neue Entwickelungsperiode der öffentlichen Meinung, der Sinnes- und Handlungsweise bei den höhern Classen, sowie des theologischen Studiums nachdrücklicher der bisherigen Richtung in den Weg trat.

Ein einzelner Mann, welcher das tiefere Bedürfniß seiner Zeitgenossen erkannte und mit kluger Wahl den empfänglichsten Boden für seinen Samen herauszufinden verstand, hat jene nachhaltige Bewegung in der Gemüthswelt ebenso als seine That anzusprechen, als ein Luther die Reformation; aber Beide nur insoweit, als sie selbst unbewußt von der Macht vorbereiteter Ideen getragen wurden. Wir werden über Philipp Jakob Spener, zumal über seine Jugend und frühere Wirksamkeit, nur erzählen, was seine Lebensbeschreiber nicht kannten, oder was ihnen nicht beachtungswerth erschien.

Reisenden, welche im Elsaß der großen Straße von Schlettstadt auf Kolmar folgten, wird als landschaftliche Zier ein hoher, scharf eingeschnittener Berg mit drei Schloßtrümmern nicht entgangen sein, der rechts als Vorsprung der Vogesen an das Rheinthal tritt. Jene drei Burgen, ein Wahrzeichen für das schöne Land, bleiben dem Wanderer mit stets wechselndem Bilde, je nachdem der Weg sich wendet, bald als drei übereinander, bald als eine gruppenartige, bald wiederum als drei auf ungleichhohen Gipfeln nebeneinander, im Gesichte. Die Schlösser „alter östreichischer Zwingherren" nennt sie der trotzige elsasser Bauer; es ist die Herrschaft Rappoltstein mit drei verschieden benannten Vesten, französisch Ribeaupierre; das schmucke, bethürmte Städtchen darunter, zwischen Rebenhügeln und Baumgruppen, am Fuße eines schimmernden neueren Schlosses heißt

Rappoltsweiler, Ribeauviller. Seit der Karlingerzeit, vielleicht ſchon unter den letzten Merovingern, hauſte dort ein vornehmes, fränkiſches oder alemanniſches Geſchlecht, deſſen Ahn von ſeinem Namen Rappolt, Ratpold dem Feudalſitze die Benennung gab, obgleich das thörichte Streben der Genealogen im 15. und 16. Jahrhundert, den glanzvollſten deutſchen Häuſern einen überalpiſchen, römiſchen Urſprung anzudichten, von einem Herzoge Rochus von Spoleto fabelt, der, als Anhänger der kaiſerlichen Partei unter Konrad II. vertrieben, nach Deutſchland überſiedelte, jenes Gebiet zum Lehn empfing, die oberſte Burg baute und nach ſich entweder Rocchо di Spoleto oder Rocca Spoletina nannte. Urkundlich ſicher iſt, daß Burg Rappoltſtein im Jahre 1114 durch Tauſch vom Bisthum Baſel an Kaiſer Heinrich V. gelangte und daß die Herren von Rappoltſtein, wie angeblich ſchon Anshelm mit Gottfried von Bouillon, unter kaiſerlichem Banner im heiligen Lande, ſowie auf Römerzügen ruhmvoll fochten, an Beſitz, Ehren und ſeltſamen Lehnen wuchſen, ſich aber auch in einheimiſchen Fehden, beſonders in der letzten Hohenſtaufenzeit, und unter Rudolf's des Habsburgers Anfängen, tummelten; im 15. Jahrhundert unter den Parteiungen Frankreichs, zwiſchen den Königlichen, Burgundiſchen und Armagnacs, Lob durch tapfere Dienſte errangen, mit dem Ende des Jahrhunderts dagegen dem dankbaren Hauſe Habsburg ausſchließlich ſich widmeten. So Schmasmann II. (Maximin), Landvoigt in Elſaß und Vorderöſtreich, Rath Kaiſer Maximilian's I., „Vetter" von dem Habsburger genannt, auch berühmt als Pilger nach Jeruſalem und dem Berge Sinai mit Johann Grafen von Solms; ſo Wilhelm in hohen Kriegswürden und

friedlichen Aemtern, unter demselben Maximilian und dessen Enkeln, Ritter des goldenen Vließes. Aber schon Wilhelm's Sohn, Ulrich, umfaßte die neue Lehre, und seine Nachkommen, wie Egenolf, zeichneten sich durch frommen Sinn und Huld gegen Wissenschaft, Künste, besonders gegen Schulen mehr aus als durch die Waffen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts drohete der Stamm zu verdorren: Eberhard, Rath und Minister, Kämmerer und Gesandter der Kaiser Matthias und Ferdinand II., rechtskundig, gelehrt und kunstliebend, sah noch drei Söhne erblühen und sich vermählen, die ihm Anna, Rheingräfin von Salm und Vinstingen geboren. Nach dem Tode der ersten Frau hatte Eberhard aus einem befreundeten Geschlechte des innern Deutschlands (im Jahre 1609) Agatha, Gräfin von Solms, geboren 1585, die Tochter des frommen Johann George, Herrn von Wildenfels im Voigtlande, geheirathet, eine Frau, welche den strengen kirchlichen Sinn ihrer Heimat und ihres Vaterhauses in das leichtsinnigere Elsaß verpflanzte und auf das Gemüth ihrer Stiefsöhne und deren Nachkommen, sowie auf ihren Pflegling einen merkwürdigen, folgenreichen Einfluß auszuüben bestimmt war. Der jüngste ihrer Stiefsöhne, fromm von der zweiten Mutter erzogen, Philipp Ludwig, starb kurz vor dem Vater im Jahre 1637, eben vermählt mit der gleichgesinnten Dorothea Diana, einer Rheingräfin. Wie mit dem ältern und mittlern, Georg Friedrich und Johann Jakob, der Mannsstamm erlosch, und welch eigenthümliches geistiges Erbe Frau Agathe bis auf die folgenden Sprößlinge weiblicherseits übertrug, wird der Verlauf unserer Erzählung lehren [1]).

Unmittelbar unter diesen Grafen und Herren von Rappoltstein wurde Philipp Jakob Spener am 13. Januar 1635 geboren und von Philipp Ludwig aus der Taufe gehoben. Schon sein mütterlicher Großvater, Johann Jakob Salzmann hatte als Beamter, dessen Vetter, Joachim Stolle, als Pfarrer zu Rappoltsweiler, sowie sein eigener Vater, Johann Philipp Spener aus Strasburg, als Hofmeister und Reisebegleiter des jungen Grafen Philipp Ludwig, dann als Rath und Archivar, ein trauliches Verhältniß zur Herrschaft gegründet [2]) und den Knaben der Liebe besonders Agathens empfohlen. Fast auf ihren Knien wuchs Philipp Jakob heran und horchte mit frühbewegtem Herzen auf die Lehren und Mahnungen der frommen, ernsten Dame, die vielleicht Johann Tauler's Predigten, im Elsaß bekannter als anderwärts, gelesen haben mochte und durch die Kriegsgräuel um sich her noch mehr auf himmlischen Trost hingewiesen wurde. Denn seit dem Anfange des vierten Jahrzehnds des Jahrhunderts, besonders gleich nach der Schlacht von Nördlingen (1634), lastete unsaglicher Jammer auf dem oberen Rheinthal. Kaiserliche Kroatenhorden, Baiern, Schweden, Weimarer, Lothringer und Franzosen hausten mit gleicher Wuth im südwestlichen Deutschlande; Gesellschaften von „Merodebrüdern", Schnapphähnen aus allen Nationen gemischt, fanden ihre Schlupfwinkel auf den alten Schloßtrümmern und im Gebirge, und plagten den durch Pest, Hungersnoth und offenen Krieg Jahr für Jahr und Ernte für Ernte heimgesuchten Bürger kleiner Städte und den Bauer bis zur Verzweiflung. Der schreckliche Humor, mit welchem Philander von Sittewald sein Traumgesicht „Sol-

datenleben" schildert, entlehnte seine Bilder aus dem, was Elsaß, Lothringen und die Pfalz erlitt; im „Wasichen", also unmittelbar über Rappoltstein, lagen die wüsten Kirchlein, in denen jene entmenschten Rotten herbergten, ihre Beute theilten, die Gefangenen marterten; Schloß Geroldseck gehörte zum Besitze der Grafen, und Bürger und Hintersassen derselben wagten nur mit Musketen und andern Waffen behangen sich aufs Feld hinaus, um mit ihrem einzigen Rinde oder Pferdlein zu pflügen. Solche Eindrücke, die Lehren Agathens mußten früh eine Gemüthsstimmung in dem Knaben erwecken, aus der Spener noch im Alter erzählte, „wie Angst ihn in seinem zwölften Jahre wegen einer Theilnahme am Tanz überfallen und von demselben hinweggescheucht habe" [3]). Um so auffallender ist dieser trübe Ernst an einer Oertlichkeit, welche vor andern seit Jahrhunderten an Tanz und Geigenspiel, mit aller Lust im Gefolge desselben, gewöhnt war. Die Herren von Rappoltstein hatten nämlich seit uralter Zeit, urkundlich seit dem Vater Schmasmann's I. (starb um das Jahr 1400) das merkwürdige Reichslehn „das Königreich" über die sämmtlichen Fiedler, Pfeifer, Zinkenbläser, Benkelsänger, „fahrende Leute" (Magisterium super musicos per Alsatiam) [4]), vom Kaiser verdient, über die entarteten Schüler der altgermanischen Barden, Minnesinger und Volksliederdichter, ähnlich wie in Frankreich und in England ein „König der Ministrels" (Roy des menestreuls, King of the minstrels) zu den ehrenvollsten Würden gehört hatte. Der Ursprung dieses Lehens, welches sich gewiß an verschollene Thaten eines Ahnherrn knüpft, ist, wie die Feierlichkeit bei den Jahresversammlungen der Musen-

jünger, leider vergessen; nur aus dem 16. Jahrhundert, als die Zunft sich schon erniedrigt hatte, wird erzählt: daß am 8. September, am Tage der Geburt Mariä, zum „Pfeiferrechte", alle Spielleute aus dem Elsaß, sie mochten musikalische Instrumente führen, wie sie wollten, in Rappoltsweiler erschienen, mit einem musikalischen Aufzuge in die Kirche und aus derselben gingen, dann in das Wirthshaus zum Stern zur Schlichtung der Zunfthändel, unter Vorsitz ihres „Schultheißen" durch die Zwölfer (Schöffen), in Weise einer altdeutschen Volksgemeinde, sich verfügten. Jeder erlegte dann drei Gulden und mußte eine Zeche thun. Wer nicht erschien, durfte desselben Jahres sein Brot weder auf Gassen noch Kirchweihen, Hochzeiten, in Schenken und bei Volksfesten verdienen, sondern wurde von den andern ausgewiesen und gestraft [5]). Im 16. Jahrhundert erkannte die ehrbare Zunft den „Wirth zum Stern" als ihren „Geigenkönig" an; in ältern Zeiten aber, bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts, hat gewiß der Burgherr auf Rappoltstein sein Lehnsregiment selbst gehandhabt. Schon Schmasmann I. ererbte Heinzemann Gerwer im „Königreich varender Lüte" und übertrug das Amt urkundlich seinem Pfeiffer Henselin; nicht erst ein Wilhelm, Ritter des goldenen Vließes, ein Ulrich, Egenolf in ihrer sittlich-vornehmen Stellung verschmähten, in Person über so loses Gesindel der Musikanten aller Art, Harfner, Bierfiedler, Benkelsänger und Possenreißer zu Gericht zu sitzen. Bald wurde aus dem „Pfeiferrecht" nur ein getümmelvoller, bedeutungsloser Volksjubel unter unsaglichem Gefiedle, Gepfeife, Gesang und Tanzen der derblustigen alemannischen Bauern, welcher im Dreißigjähri-

gen Kriege auch verstummen mochte; doch blieb noch bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts den Erben der Grafschaft Rappoltstein ihre „Obrigkeit", ward in König Ludwig's XIV. Lehnsbriefe vom Jahre 1670 dem Pfalzgrafen von Birkenfeld bestätigt, und die Handhabung des alten Rechts in höchst ernsthaften königlichen Ordonnanzen festgestellt. Ganz denselben Verlauf hatte das „Magisterium" über die Minstrels in der üppigen englischen Grafschaft Chester; entsprungen unter König Johann als Lohn kriegerischen Verdienstes und der Familie der Dutton of Dutton übertragen, artete es ebenso schmählich aus wie die Volksmuse, nur daß noch unter König Georg III. die Lehnsinhaber gewisse Rechte urkundlich sich zusichern ließen [6]). Immerhin ist es ein wunderliches Zusammentreffen, daß der Mann, welcher den Streit über die sogenannten „Mitteldinge", die Luther's natürliches Behagen einst milder beurtheilt, erweckte, und durch sein Beispiel den Tanz aus vielen Kreisen der Vornehmen und ihrer geduldigen Hintersassen verbannte, an einem Orte das Dasein empfing, der seit Jahrhunderten als Tummelplatz der Fröhlichkeit und des Ausdrucks harmloser Lebenslust sprichwörtlich galt. Vielleicht daß gerade das Uebermaß, unvermeidliche Völlerei und Ausschweifung im Gegensatz des allgemeinen Elends, den Jüngling früh mit Widerwillen erfüllte.

Kaum 13 Jahre alt (1648), verlor Spener seine liebevolle fromme Pflegerin; ihr Tod erschütterte den Knaben so tief, daß er Gott um sein Ende bat und „noch gewaltiger von irdischer Eitelkeit abgezogen wurde" [7]). Doch blieb ihm, als Graf Georg Friedrich, ein treuer Diener Oestreichs, voll Seelengüte im Jahr

1651 mit Hinterlassung einer einzigen Tochter von seiner Gattin, Agatha Maria Gräfin von Hanau, gestorben war, die Gunst des Letztlings vom Stamme Ratpold's, des früherblindeten, aber um so frömmern und liebreichern Johann Jakob und seiner Gemahlin, Anna Claudia von Salm, und öffnete ihm schon auf der Universität Strasburg den Weg zur Befreundung mit einem hochfürstlichen Hause. Die jungen Pfalzgrafen von Birkenfeld, später Zweibrücken, Christian II. und Johann Karl, wurden im Jahr 1654 unter die Aufsicht des tadellosen frommen Magisters gestellt; obwol nicht er, der seine Studien nicht unterbrechen mochte, sondern Karl Melchior Grodnitz von Grodnau, der deutsche Uebersetzer des Tacitus, in der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Behütende", die Prinzen auf Reisen begleitete [8]), war diese Verbindung mit den frommen Jünglingen nicht ohne Folgen für Spener's Lebensverhältnisse und theologische Thätigkeit, zumal Pfalzgraf Christian II., Gebieter des trarbachschen Antheils an der Grafschaft Sponheim, im Jahr 1667 die einzige Tochter des blinden Johann Jakob, Katharina Agatha, heimführte. Wir müssen jetzt schon hervorheben, daß der Patriarch des ältern Pietismus einen besondern Beruf fühlte, geistlich mit der vornehmsten Welt zu verkehren, und gerade unter ihr seine religiösen Bestrebungen zu verbreiten. Neigung zur Geschichte und Genealogie hatten die Heimatsverhältnisse, die Archive auf Rappoltstein, ihm früh, sowie Verehrung alter Geschlechter eingeflößt; seine Studentenjahre verlebte er unter der hohen Aristokratie und wandte seine Muße in Gesellschaft seiner Pflegebefohlenen auch auf genealogische Vorlesungen, ja ertheilte selbst

Unterricht in der Heraldik. Auf einer Reise von Genf nach Lyon machte er die Bekanntschaft des Jesuiten Claude Menestrier, des vielbewanderten Diplomaten, Heraldikers, Genealogen und Literaten der Cavalierkünste, und nährte seine Vorliebe für eine, damals dankbare, Wissenschaft, welche er durch ein staunenswerth fleißiges und gründliches Werk noch spät bethätigte. Zwar veröffentlichte Spener erst im Jahre 1680 den zweiten Theil seines „Operis Heraldici", die Beschreibung und Geschichte der Wappen aller ausgezeichneten fürstlichen und hochadeligen Geschlechter Europas, mit genealogischen Uebersichten, geschichtlichen Bemerkungen und Angabe der Besitzverhältnisse; erst im Jahre 1690 ließ er den ersten Theil als Pars specialis folgen, welcher die gesammte Blasonnerie theoretisch lehrt, mit, uns unbegreiflichem, Ernste systematisch die zahllosen Wappenbilder, wie Zufall und Laune sie schuf, von den einfachsten Strichen und Balken durch alle Combinationen in Gestalt und Färbung, durch das Thier- und Pflanzenreich bis zu den eigensinnigsten Emblemen verfolgt, und jedes mit Beispielen lebender Familien belegt. Der Sammler hat aber nach seinem eigenen Geständnisse früh begonnen und selbst unter den Mühen der großartigsten Seelsorge „Viertelstunden zu gewinnen gewußt", um sie seiner Lieblingsarbeit zuzuwenden [9]). Wie einerseits solches Studium ohne besondere Hochachtung gegen Adel nicht ergriffen werden konnte, so fand andererseits der berühmte Heraldiker offenen Zugang zu den Herzen erlauchter und hochgeborener Personen, deren Standeseitelkeit der wissenschaftliche Ernst seiner Liebhaberei schmeichelte, deren deutschem Adelsstolz seine genaue Kenntniß der verwickelt-

sten Hausgeschichte wohl that, und die deshalb um so widerstandsloser den herzgewinnenden Mahnungen eines schlichten Predigers sich hingaben, welcher den göttlich eingesetzten Unterschied zwischen Herren und Dienern durch literarische Thätigkeit unzweifelhaft hervorhob. Wir glauben, ohne Spener's sittlich-religiöser Bedeutung irgend zu nahe zu treten, daß die Wirksamkeit des vom wärmsten Eifer für Veredlung und Heiligung der Herzen erfüllten Mannes ohne seine heraldischen und genealogischen Studien nicht der ausgedehnten Verbreitung theilhaftig geworden wäre. Seine Wappenkunde und Bewandertheit in der Adelschronk bot dem Absichtslosen im Kreise der fremdesten Aristokratie die gefälligsten Anknüpfungspunkte und entwaffnete die stolzen Vorurtheile einer Classe, welche makellosen Stammbaum und scrupelfreie Stiftsfähigkeit als ein göttliches Gnadengeschenk betrachtete, dessen Anerkennung bei Bürgerlichen sie damals zwar voraussetzen durfte, immerhin aber durch freiwillig-eifrige literarische Beschäftigung mit solchen Vorzügen von Seiten eines ausgezeichneten Mannes angenehm überrascht wurde.

So sehen wir den jungen Theologen reich ausgerüstet, um mit Erfolg der Seelsorger und Sittenverbesserer irgend eines frivolen kleinen deutschen Fürstenhofes zu werden; aber die Vorsehung hatte ihm Größeres bestimmt. Aus Genf mit glühenden Vorsätzen nach Strasburg zurückgekehrt, folgte er der Auffoderung des blinden Grafen Johann Jakob nach Stuttgart zur Vermählung der Prinzessin Christina Charlotta mit dem Fürsten Georg Christian von Ostfriesland (1662) und las, vom Herzoge Eberhard wohlwollend aufgenommen,

zu Tübingen einige Monate Collegia; als der Ruf zu einem Predigtamte nach Strasburg dem Gewissenhaften, Bescheidenen einen innerlichen Kampf bereitete, dergleichen wir im Verlauf unserer Darstellung an Gleichgesinnten als charakteristisch bezeichnen werden. Zögernd fügte er sich 1663, heirathete ohne vorgängige Neigung, doch zu dauerndem Segen, fand aber eine Stadt, deren kirchliche Zustände schon französischen Einflüssen unterlagen, nicht geeignet für die Wirksamkeit seines ganzen Lebens. Da suchte ihn, ohne alle Bewerbung, im Jahr 1666 der Ruf zur ersten Pfarrstelle der Reichsstadt Frankfurt am Main, und indem er, unter bangen Zweifeln, erst nach Befragung seiner Freunde, darin die Stimme Gottes erkannte, betrat er im Sommer 1666 den Boden, welcher eine weitwirkende Thätigkeit allein möglich machte.

Zweites Capitel.

Bedeutung der Reichsstadt Frankfurt für Spener's Leben. — Die wetterauische Grafenbank. — Die Häuser Solms, Stolberg, Isenburg, Hanau, Wittgenstein, Leiningen-Westerburg. — Spener geht nach Dresden 1686.

Die alte Reichsstadt Frankfurt stand im 17. Jahrhundert in einer höhern Geltung als früher und später. Zugleich Wahl- und Krönungsstätte der Römischen Könige und Kaiser war sie das Capitol des Reichs und gewohnt die glanzvollsten Versammlungen der höchsten Aristokratie wiederkehrend in ihren Mauern zu sehen.

Kaiserliche Commissionen und Reichsdeputationen hatten dort ihren Sitz; die Nähe des Kammergerichts zu Wetzlar (seit 1693) führte ihr die Glieder der ersten Familien regelmäßig zu, deren Hausprocesse an jenem Gerichtshofe sich vererbten. Dazu nun der Reichthum der Stadt, ein europäischer Geldverkehr, die Messen; der Umschwung des Buchhandels, ehe Leipzig Mittelpunkt desselben wurde; die Liebe der wohlhabenden Patrizier für Kunst und Wissenschaft, kostbare Sammlungen aller Art; verfeinerte Sitte, Genüsse, welche keine andere Stadt Deutschlands den Fremden in gleichem Maße bot; musterhafte Polizei; ein nach alter Art wohlgeordneter Kirchen- und Schulstaat bei altväterlich-frommer Gesinnung. So konnte denn, was in Frankfurt Neues ins Leben gefördert wurde, alsbald dem ganzen Lande mitgetheilt und maßgebend werden. Ringsumher, in anmuthiger, üppig-fruchtbarer oder bergigt-romantischer Gegend saß auf zahllosen Schlössern und Höfen der echteste deutsche Reichsadel, einst gleich erachtet unter ebenbürtigen Fürsten, die fast allein noch der Schimmer der Unabhängigkeit umgab. Am mannichfaltigsten war diese hohe Aristokratie über das Land nördlich dem Main verbreitet, bis nach Hessen und Westfalen hinunter; auch auf dem linken Ufer in Franken und auf dem Westerwald gegen den Niederrhein zu wohnten Geschlechter altglanzvoller Namen. Der größere Theil von ihnen hatte sich, reichsstandsmäßig und eifersüchtig, auf der wetterauischen Grafenbank, der ersten unter den vier Grafenbänken, Sitz und Stimme erworben und betrachtete Frankfurt als seine Hauptstadt. Zu diesem erlauchten Collegium gehörten um den Schluß des 17. und zu

Anfang des 18. Jahrhunderts die Grafen von Hanau, die Grafen von Isenburg in ihren verschiedenen Zweigen, die Linien der Grafen von Leiningen, die vielgespaltenen Grafen von Nassau, die von Ortenburg; die Wild- und Rheingrafen, die Grafen von Sayn und Wittgenstein in kaum entwirrbarer Abzweigung; ihnen darin gleich, aber mit entlegenerm Besitze die Grafen von Solms, die Grafen zu Stolberg. Aus andern Reichskreisen saßen noch auf der wetterauischen Bank die Grafen von Schönburg in Obersachsen, die Grafen Reuß von Plauen im Voigtlande, jene Heinriche, die Plage der Genealogen; die Schwarzburge in Thüringen, die Hatzfelde, die Waldecke, selbst die erlöschenden Mansfelde; von rheinischen Häusern gehörten ihr altberechtigt die Grafen von Bergen, die Kriechingen, Fleckensteine, Falkensteine [10]). Fast alle diese Dynasten nun waren, wie gutentheils die auf der schwäbischen, fränkischen und westfälischen Bank, aus verschiedenen Ursachen seit zwei Jahrhunderten heruntergekommen. Der Mangel an Haus- und Erbtheilungsgesetzen begünstigte die Abzweigung ins Unübersehliche und dadurch die Verarmung, zumal das Land stark bevölkert, das Eigenthum sehr getheilt war. In manchem Städtlein, ja auf einzelnen Schlössern der Wetterau saßen mehre regierende Linien beieinander. Ferner hatte die ausgeartete deutsche Reichsverfassung, das Schließen landesherrlicher Territorien, die Entstehung übermächtiger Fürstenstaaten, die alte Gleichheit und Unabhängigkeit der reichsgräflichen Häuser fast gänzlich aufgehoben, und die traurigen Erfahrungen im Dreißigjährigen Kriege, sowie in den folgenden Reichsbefehdungen des Eroberers Ludwig XIV., den Muth der stolzen Ge-

schlechter gebrochen, eine selbständige Politik zu behaupten, wie sie noch selbst zu Karl's V. Tagen und unter Kaiser Ferdinand II. gewagt. Kein Theil unsers Vaterlandes erlitt so wiederholt greuelvolle Verwüstung als die sogenannten vier „Vordern Kreise"; was nutzte den Stolbergen ihre Veste Königstein, was den Ganerben ihr trotziges Haus Friedberg gegen die neuere Kriegskunst? In frühern Fehden waren die erlauchten Herren doch wenigstens persönlich vor Mishandlungen der übermüthigen Söldlinge und ihrer Obersten geschützt gewesen und hatten rücksichtsvolle Schonung vor ihren Unterfassen vorausgehabt. Wer aber schildert die Demüthigungen, Kränkungen und Gewaltthaten, den Hohn, welchen der Graf von Hanau durch den Schotten Jakob Ramsay in seiner Residenz, oder ein Isenburg, Schwarzburg durch die Kroaten, dergleichen selbst die sächsischen Ernestiner, „geborene" Kurfürsten, und die Askanier, durch Tilly, Banér, Königsmark, Guebriant, Condé, Turenne und deren Soldateska schamvoll erlitten? Wie hatten selbst fürstliche Frauen und Töchter die Brutalität der feindlichen Offiziere dulden müssen? Gern riß manches erlauchte Geschlecht die Blätter aus der Hauschronik. War also die politische Bedeutung der Reichsgrafen längst geschwunden, galt selbst ihre Collectivstimme auf Reichstagen nur als Versuch, Ueberbürdung abzuwälzen; ging die Politik ihren Weg, ohne sie zu fragen, und hatten sie darum jede Lust zur politischen Geltung fahren gelassen: so verbot ihnen ihr stolzes Blut doch, sich in andere Hof- und Kriegsdienste als die des Kaisers zu begeben, die obenein den Augsburgischen Bekenntnißverwandten Schwierigkeiten auferlegten. Daheim auf ihren

Schlössern zu sitzen, als mittelbare Stände mit fürstlichem Prunk sich zu umgeben, Opern, Ballets, Komödien zu unterhalten, fremde Herrschaften mit modischen Festen bei hohem Kartenspiel aufzunehmen, nach dem Maßstabe ebenbürtiger Häuser, die politisch, wie die Grafen von Würtemberg, die Hessen, die Nassau-Oranier, sich aufgeschwungen, versagte ihnen die Kärglichkeit ihrer Renten; vollends mit geputztem Militair, mit Soldatenspielerei glänzen zu wollen, verbot sich von selbst. Nach dem Beispiele des Sachsen, Guelfen oder Würtembergers durch einen Maitressenstaat die Aufmerksamkeit galanter Reisenden auf sich zu lenken, besaßen sie gleichfalls zu wenig Geld und zu viel altväterliche Gewissenhaftigkeit. Zu gebildet, verfeinert oder zu weichlich, um als größere Landjunker wohlfeil in wüsten Trinkgelagen oder als unermüdliche Jäger ihre Tage im Forste zu verbringen; zu kleine Seigneurs, um in der Verwaltung und Justiz volle Beschäftigung zu finden; zu vornehm, um die Wirthschaft auf ihren Meierhöfen selbst zu betreiben, nicht unterrichtet genug, um sich die Wissenschaft als Quell des Genusses zu eröffnen, höchstens soweit studirt, um als Präsidenten und Richter einen bequemen Stuhl in Wetzlar einzunehmen — litten die Herren an Langeweile. Herkömmlich fromm erzogen, fleißige Kirchgänger, mußten bei solcher Verkümmerung der Verhältnisse, auch außerhalb eines tiefern Bedürfnisses, bessere Naturen dem Reize leicht zugänglich sein, einen sittlich-religiösen, patriarchalischen Zuschnitt des Familienlebens herzustellen, der ihnen auch den Schein gewährte, freiwillig Güter und Genüsse zu entbehren, welche ihnen die Nothwendigkeit versagte. Die seelen-

gewinnende Auffoderung zu solchem Wechsel bot ihnen Frankfurt. Mit den Frauen hatte es einerseits dieselbe Bewandtniß; auch sie plagte wol stille Unzufriedenheit, Neid, Langeweile und gezwungene Verzichtung, andererseits war zu allen Zeiten ihr Gemüth geeigneter zur Beschaulichkeit und Andachtsübung. Die große Zahl unglücklicher vornehmer Ehen lehrte sie überdies den Vortheil würdigen, welchen strengere Religiosität ihrer Männer verhieß; denn gerade im Heiligthume der Ehe zeigte sich die Kraft der „Erweckung" und „Begnadigung" am sichtbarsten. Endlich hatte der Ausschluß aus adeligen Stiftern, Abteien, Fräuleinklöstern sich den armen protestantischen, aber fast immer töchterreichen Grafenhäusern schmerzlich fühlbar gemacht; standesmäßige Heirathen durften wenige Gräfinnen erwarten, und deshalb, wie die genealogischen Kalender lehren, gab es auf den altfränkischen, unbehaglichen Residenzschlössern der Wetterau zahllose Damen, welche empfindsam, aber ungesucht und ungeliebt, ohne Kunstgenüsse, ohne Romane, ohne Bälle, ohne die Falkenjagd und die Ringelrennen der Väterzeit verdrossen ihre öden Tage hinschleppten und nach geistiger Nahrung schmachteten, die sie ihr verfehltes Dasein wenigstens vergessen ließ.

Ein im Ganzen so unerquickliches Leben der Herrschaft spiegelte sich auch in den Zuständen der Unterthanen ab. Die Kriege des Jahrhunderts hatten das Gebiet zwischen Rhein, Main, Lahn und Sieg, das keine Militairmacht zur Vertheidigung umschloß, vorzüglich heimgesucht; die Bürger in den zahlreichen Städten, das offene Land boten sich wehrlos der Plünderung selbst der kleinsten Soldatenrotten dar. Eine großartige Staats-

wirthschaft, unmöglich in einer so zerrissenen, vielherrigen Provinz, konnte die Wunden nicht heilen; in den fruchtbaren Flächen und Thälern verkleinerte eine starke Bevölkerung den Besitz; in den steinigten, bewaldeten Berggegenden, am Taunus, an der Höhe, auf dem Westerwalde, dem Rothhaar (Rothhauer), im Wittgensteinschen am Vogelsberge, an den Grenzen des Herzogthums Berg, der Grafschaft Mark, Westfalens, Oberhessens rang der arme Insasse als Köhler, Holzarbeiter, Bergmann, in Eisenhütten, Hämmern und Steinbrüchen, als Weber mit der Noth des täglichen Daseins. Den Städten mangelten Kunstfleiß und gedeihliches Gewerbe, Handel und große Straßenverbindung; Limburg an der Lahn, einst ein so blühendes, streitbares, fröhliches Gemeinwesen, war zu einer unbedeutenden Landstadt herabgesunken. Zwar lastete auf den Bauern nicht die slawische Leibeigenschaft, doch aber jene Unvollkommenheit der Freiheit, wie sie sich gesetzlich in der Heimat der altfreien Mattiaken und Katten, im römischen Zehntlande unter der Feudalverfassung vererbt hatte. Dazu kam nun die anmaßungsvolle, übermüthige Herrschaft unzähliger kleiner, armer Dynasten, die nach oben hin ohnmächtig, kein Titelchen ihrer feudalen Rechte den Unterthanen nachsahen: Städte und Dörfer hatten den Aufwand mittelalterig-unwirthlicher Hofhaltungen zu bestreiten; jedes Gräflein prunkte mit eigener Kammer, Justizkanzlei, ja mit einem eigenen Consistorium, deren Räthe und Beamten, karg besoldet, die schutzlosen Unterssassen mit Sporteln, Brüchen, Pönfällen plagten, die Bußen als stehende Gefälle eintrieben, während andererseits die Amtleute, Vögte, Centner, Landschulzen die

geduldige Bevölkerung erfinderisch mit Frohnden, Abgaben, Realleistungen drückten, auf alle Art chikanirten und mishandelten. Die Nähe des höchsten Reichsgerichts überschwemmte das Land mit hungerigen Advocaten und beförderte die Rechthaberei und Proceßsucht der Unterthanen wie der Gebieter. Consistorien, mit Präsidenten und Räthen der Art besetzt, wie sie uns Jung-Stilling's Schulmeisterleben und Sebaldus Nothanker's Leiden schildern, eine Geistlichkeit, alten Schlags, zelotisch und in Formeln erstarrt, übten ein unerbittliches Regiment, bewachten die Gewissen, die Geberdung ihrer Heerde, förderten den dunkelsten Aberglauben. In Homburg, in Isenburg-Büdingen, im Waldeckischen brannten im Jahr 1652 die Scheiterhaufen lustig; das kleine ritterschaftliche Dorf Lindheim unweit der gräflichen Residenz Marienborn, wo Zinzendorf später so gern weilte, sah in fünf Jahren (1661—66) 30 Opfer des Wahnwitzes zum Tode führen, und mußte das Kammergericht um Schutz anrufen; im Busecker-Thal, an der Grenze der Grafschaft Solms, rettete im Jahr 1674 nur die Juristenfacultät der Hochschule zu Mainz unglückliche Weiber vor dem mörderischen Urtheile der gelehrten lutherischen Schwester in Gießen[11]). Und dennoch fehlte es der Wetterau nicht an Bildungsmitteln: zwei Universitäten, nahe beieinander, Gießen und Marburg, wetteiferten in literarischer Thätigkeit; akademische Gymnasien, lateinische Schulen gab es überall, wie zu Weilburg, Siegen, Herborn, Idstein und an kleinern Orten; Bücher in Menge brachte der Markt in Frankfurt in die kleinste Hütte des leseeifrigen Völkchens. Ueberhaupt war der Charakter desselben echt-altgermanisch; etwas schwermü-

thig, düster, selbstbeschaulich, genährt durch uralte Ueberlieferungen des sagenreichen Landes; einfach in Sitten und Genüssen, zahm und doch wieder zornig; arbeitsam und karg im Lebensunterhalt, denn die steilen Ufer der Eder, Dill, Lahn, Sieg, Kinzig bis auf die rebenumkränzte Kaiserpfalz Gelnhausen hinab eigneten sich nicht dem Weinbau. Vorneigung zur Mystik, Schwärmerei, zur Alchemie, zum Laboriren und zu wunderlichen Künsteleien vererbte sich vom Vater auf den Sohn und prägten dem ganzen Geschlechte den unverwischlichen Stempel kirchlichen Sinnes und häuslicher Andächtigkeit auf, den uns so unübertrefflich Jung-Stilling, auf welchen wir noch oft zurückkommen werden, gezeichnet hat. Seine fromme, romantische Heimat, „Im Grund", Amts Hilchenbach (Florenburg), zu Nassau-Siegen (Salem) gehörig, erzeugte viel solcher Naturen, wie ihn, „Vater Stilling, Mutter Margarethen". Theosophisch grübelnd saßen die Handwerker in engen Arbeitsstuben, erweiterten und verwirrten ihre innere Welt durch das Lesen längst verschollener Bücher. Am Montage schied der Köhler, der Holzbauer, der Hüttenmann, mit der Kost für die Woche versehen, aus seiner Familie, hantirte gedankenvoll im einsamen Bergwalde, wachte nächtlich unter dem bestirnten Himmel bei seinem glühenden Meiler oder Ofen, und ließ ernste, verzückende Bilder durch seine Seele ziehen. So mochte das äußere Kirchenleben dem Selbstthätigen, Phantasiereichen unerquicklich dünken und ein Gemüthszustand sich allgemeiner vorbereiten, der dem Separatismus um so wehrloser offen lag, als Eigensinn, Wankelmuth und Unduldsamkeit eines „summus Episcopus" in seinem Ländchen, wie mehrmals der Nassauer,

durch Uebertritt zum Katholicismus oder gewaltsame Glaubensänderungen die Gewissen beängstigten.

Wir setzen bei unserm Leser die Kenntniß der ersten Wirksamkeit des jungen Oberpfarrers zu Frankfurt voraus, da wir nicht dessen Biographie zu schreiben [12]), noch weniger in wissenschaftliche Entwickelung und Prüfung seiner Lehre, am wenigsten in die „Pietistischen Händel" einzugehen haben. Rasch fortschreitend, erwähnen wir, daß Spener, unbefriedigt durch die herkömmlichen Anstalten kirchlicher Andacht, sich nicht genügte als einfach verständlicher Prediger den „lebendigen Glauben" zu fördern, die „fleischliche Sicherheit" zu bekämpfen, die „Heiligung des Lebens" zu erbauen, nicht als Katechet freiwillig Sonntags Nachmittags dem mangelhaften Religionsunterrichte des Volks abzuhelfen, sondern, erfreut und aufgemuntert durch den warmen Antheil, welchen ungesättigte Seelen außerhalb der „öffentlichen Verkündigung des Worts" an frommen Privatbesprechungen und gemeinsamen Bibellesen nahmen, im August des Jahres 1670 die so berühmt und so berüchtigt gewordenen „Collegia pietatis" begann. Männer der gebildetsten Kreise, Patricier, wie die Ochsensteine, Uffenbach [13]), denen auch der Genealoge Eingang abgewonnen, hatten in der Klage sich geeinigt, daß in den gewöhnlichen Gesellschaften nur von weltlichen Dingen die Rede sei, und eine engere Gemeinschaft gewünscht, die es gestatte, sich untereinander in gottseligen Gesprächen zu ergehen. Da Zusammenkünfte der Art ohne Leitung eines Geistlichen leicht gefährlich wirken könnten, gab Spener sein Studirzimmer her, und bald fanden sich hier Leute aller Stände, Gelehrte und Ungelehrte, Kaufleute und Hand-

werker, Männer und Weiber jeglichen Alters beieinander, welche theils, wie die abgesonderten Frauen, blos zuhörten, theils in vertraulicher Unterredung über die letzte Predigt, doch ohne theologische Controverse, auf Erregung einer lebendigen Frömmigkeit hinzuwirken strebten. Da Niemand zu solchen wöchentlichen Versammlungen eingeladen, Niemand ausgeschlossen war und der Reiz der Neuheit anzog, sah man in Spener's Museum nicht selten durchreisende Fremde, besonders viele von hohem Range, denen der Liebling des Hauses Rappoltstein schon früher freundlich nähergetreten war und sie auf nahen Schlössern besucht hatte. Von Tag zu Tag die Gebrechen der lutherischen Kirche eindringlicher überschauend, überzeugt, daß eine Reformation niemals von der Obrigkeit ausgehen werde, schüttete Spener im Jahr 1675 in der Vorrede zur neuen Ausgabe der Arnd'schen Postille sein ganzes Herz über diese große Angelegenheit aus, und verbreitete durch die „Pia Desideria" sein herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der evangelischen Kirche und die dahin abzweckenden geistlichen Vorschläge über das horchende Deutschland. Die Hauptmomente: der Wunsch, nach Vorbild der alten apostolischen Kirche außer dem öffentlichen Gottesdienste noch andere Versammlungen zu stiften, in denen nicht allein Lehrer, sondern auch andere, mit geistlichen Gaben Ausgerüstete die Schrift läsen und einander sich belehrten; zweitens die Aufrichtung und Uebung eines geistlichen Priesterthums als allen Christen zugänglich; die Einschärfung der Lehre, daß es mit dem Wissen im Christenthum nicht genug sei, sondern dies vielmehr in der Ausübung bestände; das Dringen auf eine andere

Bildung der Prediger auf Universitäten und die Geringschätzung einer „bloßen Philosophie von göttlichen Dingen", der Tadel der herrschenden Kanzelberedtsamkeit, die Foderung von Duldsamkeit und Liebe gegen abweichende Glaubensansichten, endlich die Ermahnung, den „innern oder neuen Menschen aus dem Schlafe zu wecken", tönten mit unbegreiflicher Schnelligkeit in den Seelen von Tausenden wider, und brachten, verstanden, halb- oder ganz misverstanden, die nachhaltigste Bewegung in der kirchlich deutschen Welt hervor.

Schon aber lagen in der Gewährung der häuslichen Andacht, der Auffoderung zum geistlichen Priesterthum, der Hintansetzung theologischer Gelehrsamkeit, der Verwerfung bisheriger Seelsorgerthätigkeit, in der Gleichstellung religiöser Meinungsverschiedenheit und in der Lehre von der Erweckung des neuen Menschen, die Keime der Gefährdung aller geregelten Kirchlichkeit, die Gründe zum Separatismus, Conventikelwesen, pietistischem Hochmuth, Verachtung des geistlichen Standes, Indifferentismus, enthusiastischer Träumerei und fanatischer Verzückung, welche dem Erbauer der neuen Kirchlein und seinem Werke so böse Nachrede, der lutherischen Kirche so viel Verwirrung bereiteten. Einmal losgelassen aus der Gefangenschaft, kannte der aufgeregte Geist keine Schranken; er bemächtigte sich der vorsichtig hingeworfenen Gedanken Spener's von der „bessern Zukunft", der Bekehrung der Juden, „dem Laienpriesterthume", der Wiedergeburt durch Buße und Ertödtung des creatürlichen Menschen, um, mit Heraufbeschwörung uralten gnostischen Wahnsinns, unter dem Einflusse versteckter Sinnlichkeit, welcher des Meisters Absicht, „genauere Freund-

schaft unter den Erbauung suchenden Seelen zu stiften", Vorschub that, jenen thörichten Chiliasmus, die alle Ordnung bedrohenden Versuche, solches Weltalter in einer wunderlichen Art des Communismus herzustellen, Leib und Seele verzehrende Bußkämpfe, Weissagung und Gesichter, Verachtung der Ehe, Unsittlichkeit der sogenannten „geistlichen Ehen", endlich jene Gesellschaft zu Sasmannshausen und Schwarzenau im Wittgensteinischen, fast ärger als das himmlische Reich zu Münster, möglich zu machen, welche mit eigentlichen Farben zu schildern, auch die Feder der skandalsüchtigsten Heiden und Halbchristen versagen würde.

Im reinen Sinne des Reformators, der im Jahr 1682 die Zusammenkünfte aus seinem Hause mit Bewilligung des Raths in die Kirche verlegte, dadurch aber die heilsamern Früchte gefährdete, fand Spener's Streben zuerst in unmittelbarer Nähe Nachahmung, bald aber auch Widerspruch. Der Hof in Darmstadt gewährte einen Boden, der zur Pflanzung der neuen Kirchlein geeignet schien. Der dort herrschende Zweig des hessischen Hauses hatte, aus Eifersucht und Abneigung gegen die reformirten Vettern in Kassel, das altlutherische Kirchenthum am Rhein und Main nachdrücklich in einer Zeit zu vertreten gewußt, als die Wärme für das überkommene Bekenntniß aus den Herzen anderer Fürsten zu weichen anfing. Ludwig's VI. Heirath mit Elisabeth Dorothea, der Tochter Ernst's des Frommen von Sachsen-Gotha, übertrug auf Darmstadt einen Ausfluß der Innigkeit und Lauterkeit des religiösen Lebens, in welcher der wahrhaft fromme Ernestiner und sein Minister, Veit Ludwig von Seckendorf, das Muster eines

gottesfürchtigen, gelehrten, deutschen Edelmanns, unter ihren Standesgenossen einzig dastehen. Des Landgrafen Oberhofprediger, Balthasar Menzer, war anfangs den Vorschlägen Spener's freudig beigetreten; als aber Johann Winkler, der Hofprediger, durch die Eröffnung von Hausandachten der amtlichen Wirksamkeit des Hofbischofs Abbruch drohte und selbst der Hofadel dessen Kanzel verließ, gewann Menzer den alten Herrn, daß er die Neuerung unterdrückte. Winkler, seines Dienstes überdrüssig, ging als Prediger nach Manheim, dann nach Werthheim und endlich nach Hamburg, wo er den neuen Samen auf den ungünstigsten Boden ausstreute. Ein vornehmer Beamter des Landgrafen, der Kammerrath Wilhelm Christian Kriegsmann, welcher im Sinne Seckendorf's den geistlichen Zusammenkünften das Wort zu reden wagte, mußte seinen Dienst aufgeben; ja, Menzer trieb seine Feindschaft so weit, daß im Januar 1678 ein landesfürstliches Edikt die Collegia Pietatis ganz verbot [14]). Aber unter Ludwig's Sohne, Ernst Ludwig, welcher unter seiner frommen Mutter Vormundschaft die Regierung am 30. August 1678 antrat, änderten sich die Verhältnisse. Der Hof in Darmstadt und die Landesuniversität zu Gießen verfochten durch Beispiel und gelehrte Thätigkeit Spener's heilsames Werk; die höchsten Gesellschaftskreise in Darmstadt behielten eine pietistische Färbung, bis, nach dem Tode seiner trefflichen Mutter, Ernst Ludwig's Privatleben nach dem betrübenden Beispiele anderer Fürsten anstößiger Weltlichkeit, Verschwendung, selbst einer Maitresse sich ergab, gleichwol aber angestammten kirchlichen Sinn nicht ganz verleugnete. Daß ein Fürstenhof sein „Kirchlein" nicht fördern werde,

erkannte Spener mit Trauern auch anderswo, wo Agathens, seiner Wohlthäterin, Mahnung und Segen dauernde Frucht verheißen. Der Mannsstamm von Rappoltstein war inzwischen ganz verdorrt, auch der blinde Johann Jakob im Jahr 1673 seinen Brüdern in den Tod gefolgt; aber in den Töchtern der letzten Grafen, Anna Elisabeth, Georg Friedrich's Tochter, im Jahr 1658 mit Christoph Ludwig, Grafen von Waldeck, vermählt, und in Katharina Agatha, seit 1667 der Gattin Christian's II., Pfalzgrafen von Birkenfeld und (1671) Erben der hintern Grafschaft Sponheim mit Trarbach an der Mosel, jenes Zöglings Spener's von Strasburg her, durfte die fromme, geistliche Physiognomie sich nicht verleugnen, zumal der Pfalzgraf der Enkel jenes glaubensmuthigen Hugenotten St.-Georg's, Christoph's (starb 1569) war. Gewiß nicht ohne Mitwirkung des Oberpfarrers zu Frankfurt ward sein Schwager, Johann Heinrich Horbius, geboren 1645, zu Trarbach Inspector über die Kirchen der Grafschaft und waltete treu-fleißig in Spener's Weise. Aber das üppige Weinland an der Mosel, die römische Nachbarschaft widerstrebten einer Pflanzung, die nur unter einem weniger glücklichen Himmel gedieh. Horbius, in Zwiespalt mit dem Diakonus, mit bösem Auge von den Räthen angesehen, verlor die Aufsicht über die Landeskirchen, verschmähte, gereizt, die Seelsorgerstelle am Hofe des jungen pfalzgräflichen Paares, nahm dagegen einen Ruf nach der Reichsstadt Windsheim in Franken (1679) an [15]). Wie im Jahr 1685 der Eifer, in weiterm Kreise zu wirken, den Schwestermann Spener's zur bösen Stunde nach Hamburg führte, werden wir, zur Schilderung eines Kanzeldemagogen

und der antipietistischen Gesinnung einer See- und Handelsstadt noch andeuten. Dennoch blieb Trarbach noch einige Geschlechtsalter hindurch der äußerste Vorposten des Pietismus im Westen; derselbe erlebte sogar unter Christian III. noch landesherrliche Gnade, bis durch Uebertritt der Herzoge von Zweibrücken zur katholischen Kirche jener Segen Agathens erlosch, dagegen in einer späten Urenkelin auf dem größten norddeutschen Throne wieder erwachte. Spener's Heimat entzogen um diese Zeit politische Veränderungen den wärmern Strahlen der deutschen Mutterkirche; unter Frankreichs Botmäßigkeit gezwängt und von Ludwig XIV. wider Recht (1668, 1673), statt der Tochter des ältern Bruders, der Gräfin von Waldeck, der Tochter des jüngern, zuletzt verstorbenen Erben, Johann Jakob's, zuerkannt, weil der Pfalzgraf die Interessen Frankreichs umfaßte, wurden „Ribeaupierre und Ribeauviller" der deutschen Sitte und deutschen Kirchlichkeit entfremdet. Die Prunksäle des modernen Schlosses haben keine Hausandacht nach dem Muster des berühmten geistlichen Pfleglings der Ahnherren umhegt.

Aber auch in seiner unmittelbaren Nähe stieß Spener's Wirksamkeit auf Beirrung und Hinderniß. Der Oberhofprediger in Darmstadt, nicht zufrieden, vermittels der Consistorien in Darmstadt und Gießen die Geistlichen des Landes vor Neuerungen zu warnen, setzte auch ein Verbot gegen die Veröffentlichung von Druckschriften für und wider dieselben durch und suchte durch Verleumdungen mancherlei Art die vornehmsten Bürger in Frankfurt gegen den Urheber zu gewinnen. Die Gefahr für ihre amtliche Stellung, für ihr Ansehn und

selbst für ihre Einkünfte ermessend, wenn die Lostrennung von der geschlossenen Gemeine, welche wider Spener's Mahnung sich kund gab, jene Geringschätzung ihres Standes weiter einrisse, verbreiteten die betroffenen Theologen durch ganz Deutschland gehässige Gerüchte, „daß die frankfurter Quäker eine völlige Gütergemeinschaft unter sich eingeführt, in ihren Versammlungen Weiber und Mägde predigten, beide Geschlechter, um ihre Widerstandsfähigkeit gegen böse Gelüste zu erproben, nackt untereinander erschienen, die Glieder der Conventikel, mager und krankhaft, auch durch gesuchte Aermlichkeit der Kleidung die Aufmerksamkeit erregten" und was dergleichen Erdichtungen mehr waren. Der Rath in Frankfurt, gereizt und beunruhigt, drohte schon Gewaltmaßregeln: ein adliges Fräulein — der Name wird nicht genannt —, durch den Seelsorger erweckt und ausgezeichnet durch frommes Leben, sollte die Stadt verlassen; der Sanftmüthige mußte noch am Schlusse einer viertelhundertjährigen Amtsführung gestehen, keine giftigern Leute und keine heftigern Feinde des wahren Christenthums kennen gelernt zu haben, als die seines Ordens. Und doch hatte er noch nicht die Angriffe eines Johann Friedrich Mayer erfahren!

Durfte dem Getäuschten nun einleuchten, daß nicht eine große, geldstolze Stadt mit vielen neidischen Amtsbrüdern, voll Mittel der Zerstreuung und weltlicher Genüsse, voll Krämerinteressen, unter den Reibungen bürgerlicher Parteien und hadernder Zünfte, seinem „Kirchlein" Gedeihen verspräche, und hatten Erfahrungen ihn gelehrt, daß auch nicht das glatte Getäfel fürstlicher Paläste und die marmorgepflasterten Hofkapellen den

ausgestreuten Samen sich befruchten ließen: so beging der Hoffnungsreiche dennoch im Jahr 1686 den Fehler, die Stelle des Oberhofpredigers in der Residenz Kursachsens, im Sitze des starren Lutherthums, anzunehmen. Mögen wir die Schwäche und Eitelkeit nicht leugnen, in welcher früher und später wahre und Afteranhänger Spener's immer den Beruf fühlten, in der Nähe weltlicher Macht sich zu bewegen, in der höchsten Gesellschaft sich zu gefallen: so kommt ihnen doch zu gute, daß eine bevorzugte, einflußgebende Stellung ihnen die Mittel zu ausgedehnter Wirksamkeit verhieß und sie die Abhängigen und Unterthänigen leichter zu gewinnen hofften, wenn sie der Herren sich versichert. Außerdem gehörten die „Propheten" als die Besten zu den Gesalbten des Herrn, denen unwandelbare religiöse Ueberlieferung auch eine höhere sittliche Befähigung beimaß. Schon durch seine heraldisch-genealogischen Bücher, besonders durch seine Erläuterung des sächsischen Wappens (1668), dem Kurhause bekannt, durch Veit Ludwig von Seckendorf dem Kurfürsten Johann Georg III. empfohlen, der einmal seiner Predigt auf einer Reise beigewohnt, konnte der Anspruchslose der Versuchung nicht widerstehen.

Ehe er aber aus Frankfurt schied, hatte er der Wiege künftiger Geschlechter die Keime einer Saat anvertraut, die gerade hier am erfreulichsten grünen und durch die reichste Ernte die Mühe des Säemanns belohnen sollte. Obwol Spener nie verschmäht hatte, als Katechet und Seelsorger, fern von allem bischöflichen Prunke, demüthig mit den Niedrigsten zu verkehren, ermaß er doch, daß nicht das enge Kleinbürger- und Tagarbeiterdasein, verkümmert durch Sorge um das tägliche Brot, grober

Versuchung zugänglicher, vereinzelt und abgeschlossen, seine Reform der Kirche begünstige. Zu ihr bedurfte er eines Zuschnitts äußerer Verhältnisse, der, auch gegen geistige Verarmung durch mäßige Glücksgüter geschützt, zugleich die Macht besaß, patriarchalisch auf Zugehörige zu wirken, hausherrlich die Mundbaren zur Nachfolge aufzufodern, durch Bildungs- und Einsichtsüberlegenheit die Umgebung zu bestimmen, durch Beispiel die Freiern zu reizen, und heilsame Anstalten für das Gemeinwohl kräftig aufrecht zu erhalten. Eigenschaften und Vorzüge, so schätzbar, wenn wir auf die damalige Stufe gesellschaftlicher Entwickelung blicken, fand Spener bei seinen Grafen der Wetterau. Am frühesten hatten die alten Beziehungen der Rappoltsteiner ihn zu dem Hause Solms geführt. Urahnliche Bande, Verschwägerung, ritterliche Reichspflicht, fromme Pilgerfahrten zum Heiligen Grabe verknüpften beide Geschlechter. Frau Agathe war eine Solms; noch Georg Friedrich, der älteste des letzten Grafengeschlechts, hatte einer Solms sich vermählt. Das Haus war leicht eines der ältesten der Wetterau. Gleichen, vielleicht königlichen, Ursprungs mit den Nassauern, besaß es, wiewol vielfach abgetheilt, schöne Herrschaften, nicht allein die Stammburg am Flüßchen gleichen Namens, Schlösser an der Wetter, Nidda und Lahn, sondern auch im Voigtlande und in der fernen Niederlausitz. Um zu unserm Zweck die gemeinschaftliche Physiognomie, die dem Hause so lange blieb, zu zeichnen, haben wir es nur mit der solms-lichschen, der lutherischen Hauptlinie, und mit der jüngern solms-laubachschen im besondern zu thun; der solms-braunfelsischen erwähnen wir nebenher. Die ältern Glieder zeichneten sich, nach Weise

des Jahrhunderts, nur als tüchtige Kriegsleute und Landesgebietiger aus; die Söhne Philipp's, des Statthalters Kurfürst Friedrich's des Weisen in Koburg, welcher durch Kauf von den Minkwitzen die Herrschaft Sonnenwalde in der Niederlausitz, und durch Schenkung des Ernestiners Pouch an der Mulde erwarb, Reinhard und Otto, stifteten die Hauptzweige Hohen-Solms (Lich) und den ältern von Laubach, so genannt vom Städtchen Laubach unweit den Quellen der Wetter. Graf Reinhard, ein namhafter Kriegsmann in Karl's V. Tagen († 1562), war gelehrt, wie seine Bücher über die Kriegskunst und den Adel beweisen; sonst aber etwas bescholten wegen seiner Parteilichkeit im blutigen Handel Sebastian Vogelsberger's (1548), des bürgerlichen Söldnerobersten im Dienste der Krone Frankreich, und vom boshaften Bartholomäus Sastrow [16]) mit dem Zusatz kenntlich gemacht: „dem die Franzosen die halbe Nase weggefressen".

Otto's, seines Bruders, Enkel, Johann Georg, geboren im Jahr 1547, gepriesen wegen seiner Anhänglichkeit an das Lutherthum, seiner Gerechtigkeit, Friedensliebe und Sorgfalt für Kirche und Schule, sowie seiner Milde gegen Arme, war der Vater Agathens von Rappoltstein, und vererbte, im Jahr 1600 sterbend, auf seine 16 Kinder, die ihm Margaretha von Schönburg gebar, außer Laubach auch das Anrecht auf Sonnenwalde, Baruth in der Lausitz, welche Güter ihnen nach dem Tode ihres Vetters, Friedrich Albrecht, im Jahr 1615 zufielen. So stattlichem Besitze war noch im Jahr 1600 vertragsmäßig nach dem Aussterben altberühmter Dynasten die Herrschaft Wildenfels im Voigtlande mit dem Bergschlosse gleichen Namens als sächsisches Lehn

hinzugekommen. Begünstigt von Glück und Natur, gingen aus des frommen Johann Georg's Geschlechte die Linien Sonnenwalde, Baruth und Laubach hervor, und gewannen an Glanz durch zum Theil fürstliche Heirathen. In dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts waren fünf Gräfinnen in hohe reichsfürstliche Häuser, Hessen, Pfalz, Brandenburg-Ansbach, Anhalt und Nassau-Oranien vermählt und Ahnfrauen aller europäischen Throninhaber. Die sonnenwalder und baruther Zweige, in gerader Abstammung fortgepflanzt, blühen heute noch; die ältere laubachsche erlosch mit Karl Otto im Jahr 1676, worauf Johann Friedrich, der Enkel Johann Georg's des Frommen, geboren im Jahr 1625, der Neffe Agathens, aus dem finstern Schlosse Wildenfels, seinem Erbtheile, auf das heitere Laubach an der Wetter zog, nachdem er sich im Jahr 1667 Benigna, Tochter des Grafen Siegmund Siegfried vom Promnitz auf Sorau, vermählt hatte. Dies ist nun das Paar, mit welchem die Geschichte der „Frommen Grafenhöfe" beginnt: Benigna ist die „bekannte Magd Jesu Christi", die Zierde der Kirche und eine der vornehmsten Personen, „die", nach Spener's eigenem Geständnisse, „ihn mit ihrem Exempel ermuntert habe". Als Mutter der Erdmuth Benigna, Gemahlin Heinrich's X. Reuß, Grafen und Herren von Plauen, und Großmutter der Erdmuth Dorothea, der Gattin des Grafen Ludwig von Zinzendorf, übte sie durch ihre musterhafte Frömmigkeit, durch ihre Verbindung mit fränkischen, wetterauischen, sächsischen Geschlechtern, durch Heirathen in gesinnungsverwandte Grafenfamilien einen nicht zu berechnenden, spätdauernden Einfluß auf die hohe deutsche Aristokratie aus und ver-

knüpfte bis nach Schlesien, Niedersachsen, Holstein und Alt-Preußen, ja nach Petersburg hinauf eine glanzvolle, aber stille Gemeine zu einer großen gottseligen Familie, deren Glieder, nach denselben Grundsätzen und Sitten wie durch ein Napoleonisches Hausgesetz erzogen, überall auch dasselbe gesellschaftliche Gepräge an sich trugen. Wir müssen diese Verwandtschaftsverhältnisse, sowie die ihrer Seelenfreundin auf Schloß Geudern im Auge behalten, um die Gleichartigkeit unserer Aufgabe zu rechtfertigen. Was Benigna aus ihrer Heimat am Bober und der Neisse an religiöser Bildung nach Wildenfels und Laubach mit sich bringen konnte, werden wir in der Schilderung der frühern Grafen von Promnitz andeuten; der frankfurter Pfarrherr aber war es allein, der, ein willkommener Gast auf den solmsschen Schlössern und angezogen durch die Erwecklichkeit der jungen Gräfin (geboren 1648), die unbestimmten Gefühle in einem Mittelpunkte vereinigte und das Muster der „Kirchlein" mit seinem Ausdruck im äußern Leben, sowie in der Hausgenossenschaft gründete. Die Vorliebe und geistliche Sorgfalt Spener's für seine Freunde in Laubach bezeugt unter andern eine Schrift: „Laubachisches Denkmal oder Lehre von dem Wege zum Himmelreich und dem Namen der Christen", datirt 5. October 1682, in Form einer Predigt vorgetragen. Wie Benigna's Gemahl, Johann Friedrich, der schon 1696 starb, in diese Gestaltung eingriff, wird nicht hervorgehoben: die Frauen eigneten sich vorzüglich als Leiter der religiösen Gedanken, und Benigna's ältester Sohn, Friedrich Ernst, geboren im Jahr 1671, belobt als Kammergerichtspräsident zu Wetzlar, erwies sich durch seinen Wandel und durch die

Wahl seiner Gattin als Nachfolger des mütterlichen Beispiels. Um selbst am verrufenen dresdener Hofe empfängliche Gemüther zu stimmen, diente der Gräfin von Laubach ihre Jugendbefreundung mit Henriette Katharina, geborener Freiin von Friesen, vermählt an Nikolaus, Edlen Panner und Freiherrn von Gersdorf, Landvoigt der Oberlausitz, jener gewissenhaften, klugen Pflegerin ihres Enkels, des Grafen Ludwig von Zinzendorf, dessen Schöpfung zu Berthelsdorf, als strengerer und auch in der äußern Welt schärfer abgegrenzter Pietismus, des großmütterlichen Beistands und Beiraths vielfach bedurfte. Andererseits übte die Landvoigtin, mit Benigna aufs innigste verbunden, „dem Willen des Herrn in dieser letzten bösen Zeit zu dienen", an dem ältern Sohne ihrer verstorbenen Herzensfreundin, Friedrich Ernst, „eine so gesegnete Muttertreue, daß der Reichskammergerichtspräsident sie lebenslang als „Gelegenheit seiner leiblichen und geistlichen Wohlthat angesehen hat". [17]) Auf diese Weise verknüpften sich Gestaltungen, die später spröde als Verschiedenheit heraustraten, in einem gemeinsamen Ursprunge.

Um eine breitere Grundlage für sein Werk zu finden, bot sich dem Pfarrherrn zu Frankfurt eine zweite merkwürdige Frau an der Spitze eines reichbegabten, vornehmen Geschlechts, „die alte Fürstin von Stolberg-Geudern". Auch dieses Hauses Geschichte müssen wir, abgesehen von bekannten genealogischen Thatsachen, in frühere Zeiten hinauf verfolgen, um die kirchlich-sittliche Physiognomie einer Familie, deren „Erwecktheit" gleichsam als ererbt gelten mag, auf eine Grundähnlichkeit des Stammes zurückzuführen. Wir übergehen die albernen Fabeleien der Genealogie des 16. Jahrhunderts,

welche, um in ihrer Weise zu schmeicheln, das Gedicht ersannen, der byzantinische Kaiser Justin d. J. habe im Jahr 566 einem edeln Römer, Otto von Columna, entweder seinem Oberjägermeister oder Heerführer, das rauhe Waldgebirge, Hercynia, geschenkt und ihm gestattet, einen schwarzen Hirsch, die Beute heimatlicher Forsten, die er dem Herrscher zugeschickt, in sein Schild aufzunehmen. Gewisser ist, daß die Stolberge in die Zahl der Herren gehörten, aus denen die Altsachsen (Westfalen) ihre Herzoge wählten, und daß sie den Namen für ihre romantische Besitzung auf dem Abhange des Harzes in die „Güldene Aue" von den Erz- (Stahl-) gruben des metallreichen Gebirgs entlehnten. Bis Anfang des 15. Jahrhunderts entbehren die Dynasten von Stolberg, welche frühe „Von Gottes Gnaden" sich schrieben [18]), eines geschichtlichen Gepräges: Botho zu Stolberg erwarb durch Heirath oder Erbvertrag die Grafschaft Wernigerode auf der nordöstlichen Senkung des Gebirgs mit dem Besitze des sagenreichen höchsten Gipfels. Noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts erscheinen die Stolberge als hohe Hofbeamten ihrer Lehnsherren, der Landgrafen von Thüringen; so Botho (Bod), Hofmeister (Majordomus) Friedrich's des Einfältigen; obschon in politisch-selbständiger Haltung, gewannen die Stolberge doch erst gegen Ende des Jahrhunderts durch kluge Heirathen ihren Aufschwung. Graf Heinrich gesellte sich im Jahr 1461 der vornehmen Pilgerschaft Herzog Wilhelm's von Sachsen zum Heiligen Grabe [19]), vermählte sich in zweiter Ehe mit Elisabeth, der Tochter Graf Ludwig's II. von Würtemberg (1473), und folgte im Jahr 1493 der berühmten Reise Kurfürst

Friedrich's des Weisen nach Jerusalem, zu der auch der Maler Lukas Kranach gehörte.[20]) So staatswirthschaftlich-klug, aber ohne Zions-Sehnsucht, blickte der sächsische Graf, zum Ritter des Heiligen Grabes geschlagen, im Gelobten Lande sich um, daß er äußerte: „er nehme sein Land in Deutschland dafür, das sollt ihm lieber sein".[21]) Freilich hatte der einfach-verständige Pilger auch Grund, seine ergiebigen Bergwerke im Harz, seine stattlichen Forsten und prangenden Fluren an der Güldenen Aue dem öden, unfruchtbaren Palästina nicht nachzusetzen.

Klugen Weltsinn bethätigte der Verschmäher der Krone Gottfried's von Bouillon durch die Hausfrau, welche er seinem Sohne Botho auswählte (geboren 1467), dem „Glückseligen", dem Verpflanzer seines Geschlechts an die Ufer des Mainstroms. Berthold, Erzbischof von Mainz[22]), verabredete urkundlich Donnerstag nach Katharina (24. November) 1499 „zwischen Heinrich, Grafen und Herren zu Stolberg und Wernigerode als von wegen Grafen Bothens, seines Sohnes, an der einen, und Frau Ludwigen (Luisen) von der Mark Witwen, und Eberharden von Eppstein, beide Frau und Herr zu Königstein und Münzenberg, als wegen ihrer Tochter und Schwester Anna", mit allen üblichen Clauseln eine Heirath, welche, „nachdem sie einander besichtigt und gefallen, auf Sonntag nach St.-Dorothea schierest (6. Februar 1500) zu Butzbach oder Königstein durch ehelichen Beischlaf vollbracht werden sollte", was denn auch sicherlich unter dem Segen des Primas von Germanien geschah. Zwar lebten damals noch die Brüder Frau Anna's, und deren Beerbung durch die Schwester war nicht abzusehen; gleich-

wol galt diese Verschwägerung mit einem Hause, das unter seinen Ahnen drei Kurfürsten von Mainz zählte und die schönsten Herrschaften am Taunus, in der Wetterau mit dem unüberwindlichen Schlosse Königstein, drei Stunden von Frankfurt, der Burg Geudern am Vogelsberge, Butzbach, Ortenburg u. s. w. besaß, als eine hochansehnliche. Dazu kam noch die Aussicht auf bedeutendes Angefälle in den Ardennen. Eberhard von der Mark, Herr von Arenberg, hatte im Jahr 1422 Agnes, die Erbin des Grafen Johann's von Rochefort, in zweiter Ehe geheirathet. Von der ersten stammten die berühmten und berüchtigten Grafen von der Mark, jene Roberts, „die Eber der Ardennen", Herren von Sedan, Bouillon, jener wilde Bischof von Lüttich; von der zweiten die Grafen von Rochefort, zu deutsch Rutschefort. Gräfin Luisa von der Mark und Rutschefort, die Gemahlin Philipp's von Eppstein zu Königstein, war die Mutter Anna's, und obgleich ihr Oheim, Ludwig, noch in jungen Jahren, mochte Botho „dem Glückseligen" solche Verbindung doch verheißlich dünken. [23])

Vergeblich haben wir uns bemüht, Frau Anna mit der „schönen Büßenden" in der berühmten Ballade Friedrich Leopold's von Stolberg, der seinen rührenden Stoff, einer Angabe nach, der Geschichte seines Hauses entlehnt haben soll, zu identificiren, um einen bedeutsamen, gemüthvollen, großmüthigen Zug der frühern, wenig markirten Familiengeschichte der Stolberge einzuverleiben, und in der reumüthigen Sünderin des Gedichts, gleich der bedenklicheren Maria Stuart, die Ahnfrau fast aller jetzigen Königshäuser [24]) nachzuweisen. Allein gewissenhafte Kritik bekämpft schnurstracks das schmeichelnde Gebilde. Der

deutsche Dichter, Sprößling Anna's, entnahm mit geringer Veränderung des Costums und der Zuthaten seinen Stoff der Erzählung Dysille's in der 23. Nouvelle des „Heptaméron" der Königin Marguerite von Navarra, Schwester Franz I. von Frankreich, als eine wirkliche, und in der That unerfindbare Geschichte. Jene alte Dame, das ernsthafteste Glied der leichtfertigen Gesellschaft, die das Unwetter angeblich um 1542 auf der Rückkehr vom Pyrenäenbade Cauterets nach der gastlichen Abtei Notre-Dame d'Arrens verschlug, hatte dieselbe aus dem Munde ihres alten Freundes. Das rührend-romantische Abenteuer war nämlich Bernage, Seigneur de Civrai unfern Amboise begegnet, als ihn sein Gebieter, König Karl VIII. (regierte 1483—98) nach Deutschland geschickt, also am früheſten immer vor der Eheberedung des Erzbischofs von Mainz. Selbst wenn wir die chronologische Bestimmung der oft gedankenlos geschwätzigen, sonst so geistvollen und gelehrten Königin antasten wollten und den Herrn von Bernage früher oder später, etwa durch Franz I., nach Deutschland reisen ließen, würde die Chronik des Hauses Stolberg keinen Anknüpfungspunkt bieten, dem des glückseligen Botho's Ehe am wenigsten sich eignet. Dreizehn Kinder gebar ihm Frau Anna (von 1501—23) und sah nach dem Tode ihres Gatten im Jahre 1538 den Segen der Erbschaft auf sein Geschlecht übergehen. Der Letztling der Eppsteine, ihr Bruder Eberhard, gestorben im Jahre 1535, setzte testamentlich ihren zweiten Sohn, Ludwig, geboren 1505, als Erben ein, mit dem Anrecht seiner Mutter, welcher bereits Kaiser Karl V. die Nachfolge zugesichert. Graf Ludwig, mit der Mutter, die bald

nach ihrem Gatten starb, söhnlich sich vergleichend, zog vom Harz auf die Veste Königstein, waltete ungehindert in dem neuen Besitzthume, trat nach dem Tode des Grafen Ludwig III. (im Jahr 1544) mit dem Rechte seiner Mutter auch die Herrschaft in den Ardennen allein an, seinen Brüdern den Besitz am Harz und das Anfallrecht des neuen Erwerbs zusichernd (1548). Kaiser Karl, dem treuen Diener wohlgesinnt, obgleich auch er schon der neuen Lehre, wie seine Brüder sich zuneigte, verlieh dem Geschlechte ein neues reichblasonirtes Wappen [25]) und erntete von dem Grafen rühmlichen Dank zu einer Zeit, als selbst die Bessergesinnten unter den mächtigsten Reichsfürsten schmälig undeutscher Anmuthung wichen. Denn als im März 1552 König Heinrich II. und die Bundesgenossen von Chambord durch jenen gleißnerischen Bischof von Bayonne, Jean de Fresse, den Grafen auffoderten, „die deutsche Freiheit retten zu helfen", erwiderte Ludwig, „er könne von seiner Pflicht nicht abtreten", und bat um Verschonung [26]); als im Sommer jener Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, so ohne deutsche Fürstenehre, wie ohne Religion und Sitte, nach der Verwüstung zahlreicher Schlösser, Städte, Klöster und Dörfer in Franken, „wie ein großes Wetter" am Rhein daherzog und des Burgherrn von Königstein Verpflichtung für Frankreich, Oeffnung seiner Städte und Vesten, obenein Strafgeld für seine Treue am Reich, begehrte: fürchtete der Stolberg nicht den Räuber und sein Heer, sondern ersuchte, eines Anfalls gewärtig, seinen Schwager Wilhelm von Nassau, ihm Meister Opferkamm, den berühmten Mainzer, zu senden, „damit er eilig sein Haus noch mehr verbaue". [27])

Dafür ward Graf Ludwig, mit dem Vertrauen des Kaisers und Römischen Königs geehrt, am Tage von Passau viel gebraucht; im Jahre 1560 mit dem Bischofe von Trident in feierlicher Gesandtschaft nach Blois geschickt, um im Namen des Reichs ernstlich die Rückgabe der geraubten Bisthümer zu fodern, war er Zeuge des heillosen Zustands Frankreichs kurz vor dem Ausbruch des Tumults von Amboise.[28]) Aber mit dem Leben Ludwig's (1574), der auch dem Kaiser Maximilian II. anhänglich gedient, endete die erste Glanzperiode der Stolberge und drohte das Werk Botho's des Glückseligen zu zerfallen. Der Graf hinterließ nur Töchter, von denen die eine, Katharina, als Witwe die Reichslehen ihres Gemahls Michael von Werthheim ihrem Geschlechte zugebracht hatte; gegen den Familienvertrag vom Jahre 1548, bemächtigte sich die weibliche Nachkommenschaft Rutschefort's in den Ardennen; dagegen folgte Ludwig's Bruder Christoph im Besitze der wetterauischen Güter. Als dieser kinderlos im Jahre 1581 gestorben, störte der mächtige Kurfürst von Mainz mit Gewalt der Waffen die Besitzergreifung der Neffen desselben unter dem Vorwande eines kaiserlichen Anfallrechts der Reichslehen, nahm Königstein und die Grafschaft Münzenberg ein und übervortheilte das unmündige Geschlecht durch einen Vergleich im Jahre 1590 so „enormiter", daß dieses den Proceß am Reichskammergericht wieder aufgriff.[29]) Zwar verschafften die Siege Gustav Adolf's den bedrängten Anhängern im Jahre 1631 wiederum ihr Recht, indem der Eroberer Königsteins im December 1631 ihnen die Grafschaft als schwedisches Kronlehn übertrug[30]); aber das Glück lächelte nur bis auf

den Tag von Nördlingen (1634), und nach kostbarem schleppenden Rechtsgange blieb den Stolbergen von dem reichen Erbe Anna's von Eppstein nur das Gebiet um Geudern und das Städtchen Ortenburg. Auch die urgroßmütterlichen Angefälle auf den Nachlaß der Grafen von der Mark und Rutschefort zerrannen bis auf den Besitz weniger Güter um Schloß Rochefort und einzelne Meiereien mit vornehmklingenden Pairstiteln. Denn der Graf von Löwenstein, als Gemahl Anna's, der Tochter Ludwig's, bemächtigte sich im Jahr 1581 des Ganzen; über anderthalbhundert Jahre wurde processirt, bis ein Vergleich im Jahre 1755 die Theilung herbeiführte [31]). Erst mit dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts begann für die Grafen eine neue Glanzperiode überwiegend durch Erneuerung ihres religiösen Lebens und durch sittliche Vornehmheit.

Nach dem Erlöschen verschiedener Abzweigungen bestand das Haus Stolberg zur Zeit seiner Befreundung mit Spener aus zwei Hauptlinien, beide abstammend von Christoph's (starb 1638) Söhnen, Heinrich Ernst und Johann Martin. Ernst, geboren 1650, hatte seinen Sitz zu Ilsenburg am Harz, sah aber nur Töchter als Nachkommen; sein Bruder Ludwig Christian, geboren 1652, auf Schloß Geudern wohnend, bildete mit jenem die ilsenburgische Linie. Ihres Oheims, Johann Martin's Söhne, Christoph Ludewig und Friedrich Wilhelm, hatten, als die stolbergische Linie, die ältesten Familiengüter inne, sowie einen Theil der wetterauischen; jener residirte auf Ortenburg, dieser auf Stolberg; beide waren beerbt. Unserer Geschichte gehört überwiegend der Ilsenburgische, spätere wernigerodische Stamm; der stol-

bergische gewinnt seine Bedeutung erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts. Ludwig Christian auf Geudern blickte sich nach einer vornehmen Gattin um und heirathete im Jahr 1680 Sophia Dorothea, Friedrich's, Herzogs von Würtemberg-Neustadt Tochter; als er sie schon im Jahr 1681 im Kindbette verloren, schloß er im nördlichen Deutschland einen folgereichen Ehebund. Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow, wenige Monate nach dem Tode des großen Schwedenkönigs geboren (Februar 1633) und nach ihm benannt, im strengen Lutherthume seines Landes auferzogen, zeichnete sich vor seinen Standesgenossen durch die überschwenglichste Ader religiöser Poesie aus; früh ein Glied der Fruchtbringenden Gesellschaft als „der Gefällige. Nr. 511", gab er im Jahr 1663 und 1699 nicht weniger als 300 lange geistliche Gedichte heraus. Seit dem Jahre 1654 mit Magdalena Sibylle, Tochter Friedrich's III., Herzogs zu Holstein-Gottorp, vermählt, pflanzte er seine Neigung zur Beschaulichkeit zumal seinen zahlreichen Töchtern ein, die zu verschiedenem Glückslooſe heranwuchsen. Die vierte unter ihnen, Christina, geboren 1663, erkor sich Ludwig Christian zum Schmucke seines Hauses (14. Mai 1683) und erlebte die Geburt von 23 Kindern, deren meisten das Geschick, bei gleicher Sinnesart, in reichem Maße weltliche Güter, Ehren und geistige Freuden zuwandte. Die junge Gräfin Christina, früh wegen ihrer Herkunft die „Fürstin von Geudern" genannt, obgleich erst einer ihrer Söhne im Jahr 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, begegnete ihrer Natur nach zeitig dem geehrten Gaste in Laubach, das nur einige Stunden von Geudern entfernt ist. Spener gesteht, daß er mit ihr,

wie mit Benigna von Solms, 20 Jahre in „gesegneter Connexion gestanden habe". So spiegelte sich am Fuße des Vogelsberges das Bild der andächtigen Kreise von Frankfurt und Laubach in aller Reinheit und Wärme der Farben ab und übertrug sich von dort in die fernsten Gauen unsers Vaterlandes. Denn die Fürstin von Geudern, ihren Gemahl um mehr als 30 Jahre überlebend, blieb die Seele des aufblühenden Geschlechts; ihr ältester Sohn, Christian Ernst, im Jahre 1691, also erst nach Spener's Berufung in den Dienst des Kurfürsten geboren, empfing nach ihrer Wahl die geeignete Gattin, sowie sie für ihre Töchter die passenden Verbindungen fand. Ihr Verhältniß zum Gesammthause einflußreicher zu gestalten und diesem verheißlich auch den größern Schauplatz der Welt zu eröffnen, fügte sich eine glanzvolle, wenn auch wenig glückliche, Heirath. Ihre drittjüngste Schwester, Luise, bestieg im Jahr 1695 an der Hand Friedrich's IV. den dänischen Königsthron, und wenngleich ihre Ehe mit dem nordischen Ludwig XIV. nur herbe Prüfungen bot, so ward sie doch die Mutter des ausschließlich frommen Christian VI., und bereitete ihren lieben Verwandten, zumal den sämmtlichen Stolbergen, den Eingang in dänische Hof- und andere hohe Staatsdienste, wie denn überhaupt nach Dänemark einige Geschlechtsalter hindurch die religiös-gestimmte deutsche Aristokratie, nicht ohne Lohn, wie zum Gelobten Lande pilgerte.

Weniger unmittelbar können wir die Verbindung Spener's mit einem andern, nahe an Frankfurt gesessenen Grafenhause der Wetterau, darthun, obgleich die früheste und dauerhafteste Anschließung unzweifelhaft ist. Die

Dynasten von Isenburg, deren uralte Wiege am Rhein, siedelten zeitig in die Wetterau über, indem sie die Herrschaft Büdingen erheiratheten und vermehrten. Unentschieden bleibt, ob jener entsetzliche Friedrich von Isenburg (Eisenberg?), welcher im Jahre 1225 den hochsinnigen Erzbischof von Köln, Engelbert, Grafen von Berg, unweit Schwelm ermordete und diesem den Heiligenschein, sich aber den Tod am Galgen erwarb, zu den Vorfahren unserer Wetterauer gehöre. Mehre des ältern Stammes trugen den geistlichen Kurhut; einer von ihnen, Valentin, Erzbischof von Köln, entsagte beim Erlöschen seiner Linie der hohen Würde, um, glücklicher und verständiger als sein Nachfolger, Gebhard Truchseß von Waldburg, ein Weib zu nehmen. Als August de Thou, der Geschichtschreiber, mit seinem Freunde, dem berühmten Hubert Languet, im Jahr 1579 als Curgast in Baden sich aufhielt, zeigte ihm dieser den Grafen von Isenburg, welcher mit seiner schönen Gattin, Antonia Wilhelmina von Ligny, am Fenster stand, und berichtete dem Verwunderten, nach der Frage: was er wählen würde, falls es von ihm abhinge, eine so anmuthige Frau oder das Erzbisthum Köln? die romantische Geschichte.[32]) Andere Isenburge waren tapfere Feldherren der deutschen und spanischen Habsburger. Zu dem Zweige in der Wetterau gehörte Diether, jener streitbare Erzbischof von Mainz, der Stifter der Hochschule. Graf Ernst, in hohen Aemtern der spanischen Krone in den Niederlanden, Beender der grenzauischen Linie der Isenburge, kam in den Mund der lästerlichen Romanerzähler, weil seine zweite Frau, Maria Anna, verleitet durch Massaube, einen gewandten französischen Glücksritter,

sich zu Köln am hellen Mittage aus der Gewalt ihres greisen Gatten entführen ließ und nach wechselvollen Schicksalen reumüthig im Kloster zu Alby (1670) ihr Leben beschloß. [33])

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts war das Haus Isenburg, dem Protestantismus, und zwar dem reformirten Bekenntnisse zugewandt, in viele Zweige gespalten und bestand aus vielen Gliedern, die durch wechselseitige Vermählungen die Genealogie erschweren. Alle stammten jedoch von Wolfgang Ernest, gestorben 1623. In Büdingen gebot Johann Kasimir; erst im Jahr 1687 wurde Ernst Kasimir geboren, von dem wir viel Merkwürdiges zu erzählen haben. In Offenbach waltete bis 1685 Johann Ludwig. Nach nicht unblutigem Hader mit seinen jüngern Brüdern und zwei ebenbürtigen Ehen hatte er im Jahre 1666, zum bösen Beispiel, Jungfer Bilgen, die Tochter eines wittgenstein-berleburgischen Raths und Secretairs, geheirathet; die man bei seinen Lebzeiten „Madame", nach seinem Tode mit ihren Kindern „von Eisenberg" nannte; sein ältester Sohn, Johann Philipp, geboren 1655 und mit einer Pfalzgräfin vermählt, war kinderlos und eröffnete, nach Spener's „herzlichem Verlangen", den Reigen aufgeklärter, duldsamer, zugleich finanzkluger Reichsgrafen, indem er zu Offenbach die Bildung „freier Gemeinen" gestattete. Zum Antheil von Offenbach gehörte das wüste Bergschloß Rönneburg, später die unbehagliche Herberge des wandernden Grafen von Zinzendorf, seiner Familie und ihres unzertrennlichen doppelt demüthigen Gefolges. In Birstein hatte Wilhelm Moritz, geboren 1657, Johann Philipp's Bruder, seinen Sitz, vermählt mit einer Ver-

wandten, Vater vieler Kinder, und ungeregelter Kirchlichkeit nicht abhold. In Wächtersbach schaltete als Herr Ferdinand Maximilian, geboren 1661, im Jahr 1685 mit einer Gräfin von Wittgenstein-Berleburg verheirathet, und seit 1687 Vater Maria Charlotta's, deren Ehe uns in das beziehungsreiche Haus Berleburg führen wird. Auch Wächtersbach wurde später classischer Boden des Separatismus. In Meerholz an der Kinzig und dem Fuße des Nauenberges hatte Georg Albrecht, der Bruder Ferdinand Maximilian's, geboren 1664, einen bescheidenen Grafenhof aufgeschlagen, und in Marienborn, oft genannt in den Tagen des verscheuchten Herrnhuterthums, hielt Haus Karl August, geboren 1667, im Jahre 1690 mit einer Solms vermählt. Alle diese Brüder und Vettern, beschränkt auf ein zwar nicht unansehnliches, aber nicht gleich fruchtbares, steinigtes und waldreiches Gebiet, empfingen die Anregung über das Frankfurt so nahe, erblühende Offenbach. Die verschiedenartige Bevölkerung ihres Ländchens folgte unwillkürlich dem Anstoß, aber in unbegrenzte Richtung. In der Grafschaft Isenburg-Büdingen sehen wir daher, wie auf einer Musterkarte, alle religiöse Gestaltungen vereinigt, welche, absichtlos, ja wider Willen, die pietistische Bewegung im übrigen Deutschland zerstreut hervorrief. Neben der harmlosen Absonderung der Familie in aller Wärme, Lauterkeit, Einfalt des Urbildes, das strenger abgeschlossene, der Welt ausweichende, sich selbst bestimmende Herrnhuterthum; neben störrigem, eigensinnigem Separatismus und Verachtung der herrschenden Kirche und ihrer Diener, fanatische Träumer, Enthusiasten, voll heiß-ungeduldiger Erwartung des Tausendjährigen

Reiches; einsame, düstere, feindselige Schwärmerei neben erfreulicher Duldung verfolgter Andersgläubiger; oft gänzliches Loslassen von aller Sitte und Ordnung. An den Höfen herrschte bald patriarchalische Hausandacht, bald der finanzielle Standpunkt vor, um gegen Schutzgeld prüfungs- und gesinnungslos allen, angeblich wegen besonderer Meinungen, Ausgetriebenen eine Zufluchtsstätte zu eröffnen. Doch den tiefsten Abgrund menschlicher Verirrung werden wir in einem Nachbarländchen sich aufthun sehen.

Nicht der örtlichen Lage allein, sondern persönlicher Beziehung zu Spener, verdankte das reiche Haus Hanau den Ruhm eines frommen Grafengeschlechts. Namhaft schon in den Tagen der Hohenstaufen, im 15. Jahrhunderte in die hanau-münzenbergische und hanau-lichtembergische Linie, die ihren Besitz im Elsaß hatte, getheilt, litten die Grafen mit ihren Unterthanen Unsägliches im Dreißigjährigen Kriege, nicht sowol als Bekenner der Lehre Calvin's, doch als großmüthige Beschützer der vertriebenen Niederländer (Wallonen), Franzosen, denen schon im Jahre 1597 in der Neustadt Hanau kirchliche und bürgerliche Freiheit gewährt war, von katholischer wie von lutherischer Partei gehaßt. Der schwache Graf Philipp Moritz, in der Fruchtbringenden Gesellschaft beziehungslos „der Faselnde" benannt (1627), das Spielzeug und der Spott soldatischen Uebermuths, gemishandelt — wir lesen im „Abenteuerlichen Simplicissimus" die tolle Wirthschaft, welche der Schotte Ramsay in der ehrbaren Residenz jahrelang trieb [34]) — fand seine Retterin nur in einem Weibe, seiner Schwester Amalia Elisabeth, der männlichen, aber ränkevollen Witwe Land-

graf Wilhelm's V. von Hessen-Kassel. Als die münzenbergische Linie im Jahre 1642 ausstarb, brachte die Landgräfin das zerrissene Vatererbe wieder zusammen; aber Friedrich Kasimir hinterließ im Jahre 1685 keine Kinder, worauf sein Neffe, Philipp Reinhard, geboren 1664, nach des Erblassers Willen, die Grafschaft Hanau-Münzenberg, dessen Bruder Johann Reinhard, geboren 1665, Hanau-Lichtemberg mit der Residenz Busweiler erhielt. Der ältere heirathete (1689) Magdalena Claudia, die Tochter des Pfalzgrafen Christian II. von Birkenfeld, jenes Zöglings Spener's in Strasburg, und Katharina Agatha's von Rappoltstein, der Enkelin Agatha's, die wir als mütterliche Freundin des Knaben Spener kennen gelernt haben. So fand denn der Pfarrherr von Frankfurt leicht Eingang zum Grafen von Hanau, widmete ihm die erste Hälfte seiner „Heraldik", und wenngleich beider Brüder Antheil an der stillen Gegenreformation der Kirche nicht besonders heraustritt, so ehrten sie doch im Geiste milder Duldung des gefeierten Mannes Wirksamkeit.

Mit einem entschiedenern, mannichfaltigern Charakter und langdauerndem Einflusse treten die Grafen von Sayn und Wittgenstein in unserer Geschichte auf, obgleich wir persönliche Verbindung Spener's mit diesem Hause am nördlichsten Saume der Wetterau nicht nachweisen können. Wie bei einer großen Zahl altdeutscher Familien übertrug sich der ursprüngliche Name nicht auf einen später erlangten Besitz, sondern wechselte mit diesem oder ward mit ihm vertauscht. So sollen die alten Grafen von Sponhein im 13. Jahrhundert durch Heirath mit der Erbin die Grafschaft Sayn am Westerwalde erlangt

und ihren Namen geändert haben; das neue Haus theilte sich darauf in die Johannis- und in die Engelbertslinie, deren eine Sayn im engern Sinne behielt, die andere durch einzelne Stücke, die Herrschaften Vallendar unterhalb Ehrenbreitstein, Homburg, im Herzogthum Berg belegen, abgefunden wurde, bis Graf Salentin als Gemahl der Erbtochter des letzten Grafen die Grafschaft Wittgenstein und den neuen Namen überkam. Das Stammland Sayn am Westerwalde fiel nach dem Erlöschen der Johannislinie durch Töchter an verschiedene Häuser und mächtige Nachbarn; Namen und Wappen jedoch führte die Engelbertslinie fort. Graf Ludwig von Wittgenstein theilte durch sein Testament im Jahre 1593 seinen Besitz in der Art unter seine drei Söhne, daß der erstgeborne, Georg, als Haupt des Geschlechts, Schloß und Gebiet Berleburg, mit der Pflicht, die Reichslasten zu tragen, erhielt; der zweite, Wilhelm, die Anrechte von Sayn nach Abgang der Johannislinie bekäme; dem dritten, Ludwig, die Grafschaft Wittgenstein im engern Sinne mit dem Schlosse gleichen Namens (Weißenstein) und die Herrschaft Vallendar zufiele.[35]) Zu Anfang unserer Periode blühten demnach drei Zweige mit sehr mäßigem Eigenthum, alle unter demselben allgemeinen Titel, Grafen von Sayn und Wittgenstein, nämlich der Berleburger, der zu Wittgenstein mit Vallendar, und der zu Sayn. Das geschichtliche und sittliche Gepräge der ältern Grafen unterscheidet sich nicht eigenthümlich von ihren Standesgenossen: sie waren Helden im Turnier, in Privatfehden, in den Adelsbündnissen, und haderten viel mit den Städtern. Wer jener Graf von Wittgenstein gewesen, von welchem „Vater

Stilling" das Abenteuer erzählt, das seinem hundertjährigen Großvater Heinrich zugestoßen, wissen wir nicht.[36]) Als Heinrich, in jüngern Jahren ein Fuhrmann oder „Schirrmeister" von Geschäft, mit 26 starken Genossen im Lande Hessen Nachts in der Wagenburg rastete, die sie, sonst scharf bewaffnet, zur Sicherheit gegen die Schnapphähne im Freien aufzuschlagen pflegten, und einen Ueberfall der Räuber mannhaft abgewiesen, wären sie andern Tags an einem Walde eines Reiterhaufens ansichtig geworden, dessen Vornehmster auf die muthigen Gesellen zuritt, als Freund sich zu erkennen gab, den tapfern Stilling die Hand bot, und, die That der Nacht mit Gebühr lobend, auf die Frage jener, wer er sei, antwortete: „Ich bin der Graf von Wittgenstein." Freies Geleit durch Hessenland gegen jährliche Abgabe sei dem Großvater zugesichert und gehalten worden. Mochte es gleich grobe Willkür scheinen, auf fremdem Boden Geleitsgeld sich zu bedingen, so handelte jener Graf doch wacker, in unheilvoller Zeit seinen Vortheil nicht mit den Räubern, sondern bei den Schützlingen zu suchen, und des unberufenen Gliedes der deutschen heiligen Hermandad Erwerbsfleiß war darum löblicher, als derjenige, welchen wir einen Enkel, Heinrich Albrecht, gegen Separatisten anwenden sehen, oder als die Unwirthlichkeit und Vergeudung des Vaterguts anderer Sippen, welche im Volksmunde fast Sprüchwort blieb. Dem Soldatenberufe folgten einige Grafen im Dreißigjährigen Kriege, und fochten auf Seiten der Krone Schweden; Wittgensteinsche Regimenter auch unter Bernhard von Weimar sind namhaft; Ludwig Kasimir dagegen, der friedliche Sohn Georg's, ersten Grafen zu

Berleburg, ward im Jahr 1643 unweit Wetter in Hessen von Räubern erschlagen. Fast möchten wir glauben, er sei der Geleitsherr jenes Heinrich Stilling (geboren 1596) gewesen, dem die Schnapphähne oder Merodebrüder das Handwerk legten, stände dem nicht die schwächliche Haltung entgegen, in der Ludwig Kasimir sich, gegen das Hausgesetz der Untheilbarkeit, von seinen jüngern Brüdern Ernst und Bernhard die Herrschaften Homburg und Neumagen abtrotzen ließ. Ludwig Kasimir's einziger Sohn und Nachfolger, Georg Wilhelm, brachte französisches Blut in die Familie, indem er Amalie Marguerite, Tochter des Grafen François de Machaut, Seigneur de Verrière et Berlière, wahrscheinlich eines der letzten Hugenotten, heirathete, und zwar nach ihrem frühen Tode (1669) noch zwei Frauen aus den Häusern Wied und Isenburg sich vermählte, aber, im Jahr 1684 sterbend, nur von der Französin einen Erben hatte, Ludwig Franz. Dieser, im Jahr 1660 geboren, nahm im Jahr 1685 Sophia Hedwig, Tochter Kasimir's, Grafen zur Lippe zu Brake. Im Januar 1687 ward Kasimir geboren, den wir von vornherein als ein Samenkorn bezeichnen, welchen Spener scheidend für hoffnungsreiche Saaten hinterließ. Bereits wuchsen viele Gräfinnen zu einem ehelosen Leben heran.

Aus der sayn-wittgenstein-saynschen Linie, welche Anfechtungen im Besitz erdulden mußte, nennen wir nur das Haupt, Karl Ludwig, und gehen zum Zweige Sayn-Wittgenstein-Wittgenstein über, welcher des geschichtlich Merkwürdigen und Charakteristischen mancherlei bietet. Ludwig's des jüngern, des Stifters, und Julianen von Solms-Braunfels Sohn, Johann, galt viel am Hofe

des Großen Kurfürsten von Brandenburg, ward Gesandter bei der westfälischen Friedensversammlung, Statthalter von Halberstadt und Minden, und empfing im Jahre 1649 als Lehn, im Jahre 1651 als Pfandschaft, die Herrschaften Lora und Klettenberg, zur Grafschaft Hohnstein gehörig, deren Titel und Wappen das Geschlecht beibehielt, selbst als Kurfürst Friedrich III. im Jahr 1699 das Lehen „als erschlichen" gegen ansehnliche Summen zurückgenommen. Als Johann, Statthalter von Köln an der Spree, während des polnisch-dänischen Krieges, mit großem Lobe im Jahre 1657 starb, hinterließ er von den 22 Kindern, die ihm Anna Augusta, Gräfin von Waldeck, geboren, 15 am Leben; sein Erstgeborener, Ludwig Christian, (starb 1681), begann die Reihe unebenbürtiger oder Gewissensehen, die bald darauf den Nachkommen bösen Leumund bereiteten, indem er nach dem Tode seiner standesmäßigen Gemahlin, einer Solms, eine morganatische Ehe mit einer Bürgerlichen schloß. Sein Bruder Otto, im Türkenkriege gefallen, vererbte seinen Bastarden den Namen von Schwartzenstein; der jüngste, Friedrich Wilhelm, in Vallendar hofhaltend, wird, wie der vierte Sohn Johann's, Gustav, noch besonders seine Stelle finden. Wir wenden uns zu einer ihrer Schwestern, als der ersten Erscheinung jener religiös-excentrischen Richtung, welche, im Widerspruch mit ganz andern Familienzügen, den seltsam-erregten Stamm bezeichnet. Elisabeth Charlotta, die siebente Tochter Johann's, geboren 1644, lebte bei ihrem ältesten Bruder auf dem Schlosse Lora in Thüringen, schön von Gestalt und reich an Tugenden, besonders eines so andächtigen Sinnes, daß, wenn sie sich auch dem weltlichen Verkehre nicht entzog,

sie dennoch am liebsten von den Freuden des Jenseits redete. Frisch und gesund, ohne jene körperliche Disposition, dergleichen an Hellseherinnen, Verzückten nicht zu leugnen, erzählte das siebzehnjährige Mädchen im Januar 1661 ihrem Bruder, welcher sie in ihrem Gemache besuchte, nicht ohne Thränen, „sie werde nächstens sterben; sie wünsche nichts sehnlicher; ihre Thränen aber flössen aus Liebe zu den theuern Verwandten, die sie bäte, schon hienieden ernst der ewigen Glückseligkeit zu gedenken". Zugleich überreichte die Todessichere dem Bruder ein versiegeltes Schreiben, welches derselbe erst nach ihrem Ende lesen sollte. Vergeblich suchte der Erschrockene und Betrübte solche Gedanken der geliebten Schwester auszureden; jene beharrte bei ihrer Ahnung, fuhr aber fort, wie früher gesellig mit den Verwandten zu leben, an die sie gleiche Mahnungen richtete. Bald darauf langte Wilhelm, Graf von Solms-Greifenstein, und seine Gemahlin, des Burgherrn Schwiegerältern, nebst andern Gefreundeten auf Lora an, denen das Fräulein ihre Ahnung nicht kund that, heiter mit ihnen verkehrte, schärfern Blicken dagegen ihr Nachsinnen nicht verhehlen konnte. Fünf Tage nach dem ersten Gespräche mit dem Bruder erhob Elisabeth Charlotta sich zeitig, um den Scheidenden Lebewohl zu sagen, und erzählte, ein verzücktes Traumbild, der unauslöschliche Brand des mütterlichen Schlosses, aus dessen Getümmel sie plötzlich in einen herrlichen Tempel versetzt sei, bestätige ihre Ahnung. Schalkhaft suchten die Verwandten ihr den Traum als Verkündiger naher Vermählung zu deuten; sie blieb bei ihrem Ernste. In der Nacht war starker Schnee gefallen, wie noch nicht in jenem Winter; um die

Schwester zu zerstreuen, schlug der Graf eine Schlittenfahrt vor; jene nahm die Einladung an. Als sie nun, im Begriff, sich einen Sitz zu wählen, am Schlitten stand, traf das Pferd, sonst fromm und nicht angereizt, mit dem Hufe die Gräfin so gewaltig gegen den Nacken, daß sie lautlos in den Tod sank.[37]) Solche Züge dürfen wir in unserer Geschichte nicht übergehen, zumal wenn sie als Familienanlage sich bekunden und anders ausgedrückt sich wiederholen.

Gustav, der vierte Sohn Johann's, geboren 1633, wählte anfangs zu Klettenberg seinen Sitz und heirathete im Jahr 1651 Anna Helena de la Place, Tochter desselben Grafen François de Machaut, den wir im berleburger Hause kennen lernten. Ob die Vermischung mit dem Hugenottenblute hier Segen gebracht habe, ob sie nicht vielmehr jene Widersprüche und Seltsamkeiten, Libertinismus, sittliche Losgelassenheit und verwerfliche Richtungen erklärt, die wir an den zahlreichen Sprossen dieser Ehe wahrnehmen, möge der Leser entscheiden, wenn er Heinrich Albrecht, geboren 1657, das Haupt des Hauses Sayn-Wittgenstein, August, geboren 1662, und die Zahl der Schwestern kennen gelernt hat. Graf Gustav zog als einziger Erbe auf Schloß Wittgenstein, das hoch auf dem Berge über dem Städtchen Laasphe an der Lahn liegt, seine Rentereigefälle betrugen selbst 80 Jahr später kaum 3000 Thaler. Nur 332 dienstbare Unterthanen, im rauhen Berglande wenig mit Ackerbau, mehr mit Kohlenbrennen, Holzfällen, in Gruben und Hämmern beschäftigt, zahlten ihm Schoß; Städte gab es nicht außer Laasphe; dagegen viele Jagdhäuser in den Forsten, alte Schlösser und einzelne

gräfliche Höfe, wie zu Schwarzenau und Saßmannshausen. Darum lebte Graf Gustav, wegen der Abtretung der Grafschaft Hohenstein an den Kurfürsten, mit seinem zweiten Sohn August zerfallen und auf dessen Betrieb für einen Verschwender erklärt, nicht ohne Sorge. Er sah sich beladen mit dem Unterhalte dreier Schwestern und vieler Töchter, die sich in der öden Residenz langweilten, bis einige von ihnen das Glückeloos August's zu kurzem Glanze an den Hof des neuen norddeutschen Königs führte, andere, entzündlichen Gemüths, jenes Licht ergriff und verzehrte, welches, häuslich-still in Spener's Hause entflammt, seinen Weg in die Grafschaft gefunden.

Der jüngste Sohn Johann's, Friedrich Wilhelm, führte den Titel von Wallendar, ohne thatsächlichen Besitz und hinterließ im Jahr 1685 von Charlotta Luisa, Tochter des Grafen Friedrich Emiko von Leiningen-Hartenburg, zwei Söhne, Johann Friedrich, geboren 1671, und Karl Heinrich. Seine Witwe und dritte Tochter, Concordia, werden wir in August's, seines Neffen, Schicksal in einer fernen Königsstadt verwickelt sehen. Ihre und zumal die abenteuerlichen Lebenswege zweier andern Töchter, bezeugen, daß auch sie einem ungeregelten Gemüthsdrange, zu welchem der Anstoß von Frankfurt gekommen, ohne innern Halt sich ergaben.

Ebenso wenig gerade aus dem Brennpunkte, sondern in irgend wie gebrochenen Strahlen, mag, wie nach vielen andern Gegenden, jenes Licht auf die Höhen des Westerwaldes sich verloren haben, wo die Grafschaft Leiningen-Westerburg geringen Umfangs seit alter Zeit namhaft ist. Das gräfliche Haus, nicht unfruchtbar an

Stoff für unsern Zweck, erwuchs in seinen zahlreichen Zweigen aus zwei ganz verschiedenen Wurzeln. Jene altfränkischen Emikonen in Worms und Speiergau auf dem linken Ufer des Rheins, deren Urahn eine dreiste Genealogie des 16. Jahrhunderts schon mit Kaiser Septimius Severus in Verbindung bringt, erloschen mit den fürstlichen Landgrafen von Leiningen in der ältern Linie (1467), worauf Reinhard Graf von Westerburg, d. h. R. R. Semper-Frey, eines Stammes mit den Grafen von Wied-Runckel, sich mit Hülfe des „bösen Fritz", Kurfürsten von der Pfalz, als Gemahl der Schwester des Letztlings von Leiningen eines Theils des schönen Erbes bemächtigte, gegen den Widerspruch der Dachsburger Leiningen. Auf die vornehm verschwägerten rheinischen Grafen von Leiningen-Dachsburg und ihre vielen Abzweigungen kommen wir zurück, zumal auf Johann Friedrich auf Dürkheim an der Hardt, sobald wir den Boden von Würtemberg berühren; die Leiningen-Westerburg gehen uns näher an. Reinhard's, jenes glücklichen Waffenbruders des siegreichen Pfälzers Urenkel, theilte im Jahr 1557 und 1567 den zerstreuten väterlichen Besitz; Philipp erhielt die schönen Herrschaften auf dem linken Rheinufer, mit Grünstadt, Alt- und Neu-Leiningen; Reinhard Westerburg und Schadeck an der Lahn; Georg Schaumburg und Kleeberg. Wie die rheinischen Emikonen vielfach im Dienste der ältern französischen Valois sich getummelt hatten, focht Graf Georg, anstößig für sein luthertsches Bekenntniß, um Sold Katharina's von Medici und ihrer Söhne gegen die bedrängten Hugenotten. Als über solchen Verrath an der gemeinsamen Sache des Glaubens die tadelnde Stimme

wohlgesinnter Protestanten laut wurde, bezeugte kurz vor der Schlacht von Moncontour (1569) Graf Georg von Westerburg mit andern deutschen Herren im Solde Karl's IX. in einem heftigen Ausschreiben zugleich seine unkluge Gleichgültigkeit für das kirchliche Interesse und seinen blinden Haß gegen die Reformirten, indem er letztere nur fluchwürdige Empörer schalt, die nichts mit der christlichen Religion und dem Augsburger Bekenntniß gemein hätten und deshalb von allen Wohlgesinnten ausgerottet werden müßten, zumal durch die deutschen Fürsten, als Dank für die von der Krone Frankreich empfangenen Wohlthaten.[38]) Dafür setzte er sein Leben und Blut am Tage von Moncontour ein. Solche Thaten schnöden Eigennutzes und häßlicher Leidenschaft wiederholten sich in der Familie, und entfremdeten den Segen auch nach großen Glücksfällen, als Reinhard's Linie erloschen. Philipp's von Leiningen (starb 1666) Urenkel, Ludwig Eberhard zu Grünstadt, im Jahr 1669 durch den Pfalzgrafen Adolf Johann im nächtlichen Ueberfall aus dem ererbten Schlosse Oberbrunn vertrieben, verstieß seine rechtmäßige Gemahlin, eine Gräfin von Nassau-Saarbrück, die Mutter seiner Kinder, nahm eine Kebse, und fiel von der väterlichen Kirche zur römisch-katholischen ab. Sein Sohn, Philipp Ludwig, geboren 1652, verschwur zu Paris im Jahre 1671 gleichfalls das Lutherthum, heirathete eine Marquise de Ruzé und gesellte sich im pfälzischen Erbfolgekriege dem Mordbrenner Melac, voll trüglicher Hoffnung, mit Hülfe Ludwig's XIV. des alten Verlustes an der Pfalz sich zu erholen. Als aber die Kammer zu Breisach ihm das Erbe seines Oheims, Johann Ludwig's von Oberbrunn, aberkannte (1691),

trat er wieder unter die Fahne des Reichs. Agatha Luiſa, ſeine Muhme, hing ſich nach ihrer erſten Ehe an einen franzöſiſchen Abenteurer und ſtarb, verlaſſen, im Elende zu Strasburg im Jahre 1685. Aus dem Stamme Georg's, jenes Hugenottenfeindes, welchem die vereinigte Grafſchaft Weſterburg wieder zufiel, ging Georg Wilhelm, geboren 1619, hervor, dem ſeine Gemahlin, eine Gräfin zur Lippe, 19 Kinder gebar, und ſo eine faſt unüberſehliche Familie gründete. Ein Sohn und eine Tochter fanden ihr Glück in der Familie und am Hofe Auguſt's von Sachſen, Adminiſtrators von Magdeburg; Johann Anton, das neunte der Kinder, geboren 1655, ward Kriegsmann und Rechtskundiger, Präſident des Kammergerichts zu Wetzlar, verlor durch den Tod ſeine reiche Braut, eine Gräfin von Hohenlohe, und heirathete dann die Gräfin Chriſtiane Luiſe von Wittgenſtein-Vallendar, die, nach dem frühen Tode ihres Gatten (1698), „erweckt", ihr Haus durch Heirath zu frommem Glanze erhob, ſelbſt aber, wie wir erfahren werden, durch eine „Gewiſſensheirath" ihre Herkunft vor der Welt verdunkelte. Ihr Schwager, Chriſtoph Chriſtian, geboren 1656, der Stifter der Chriſtophiſchen Linie zu Grünſtadt, im Gegenſatz der Georgiſchen, deren Urheber ſein jüngerer Bruder Georg zu Weſterburg, erblickte, wiewol aus der Ferne, in ſeiner Familie fromme Abenteuerlichkeit und Skandal, und als deren unausbleibliche Folge eine ſchimpfliche Armuth, die erſt endete, als ſein Sohn in ſeiner trefflichen zweiten Gattin eine Retterin fand.[39])

Wir verſchieben es, die innern Verhältniſſe anderer wetterauiſcher und fränkiſcher Grafenhäuſer, in welchen die religiöſe Richtung um den Schluß des Jahrhunderts

und zu Anfang des 18. überraschend sich kund gibt, zu schildern. Der Häuser Waldeck, Lippe, Reuß, der verschiedenen Nassauer, Kastell, Wolfstein, Löwenstein, sowie der im deutschen Nordosten, Henkel, Lynar, Promnitz, Dohna, welche insgesammt mehr durch Schüler und Anhänger des Spener'schen Pietismus auf Universitäten, wie Gießen, Jena und Halle, ihre religiöse Färbung erhielten, als durch Verbindung mit dem Patriarchen selbst, gedenken wir später.

So reiche Hoffnungen, aber auch so betrübende Erscheinungen blieben der nächsten Zukunft, als der Oberpfarrer, „inwendig erneuert" nach hartem Krankenlager und, wider seine Natur, durch entzückende Träume gestärkt [40]), am 16. Juni 1686 von seiner Gemeinde in Frankfurt schied. Auf der Reise nach Sachsen bei einer „vornehmen, sehr frommen Standesperson" — vermuthlich bei Benigna auf Laubach oder bei der Fürstin auf Geudern — eingekehrt, wähnte er ein unmittelbares Eingreifen der geistigen Welt in die sichtbare zu erkennen, dessen seine gläubigen Jünger in unwiderstehlichem Hange harrten, und darüber einem — unschuldigen? — Misbrauche huldigten. Spener's Wirthin, bekümmert über das Amt des Freundes in Dresden, hatte „im Gebet das Anliegen Gott herzlich vorgetragen", dann durch zufälliges Aufschlagen der Bibel, wie schon in uralten Tagen Brauch war, einen „Spruch zur Stärkung des lieben Mannes" gesucht, und war auf Zacharia 4, 7 getroffen, was sie mit großer Freude dem Gaste hinterbrachte. Spener blieb dergleichen Tröstungen, deren wir noch oftmals zu erwähnen haben, nicht unzugänglich [41]), wie er denn, echt menschlich, auch in dem

Liederverse ein göttliches Zeichen wahrnahm, den die Chorschüler des ersten sächsischen Ortes an seinem Wagen anstimmten. Doch sollte der Kurfürstenhof ihm Bekümmerniß genug bereiten.

Drittes Capitel.

Spener in Dresden. — Die Bewegung der Gemüther im nördlichen Deutschland, als Vorläufer des Pietismus. — Dr. Petersen und das Fräulein von Asseburg. — Spener in Berlin 1691. — Der Kanzeldemagoge in Hamburg. — Dr. Schelwig's Reise 1694. — Die Universität Halle. — A. H. Francke. — Der Freiherr von Canstein. — Der Feldmarschall von Natzmer. — Die Dohna. — Spener's Verhältniß zum sächsischen Kurhause 1705.

Indem wir unsere Erzählung noch am Faden der Lebensgeschichte Spener's fortführen, beschränken wir uns nur auf das Allgemeinste derselben. Der neue Oberhofprediger fand zwar in der kurfürstlichen Familie noch das Lutherthum herrschend, und noch nicht jene betrübende Entsittlichung, welche mit Johann Georg's III. Söhnen, zum Theil als Gegenwirkung des Weltsinns gegen die reformatorischen Foderungen des Pietismus, eintrat und so unselig mit Abtrünnigkeit von der väterlichen Kirche und mit vornehmer Gleichgültigkeit und Kälte gegen religiöse Bekenntnisse überhaupt endete; indessen war der Zustand der Landeskirche keineswegs erfreulich. Die starren Satzungen der Hochschule Wittenberg behaupteten sich unerschütterten Ansehens in dem Innern: das Aeußere der Kirche unterlag der Staats-

gewalt und dem Adel. Jede Mitwirkung der Gemeinen am Kirchenregimente war ausgeschlossen; die Prediger, auf kärglichen Pfarren mit formalen, geisttödtenden Arbeiten überhäuft, nahmen überwiegend ihren zeitlichen Nutzen wahr, unbekümmert um theologische Studien und das Heil der ihnen anvertrauten Seelen. Anfangs mit Verehrung selbst bei der Geistlichkeit empfangen, mußte der Fremdling, so erglüht, einen segensreichern Zustand zu begründen, seine Hoffnung gar bald herabstimmen. Selbst die Hausandachten wagte er nicht einzurichten, suchte dagegen mit nie ermattendem Eifer durch erbauliche Predigtweise und Katechismusunterricht, durch die Anbahnung eines fruchtbarern Studiums der Theologie, auf das Volk, auf die Amtsgenossen und die Bildung eines zukünftigen Seelsorgergeschlechts einzuwirken. Seine öffentlichen Schriften fuhren zwar fort, neue Ideenknäule in die erwachenden Gemüther zu werfen; aber sie wurden großentheils, wie schon seine Lehre, „daß die Heilige Schrift nur mit Hülfe desselben göttlichen Geistes, durch den sie eingegeben, aufgefaßt werden könnte", unverständig, ja gefährlich entwickelt, zumal seine Gedanken von der Natur der Gnade, den Kennzeichen der Wiedergeborenen, endlich am sinnverwirrendsten und dem Wahnwitz Vorschub leistend, seine Empfehlung der mystischen Theologie, und seine verschleiert, schwankend, ja in verschiedenen Lebensperioden widerspruchsvoll angedeutete Hoffnung besserer Zeiten, von den Vorboten derselben, der Verherrlichung der Kirche, dem geistlichen Reiche, dem Falle Babels und der Bekehrung der Juden. In Bezug auf Spener's Einschärfung der Kinderlehre äußerten Spötter gar bald: „der Kurfürst habe,

statt eines Oberhofpredigers, einen Schulmeister bekommen; die Misgunst der Geistlichen erwachte und verwundete den treuen, ernsten Arbeiter bald an der verletzbarsten Stelle. Noch während seines Aufenthalts in Dresden brachen die „pietistischen Händel" aus, die ihm den Abend seines Lebens verbitterten; die Bezeichnung „Pietist", wahrscheinlich schon einige Jahre früher in Frankfurt, Darmstadt oder Gießen aufgekommen, umfaßte als ein Schmähwort ganz unbestimmten Sinnes schnell allgemein jene unübersehbare Mannichfaltigkeit religiöser Ideen, sittlicher Besonderheiten, abgeschmackter Misverständnisse, Thorheiten und lästerliche Verirrungen, ja den grellsten Wahnsinn, der irgendwie mit dem einfachen, praktischen Grundgedanken, mit der Hausandacht und dem „herzlichen Verlangen" auch nur in die gezwungenste Verbindung gebracht werden konnte. Als vor Ankunft Spener's in Sachsen einige Magister der Theologie in Leipzig, unter ihnen der später so berühmte A. H. Francke, und J. C. Schade, bewogen durch die Anregung von Frankfurt her, einen Verein zur Lesung und Erklärung der Bibel schlossen, das „collegium philobiblicum", in welchem die strebsamen jungen Männer, gewaltigerer Eindringlichkeit halber, der deutschen Sprache sich bedienten, und der Oberhofprediger einer solchen Gemeinschaft Beifall und Ermunterung nicht versagte, die Neuheit und der Erfolg der Sache eine große Zahl von Zuhörern und Theilnehmern lockte, und nicht unerfreulich, wiewol mit Uebertreibung unwesentlicher Aeußerlichkeiten, auf junge Gemüther wirkte; erhob sich der Neid bisheriger Inhaber von Lehrstühlen und Kanzeln. Sie verbreiteten das Gerücht von einer neuen

Sekte so nachdrücklich, daß schon im October 1689 eine Untersuchung über die, abweichender Lehre verdächtigen, Magister eingeleitet wurde, deren Ausfall zwar günstig lautete, dem Stifter des Pietismus dagegen die Kränkung zuzog, daß die Consistorien und beide theologische Facultäten zu Wittenberg und Leipzig die Conventikel, an denen auch schlichte Bürger sich erbauten, als bezüchtigt, pietistische Irrlehren zu verbreiten, förmlich untersagten. Das war der Anfang jener Fehde, die nicht allein bei feindseligen Streitschriften und akademischen Mandaten blieb, sondern bald einen kirchen- und staatspolizeilichen Charakter annahm und deshalb die Eröffnung von Zufluchtsstätten bedrängter Gewissen oder separatistischen Eigensinns nöthig machte. Nach der Verscheuchung andachtdürstiger Seelen aus Leipzig wurde die neugestiftete Universität Halle der gelehrte und praktische Sitz des berufenen Pietismus und säete denselben in seiner Ursprünglichkeit über alle Länder der deutsch-redenden protestantischen Kirche aus. Leidenschaftlicher, staatbedrohender gestaltete sich einige Jahre später der Kampf und rief, wie wir noch andeuten werden, in einer großen Seestadt Scenen hervor, deren Möglichkeit nüchternen, ganz anders beschäftigten, Nachkommen kaum begreiflich scheint.

Schlimmer noch war die Erfahrung, welche Spener's heiliger Ernst als Seelsorger, im Gegensatz jener freundlichen Nachsicht, welche die altlutherische Rechtgläubigkeit gegen die Schwäche der Fürsten zu üben pflegte, „so lange sie nur noch den Gottesdienst abwarteten, zur bestimmten Frist beichteten, zum Abendmahle gingen", einerntete. Im Leben der höhern Gesellschaft

der kurfürstlichen Residenz hatte schon seit dem Tode des alt-deutsch-rohen, aber sittenreinen Kurfürsten Johann Georg I. jener Zustand sich vorbereitet, welcher in der „Saxe galante" die Mittagshöhe erstieg. Spener fühlte sich bei Gelegenheit eines Bußtags im Februar 1689 als Beichtvater berufen, dem Kurfürsten schriftlich bescheidene, aber ernste Vorstellungen über seine Gemüthsverfassung einzureichen. Anfangs flüchtig gerührt, erblickte Johann Georg III., aufgeregt durch seine Höflinge, gleich darauf in dem Freimuthe des Seelsorgers eine Respectverletzung, faßte Widerwillen gegen den lästigen Sittenprediger, beantwortete aber das Schreiben noch ohne harte Ausdrücke. Als Spener, um ungerechten Argwohn von Andern abzuwälzen, zum zweiten male an den verstimmten Gebieter sich wandte, erhielt er nicht allein seinen Brief unerbrochen zurück, sondern sah auch den Kurfürsten ferner weder in seiner Predigt, noch am Abendmahltische. Mit aller Ruhe des Gemüths fuhr der Oberhofprediger in seinem Amte fort, bis nach Jahresfrist Johann Georg zu neuem Zorne entbrannte, als man Spener der unbescheidenen Mittheilung jenes zarten Briefverkehrs beschuldigte. Ein so unerfreuliches Verhältniß vermochte den sächsischen Hof, durch seinen Einfluß die Erneuerung eines Rufs nach Berlin zu bewirken, dem Spener, im März 1691 seines Dienstes entlassen, zum großen Leidwesen seiner edeln Gönnerin, der Kurfürstin, Folge leistete. Im Juni von Dresden geschieden, ersparte er sich den Schmerz und wahrscheinlich auch die persönliche Gefahr, Zeuge erst der sittlichen Verirrungen des neuen Kurfürsten, Johann Georg's IV., und dann des Lebens und der Abtrünnigkeit des Königs

von Polen zu werden[42]). Auch vor dieser Wendung seines Geschicks stärkten ihn die Sprüche: Jerem. 18. 18 und 20. 11, welche „eine christliche Person nach ihrem Gebete beim Aufschlagen der Bibel unter ihre beiden Däume bekam". [43])

Hatte der Oberhofprediger am wenigsten in der steifstolzen, ceremoniellen Residenz gemieden, sanft und demüthig in schlichtester Weise mit niedern Bürgern zu verkehren, so weilte er doch, nach innerm Bedürfnisse, viel in den Kreisen andächtiger, gesinnungsverwandter Aristokratie, deren auch Dresden nicht ermangelte, und an welche seine Freundin Benigna von Solms, heimisch im sächsischen Lande, ihn besonders gewiesen. Die Belege dazu verstecken sich dem Forscher unter den Tausenden von Briefen, welche er als allgemeiner Rathgeber Deutschlands in andächtigen Dingen unter kaiserlicher und kurfürstlicher Portofreiheit empfing und beantwortete; sicher ist, daß die Häuser Solms-Sonnewalde, Baruth, die Reuße, Schönburge, Zinzendorf, Gersdorfe, Friesen und andere in vertraulichster Verbindung mit dem Scheidenden verharrten. Warm blieb ihm die Kurfürstin, Anna Sophia von Dänemark, zugethan, deren herbe Prüfungen allerdings bald eines Tröſters bedurften. Während die pietistischen Händel schon drohendere Gestalt gewannen, schlichen bereits im nördlichen Deutschland allerlei neckende und schlimme Geister um, welche Spener's bisheriges Wirken absichtslos wenn auch nicht heraufbeschworen, doch aus dem Schlafe geweckt hatte. Solcher Spuk am hellen Tage, unter der aufgeregten Menge, mußte die Obrigkeit wappnen, welche häusliche Andächtigkeit wol noch geduldet hätte. Ueberall erschienen

begeisterte Seherinnen, Prophetinnen; Entzückte hatten „Bezeugungen von Gott", legten die Dunkelheit der Bibel nach Traumeingebungen aus; in Verwandtschaft mit den Mahnungen und Lehren Spener's, die man leichter psychologisch als historisch aufzufassen vermag. Ob die Eingeborenen des alten Sachsenlandes, jenes echten Germaniens im Gebiet von Osnabrück, Münster bis nach Holland und Friesland, von Natur mit einer eigenthümlichen übersinnlichen Kraft begabt seien, dem „second sight", dem Hellsehen, wollen wir dem erfahrenen Beobachter (Varnhagen) beweisen lassen, der neuerdings auf diese räthselhafte Seelenerscheinung aufmerksam gemacht; wir bemerken nur, daß, keineswegs im Widerspruch mit höherer Intelligenz, jene Gaue, Justus Möser's Heimat, die noch heute den Stempel der Ursprünglichkeit nicht verleugnen, immer reich an Schwärmern, Mystikern, Propheten, Träumern, Hexen und Hexenrichtern und krankhaft Ueberspannten gewesen sind. Dort nun, in Osnabrück, war Johann Wilhelm Petersen im Jahre 1649 geboren, dann auf der Schule in Lübeck vorbereitet und seit 1669 in Gießen zum Theologen gebildet worden. In Frankfurt mit Spener befreundet, und genährt durch die Werke älterer und neuerer Mystiker, wie Breckling's, Abraham's von Frankenberg, Jakob Böhme's, nahm der dichterisch begabte, phantasiereiche, den Frauen holde Westfale im Jahre 1677 das Amt des Professor poeseos in Rostock an, wurde dann Prediger an St.-Aegidien in Hanover, Superintendent des Bisthums Lübeck, als welcher er ein ihm gleichgestimmtes, wenn nicht noch phantastischeres Fräulein Johanna Eleonora von und zu Merlau

heirathete, und zuletzt als Superintendent nach Lüneburg ging. In seinem Hause befand sich Fräulein Rosamunde Juliane von Asseburg, jenes altvornehmen Geschlechts vom Harze und der romantischen Asse. Bis zum Jahre 1691 mochten die Wundergaben der jungen Dame innerhalb der Mauern der Superintendentur sich verborgen halten, als im genannten Jahre Dr. Petersen in einem Sendschreiben die Theologen befragte: „ob Gott nicht mehr heutigen Tags durch göttliche Erscheinung den Menschenkindern sich offenbaren wolle?" und von einem adligen Fräulein erzählte, was ihr vom siebenten Jahre anher von Gott gegeben sei. Mit Vermeldung des hohen Geschlechts der Seherin — Rosamunde, in der Stammtafel des jüngsten Bearbeiters der Asseburgischen Hausgeschichte unverdient übergangen, kann aber keine andere, als die Tochter Ludwig's auf Neindorf, Gunsleben und Pesekendorf, der, geboren 1622, im Jahre 1673 starb, und einer von Arnstein, gewesen sein [44]) — berichtete der Doctor, daß das Fräulein, jetzt 19 Jahr alt, „nicht melancholisch, nicht spitzfindigen Geistes, sondern unschuldig, demüthig", seit ihrem siebenten Jahre (1679) „herrliche Gesichter gesehen habe, wenn sie in der täglichen Betstunde ihrer frühverwitweten Mutter weilte, bald Engel mit hellleuchtenden Zügen, später Jesum als ihren Bräutigam, der einmal während ihrer Krankheit ihre Thränen unter köstlicher Musik in güldenen Gefäßen habe aufheben lassen, ihr auch den Proceß seines Leidens gezeigt und im rosenrothen rubinfunkelnden Glanze auch wol die gräulichsten Teufelsgestalten hinweggescheucht. Nach der Zeit habe ihr Gott in Bezug auf die Offenbarung Johannes geheime Dinge entdeckt, den künftigen

herrlichen Zustand der Kirche und das Tausendjährige Reich." Solche unmittelbare „Bezeugungen" erregten in kurzem gewaltiges Aufsehen, und dienten theils zu Beschuldigung der Pietisten, theils stärkten sie den Glauben an die Offenbarungen und das „diesen letzten bösen Zeiten" nahe verkündete Tausendjährige Reich. Es wurde dafür und dawider geschrieben, Responsa von Universitäten eingeholt, und Dr. Petersen, den man sogar des groben Betrugs beschuldigte, durch ein Sprachrohr Nachts eine vornehme, unbußfertige Person zur Gottseligkeit geschreckt, nächtliche Conventikel gehalten zu haben, als Vertheidiger des Chiliasmus im Jahre 1692 seines Amtes vom Consistorium zu Celle entsetzt. Auf seinem Landgute, in der Nähe der väterlichen Besitzungen des Fräuleins, hatte er darauf Muße, durch viele Schriften 30 Jahre hindurch seine besondern Meinungen über das Tausendjährige Reich und dergleichen Lieblingsthemata einer schwärmerisch aufgeregten religiösen Phantasie zu verbreiten und auf Wanderungen an vielen Orten des nördlichen Deutschlands träge Seelen zu erwecken. Spener, durch die Kurfürstin von Sachsen aufgefodert, sein Bedenken über die Bezeugungen des Fräuleins zu äußern, that solches in einer so ausweichenden, halb verneinenden, halb bekräftigenden Art, daß er dem Offenbarungsglauben und den damit verknüpften Vorstellungen den Schild zu halten schien und die Zahl der Anhänger, wie seiner Gegner mehrte. Die Folge davon war, daß auch an andern Orten, in Halberstadt, in Erfurt, in Quedlinburg, in Lübeck, im Würtembergischen, unter den Mägden und dienenden Weibern Seherinnen, Blutschwitzerinnen, Verzückte, Werkzeuge der göttlichen Offen-

barung, sich vernehmen ließen, die Worte Gottes wol selbst aufschrieben oder in die Feder sagten. Fast alle standen mit Predigerhäusern in Verbindung und wurden um so leichter die Fabel des Tages. Dessen ungeachtet aber verfuhr die Obrigkeit, welche die hochgeborene Anfängerin des Spiels nicht antastete, keineswegs säuberlich mit den neuen Sibyllen der niedern Classe, strafte sie wol gar mit Staubbesen und Landesverweisung und entsetzte ihre geistlichen Pfleger und Anwalte des Amtes.[45]) In Fruchtbarkeit mystischer Theologie übertraf ihren Gatten beiweitem Frau Petersen, obgleich schon im höhern Alter (geboren 1650). Merkwürdig bezeichnete sie das Jahr 1685, die Zeit der Verfolgung in Frankreich und des allgemeiner verbreiteten Ruhms Spener's, als dasjenige, in welchem ihr die Offenbarung des Tausendjährigen Reichs durch Jesum aufgeschlossen sei; schon im Jahr 1662 habe sie träumend diese Zahl in güldenen Ziffern in den Wolken erblickt, seitdem mit erleuchtetem Auge die Apokalypse gelesen, und solche Bezeugungen ihrem Manne entdeckt, der wunderbar gleichzeitig derselben Eröffnungen des Geheimnisses gewürdigt worden. So versenkten beide Gatten sich immer tiefer in die bodenloseste Mystik, doch nicht mit grobsinnlicher Auffassung, und indem sie uralte gnostische Meinungen, welche die im Innersten erregten Gemüther, namentlich nach Spener's Verkündigung besserer Zeiten (1692), nach Arnold's, Horch's Schriften, wieder heraufbeschworen, in ihrem Sinne ausbeuteten, verwirrten sie unklare, krankhafte Seelen bis zur abenteuerlichsten, wahnwitzigsten Geberdung. Die seltsame Lehre „von der Wiederbringung aller Dinge", d. h. daß

nach Verlauf einer gewissen Zeit alles Geschaffene in den ursprünglichen Zustand der Sündlosigkeit zurückversetzt, die ewigen Höllenstrafen aufhören, ja die Teufel selig werden würden, ganz absonderliche Theorien vom doppelten Geschlechte des ersten Menschen begannen in schwachen Köpfen und unreinen Herzen durcheinander zu gähren; auch die abscheulichsten Niederschläge dieses Processes wurden dem reinern Pietismus als seine Geistesspeise aufgetischt. Denn immer stützten sich Frau Petersen und ihre Gläubigen auf die unmittelbaren Bezeugungen, die ihnen zum wahren Verständniß der Schriftstellen geworden seien.

Inzwischen hatte Spener sein neues, bescheidenes Amt in Berlin als Propst und Consistorialrath angetreten und seine Wirksamkeit gesegnet in der mäßig-großen, etwas düstern, und doch so heimlichen, altmodisch-gezierten St.-Nicolaikirche begonnen (Juni 1691). Er fand den Zustand der märkisch-lutherischen Kirche wider Erwarten besser, wenngleich ohne die erwärmende Kraft, die ihm als Ideal vorschwebte. Die religiösen Gegensätze beider Bekenntnisse, welche zu Anfang des Jahrhunderts die brandenburgische Residenz zum Tummelplatz des wildesten Fanatismus gemacht, hatten allmälig unter dem Großen Kurfürsten, noch mehr unter Friedrich's III. milder, gleichgültig-duldsamer Regierung sich abgestumpft. Zu seinem Glücke war der Propst auch nicht auf das kurfürstliche Haus und den Hof angewiesen, an welchem bekanntlich Prachtliebe, Eitelkeit, Vergnügungssucht, frivole französische Sitte und Höflingsränke in hohem Maße herrschten und eine recht dunkle Seite im Familienleben des schwachen, gutmüthigen Herrn verdeckten. Auch der

Kurfürstin, der Freundin der Philosophie und Verehrerin Leibnitz's, war nicht beizukommen; ihre Speculationen verstiegen sich mehr, eine Vereinigung der protestantischen und römisch-katholischen Kirche kunstreich herbeizuführen, als eine weiche, träumerische Herzensreligion, die Gegnerin philosophisch-wissenschaftlicher Strenge und geistiger Schwelgerei, zu befördern. Wo Toland, der schlimme Zweifler, Eingang und Gehör gewonnen, war für Spener keine Stätte. Ihr Sohn, König Friedrich Wilhelm, pflegte, so oft er in unbewachter Gesellschaft von seiner nachsichtigen Mutter sprach, des Eingangs sich zu bedienen: „sie war gewiß eine kluge Frau, aber eine böse Christin". [46]) Um die Zeit der Ankunft des neuen Propstes hatte gleichwol Kochius, der Oberhofprediger, ohne persönliche Gefahr versucht, im Sinne Spener's anstößige Lustbarkeiten des Hofes zu zügeln. Nach einer Maskerade im Winter 1691 war er drei mal im kurfürstlichen Vorgemache gewesen, um seine Mahnungen anzubringen; da aber die Hofleute, aus Sorge vor Störung ihres Vergnügens, dem gestrengen Beichtiger die Audienz versperrten, tadelte er folgenden Sonntags die Weltlinge derb von der Kanzel herab. Der Kurfürst, unwissend, daß Kochius vergeblich bei ihm um Gehör sich bemüht, äußerte nur empfindlich, weshalb er, statt geraden Wegs zu gehen, im Publicum Lärmen gemacht habe? Als der leutselige Gebieter den Zusammenhang erfuhr, bezeugte er dem Pflichteifrigen aufrichtige Achtung und ließ ihm sogar ein bedeutendes Geschenk durch den Oberpräsidenten Danckelmann einhändigen. Wie aber bei dieser Gelegenheit der Minister dem Hofprediger rieth, sich künftig in seinem Kanzeltone zu mäßigen,

warf der Unbestechliche, „der kein stummer Hund sein wollte", ihm den Sack mit Dukaten vor die Füße und eilte davon, sodaß Danckelmann dem Entrüsteten nachschicken mußte, und ihn nur mit Mühe, unter tausend Entschuldigungen, vermochte, das Geld anzunehmen. [47]) Weil nun obenein damals der französische Krieg und hochstrebende Politik den Kurfürsten persönlich beschäftigten und Minister, wie Danckelmann, den Hof beherrschten, hütete sich Spener weislich vor jedem Uebergriffe, und fand in seiner, nicht eben großen, aber andächtigen und erbauungsfähigen Gemeine und in seinem Amte als Consistorialrath Befriedigung und Lohn. Bald wurde der Magister Schade, aus Leipzig verscheucht, der Theilnehmer seiner Arbeit; doch mieden beide häusliche Andachten anzustellen, wozu auch sonst die Nüchternheit und Arbeitsamkeit der Bevölkerung, so wenig als der märkische, sonst kirchlich gesinnte Adel, sich eignete. Außer dem nähern Seelenverkehr mit wenigen „Erweckten", seinen frommen Verbindungen im übrigen Deutschland und dem Vorlesen und Betrachten erbaulicher Werke in dem Bibliothekgemache seiner Kirche nach der sonntäglichen Nachmittagspredigt, begnügte der Propst sich ganz innerhalb der Grenzen des gewissenhaftesten Berufs. So würde er ruhig und freudig die Früchte vielfacher Thätigkeit abgewartet haben, wäre er nicht gerade nach seinem Abzuge aus Sachsen unaufhörlich von Widersachern angefallen worden. Bereits traten leidenschaftlichere Gemüther, wie Sam. Schelwig, Pfarrer und Rector in Danzig, gegen ihn in die Schranken; seine wärmsten Nacheiferer, wie Francke, wurden, als Urheber einer neuen Sekte, aus Erfurt vertrieben, und Regierungen wie

städtische Obrigkeiten bereiteten ihm durch voreilige, Unvereinbares schmälich zusammenwerfende, Edicte empfindliche Schmerzen.[48]) Den kurhessischen Verboten und dem von Erfurt folgte schon 1692 ein braunschweigisches mit gehässigen Anschuldigungen gegen den Pietismus; dann ein meiningisches und schwarzburgisches, ein schwedisches Edict für Pommern auf Mayer's Betrieb (1692 — 94); alle untersagten aufs strengste die Privaterbauung. Nur die brandenburgische Regierung bewies sich weise und liberal, war nicht anders ein Verbot der Bücher Jak. Böhme's, Schwenckfeld's, Breckling's u. A. im Jahr 1700 im Herzogthume Magdeburg ergangen, ein verdeckter Angriff gegen Spener's edles Werk. Bei so strenger Ahndung wurde das Lesen und Feilhalten solcher Schriften in den kurbrandenburgischen Landen untersagt, daß, als im Jahr 1702 der reisende Bücherliebhaber Kurt von Uffenbach in einem berliner Buchladen nach Stosch's „Concordia rationis et fidei" fragte, er zur Antwort erhielt, ob er nicht wisse, daß, wer dieses Buch besitze oder lese, in hohe Geldstrafe verfiele, wer es verkaufe, den Staupbesen bekommen solle?[49])

Aber die tiefschmerzlichsten, ihn persönlich erschütternden Erfahrungen machte der Reformator in Hamburg. Sein Schwager Horbius und sein Freund Winkler, seit 1685 nach Hamburg als Pfarrer berufen, hatten dort mit Erfolg Collegia pietatis angestellt, als Johann Friedrich Mayer, zu Leipzig im Jahre 1650 geboren, früher Superintendent in Kursachsen, Professor der Theologie in Wittenberg und, wie gesagt wird, von Spener einmal amtlich beleidigt, im Jahre 1687 die St.-Jacobipfarre derselben Seestadt erhielt. Gelehrt,

eifrig für die Orthodoxie, ungestüm, herrschsüchtig und eitel, dabei furchtlos und, wie wir später erzählen werden, Leib und Leben für Das daran setzend, was sich ihm als Pflicht darstellte, hatte er schon im Jahre 1690 den Amtsgenossen eine Eidesformel willkürlich aufgenöthigt, nicht von den symbolischen Büchern abzuweichen, aller Neuerungen, angeblich zur Verbesserung des Christenthums, sich zu enthalten, und die hieraus mit jenen Anhängern des Pietismus entsponnene Fehde zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht. Spener's Dazwischentreten lenkte zunächst den literarischen Zorn auf sich; als aber Horbius am Neujahrstage 1693 eine Schrift des Franzosen Poiret mit merklicher mystischer Färbung an seine Freunde vertheilte, donnerte Mayer von der Kanzel so gewaltig gegen den Verbreiter des Ketzergeistes, daß Rath und Ministerium dem betroffenen Schwager Spener's das Predigen vorläufig untersagten, und der blind anhängige Pöbel, erhitzt durch den Demagogen, ihn sogar mit öffentlichen Schimpfreden und Mishandlungen verfolgte. Horbius, eingeschüchtert und dem Gegner in Polemik nicht gewachsen, weigerte sich der Disputation mit Mayer, der auch den Rath, als feind der bürgerlichen Freiheit, antastete und den bedrohten Amtsbruder mit so gegründeter Sorge für sein Leben erfüllte, daß dieser am 27. November 1693 die Stadt verließ. Da aber seine Frau, Spener's Schwester, mit ihrer Habe zurückblieb und der Rath auf die Foderung des Anhangs Mayer's sich weigerte, sie mit Gewalt fortzuschaffen, erhob sich im Januar 1694 ein Straßenkampf zwischen beiden Parteien, und obwol die städtische Militairmacht die Wüthenden trennte, mußten die sonst so übermüthi-

gen Regenten, auf dem Rathhause belagert, aus Furcht vor der Menge, sich endlich doch entschließen, der ärmsten Pfarrerin zu befehlen, mit ihren Habseligkeiten innerhalb 24 Stunden die Stadt zu räumen. Horbius starb gleich darauf im benachbarten Holstein (Januar 1695), überwältigt durch die erlittenen Mühsale; aber nicht einmal seiner Leiche gestatteten erboste Amtsbrüder die Ruhe bei seiner Pfarre, wie die Gemeine verlangt hatte; dagegen verherrlichten Hunderte der vornehmsten Bürger Hamburgs seine Beerdigung in der nahen Dorfkirche. Der dritte der verfolgten Prediger, Hinkelmann, entging, in demselben Jahre sterbend, dem immer noch fortwüthenden Streite; Winkler rettete nur das Eingreifen des kaiserlichen Ansehens, da die Sache als Störung des Reichsfriedens erschien. Mäßig gesinnte Zeitgenossen beschuldigten den Pfarrer bei St.-Jacobi als „Hamburgischen Aufrührer"; andere reizten ihn durch Spottgedichte und Schandgemälde, und schon war eine Untersuchung gegen ihn im Werke, als er, „um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen", im Jahr 1701 den Ruf als Generalsuperintendent über Pommern und Rügen, Vorsitzer des Consistoriums, Professor Primarius der Theologie zu Greifswald annahm und, durch seine Erfahrung noch mehr entflammt, als unerbittlicher Fiscal des rechtgläubigen Kirchenregiments den verhaßten Pietismus in jeder Gestaltung aufzuspüren und öffentlich zu brandmarken fortfuhr. Des allerdings ungewöhnlichen, dem heutigen Geschlechte unbegreiflichen, Mannes märtyrgleichen Tod werden wir noch andeuten, sowie die Haupttriumphe des Anklägers: wir bemerken nur noch, daß der Prediger, Christian Krumbholz, „ein geistlicher Spießgeselle

des Jacobiten" (Mayer's), gleichfalls ein Sachse, nach Jahren der fortwährenden Bürgerparteiung in Hamburg einen so bedenklichen politischen Boden unterschob (1708), daß, auf Gesuch des Raths, der Kaiser eine Commission mit einigen Tausend Mann Kreistruppen abordnete, welcher die erschrockene Volkspartei die Thore öffnete, und nicht allein die Executionskosten bezahlen, sondern auch eine Umgestaltung der Stadtverfassung ergehen lassen mußte. Krumbholz, peinlich belangt, mit Todesstrafe bedroht, starb im ewigen Gefängnisse zu Hameln (1727)[50].

Spener's Trauer über das Schicksal des ihm so nahe stehenden Opfers seiner Sache wurde nicht durch die Verlästerungen gemindert, die ihn selbst ruhelos bis an seinen Tod verfolgten. Der giftigste seiner Widersacher blieb der Schützling der Krone Schweden, der ihn unter andern beim Kurfürsten in einem besondern Schreiben als Verwirrer der Gemüther, als Stifter von Neuerungen, die wie der Krebs um sich fräßen und gar leicht einen Münzer'schen Aufstand hervorrufen könnten, anklagte. Verstand jener zu hassen, so bewährte Spener dagegen seine Liebe und Sanftmuth, indem er den Kurfürsten ausdrücklich bat, keinen Schritt zur Bestrafung des hämischen, morddrohenden Gegners zu thun.

Die Art und Weise, wie die Welt im Jahre 1695 von dem Umfange und der Ausbreitung seiner Reformen unterrichtet wurde, eignete sich wenig, den gekränkten Mann zu trösten. Dr. Schelwig aus Danzig hatte im Sommer 1694 eine Reise zum Brunnen von Pyrmont unternommen, und dabei auf seinem Wege über Wittenberg, Leipzig, Halle, Jena und Halberstadt, und zurück über Hanover, Hamburg, Kiel, Lübeck und Rostock so an-

gelegentlich nach den Erscheinungen des Pietismus sich erkundigt, daß als Zweck seiner Kreuz- und Querzüge verlautete, er wolle eine Liga aller Gegner der Neuerungen befestigen. Pommern und Mecklenburg hatten sich noch rein erhalten, dagegen boten zahlreiche Städte anderer Provinzen Stoff zu boshaften Beobachtungen, Märchen und Beschuldigungen, die in dem „Itinerarium antipietisticum" kundgethan, immer auf Spener, als den Urheber „alles Unfugs", zielten! Auch in seiner unmittelbaren Nähe, in seiner eigenen Gemeine, erhob sich, in Folge der ängstlichen Gewissenhaftigkeit, mit welcher sein Amtsgenosse Schade den Misbrauch des Beichtstuhls rügte, und wegen herkömmlicher formaler Ertheilung des Sündenerlasses an Unwürdige nicht anstand, den Beichtstuhl „Satansstuhl und Sündenpfuhl" zu nennen, ein ärgerlicher Zwiespalt, welcher außerhalb Berlins viele kecke Gemüther trieb, auch von diesem Bande der bestehenden Kirche sich loszusagen. Auf die Anklage eines Theils der Bürger ordnete der Kurfürst eine Untersuchung an, vor welcher jedoch die Anhänger des Feindes der Ohrenbeichte sich so dringend für den treuen Seelsorger verwandten, daß eine kurfürstliche Entscheidung im Jahre 1698, erst nach dem Tode des Diakonus, ihnen gestattete, auch ohne die Privatbeichte das Abendmahl zu genießen. Spener, neuer Anfeindung deshalb gewärtig, erachtete diesen Vorgang, zu dem er persönlich nichts beigetragen, als eine der schwersten Prüfungen seines Lebens [51]). Gab es für den vielfach beunruhigten Mann eine Hoffnung, daß nach so vielen Stürmen seine Aussaat nicht verweht und vernichtet werden würde, so bot ihm diesen die Stiftung der Universität zu Halle. Wir

erwähnen nur, daß Christian Thomasius (geboren 1655), der erleuchtete Denker, nach seiner Flucht aus Sachsen (1690), den nächsten Anlaß gewährte, indem er, als Professor bei der neuerrichteten Ritterakademie angestellt, durch seine Vorträge über Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit so viele Studirende herbeizog, daß der Kurfürst die Akademie in eine Hochschule umzuwandeln beschloß. Spener erkannte, wie wohlthätig eine neue theologische Pflanzschule für den Staat und die lutherische Kirche sei, und fand mit seinen Vorschlägen solchen Eingang, daß die Berufung zweier von seinen Grundsätzen innig beseelter Männer, Francke's und Breithaupt's (1691—92) erfolgte.[52]) August Hermann Francke, zwar in Lübeck im Jahr 1663 geboren, aber schon unter dem Einflusse einer wärmern Kirchlichkeit und des Spener'schen Geistes in Gotha und Erfurt zum Theologen vorbereitet, seit 1685 Magister in Leipzig, und mit Paul Anton der Gründer des Collegii philobiblici, im Jahre 1687 „durch die göttliche Gnade", wie er selbst erzählt, zu einem wahren, lebendigen Christenthume gekommen, seit 1689 auch persönlich mit Spener befreundet, hatte die ersten Anfechtungen der sächsischen Rechtgläubigkeit mit erduldet, und als Diakonus der Augustinerkirche in Erfurt (1690) dem erneuten Sturme aus gesegneter Thätigkeit weichen müssen (September 1691). Da führte ihn die Empfehlung Spener's in das Amt des Professors der griechischen und der orientalischen Sprachen, sowie des Predigers zu Glauchau an die eben entstehende Hochschule zu Halle. Eines Sinnes mit Breithaupt und Anton, verwirklichte und überbot Francke Spener's kühnste Hoffnungen, einen Boden zu gewinnen, der nicht

allein eine neue praktisch-erbauliche Theologie durch gelehrte Mittel erwachsen und reifen ließe, sondern auch durch Verbreitung frommer, ernster Kirchlichkeit und Strenge der Sitten für den verdorbenen Gesellschaftszustand reiche Frucht trüge. Wir übergehen die Kämpfe und die Widersprüche, welche die neue Schule, alsbald vielfach angegriffen von Seiten der orthodoxen Partei, siegend überdauerte; daß Christian Thomasius, schon im Jahr 1689 „der Anwalt des Pietismus", die Freiheit des Denkens, Lehrens und Schreibens auch auf die hallischen Gottesgelehrten übertrug; daß Halle, wegen seines schnellen Erblühens von den neidischen ältern Schwestern gehaßt, als Hauptsitz der Spenerianer und Pietisten verlästert und der Ausdruck „Hallenser" gleichbedeutend mit jenen Schmähbezeichnungen wurde. Unserm Zwecke gemäß heben wir nur hervor, daß die neue Hochschule, obgleich nicht ohne den schwerlich ganz grundlosen Tadel schwärmerischer Zügellosigkeit, geistlichen Hochmuths und Verdüsterung ihrer gedrückten Pfleglinge für die Foderungen eines zeitgemäßen staatsbürgerlichen Lebens, durch die wundergleiche Stiftung des Waisenhauses mit dem Pädagogium, des Lehrerseminars und der mit diesen Schöpfungen verbundenen Schulen, durch die Anlehnung an das dänische Missionswesen, durch die Veranstaltung zum Drucke wohlfeiler Bibeln einen unermeßlichen Einfluß auf die deutschprotestantische Welt ausübte.[53]) Die Jünger der hallischen Gottesgelahrtheit, eine Jugend, erzogen in den vielfachen erbaulichen und erwecklichen Kreisen, trugen als Prediger, Lehrer, besonders als Hofmeister das unverwischliche Gepräge ihrer Bildungsstätte in die fernsten Gebiete deutscher

Zunge und in das innerste Familienleben, namentlich der vornehmern Classen. Dem Pädagogium übergaben mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts gräfliche und hochadlige Väter, besorgt für Seelenheil und wissenschaftliche Erziehung, ihre Söhne um so vertrauensvoller, als die Demuth und das ehrerbietige Benehmen der dortigen Regenten gegen vornehme Gönner zweckmäßige Aufrechterhaltung nothwendiger Standesunterschiede verbürgte und das Vorurtheil beruhigte. Wir werden sehen, daß die merkwürdigsten und thatkräftigsten unserer „erweckten Grafen" aus den Francke'schen Stiftungen hervorgingen. So konnte Spener am Abende seines bewegten Lebens der Getröstung sicher sein, daß sein Werk, aller häßlichen Auswüchse und aller Nachstellungen ungeachtet, ihn überdauern werde, wenn auch Berlin mehr mittelbar reiche Hoffnung anregte. Von den Seelen, die er in der höhern Gesellschaft als „erweckte" sich zueigenmachte, können wir nur wenige namentlich bezeichnen. Sein vornehmster und getreuster Jünger, Karl Hildebrand, Freiherr von Canstein, scheint nicht der märkischen Natur die Grundfärbung seines Gemüths zu verdanken. Im Jahre 1667 zu Lindenberg an der brandenburg-lausitzischen Grenze geboren, stammte er aus einem Geschlechte, welches auf Canstein, einem kurkölnischen Lehngute, unweit des altsächsischen Stadtberges (Marsberg), nahe dem waldeckschen Gebiete „der Irmensul", also auf classisch-erwecklichem Boden der Heidenzeit und des Christenthums, seinen Sitz hatte. Sein Vater Raban, Freiherr von Canstein, kurfürstlich Brandenburgischer Geheimerrath, Oberhofmarschall, Kammerpräsident und Director des Kammerwesens aller kur-

fürstlichen Lande, Landeshauptmann zu Beskow und Storkow u. s. w., Erbherr auf Canstein und namhaften Gütern in den barnimschen Kreisen der Mark, war ein sehr frommer Mann nach altem Zuschnitte, „der drei mal täglich seine Betstunde knieend abhielt, die Prediger ehrte", zur Erquickung von anstrengenden Geschäften die Kirchenväter las; die Mutter eine von Kraft. Seines Hofamtes im Jahre 1669 entlassen, verwaltete der Kammerpräsident seine übrigen hohen Stellen, nicht ohne Prüfungen, bis wenige Jahre vor seinem Ende (1680), und vererbte einträgliche Güter, eine stattliche Bibliothek und eigenhändige theologische Lucubrationen zweien Söhnen, deren jüngerer als Oberst der Gendarmen im Jahre 1708 bei Oudenarde den Soldatentod fand. Unter mütterlicher Sorgfalt und redlichen Vormündern erzogen, studirte der ältere, Karl Hildebrand, seit 1683 in Frankfurt die Rechtswissenschaft, durchreiste zwei Jahre nach adligem Brauche die wichtigsten Länder Europas, war dann eine Zeitlang Kammerjunker Kurfürst Friedrich's III. und kehrte, während des flanderischen Feldzugs von schwerer Krankheit genesen, um 1690 mit dem Gelübde zurück, „Gott, der ihn errettet, sein Lebelang zu dienen". In der Residenz gelangte der junge Freiherr bald zur innigsten Befreundung mit Spener, „dem er, nächst Gott, die Veränderung seines Gemüths dankte, und ihn allezeit als seinen geistlichen Vater ehrte". Durch diese „Gemüthsvereinigung" trat Karl Hildebrand auch mit der theologischen Facultät zu Halle in besondere Kundschaft, zumal mit Francke, welcher zu seinen Schöpfungen, außer den geistlichen Mitteln, auch irdische reicher Gönner bedurfte. Der Freund Spener's versenkte

sich etwas trübsinnig in das Studium der Bibel, schickte zu weitläufigen theologischen Arbeiten sich an, blieb aber nicht ehelos, indem er im Jahr 1707 ein Fräulein von Krosigk heirathete. In welchem Verstande Propst Porst, dessen wir noch erwähnen werden, in der Leichenrede auf den seligen Freiherrn sagen durfte, daß Gott, „ohne Zweifel aus heiligen Ursachen, diese Ehe mit keiner Leibesfrucht gesegnet habe", mag an gehöriger Stelle unserer Schilderung einleuchten.[54]) Hand in Hand mit Canstein's tiefgegründetem Bündnisse zu Spener erging sich des Barons Verhältniß zu Joachim Lange, der, ein Altmärker von Herkunft (geboren 1670), schon in dem verscheuchten leipziger Collegium philobiblicum des Jahres 1689 die Aufmerksamkeit Spener's erregt hatte, und als Hofmeister eines Sohnes des belobten brandenburgischen Dichters und einflußreichen Staatsmanns, Friedrich Rudolf Ludwig Freiherrn von Canitz, und als Lehrer am Friedrichswerderschen Gymnasium mit unserm theologischen Barone in so genaue Bekanntschaft getreten war, „daß er gemeiniglich Abends sein Gast sein mußte", und wenn er einmal ausgeblieben, von dem um Verlust des geistlichen Gesellschafters Besorgten förmliche Einladung empfing. Auch Canstein's Verwandter, der gemüthvolle Sänger des Trauerliedes auf seine Doris, dessen sonst satirische Dichterader in geistlichen Poesien nicht unfruchtbar sich erwies, scheint Spener persönlich nahe gestanden zu haben; wir sehen schon im Jahr 1695 den Propst in Gesellschaft des demüthigen Candidaten Lange, der bekanntlich seines Principals Poesien zuerst (1700) herausgab, auf Blumberg bei Berlin, dem Landsitze des feinen Weltmanns, verweilen.[55]) Ob schon damals der

dritte Mann bei den christlichen Abendmahlzeiten Canstein's, „der große und sehr christliche Held", der General und spätere Feldmarschall von Natzmer (auch einem frommen Kleeblatt in den Tagen der Aechtung Wolf's zugehörig), dem Propste zugänglich gewesen und vielleicht durch ihn erweckt sei, wagen wir nicht zu behaupten. Dubislav Gneomar von Natzmer, geboren 1654 in Hinterpommern, früh verwaist, und Soldat von der Pike an, tapfer, aber nicht immer glücklich im Kriege, während Spener's ersten Amtsjahren in Berlin fast immer draußen im Feldlager, mag auch schon durch seine fromme Großmutter die eigenthümliche Richtung erhalten haben[56]), die ihm zumal am Hofe König Friedrich Wilhelm's I. „europäischen" Ruf brachte; nach dem Ryswicker Frieden jedoch (1697) kann der andächtige Oberst der Grands Mousquetaires und Generalmajor unmöglich außer Verbindung mit Spener gedacht werden, da sie sich in der Familie Gersdorf zu Großhennersdorf beziehungsreich begegneten.

Gleicher Mangel an quellenmäßiger Kunde versagt uns die Genugthuung, der Familie Stolberg ein zweites erlauchtes Geschlecht im nördlichen Deutschland anzureihen, als unmittelbar durch Spener's Vorbild und Mahnung für einen kirchlichen Ernst gewonnen, dessen Gepräge auch in Spätenkeln sich nicht verleugnete: die Burggrafen zu Dohna. Den Stolbergen auch darin ähnlich, daß ihre Ahnen seit der Reformation in den wichtigsten Staatshändeln religiös-politischer Verwickelungen und Parteikämpfe bedeutend und gesinnungsvoll auftreten und ihre Hausgeschichte viele Geschlechtsfolgen

hindurch die anziehendste ist, haben gleichwol die Dohnas vom reformirten preußischen Zweige gerade um diese Zeit Spener's Wirkungskreise fern gelebt. Der Stammälteste, Christoph Friedrich auf Reichertswalde, Fähndrich (Bannerträger) der neuen Krone Preußen, beschäftigte sich fern vom Hofe mit seinen theologischen Studien. Sein Vetter, Alexander auf Schlodien und Schlobitten, Krieger, Diplomat und seit 1695 Gouverneur des Kurprinzen Friedrich Wilhelm, war, wie sein Bruder Christoph, der Verfasser der Memoiren, mehr Franzose, bewegte sich im Glanze des ränkevollen Hofes und bot, streng reformirten Bekenntnisses, dem bescheidenen Propste bei St.-Nicolai wenig Annäherungspunkte. Christoph selbst, noch mehr französisch gebildet, tummelte sich an der Spitze seiner Grands Mousquetaires am Rhein und in Flandern, kam nur während der Winterquartiere an den Hof, zog sich sogar, in Zwiespalt mit dem gebieterischen Minister Danckelmann, im Jahre 1694 in die Stille des Landlebens zurück, und weilte, nach dem Sturze jenes, auf fernem Gesandtschaftsposten. Wir verschieben daher unsere Mittheilung über die Burggrafen, obgleich wir sie in mehrfacher Verschwägerung mit den ältern „frommen Grafenhäusern" finden, auf eine geeignetere Stelle, nachdem die Verbindung mit Halle den jüngern Sprößlingen veränderte Impulse gegeben.

Johann Kasimir's von Kolb, des neuen Grafen von Wartenberg, eines Pfälzers, Familienleben und Günstlingsherrschaft lud unsern alternden geradsinnigen Patriarchen, der unabläßig arbeitsam, kein „poculum hilaritatis" kannte, die Mahlzeiten außerhalb der stillen Propstei mied und geräuschvolle Festlichkeiten grundsätzlich floh,

schwerlich zu anderer als amtlicher Annäherung ein; dagegen haben wir Grund, ein vorübergehendes Verhältniß zu einem Sprößling des Wittgenstein'schen Hauses zu vermuthen, den nebst einer mehr frömmelnden als frommen, weiblichen Sippschaft ein anstößiges Glücksloos in die Nähe des Königshofes führte. Unverkümmert und lebhaft blieben Spener'n dagegen die Beziehungen zu seinen Seelenfreunden in Kursachsen, namentlich zur Witwe Johann Georg's III. Als der Kurfürst im September 1691 gestorben, richtete Spener ein sehr charakteristisches Trostschreiben an die Gebeugte, in welchem er die gegründete „Hoffnung der Seligkeit" seines nicht sündenfreien ehemaligen Beichtsohns aussprach, „weil derselbe noch Zeit gehabt haben könne, sich durch späte Buße zum Durchgange in die Ewigkeit zu bereiten". Als nicht drei Jahre darauf der neue Kurfürst, Johann Georg IV., voll leidenschaftlichen Schmerzes seiner unwürdigen Buhlen ins Grab folgte (April 1694), schrieb Spener, kaum seine Zweifel verbergend, „der gütigste Vater habe die fast verirrte Seele mit großer Gnade, und mehr vielleicht als man vorher hoffen mögen, liebreich zu sich zu ziehen angefangen". Er verehrte die Weisheit Gottes billig darin, „daß sie den vornehmsten Stein des Anstoßes vorher aus dem Wege gerissen, und Zeit genug geworden sei, durch treuen Zuspruch das Herz im Innersten mehr, als man äußerlich sehen konnte, zu kräftigen". Der untröstliche Kurfürst war aber 23 Tage nach der Reichsgräfin von Rochlitz gestorben.[57]) Wir besitzen mehre Predigten, die Spener als Gast in der Schloßkapelle zu Lichtenburg, dem Witwensitze der Kurfürstin, in den Jahren 1694, 1696, 1699, 1702 und 1704 gehal-

ten; also auch nach der Abtrünnigkeit ihres zweiten Sohnes Friedrich August, welche die Mutter am tiefsten beugte (Juni 1697). Hatte auf schlüpfrigem Boden der Höfe selbst eine aufrichtige Seele wie Spener gelernt, behutsam zu fürstlichen Personen sich zu äußern, ja, gegen seine Ueberzeugung, in Fällen leidigen Trost zu spenden, so war das Ereigniß in Dresden doch so angethan, daß Mangel an Strafernst als Verrath erscheinen durfte. Deshalb tadelte der Beichtiger in mehren Schreiben an die Mutter die „unglückselige Verlassung seiner Kirche, zu der ihr Sohn verleitet worden, und foderte beredtsam auf, Alles anzuwenden, um sonst zu besorgenden betrübenden Folgen Einhalt zu thun". [58]) Zum letzten male predigte Spener am 25. Mai 1704 zu Lichtenburg, und weilte gleichzeitig in Großhennersdorf; denn der alte Stadtschultheiß von Frankfurt, Ochsenstein, erzählte spät noch mit Gemüthsbewegung, auf jenem Rittersitze Zeuge gewesen zu sein, wie der Greis den etwa vierjährigen Knaben, Ludwig von Zinzendorf, geboren 1700, durch Handauflegung zur Förderung des Reichs Jesu eingesegnet habe. Im November desselben Jahres, etwa drei Monate vor Spener's Tode, feierte der General von Natzmer, wol in Begleitung Canstein's, zu Großhennersdorf seine Hochzeit mit der Mutter des verwaisten Grafen, der noch im Alter sich glücklich pries, in den ersten fünf Jahren seines Lebens des gemeinschaftlichen „Specialsegens" des Patriarchen, Anton's, Francke's und Canstein's gewürdigt worden zu sein. [59])

Viertes Capitel.

Die junge Saat des Pietismus im westlichen Deutschland. — Darmstadt. — Dr. Horch. — H. Reitz. — Wetterauische Zustände. — Arnold. — Dippel. — Umschlag in Darmstadt. — Isenburg-Büdingen. — Westerburg. — Die Waldeinsamkeit im Wittgensteinschen 1700. — Das Haus Waldeck halbpietistisch. — Die Grafen und Edlen Herren zur Lippe. — Die „westlichen" Dohna und die Dohna überhaupt.

Gleichzeitig mit Spener's letzter Wirksamkeit auf Erden, als Norddeutschland vorherrschend der Sitz der pietistischen Händel blieb und größere Staaten das Eindringen der Neuerung durch Edicte abwehrten, erwuchs im südwestlichen Deutschland das Geschlecht der ersten Nacheiferer des Reformators, denen Vorzug der Geburt nicht allein gestattete, für sich und die Ihrigen der erweckten Neigung zu folgen, sondern auch anderswo Ausgescheuchten Zuflucht und Gewissensfreiheit zu gewähren. Dieser Theil unsers Vaterlandes genoß in solcher Beziehung einer Frucht der Vielherrigkeit, freilich aber auch als Tummelplatz der abenteuerlichsten Schwärmerei und haßwürdiger Verirrung in Schriften sowol als im Leben der Gesellschaft. Zunächst fuhr der Hof in Darmstadt und die Universität Gießen fort, dem angefeindeten Pietismus den Schild zu halten. Noch anhängig der Sinnesart des frommen Ernst von Gotha, befahl Landgraf Ernst Ludwig im Jahre 1690, als auf der Universität Professoren gegen einen Amtsgenossen wegen der Hausandachten lärmten, allen Superintendenten, nicht allein

den Katechismus fleißig zu treiben, sondern auch neben dem gewöhnlichen Kirchenbesuche andere erbauliche Zusammenkünfte anzustellen. Wie nun „dergleichen Uebungen der Gottseligkeit durch Lästerer in Verdacht irriger Lehre gezogen wurden", ordnete der Landgraf, noch unter dem Einflusse der Mutter, zur Fastenzeit 1693 eine Commission an, welche öffentlich kund that, „Niemand sei irriger Lehre schuldig befunden", und gebot, „daß Niemand einer neuen Sekte oder des Pietismi gedenken sollte". Eine wiederholte Untersuchung im Jahre 1695 hatte für die verschriene Universität denselben Ausgang.[60]) Wie lebhaft in Ernst Ludwig's jüngern Jahren der Hof an geistlichen Dingen sich betheiligte, lehrt die Geschichte dreier Männer, welche gleichzeitig mit gewaltigem Ernste nach verschiedener Richtung hin von der neuen Bewegung sich ergriffen fühlten und fortan in unserm Gebiete eine verhängnißvolle Bedeutung gewinnen, Horch, Arnold und Dippel.

Heinrich Horch, im Jahre 1652 zu Eschwege in Hessen von reformirten Bürgersleuten geboren, die aber aus den Niederlanden eingewandert sein sollen, studirte im Jahr 1670 zu Marburg Theologie und Medicin, verweilte auch in Bremen, wo Theodor von Untereyk als Anhänger chiliastischer Vorstellungen verrufen war. Nach mehrjährigem Umherziehen als Hofmeister auch im nördlichen Deutschland und nach einem Aufenthalte in der Heimat, um seine früh schwankende Gesundheit herzustellen, las er als Magister in Marburg mit Beifall des Hofes, dessen französische Bildung aus Philipp's des Großmüthigen und seiner Söhne und Enkel Tagen sich herschrieb, über Descartes' Philosophie, ward dann im Jahre 1683, nach einer

Erklärung, den Chiliasmus zu verwerfen, erster Diakon zu Heidelberg, verfiel aber dessenungeachtet bald in unergründliche Schwärmerei, kämpfte mit dem Teufel, sah das Angesicht Gottes strahlen und gab sichtliche Zeichen heilloser Geistes- und Körperzerrüttung zu erkennen. Dennoch blieb er in steigender Geltung, ward Beichtvater der Kurfürstin Charlotte, Dr. der Theologie und 1687 Prediger an der als Zankapfel berüchtigten Heiligen-Geistkirche. Ein Ruf als reformirter Prediger nach Frankfurt a. M. im Jahre 1688 entriß ihn der Gefahr, mit welcher die Jesuiten ihn bedrohten; der Ruhm seiner Gelehrsamkeit in Philosophie, Mathematik, Theologie, im Rabbinismus führte ihn darauf nach Herborn (1690), wo ein reformirtes akademisches Gymnasium, eine Stiftung der Grafen von Nassau-Dillenburg, blühte. Hier nun, mitten in der Wetterau, in dem Treibhause religiöser Schwärmerei, brach seine verhaltene Krankheit gefährlicher aus (1695). Gott zeigte ihm von einem hohen Orte den offenen Himmel voll goldgekrönter Lämmer, und erfüllte ihn mit der Gewißheit, daß ein neuer Himmel, eine neue Erde hervorgehen würden. Seine ausschweifende Einbildungskraft entflammten noch heftiger zwei Schwärmer, welche, wie viele ihres Gleichen, in der nahen Grafschaft Solms Duldung gefunden. Klopfer, ein ungelehrter Bürger zu Greifenstein, ungestümer Prophet, den die Grafen wegen der Weigerung, sein Kind taufen zu lassen, gefangen genommen und dann nach Braunfels freigegeben hatten, und Heinrich Reitz, Kircheninspector desselben Städtchens. Obgleich milderer und verständigerer Natur, aber gleichfalls ein Schüler Untereyk's, trieb Letzterer es der geduldigen Herrschaft doch so arg,

daß sie auch ihn erst verhafteten und dann entsetzten, worauf der Professor Horch, in Braunfels anwesend, sich als Schüler des Propheten Klopfer bekannte, den öffentlichen Gottesdienst als Götzenwesen schmähete und jene Ideen der Absonderung von allen kirchlichen Banden predigte, welche aus Spener's leiser Andeutung entwickelt waren. Sorge vor Auflauf der Bürger in Braunfels vermochte die Regierung, den Kirchenstürmer durch Soldaten über die Grenze zu geleiten; in Herborn deshalb angetastet, zumal er, die Wissenschaft folgerecht verwerfend, erklärte, mit dem akademischen Lehramte, als Heuchelwesen, aus Furcht vor dem göttlichen Zorne, nicht länger sich zu betheiligen, und im Herbst 1697 vor ein Gericht gestellt, nahm der Bedrohte zwar einige seiner Behauptungen zurück, fuhr aber fort, die Kirche Götzenhäuser, die er und die Seinigen deshalb nicht mehr besuchten, zu schelten und göttlicher Offenbarungen sich zu rühmen. Auf die Abmahnung des glimpflichen Fürsten von Dillenburg, Heinrich's, der in Duldsamkeit, wie andere Standesgenossen, einen Vortheil für seine Kammergefälle erkannte, blieb Horch starrsinnig, „als von Christo Gefangener", ward darum seiner Aemter vorläufig entsetzt, weil man seinen Anhang unter den Bürgern und Studirenden fürchtete. Als jedoch die Schule bei neidischen Nachbarn in lauteres Geschrei der Ketzerei gerieth und ihr offener Verfall drohte, beriefen die betheiligten Höfe von Dillenburg, Dietz und Idstein, als gemeinschaftliche Pfleger der Anstalt, eine neue Commission, vor welcher der Angeklagte in seiner Hartnäckigkeit beharrte, die Kirche in den härtesten Ausdrücken verwarf, die Richter mit Verfolgung beim Reichsgerichte

bedrohte und deshalb im Februar 1698 förmlich seiner Stellen verlustig ging. Aus Herborn unter Geleit einer aufgeregten Volksmenge geschieden, fand er seine Zuflucht in Offenbach, wie wahrscheinlich auch Heinrich Reitz, und fuhr, unter dem Schutze des duldsamen Grafen Johann Philipp von Isenburg, dessen Hofprediger, Konrad Brüske, dem Chiliasmus geneigt war, fort, seine Feinde in Herborn zu befehden, dabei aber auch die pedantische Lehrart auf Schulen zu tadeln und den Unterricht in der Muttersprache zu empfehlen. Als man ihm nichts schuldig blieb, nannte er ungescheut die reformirte Kirche ein Afterpapstthum, fand aber doch solche Glimpflichkeit, daß man noch im Winter 1698 dem Närrischen Aufenthalt in Herborn gestattete, ihm nur unruhige Versammlungen verbot. So waren denn die nächsten Jahre des abgesetzten Professors ein Wechsel abenteuerlicher Schicksale; ungefügig der Obrigkeit, ausgewiesen, weilte er bald in Marburg, dann wieder in Herborn, dann wieder in seiner Heimat Eschwege, überall Hunderte von Schwärmern um sich sammelnd, lehrend, ahmte er auch im Aeußern Tracht und Lebensweise der ersten Christen nach, nahete langbärtig, im braunen Kittel selbst Fürsten, bekannte dann wiederum seine Verirrung, immer aber in Verbindung mit andern Verjagten, wie Reitz und einem berüchtigten Prediger, Samuel König, einem Schweizer. Auf Befehl des Landgrafen von Hessen-Kassel im Schloß zu Marburg gefangen gehalten (Herbst 1699), verfiel endlich Horch in den tobendsten Wahnsinn, in thierische Raserei. In Zwischenräumen, wenn die Gewalt der körperlichen Krankheit sich gebrochen hatte, kehrte er zwar reuig zur Besinnung

zurück, that Buße, wie im Jahre 1700 zu Eschwege; dann aber bemächtigten sich wiederum der zerrütteten Seele die alten, phantastischen Grillen; neue Schriften gingen in die Welt aus, und neue Opfer sammelten sich zu den Füßen des Wahnwitzigen. So flüchtete im Jahre 1700 ein Studiosus aus der Pfalz, „vom Himmel berufen", zu ihm nach Eschwege; es bildete sich eine Gesellschaft, einen Hohenpriester, der ein ungelehrter Bürger war, an der Spitze. Um die Historie von den Männern im feurigen Ofen zu erproben, sammelten sie sich Abends nackt um einen überheizten Ofen; im Wahnsinn sprang dann wol Horch nackt auf die Straße. Die Genossen befleißigten sich eines Handwerks.[61]) Unstät umherschweifend, war Horch im Jahre 1702 auch in Niederdodeleben bei Petersen, in Amsterdam, in Wesel, wo Reitz später eine Privatschule errichtete und seine bändereiche „Geschichte der Wiedergeborenen" (Berleburg 1724—30) schrieb. Nach einer Strafpredigt gegen den Landgrafen von Hessen-Kassel, dessen Sünden er, im Tone der alten Propheten, ein zufälliges Unglück beimaß, zum Narrenhause nach Heina abgeführt, entsprang er unterwegs, lief bloßen Kopfs nach Berleburg und erlitt dann wieder in Eschwege einen heftigen Anfall der Krankheit. Sei es Befangenheit, Duldung oder Gleichgültigkeit, — die Fürsten behandelten ihn immer glimpflich, ja der Erbprinz Friedrich, der spätere keineswegs pietistische König von Schweden, besuchte ihn in seinem Elende zu Eschwege (1703). Hier brechen wir die Geschichte des Unglücklichen ab, weil sie in einen Complex — wir möchten sagen in einen Rattenkönig und Weichselzopf — verzweifelter Erscheinungen eingreift, die klärlich darthun,

welche monströse Gedankengespinnste der Wahnsinn aus Spener's schlichtem Ideenknäuel herauszerrte.[62])

Einer höhern Natur, sich selbst bewußter, obwol versenkt in das Gebiet einer Mystik, wo jeder, der vermessen ihm nachging, den Pfad verlor, war Gottfried Arnold. Sohn eines armen Schullehrers im erzgebirgischen Annaberg, im Jahre 1666 geboren, kümmerlich erzogen, schon als Knabe Informator, bildete er sich in Gera zum Studium vor, sammelte in Wittenberg gute Kenntnisse in Philologie, Geschichte und Theologie, fand als Hauslehrer in Dresden Gelegenheit (1689), dem frommen Kreise Spener's nahezutreten, verlor aber deshalb die Gunst seines Principals. Während eines vierjährigen Aufenthalts in Quedlinburg, jener düstern Stadt, in der aber Geistesleben nach verschiedenen Richtungen sich regte — Gabriel Wagner, der „Magister Realis de Vienna" prüfte eben dort den „europäischen Verstand durch die weltweise Geschichte" — schrieb Arnold sein berühmtes Buch: „Die erste Liebe, das ist wahre Abbildung der ersten Christen, nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben" (1696). Dieses Werk, mit erstaunlicher Belesenheit in den Kirchenvätern, Schriften der ältern Mystiker und mit der wärmsten christlichen Phantasie verfaßt, wirkte nachhaltig auf empfängliche Gemüther; während Dr. Horch seine äußere Ascetik ihm nachbildete, ließ Spener dasselbe nach Beendigung der Nachmittagspredigt im Bibliothekgemache zu St.-Nicolai seinen männlichen Zuhörern vorlesen.[63]) Aus eigenem Antriebe berief Landgraf Ernst Ludwig gleich darauf (1697) den bewunderten Darsteller der ersten Kirche als Professor der Geschichte nach Gießen; fortschreitend auf

der betretenen Bahn und durch sein Studium der Mystiker gleichgültiger, ja feindseliger gegen den herrschenden Lehrbegriff und die Gestaltung der Kirche gestimmt, gab der Unermüdliche schon im Jahre 1698 den ersten Folianten seiner berühmten „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" heraus und legte zugleich, aus Seelenverdruß und Widerwillen „gegen die Gräuel des Universitätswesens", seine Stelle freiwillig nieder. Unleugbar ist die Verwandtschaft dieser Kritik der Kirchenlehre und des Kirchenregiments mit Spener's früh kundgethaner Gleichgültigkeit gegen die Schuldogmatik und die Streittheologie; unleugbarer noch ihre Verbindung mit jenem ungesättigten Gelüste, welches, infolge des Indifferentismus, so unzählige Grübler aus jeder Gemeinschaft mit der Kirche trieb. Indem Arnold zum Erweise: „das wahre Christenthum habe von jeher außerhalb der herrschenden Kirchen sich befunden", mit großer Feinheit und Kunst als Geschichtschreiber die Lichtseite der Ketzereien hervorhob, überall durch historische Zeugnisse zu bekräftigen bemüht war, daß alle drei Kirchen Sammelplätze der Verderbniß, der Tyrannei und der Verkehrtheiten gewesen, deckte er das Schandgemälde der Geistlichkeit aller Jahrhunderte auf. Er veröffentlichte eine Schutzschrift für alle Schwärmer und Ketzer, welche in vielen Kreisen der vornehmen Welt die Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt beförderte, in einzelnen innere und äußere Auflösung des Kirchenverbandes zur Folge hatte und deshalb auch seinem Freunde Spener Misbilligung abnöthigte, wie sie anderseits Haß und Argwohn gegen die Lobredner stiller Herzenseinfalt und thätiger Religiosität verstärkte. Als Privatgelehrter in Quedlin-

burg durfte der Autor der Ketzergeschichte heftiger Anfeindung wegen seiner persönlichen Absonderung vom öffentlichen Gottesdienste nicht entgehen; er nahm deshalb schon im Jahre 1700 die Stelle eines Hofpredigers bei der verwitweten Herzogin von Sachsen-Eisenach zu Altstädt, einer sehr frommen Prinzessin von Würtemberg, an, begab sich im Jahre 1705 in preußische Dienste, erst als Pfarrer zu Werben in der Altmark, dann als Superintendent zu Perleberg (1707), mußte aber anfänglich von dem Königshause reformirten Bekenntnisses, das er glimpflicher als das Lutherthum behandelt, erfahren, wie ein noch härteres Regiment als das geschmähte klerikalische, nämlich das soldatische, die Herrschaft der Welt überkommen. Arnold starb, kaum 48 Jahr alt, im Mai 1714 aus gerechtem Aerger über Verletzung der Amtsehre und Verachtung der Kirche, als unter der Communion des Pfingstfestes brutale Unteroffiziere junge Burschen vom Altare in den Militairdienst wegschleppten. [64]) Von spätern mystischen Schriften hatte besonders sein — unergründliches — „Geheimniß der göttlichen Sophia" (1700) abenteuerliche Folgen, indem, Irrlichtern gleich, allerlei neue wunderliche Geister in schwachen Köpfen sich verfingen und festsetzten.

Mit überbietender Dreistigkeit und fast plumpem Ungestüm folgte dem Geleise zum berüchtigten Ziele Johann Konrad Dippel, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Christianus Democritus. Im Jahre 1673 auf dem Schlosse Frankenstein bei Darmstadt geboren, Sohn eines Predigers, schon in früher Jugend bei großen Fähigkeiten zweifelsüchtig, bezog er im Jahre 1689 die Universität Gießen. Aufgebläht durch vorzeitiges Lob,

ohne Geschmacksbildung und feinere Sitte, ehrgeizig und haderlustig, dabei doch im stillen Widerspruche mit seinem bessern Innern, schlug er sich in dem entbrannten Schulstreite erst auf die Seite der Orthodoxen, wetteiferte in Jugendtollheiten, sich als Antipietist zu zeigen, und kämpfte darüber nicht selten mit seinem Gewissen. Dippel's kecke Magisterdisputation (1693) de Nihilo verschaffte ihm nicht die gehoffte Beförderung; eine ausführliche Widerlegungsschrift gegen die Sektirer hatte das Schicksal, als Pfand in einem Gasthofe ungedruckt später vernichtet zu werden. In der Hoffnung auf Gönner am aufgeregten Hofe zu Darmstadt bewarb er sich um eine Professur zu Gießen, vergriff sich aber in der Wahl seines Disputationsgegenstandes: „Bestreitung des Vernunftvermögens zum Erkennen der Wahrheit", so merkwürdig, daß er weiter als je ein Pietist zu gehen schien, jedoch nichtsdestoweniger bei Hofe die Erlaubniß zur Abhaltung seines Kathederturnirs erwirkte. In Gegenwart des Landgrafen und vieler vornehmen Fremden erging sich das Gefecht mit großer Heftigkeit, raubte dem Herausfoderer aber jede Aussicht auf gelehrte Laufbahn an der heimischen Universität. Auch in Wittenberg, dem Sitze des Antipietismus, gewann er keine Freunde, so wenig als in dem behutsamen Strasburg, wo Spener heimliche Anhänger zählte. Wie stärkere, fähige, leidenschaftliche Naturen pflegen, erfuhr auch er plötzlich einen Umschlag. Seine lebendige Einbildungskraft trieb ihn in die Untiefen der Astrologie und Alchimie; dabei eiferte er auf der Kanzel in Strasburg gegen Sittenverfall, und ward wiederum als berüchtigter Raufbold das Gespräch des Tages. Schlimmes Gerücht, Schulden

und mörderische Studentengetümmel zwangen den Abenteurer zur heimlichen Flucht nach Darmstadt, wo er den Pietismus herrschend fand, und wol mehr infolge natürlicher Uebergänge, als angeblicher Heuchelei, ein erklärter Jünger Spener's ward. Allein die „Offenbarungsgabe", statt ihn zu befördern, raubte ihm auch die Aussicht auf eine reiche Heirath, und machte selbst den Landgrafen irre, welcher beifällig seine Predigten angehört; erst die Befreundung mit Arnold ermunterte ihn wiederum, die einmal betretene Straße als Befehder der Orthodoxie zu verfolgen. Dippel's Schrift vom Jahre 1698: „Das gestäupte Papstthum an den blinden Verfechtern der dürftigen Menschensatzungen in protestirender Kirch", die gröblichste Verspottung aller christlichen Religionswahrheiten und ihrer Quelle, dagegen die maßlose Apotheose „des innern Lichts und der unmittelbaren Offenbarung, welche noch jetzt jeden Menschen erleuchten könne", griff ebenso weit über Arnold's scharfe Kritik der herrschenden Lehrsysteme hinaus, als Arnold selbst den Grundgedanken Spener's über dessen Grenzen entwickelt hatte. Von beiden Parteien darum gehaßt, dürftig, irrte Dippel jetzt in der Wetterau, in der Umgegend von Gießen und Darmstadt bis 1704 umher; überall, unter Vornehmen und Geringen, zumal bei den Predigern, bei Horch, Reitz und andern, fand der Verfasser des „Gestäupten Papstthum" Herberge und offenes Gehör, wies jedoch aus Niederramstadt bei Darmstadt im Vorsommer 1704, fast mit Abscheu die Einladung zurück, der wahnwitzigen Gesellschaft in Schwarzenau, die wir bald kennen lernen werden, beizutreten.[65]) Auch die gräflichen Familien neigten sich, wiewol noch schüchtern,

dem verwegenen Apostel kirchlicher Unabhängigkeit und verschafften ihm in Tagen der Gefahr eine Freistätte selbst im fernen Thüringen. Der zufällige Fund alchimistischer Schriften bei einem Landprediger der Wetterau leitete den Gläubigen auf ein Gebiet, das mit dem abgearteten Pietismus nahe Grenze hat: den Stein der Weisen zu finden, das Goldmachen, das Aurum potabile, das Lebenselixir. Mit Vorschub gleich ihm betrogener Gönner — wir vermuthen der Grafen von Wittgenstein-Wittgenstein — laborirte der Adept, ein Landgut kaufend, im Großen, sah sich wie jene getäuscht, und suchte vor Gläubigern sein Heil auf einer Flucht, die ihn noch im Jahr 1704 zu Berlin in Verbindungen brachte, deren Schilderung, wie seines wechselvollen Lebens bis zum Todesmomente, unser Gegenstand später nöthig macht. [66])

Gleichwol bedurfte der Hof zu Darmstadt des „Steins" wie des „Balsams", hätte der „Adept" Dippel in seinem Vaterlande mehr gegolten als der Prophet. Nach dem Tode der trefflichen Mutter, Elisabeth Dorothea (starb 1709 zu Butzbach), trat manche nicht erfreuliche Aenderung ihres Sohnes ein. Seit dem Jahre 1705 verwitwet von Dorothea Christiana, Markgräfin von Brandenburg-Anspach, die ihm Nachkommen geboren, lebte der so fromm erzogene Ernst Ludwig in einer — wir wissen nicht ob „geistlichen" oder heimlichen — Ehe mit der geschiedenen oder untreuen Frau des kurbaierischen Generallieutenants Franz Christoph Grafen von Seibelsdorf, einer geborenen von Spiegel. Der rechtmäßige Gatte der Dame, „welche jederzeit beim Landgrafen in besonderer Gunst und Hochachtung gestan-

den, aber den frühern Namen niemals abgelegt", starb erst im Jahre 1725 zu Strasburg; von ihren beiden Söhnen endete der ältere im Jahre 1739 zu Wien als Oberstlieutenant eines kölnischen Regiments durch einen Pistolenschuß von unbekannter Hand; ihre zwei Töchter vom Landgrafen erhielten als Gräfinnen von Eppstein eine standesmäßige Erziehung. Duldsamen Zeitgenossen erschien so ungeregeltes Leben am Enkel des frommen Ernst um so anstößiger; mit rührender Discretion schrieb Johann George Keyßler im Jahre 1731 seinem gräflichen Correspondenten: „Der Zustand des fürstlich darmstädtischen Hofes ist meinem Herrn bewußt, und habe ich also nicht nöthig, mich mit Nachrichten, welche man nicht gern bekannt gemacht sieht, aufzuhalten. Die Gräfin von Seibelsdorf ist noch hier." Ernst Ludwig's glänzender Hofstaat, seine Jagdliebhaberei, welche kaum in den überreichen Wildbahnen seines Landes Genügen fand, die neue Lustbarkeit der Oper, Antheil an den Reichskriegen zerrütteten seine Finanzen; das darmstädtische Geld blieb als geringhaltig verrufen, so fleißig der Fürst laborirte, so ernst der Kaiser mahnte. Als das Residenzschloß im Jahr 1717 abbrannte, lag der prächtiger begonnene Bau viele Jahre unvollendet, während der alternde Herr sich in die Stille eines kleinen Hauses am Markte mit seiner Freundin verschloß. Unter solchen Verhältnissen erkaltete die frühere Neigung zu theologischen Dingen, die noch im Jahre 1699 den Landgrafen vermocht hatte, den Waldensern eine Zuflucht zu bereiten. Aus dem Vorwurf einer fremden Regierung gegen die Universität Gießen, welche ihrer Farbe treu verharrte, geht sogar hervor, daß um 1711 der Hof zu Darmstadt

feindlich gegen den Pietismus gestimmt war. Erst am Lebensabende Ernst Ludwig's erwachte wiederum das religiöse Bedürfniß, wie zu erzählen wir noch Anlaß finden werden. [67])

Nicht allein reiner, sondern auch dauernder entfaltete das „erweckte" Leben sich in den nächsten Grafenhäusern und erstarkte durch Wechselheirathen, wie zuvörderst Isenburgs und Solms. Johann Philipp zu Offenbach gewährte Gewissensbedrängten seinen Schutz bis an seinen Tod im Jahre 1718, jedoch nicht ohne Verdacht, besonders den Chiliasmus zu hegen, dem ja auch noch sterbend Spener Zeugniß gegeben. Sein Landesantheil fiel darauf an Wolfgang Ernst von Birstein, welcher seinem Vater Wilhelm Moritz im Jahre 1711 gefolgt war. Hervorleuchtender durch Duldsamkeit war Ernst Kasimir zu Büdingen; geboren 1687, im Jahre 1693 verwaiset, studirte er unter Francke in Halle, übernahm nach dem Tode seines ältern Bruders im Jahre 1708 die Herrschaft, und überraschte, im Sinne seiner Bildner, die deutsche Welt durch eine Handlung, welche dem Westfälischen Frieden erst die volle Bedeutung gab. — Graf Ferdinand Maximilian der Jüngere, auf Wächtersbach, einige Jahre jünger, regierend seit 1703, brachte ähnliche Grundsätze von der Universität Gießen, sodaß Land Isenburg ein halbes Jahrhundert hindurch müden Seelen unverkümmerte Ruhe winkte, freilich gegen ein mäßiges Anerkennungsgeld, das die Heimatlosen jedoch willig zahlten. Aber auch den Schein finanzieller Berechnung mied das Geschlecht Benigna's von Solms-Laubach zu Wildenfels, jener ältesten Verehrerin des Pfarrherrn von Frankfurt. Früh als Witwe mit vielen Kindern zurückgelassen (1696),

sah sie ihren ältesten Sohn Friedrich Ernst einer ehrenvollen Laufbahn folgen, und fand für ihre Tochter, Erdmuth Benigna, den geeigneten Lebensgefährten, indem sie dieselbe im Jahre 1694 mit Heinrich X. Reuß, Grafen und Herrn zu Plauen auf Ebersdorf, vermählte, jene Stammutter eines frommen Geschlechts, welches zu Herrnhut in die nächste Verbindung trat. Gräfin Benigna, ununterbrochen im Verkehr mit dem entfernten Seelenfreunde, nicht ohne fruchtbare Beziehungen mit ihrem Großneffen, dem Grafen von Promnitz, starb, 54 Jahr alt, schon im Jahr 1702, worauf die Landvoigtin von Gersdorf liebevoll ihre Stelle bei den zwar mündigen, aber der Leitung gewöhnten Töchtern vertrat. Gleichwohl mußte das Beispiel „geistlicher" Ehen, welches um den Anfang des Jahrhunderts in den sonst vorurtheilvollsten Häusern fast ansteckend sich verbreitete, auch auf Laubach Nachahmung finden: Gräfin Magdalena Wilhelmine gesellte sich als Gattin im Jahre 1705 einem Herzensfreunde, Johann Samuel Plönies, laubachischem Hofrathe, also wenigstens keinem der vertriebenen Prediger, von denen die Wetterau voll war.

Noch zur Zeit ohne so weltlich anstößige Vorgänge waltete mit ihrem Gemahl die Fürstin von Geudern, vermählt im Jahre 1683, die Mutter von 24 Nachkommen, deren ein Theil jedoch in erster Kindheit starb. Als Stolz des Hauses und das edelste Abbild der Mutter erwuchs Christian Ernest, geboren 1691; seine Schwester, Christiane Eleonore, ward schon im Jahre 1708 dem Grafen Ernst Kasimir von Isenburg-Büdingen vermählt, und half dem gleichgesinnten Gatten unermüdlich in Werken der Duldung und Liebe. Erst nach des

Vaters Tode (1710), der Erbtheilung und dem Heimfall eines alten schönen Besitzthums traf Christian Ernest mit der Fürstin Beirath eine Wahl, deren Eigenthümlichkeit uns erst klar werden wird, wenn wir das Haus Leiningen-Westerburg in seiner Umgestaltung betrachtet haben.

Graf Georg Wilhelm v. Leiningen-Westerburg, dessen Kindersegen bei schmalem Erbe wir kennen, starb im Jahre 1695, nachdem der älteste seiner Söhne, Johann Anton, Reichskammergerichtspräsident, im Jahre 1692 Christiane Luise, die Tochter Friedrich Wilhelm's, Grafen von Wittgenstein in Vallendar, geheirathet hatte. Zwar verlautete es, als habe seine erste Braut, eine geborene Gräfin von Oettingen und Witwe eines Grafen von Hohenlohe, dem Verlobten ihr Gesammtvermögen vermacht; allein die Umstände der Familie zeugen keineswegs von Ueberfluß an irdischem Gute. Als Johann Anton im Jahre 1698 starb, kehrte seine Witwe in das beengte Vaterhaus zurück, gerieth im Wittgensteinschen in Gesellschaft der abenteuerlichsten Schwärmer und zog sich dann mit ihrer einzigen Tochter, Sophie Charlotte, geboren im Jahre 1695, unter eigenthümlichen Seelenzuständen, welche gleichwol ein so heiliges, musterhaftes und irdisch-glückliches Eheband vorbereiteten, das ihr in Wernigerode zu theil ward, in die Stille des Privatlebens nach Holland zurück. Ein Schritt der nicht eben mehr jungen Witwe des Reichskammergerichtspräsidenten, ihre ganz unebenbürtige zweite Heirath, war gewiß eine schwere Prüfung christlicher Duldung für die alte Fürstin von Geudern, und doch kein Hinderniß einer innigen Verbindung der beiderseitigen Kinder.

Johann Anton's Bruder, Christoph Christian, hatte zeitig ein besseres Geschick, als der Westerwald ihm verhieß, an fremden Höfen gesucht, und lebte in freiwilliger Trennung von seiner Gemahlin, Juliane Elisabeth, des armen Grafen von der Lippe-Bisterfeld, Jobst Hermann's, Tochter, mit welcher er sich im Jahre 1678 vermählt. Während Christoph Christian als Oberst am prächtigen Hofe Friedrich's II. von Gotha eine Rolle spielte, war seine Gattin, die Mutter Georg Hermann's, geboren 1679, und zweier andern Söhne, der Armuth und angeborenen oder anerzogenen religiösen Schwärmerei in Gesellschaft eines gleich verirrten Bruders preisgegeben. Zwar zerfiel das Erbe von Leiningen-Westerburg seit 1694 nur in zwei Stämme, den Christophischen und den Georgischen, deren älterer, mit dem jüngern Städte, Schlösser und Dörfer theilend, in Westerburg selbst nur Besitzer des Drittels, seine eigentliche besondere Hofstätte in Grünstadt hatte, während die Georgische beständig in dem Städtchen Westerburg residirte; aber die Einkünfte, belastet mit der Erhaltung vieler weiblicher und anderer Seitenverwandten, waren sehr gering. Die ganze Herrschaft Schadeck an der Lahn, obenein Witwensitz, warf nur 1000 Gulden jährlich ab. So unbefriedigt mit dem Irdischen, suchten die erregten Seelen geistigen Trost, lasen mit Gier die Bücher Petersen's, Arnold's, Horch's, Dippel's, horchten in häuslichen Versammlungen der Lehre fanatischer Gastprediger, und geriethen endlich in den Zauberkreis des berüchtigten Hochmann von Hochenau.

Wir nähern uns jetzt dem verhängnißvollen Boden von Wittgenstein, wo alle Irrwege unstäter Prediger

sich durchkreuzten. Ludwig Franz zu Berleburg war im Jahre 1694 gestorben, und ihm Kasimir, geboren 1687, als noch unmündig, gefolgt; ihn leitete zu mildem religiösen Ernst seine Mutter, die Sorge für drei Töchter und noch zwei jüngere Söhne übernehmend. In Wittgenstein war seinem Vater Gustav im Jahre 1700 Heinrich Albrecht gefolgt, seit 1694 mit der Schwester Juliana Elisabeth's von Lippe-Biesterfeld vermählt. Wol schon vor der Einziehung jenes Antheils an der Grafschaft Hohnstein durch Kurfürst Friedrich III. (1699), welcher dem Grafen August, dem Bruder Heinrich Albrecht's, 100,000 Thaler dafür bezahlte und noch andere 20,000 Thaler, die ersterer seinem Vater Gustav zur Schuldenabbürdung vorgeschossen, war August, mit Concordia, der Tochter seines Vetters Friedrich Wilhelm zu Vallendar und Schwester der Witwe Johann Anton's von Leiningen-Westerburg, des Reichskammergerichtspräsidenten, vermählt, an den glänzenden Hof des Kurfürsten Friedrich III. gekommen und hatte nach dem Falle Danckelmann's, in Verbindung mit dem neuen Grafen Kolb von Wartenberg sich so geltend gemacht, daß er im Jahre 1702 die Würde des Oberst-Hofmarschalls und im Jahre 1703 den Orden des schwarzen Adlers erhielt. Das steigende Ansehen des geschmeidigen Hofmanns, der bei dem heimatlichen Anstrich von Frömmigkeit vor allem verstand, durch Prachtliebe der neuen Krone Ehre zu machen, erleichterte jedoch nicht die bedrängte Lage des regierenden gräflichen Bruders, sodaß dieser, nach dem Beispiele benachbarter Herren, die Duldung ausgewiesener Separatisten und Schwärmer vom Kameralstandpunkte allein auffaßte und öde Jagdschlösser, Meierhöfe im wüsten Walde

bemittelten geistlichen Abenteurern, verjagten Predigern gegen Schutzgeld und baare Vorschüsse einräumte. So mehrten sich die Renten des gräflichen Paars und erwuchs den vier ledigen, nicht mehr jungen Schwestern, Amalia, Anna Sophia, Henriette und Magdalena Luisa, ihrer Muhme Anna Augusta von Vallendar, welche, ohne Ältern, auf Schloß Wittgenstein sich aufhielt, Unterhaltung, aber auch Anlaß zu anstößigen Seelenbündnissen. Schon im Anfang des Jahrhunderts war so seltsames Treiben im Wittgensteinischen, daß die Feinde des Pietismus überall ausſprengen durften: im Wittgensteinischen und am Rhein entsagten vornehme Standespersonen aus Frömmigkeit ihren Aemtern, liefen die Gräfinnen von ihren Männern, um geistliche Ehen mit exulirten Predigern einzugehen, in Waldhütten (Eremitagen) zu wohnen, auf den Stein der Weisen zu laboriren; die Wälder seien voll von Lauben und Höhlen, in welchen die geistlichen Eheleute, die Mannspersonen in langen Bärten, nach Vorgange Horch's und dem Muster der ersten Christen Arnold's, miteinander hausten [68]). Mochten solche Gerüchte auch in Bezug auf die Gräfinnen übertrieben sein, so steht doch fest, daß Amalia einen bürgerlichen Separatisten heirathete, Anna Sophia mit einem Bürgerlichen, Namens Kastell, sich vereinigte, die jüngste Schwester, Magdalena Luisa einem Advocaten und Secretair ihres Bruders, des regierenden Grafen, ihre Hand reichte. Das grelle Bild der Aufgelöstheit aller Sitte und Gesellschaftsordnung im Wittgensteinischen, und noch Widerwärtigeres, wird uns das Jahr 1703—5 aufrollen, sobald wir noch einige Hauptpersonen des Dramas verrückter Schwärmerei herbeigeführt haben.

Wir müssen einen Sprung aus dem oberrheinischen Kreise nach der „rothen Erde", Westfalen, thun, um die wichtigen Häuser Waldeck und Lippe kennen zu lernen, deren Familienchronik uns näher angeht als ihre Staats- und Landesgeschichte. Den ältern Genealogen nach abstammend [69]) von Wittekind von Schwalenberg, Voigt des neuen Stifts Paderborn in Karl's des Großen Tagen, werden die Waldecke in den Turnierfabeln früh genannt, dienten den fränkischen und schwäbischen Kaisern mit Ehren und spalteten zeitig sich in mehre Linien, von denen Philipp Graf von Spiegelberg-Pyrmont, bei St.-Quentin für Philipp II. von Spanien fallend, die eine beschloß, jene anmuthige Grafschaft Pyrmont aber dem Hause entfremdete, bis sie spät, nach heftigen Kämpfen mit dem Bischofe von Paderborn, wieder an Waldeck gelangte. Tapferkeit und altdeutscher Biedersinn war ein Erbe des Hauses, zumal im Jahrhunderte der Reformation; Graf Philipp II., der Bruder [70]) Friedrich's, des Bischofs von Münster, dem die Wiedertäufer so sorgenvolle Regierung bereiteten, erwies die eine Eigenschaft unter Maximilian's I., Karl's V. und vieler deutscher Kriegsfürsten Fahnen, die andere zum großen Lobe gegen die „zeitig brennende Nessel", Götz von Berlichingen, wie zur Schilderung des sittlichen Gepräges unserer Grafen hier seine Stelle finden mag. Als der eigensinnige, rechthaberische Tollkopf aus Franken im Jahre 1515 wegen der „Lappen", eines geringen Ackers seiner „armen Leute" zu Haimstatt, mit dem Stifte Mainz in jene Fehde kam, aus welcher er, „Feind dessen, der nicht sein Freund war", einen Knäuel von Gewaltthaten ungestraft herauswickelte, fügte es sich, daß „Einhand" im Frühling 1516, nach Ver-

wahrlosung groſser Anschläge durch liederliche „heillose" Leute, ein offenes Haus (wahrscheinlich Battenberg an der Eder) zu besichtigen, nach Westfalen ritt. Eben hatte er dort nach „Christengebür" am Palmsonntage das „Amt" gehört, als ihm seine „Enthalter" (die westfälischen Junker, Inhaber des Raubnestes) mittheilten, Graf Philipp der Alte von Waldeck lasse ihn warnen, wider Stift Mainz von Schloß Battenberg aus „etwas zu handeln", da er (Graf) dem Heiligen Stuhle also verwandt wäre, daß er solches nicht leiden dürfe; darum möge Götz Brandschatzung und Gefangene ledig geben, und wolle er sich ihm als Feind erklärt haben. Von Natur hochherzig, aber durch die rohen Vorstellungen der Zeit und durch Leidenschaftlichkeit verdorben, lobte zwar der fränkische Ritter, welcher die Verpflichtung Waldeck's zum Stuhle von Mainz nicht kannte, des alten Herrn Redlichkeit, aber nichtsdestoweniger machte er ungroßmüthig Kundschaft über ihn und erfuhr, daß der Kränkliche vom Wildbade Wildungen nach Jülich zu seinen Sippen ziehen wolle. Da lauerte er denn in der Dämmerung des 11. April 1516 dem ungewarnt Reisenden mit seinen „feinen, frommen Knechten" im Sentfelder Walde zwischen den Klöstern Haina und Dalheim in Hessen so wachsam auf, und diese angewiesen, sich nur an den Alten zu „nesteln", ihn nicht zu verwunden, „kuppelten" sich dermaßen an ihn, daß derselbe sich gefangen geben mußte. Auf den barschen Vorwurf des Franken, weshalb er sich ihm als Feind erklärt? erwiderte der Gefangene: „Ist's nicht besser, Götz von Berlichingen, ich hab's euch gesagt, dann ich geschwiegen hätte?" Beschämt antwortete der Weglagerer: „Herr, habt ihr es aus

Redlichkeit gethan, so werdet ihr es mehr genießen denn entgelten." Aber der Anfall von Edelmuth dauerte nicht lange; Götz schleppte seinen Gefangenen, dessen Reiter in der Nacht loslassend, ihm gleichgültig, wessen Boden und Geleit war, durch zwölf Herren Länder „an den Ort, da er hingehört", d. h. auf irgend eine Burg am Mainstrom. Der andächtige, „Christengebür" nach, kein Hochamt versäumende Räuber hatte beim „Angange" in der Morgenfrühe vor der Heldenthat echt germanisch-heidnisch des besten Erfolgs sich getröstet; denn zum Wahrzeichen fielen — ein Schäfer hütete am Wege — eben fünf Wölfe in die Schafe und griffen auch an. Götz hatte, solches gern sehend, den Wölfen zugerufen: „Glück zu, lieben Gesellen, Glück zu überall". [71])

Lange Monate saß der Alte, der Klagen seines Sohnes ungeachtet, in Gefangenschaft; gute Freunde des Erzbischofs Albrecht Markgrafen von Brandenburg schlossen in der Sühnung, August 1516, die Sache „ihres lieben Oheims und Vettern" von Waldeck aus, und nur gegen 8500 Dukaten (nach Götz' großmüthiger Berechnung hat der Gefangene „seiner Redlichkeit halber, es um 20,000 Gulden genossen"!) wurde Graf Philipp mit „zerrissenem Rocke und kaum halb bekleidet" nach Koburg entlassen. Als der Sohn mit weinenden Augen den Vater anblickte, stellte ihm dieser tapfern Gemüths vor, wie in einer so unbeständigen Welt einem weisen Mann nichts Unvermuthetes schmerzen müsse. Darauf schaffte jener dem Erlösten anständige Kleider und geleitete ihn nicht ohne Gefahr nach Paderborn. Graf Philipp II. starb, 72 Jahr alt, im Jahre 1525.

Philipp's II. Enkel, Volrath II. und Johann der Fromme, stifteten wiederum Linien von Eisenberg und

Wildungen (Arolsen), deren letzte im Jahre 1597 erlosch, worauf die Söhne des Erstern von neuem in dieselben Zweige sich spalteten. Aus der Eisenbergischen Linie sahen wir Christian Ludwig mit der Enkelin Agatha's von Rappoltstein, Anna Elisabeth, sich vermählen und frommen Segen, nicht aber das Erbgut von den Vogesen, seinem Geschlechte erwerben. Sein Bruder Josias fiel als Feldherr Venedigs im Jahre 1669 bei der Vertheidigung von Kandia gegen die Türken, wie sein Marmorgrab im Chore der Kirche zu Niederwildungen, ein Gedächtnißmal der dankbaren Signoria, bezeugt. Aus der Wildungenschen stammt der gefeierte Held Georg Friedrich, Generalfeldmarschall des Deutschen Reichs und der Vereinigten Niederlande, vom Kaiser im Jahre 1682 zum Reichsfürsten erhoben und von der niederländischen Republik gleichfalls durch ein Prachtepitaphium in der Kirche zu Korbach geehrt. Tief in die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs verflochten, zumal wegen der Ansprüche auf Pyrmont, erlitt das Land Waldeck unsagliche Drangsale. Schloß Pyrmont, jetzt so heiter zwischen hohen Bäumen, obwol mit martialischer Stirn, versteckt, sank unter furchtbaren Belagerungen in Trümmer. In Arolsen feierte mit wilder soldatischer Hast Johann Banér, Sklave sinnlicher Romantik in Mitte der Kriegsgefahren, sein Beilager mit der schönen Markgräfin von Baden (September 1640)[72]), einer Tante des spätern Feldmarschalls Georg Ludwig. Daß, angefeindet von mächtigen Nachbarn, im Westfälischen Frieden die Grafschaft Waldeck dennoch unverkürzt hervorging, glaubte der fromme Sohn allein dem fleißigen Gebete seiner Mutter Anna von Baden, und des Hauses Be-

harrlichkeit bei der rechten Lehre zuschreiben zu dürfen. Der Held Georg Ludwig, mit welchem im Jahre 1692 das reichsfürstliche Waldeck wieder erlosch, war überhaupt ein ernster, religiöser, kluger Herr, wie die testamentlichen „Maximen, so meinem Hause nöthig und nützlich erachte, die Religion betreffend“ [73]), erweisen. Dem Bekenntnisse Luther's treu, empfahl er besonders auch zum weltlichen Nutzen, sich auf Gustav Adolf's Errungenschaft berufend, kirchliche Standhaftigkeit, ferner gute Aufsicht in Kirchen und Schulen; „die Hofprediger allein sollten die Pflicht der Obrigkeit gegen die Unterthanen vorstellen“, die andern Pfarrer „nichts als vom Gehorsam singen und sagen“. Christian Ludwig, geboren 1635, einigte wiederum den Besitz beider Linien, und vermählte sich nach dem Tode der rechtmäßigen Erbin von Rappoltstein, die ihm 14 Kinder geboren, im Jahre 1678 mit Johanna, Tochter des Grafen Johann von Nassau-Idstein, die ihn mit Söhnen und Töchtern beschenkte und die fromme Sinnesart erneuerte, welche ihre Vorgängerin eingepflanzt hatte. Hof und Volk in Waldeck, einem echt deutschen Lande, in welchem fränkische und sassische Mundart sich berühren, neigte sich von Natur zur Beschaulichkeit; die thätigen Bewohner des rauhen Berglandes, in welchem uralte Sagen lebten, der Wunderglaube nie erlosch, pflegten mit verstärktem religiösen Bedürfnisse und neuen Gedanken aus der Fremde, wohin heimatliche Arbeitlosigkeit die Dürftigen trieb, zurückzukehren; hier war nur Vergünstigung von oben nöthig, um zahlreiche Seelen zu „erwecken“. Doch scheint selbst der Gemahl der Erbin von Rappoltstein dem nicht geneigt gewesen zu

sein, wie Ereignisse des Jahres 1699 kundgeben. Anton Wilhelm Böhm, Sohn eines Predigers bei Pyrmont, geboren 1673, hatte in Halle die herrschenden Grundsätze eingesogen, und säumte nicht, als er im Jahre 1698 Lehrer der beiden jungen Gräfinnen, der ältesten Töchter Christian Ludwig's, wurde, sie in halliſcher Weiſe zu unterrichten und am Hofe Betstunden zu halten. Des eifrigen Candidaten Ausfälle gegen den Predigerberuf, die offene Beschuldigung, „in der ganzen Grafschaft seien nicht vier rechtschaffene Geistliche", erzürnten den Superintendenten; vor den Gestrengen geladen, beharrte Böhm bei seiner systematisch erlernten Theologie, schalt die Orthodoxen, verwarf die Symbolischen Bücher, die Taufe als Mittel der Wiedergeburt, den Genuß des Abendmahls mit Unwürdigen; „der Teufel lehre durch den Mund der heutigen Professoren". Wegen so unerhörter Lästerungen ward Böhm entlassen, ging noch auf einige Jahre wieder nach Halle an das Waisenhaus und erhielt, durch Francke's Verbindung, im Jahre 1701 eine Stelle als Religionslehrer deutscher Familien in London. Insgeheim vom waldeckischen Hofe bei seiner kümmerlichen Lage unterstützt, ward Böhm später dem Prinzen Georg von Dänemark, Gemahl der Königin Anna, gerühmt und dessen Hofprediger, auch bei der Königin Witwe (1708) wohlgelitten. Georg I. bestätigte den deutschen Pietisten als Hofprediger, in welcher Stellung Böhm bis an seinen Tod (1722) verharrte, eine erwärmte Religiosität unter den Deutschen in London, wenn auch nicht gerade am Hofe, durch Predigt und Schriften nährte; — eine rühmende Grafschrift zeugt von seinem Wirken. [74])

Aber auch der Boden von Waldeck trug nach

Christian Ludwig's Tode (1706) und nachdem Friedrich Anton Ulrich, geboren 1676, zur Schlichtung des Erbhaders mit Pfalz-Birkenfeld wegen Rappoltsteins die Tochter Christian's II., Luise, im Jahre 1700 geheirathet hatte, einige Frucht, wiewol unter Stürmen, welche durch ganz Deutschland vernommen wurden. Des regierenden Fürsten Halbbruder, Heinrich Georg, studirte schon im Jahre 1702 in Halle, und verstärkte später durch Heirath mit einer Gräfin von der frömmsten preußischen Linie der Dohna die stille Gemeine in Korbach und Arolsen, welche in Pyrmont zu „Anton Reiser's" Tagen als trübseliger Quietismus verkümmerte.

Weniger charakteristisch, aber mannichfaltig und widerspruchsvoll genug, gestaltete sich die Hausgeschichte der Grafen und Edlen Herren zur Lippe, alt-herrlichen Ursprungs auf echt germanischem Grunde, wenn irgend einer. Da es unsere Aufgabe nicht ist, zu melden, wie jenes Bruchstück oder Gemisch amsibarischer, dulgibinischer oder altsassischer Bevölkerung auf dem Teutoburgerwald, am Osning, an der Werra, Emmer und Lippe, die Bewohner von Thiatmelli, Skidersburg, Harminsburg und der Senne, zu einer Herrschaft erwuchsen, oder wie um die lippische einfache fünfblättrige Rose die Wappen von Schwalenburg, Sternberg, Schauenburg als reiches Schild sich gruppirten, so nennen wir nur die denkwürdigsten Vorfahren, und fassen die Familienchronik der Grafen erst beim Stifter der noch bestehenden Linien auf. Von den Urahnen zeichneten sich besonders aus: Bernhard, Heinrich's des Löwen treuester Lehnsmann und Schicksalsgenosse, der Erbauer von Lippstadt, von dessen Gebahren an Kaiser und Reich viel Anmuthiges sich erzählen ließe:

müde des Kampfs um weltliche Dinge, nahm er Urlaub von Hedwig, seiner Hausfrau (nach 1190), zog als Kreuzfahrer nach Livland, und starb, erst Mönch, dann Abt zu Dünamünde, endlich Bischof, heilig verehrt, auf der Insel Oesel im Jahre 1220. Den Ruhm des Geschlechts erneuerte Bernhard „der Krieger" in der Soester Fehde (1444 — 49); sein gleichnamiger Sohn wurde aus Liebe zu einem Fräulein, die zu ehelichen die Stände ihm nicht erlaubten, Domherr und starb schon 1513 als Stammvater der nur adeligen Herren von der Lippe. Sein Bruder Simon V. (starb 1535) verfolgte heftig die neue Lehre; dessen Sohn, Bernhard VIII., dagegen begünstigte den Protestantismus [75]). Simon VI. theilte testamentlich seinen Besitz, mit Bevorzugung des ältesten, unter seine Söhne, von denen Simon VII., der „Dicke" oder „Reiche", nach des Vaters Tode 1613, den Detmoldischen Hauptzweig (starb 1627), Otto die 1709 erloschene Brakische Linie, Philipp (starb 1681) die Alverdissensche gründete. Diese Herren scheinen nicht gar bedeutend, processirten gern beim Reichskammergericht und vor dem Reichshofrath, und erwarben, obwol sämmtlich Glieder der Fruchtbringenden Gesellschaft, kein merkliches Verdienst um die „teutsche Heldensprache". Philipp, der Erbe seiner Schwester Elisabeth, der Mutter des letzten gefürsteten Grafen von Schauenburg, Otto, welcher, nach einem berüchtigten Zechgelage mit Banér, im November 1640 zu Hildesheim, wol nicht dem Gifte, sondern „der Saufkrankheit" erlag [76]), war so glücklich, durch den Westfälischen Frieden einen schönen Theil jenes Landes sich zu sichern, und entlehnte von seiner Residenz, dem anmuthigen Schlosse Bückeburg, den Titel Lippe-

Schauenburg-Bückeburg. Ihm folgte Friedrich Christian, geboren 1655, und vermählte sich, wie wir noch erwähnen werden, im Jahre 1691 mit einer Gräfin von Hohenlohe-Langenburg; sein Bruder Philipp Ernest empfing zum Antheil Alverdissen. Graf Simon's VII. von Lippe-Detmold (starb 1627) jüngerer Sohn, Jobst Hermann, mit dem Bruder theilend, schlug seinen Sitz in der Grafschaft Schwalenburg auf und baute sich ein Schloß bei einem Gute unerfreulichen, verhängnißvollen Namens, Bisterfeld, nach welchem seine Linie sich unterschied. Der Name lautet auch Düsterfeld in gleicher Bedeutung; plattdeutsch heißt „bister" irrig, verworren, dunkel, „verbüstern", sich verirren; wahrscheinlich stand das alte Jagdhaus im unwegsamen Walde. Wie das Omen nach Jobst Hermann's Tode (1678) von seinen 20 Kindern, die ihm die sain-wittgensteinische Gemahlin gebar, an Rudolf Ferdinand, geboren 1671, und Juliana Elisabeth, geboren 1656 und mit Christoph Christian von Leiningen-Westerburg zu Grünstadt verheirathet, sich erfüllte, bleibt der Erzählung vorbehalten.

Heiterer gestalteten sich die Verhältnisse im freundlichen Schlosse Detmold, dessen mächtiger runder Thurm, die angefügten Höfe und Flügel der verschiedensten Bauarten überragend, noch jetzt die frühere Bestimmung des Ganzen bezeugt. Simon's des Dicken jüngster Sohn erster Ehe, Hermann Adolf (starb im Jahre 1666), hinterließ als Haupt des zahlreichen Stammes Simon Heinrich, geboren 1648, welchem eine reiche und gesegnete Ehe zu theil ward. Die neuen Beziehungen des Hauses Detmold zu verstehen, müssen wir, um nicht einen merkwürdigen Ast der Burggrafen zu Dohna, den wir

„den westlichen" oder „hugenottischen" nennen möchten, vom preußischen Stamme loszulösen, hier die Geschichte des Gesammtgeschlechts einschalten.

Sollen wir den Träumen älterer Genealogie folgen[77]), so siedelte schon Karl der Große einen Aloysius de Urpach an der Mittelelbe an, dort wo sie durch das böhmische Gebirge bricht und noch die Trümmer der Burg Dohna erblickt werden. Sicherer ist die böhmische Heimat, aus welcher stammend, unter wechselnd deutscher und czechischer Herrschaft, ein fehdelustiges Rittergeschlecht unweit Pirna das Schloß Dohna (auch Donyn genannt) erbaute und schon im Jahre 1107 urkundlich ward. Nach langen, unzuverlässigen Generationsfolgen hausten zu Anfange des 13. Jahrhunderts auf Dohna, Königstein und Wesenstein die Gevettern und Brüder Heide, John, Otto, Jeschke (Johann) und Maul (?) als Burggrafen unter Lehnsherrlichkeit der Bischöfe zu Meißen, trieben es aber so arg, daß sie darüber zu Grunde gingen. Der Nachbaradel pflegte alljährlich um Martini auf dem Rathhause der Altstadt Dresden den „Adelstanz" zu feiern, bei welchem Anlaß im Jahre 1401 Burggraf Jeschke mit der Frau Rützschel's (Rudolf's) von Körbitz auf Meusegast so vertraut sich geberdete, daß der empfindliche Ehemann ihm ein Bein unterschlug, was jener mit einer Maulschelle vergalt. So entbrannte denn eine heftige Fehde, in deren Folge der ältere Burggraf Otto von dem Beleidigten gefangen ward, Jeschke auf einen Thurm sich rettete und zur höchsten Beschädigung des Landes mit Raub, Brand und Mord den Kampf fortsetzte. Das Einschreiten des Landesherrn, Wilhelm des Einäugigen, Markgrafen von Meißen,

fruchtete nicht, bis, nachdem auch die andern Glieder des wilden Geschlechts gefallen, jener Ernst brauchte, den friedlosen Jeschke aus seinem Schlosse Dohna auf den Königstein trieb, auch von dort verscheuchte und im Jahre 1402 oder 1403 die starken Raubschlösser zerstörte [78]). Der Ausgewichene suchte Beistand in Ofen bei Sigismund, Könige von Böhmen und Ungarn, ward aber als Landfriedensbrecher angeklagt und enthauptet. Als es so böse mit den Burggrafen in ihrer meißnischen Heimat endete, waren längst Abzweigungen in Schlesien erblüht, so schon seit dem Jahre 1307 der Stamm Nicolaus' auf Alt-Guhrau bei Glogau. Aus Schlesien zog Stanislaus von Dohna, wie schon früher andere tapfere Sippen, nach Preußen in den Kampf des Deutschen Ordens, erwarb schöne Güter in dem heutigen Kreise von Mohrungen (um Deutschendorf) und ward Ahnherr des preußischen Hauses. Sein Bruder Christopher pflanzte den Zweig in Schlesien auf Kraschen fort, welcher besonders durch Abraham (starb 1613) an Reichthum gewann, jenen späten katholisch-eifrigen Pilger ins Heilige Land und Stifter des Familienfideicommisses der Standesherrschaft Wartenberg. Der Sohn desselben, Karl Hannibal, gleichfalls katholisch, spielte als Feldherr, Diplomat und Landvoigt der Oberlausitz während der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Kriegs eine glänzende Rolle; gepriesen als Freund der Künste und Wissenschaften und als Mäcen Martin Opitz's von Bobersfeld, starb er im Jahre 1633; erst mit seinem Enkel gleichen Namens erlosch im Jahre 1711 die reiche, schlesische Linie.

Inzwischen hatten die preußischen Dohnas sich auf die Höhe des bewegtesten Lebens geschwungen. Peter, Stanis-

laus' Sohn auf Mohrungen und Karwinden, in zweiter Ehe mit Katharina von Zemen, des Palatins von Marienburg Tochter, vermählt, sah acht männliche Sprößlinge heranwachsen, deren ältester, Achatius, zu Wittenberg studirte, gegen die Türken focht, in Gesandtschaften sich hervorthat und als Stammvater des gesammten zahlreichen, in Ländern deutscher sowie undeutscher Zunge berühmten, Geschlechts im Jahre 1601 in Preußen starb. Auch seine Brüder hatte Gesinnung und Thatendrang während der großen europäischen Spaltung zwischen den katholischen Mächten, deren politisches Haupt Spanien, und den protestantischen unter Englands, der Kurpfalz und der niederländischen Freistaaten Hegemonie, aus der engen preußischen Heimat getrieben. Abraham, Waffenbruder des Admirals Coligny, starb, verwundet in der Schlacht bei Moncontour, im fernen Tarascon (1569); Heinrich, Christopher, Friedrich und Johann erlangten als Feldherren, Minister der mächtigsten Könige, Polens, Dänemarks, Frankreichs, bei Kurpfalz, in Holstein, auch als Gönner der Wissenschaften, hohe Ehren oder frühen Tod auf entfernten Schlachtfeldern. Eine europäische Berühmtheit erwarb, obwol unglücklich als Kriegsmann, der jüngste, Fabian der Aeltere zum Unterschied seines Neffen genannt, geboren im Jahre 1550. Gelehrt und ritterlich am Hofe Albert's, des ersten Herzogs von Preußen, erzogen, studirte er mit vornehmen Landsleuten in Strasburg, dem Sitze der Lehre Calvin's, eignete theologische Bildung und das reformirte Bekenntniß sich an, durchreiste die Welt, überall Verbindung mit den ausgezeichnetsten Männern seiner kirchlichen Partei, mit Philipp du Plessis-Mornay, mit Hubert Languet, mit Beza, Hotoman anknüpfend, ver-

kehrte am Hofe Kaiser Maximilian's und Rudolf's, und übernahm, im Dienste des eifrigen Hugenottenhelfers, Pfalzgrafen Johann Kasimir, nach einiger Kriegsschule unter polnischer Fahne (1581), im Jahre 1588 den Oberbefehl des stattlichen deutschen Heeres, welches die Protestanten, zu spät für ihren unbeständigen Glaubensgenossen, Heinrich von Navarra, aufgebracht hatten. Nach schmäliger Niederlage, welche des persönlich tapfern Burggrafen freilich ungeübtes Feldherrngeschick, unter Verrath und Abtrünnigkeit seiner schweizerischen Söldner, allein verschuldet haben sollte, obwol er noch in seinem Neffen durch Heinrich IV. selbst geehrt wurde, zog Fabian als Freiwilliger im Jahre 1592 nochmals dem Navarrer zu Hülfe, und wirkte dann, in großartiger Verbindung mit den Solms, Wittgensteinen und andern eifrig reformirten pfälzischen Ministern, am Hofe zu Heidelberg. Die Heimat sah er erst im Jahre 1604 wieder, um als Oberster Burggraf von Preußen dem reformirten kurfürstlichen Hause von Brandenburg die Nachfolge im Herzogthume anzubahnen. Besonders seinen Bemühungen verdankten die Hohenzollern im Jahre 1611 die Belehnung mit Preußen, wenn auch die Ohrfeige, welche ein Fabian, Burggraf zu Dohna, auf dem Reichstage zu Warschau einem Gegner des Kurfürsten Johann Sigmund's, Herrn von D. (Dänhof?) öffentlich gab, und welche noch 100 Jahre später unter wesentliche Verdienste der Familie um das Königshaus gerechnet wurde, nicht von des ältern Fabian Hand, sondern von der seines gleichnamigen Neffen ausging [79]). Im 64. Lebensjahre (1614), nach 34 Gesandtschaften, zu denen seine Kenntniß von acht Sprachen ihn befähigte, zog sich der alte Herr auf

sein Schloß Karwinden, wo er oft Fürsten beherbergt, zurück, blieb durch Briefwechsel mit aller Welt, Königen und Herren, mit den Gelehrten durch seine reiche Bibliothek in Verbindung, studirte eifrig die Heilige Schrift, und sang, wie er selbst unter den Waffen nie unterließ, Marot's und Beza's Uebertragung der Psalmen nach Claude Goudimel's Weisen. So starb Fabian, kinderlos, aber getröstet durch den Hinblick auf seine Erben, die hochstrebenden sechs Söhne seines Bruders Achatius, seinen frommen Sinn noch durch Abfassung täglicher Stoßgebete (Suspiria) in lateinischer Sprache bethätigend, im Jahre 1621. In der Kirche zu Mohrungen bezeichnen die Worte: „Niemandt mein todt beweinen soll, Ich leb in Godt, undt mir ist wohl!" seine Grabstätte.

Bis auf Fabian II. (geboren 1577), der, nach rühmlichen Thaten im Felde und als Diplomat, in Preußen als nächster Stammvater der ältern preußischen Linie blieb, und jenen Christopher Friedrich zu Reichertswalde, den schon genannten frommen Theologen und Fähndrich der Krone Preußen, zum Enkel hatte, hielt die ererbte Lust an fremden Welthändeln die Söhne Achatius' der Heimat dauernd fern. Dietrich weihete sich für die Sache des jungen Böhmenkönigs in der Schlacht auf dem Weißen Berge dem Tode (1620); Christopher, wie sein Vater Achatius und Oheim Fabian ein eifriger Anhänger und Minister des pfälzischen Hauses, fand nach dem Sturze so stolzer Hoffnungen bei den Oraniern, seinen Verwandten durch seine Gattin Ursula von Solms, Zuflucht, und starb als Statthalter des Fürstenthums Orange im Jahre 1637. Von seinen Söhnen vermählte sich Christian Albrecht (geboren 1621) mit Sophia Theodora von

Brederode, erbte nach dem Tode seines Schwagers Wolfhard die schöne Herrlichkeit Vianen in Südholland; von zahlreichen Kindern überlebten ihn, der bereits unter Brandenburg sich zurückgewandt, nur zwei Söhne, Karl Emil und Theodor, und zwei Töchter, Amalia und Friederika Maria. Christian Albrecht's von Dohna-Vianen Bruder, Friedrich, blieb, wie Christopher Delficus, der jüngste, im Auslande, ward holländischer General, Statthalter in Orange, und vermählte sich mit Esperance du Puy, Marquise de Montbrun aus einem vornehmen hugenottischen Geschlechte; müde der Nachstellungen, welche er in seinem Amte durch Ludwig XIV. erfuhr, zog Friedrich sich aus Orange im Jahre 1665 auf seine Baronie Copet bei Genf, den spätern Sitz Necker's, zurück, wo ihm zu seinen ältern Söhnen, Alexander und Friedrich, im Jahre 1665 Graf Christoph, der Memoirenschreiber, geboren wurde. Aber der besitzende Zweig Dohna-Vianen grünte nur kurze Zeit. Karl Emil und Theodor fochten im Jahre 1685 unter dem General Schöning mit dem brandenburgischen Hülfsheere in Ungarn gegen die Türken und fielen hintereinander vor Ofen; Karl Emil zuerst. Als Theodor, in seinem Zelte harmlos die Flöte blasend, den Tod des Geliebten durch seinen Vetter Christopher erfuhr, faßte er sich christlichen Trostes, empfand aber, als gläubiger Reformirter der Prädestinationslehre anhängig, sichere Ahnung, daß er ihm bald nachfolgen werde, und empfahl in einem rührenden Briefe seinen Schwestern das gemeinschaftliche Grab. Mit ihm endete wenige Tage darauf der Zweig Dohna-Vianen in männlicher Linie, zum Glücke der Grafen von Lippe-Detmold. Denn Simon Heinrich hatte

im Jahre 1666 der jungen Helden Schwester Amalia geheirathet und trat jetzt (1686) in Besitz der Herrlichkeit Vianen. Bei seiner Gattin lebte, fromm wie diese und die gefallenen Brüder, welche ein gemeinsames Grab in der Schloßkirche zu Küstrin, dem Gouvernement ihres Vaters, deckte, die jüngere Schwester Friederika Maria. Jener Christoph von Dohna, Schweizer wegen seiner Geburt in Copet, Deutscher vom Vater, Franzose von der Mutter her, aber ungeachtet seiner französischen Bildung wegen der Verfolgung seiner Glaubensbrüder Frankreichs bitterer Feind, sonst Zögling Bayle's, vorurtheilsfrei, keck, nicht überstreng in Sitten, ein Liebhaber des Spiels, hatte sich mit seinem ältern Bruder Alexander im Jahre 1679 wieder in den Dienst seines brandenburgischen Vaterlandes begeben, während sein mittlerer Bruder, Johann Friedrich, Marquis de Ferrassières nach einem Erbgute seiner Mutter genannt, als General bei den „Herren Staaten" blieb. Beide, in Erinnerung an die Verdienste ihrer Ahnen mit Auszeichnung empfangen, begannen am Hofe, im Cabinet und im Feldlager des Großen Kurfürsten ehrenvolle Laufbahnen. Christoph sah seine Vettern vor Ofen sinken, erwärmte sich für das Geschick der Bekenntnißverwandten, welche die Aufhebung des Gesetzes von Nantes in Scharen nach Berlin getrieben, und focht unter dem berühmten Marschall von Schomberg mit Auszeichnung in dem adeligen Regimente, welches der Kurfürst aus den französischen Flüchtlingen gebildet hatte. Alexander von Dohna blieb am Hofe des jungen Kurfürsten Friedrich's III., wurde im Jahre 1695 mit der Erziehung des Kurprinzen betraut, wußte sich bei allem Wechsel der Günstlingsherrschaft zu behaupten und heirathete seine

Muhme Amalia, Tochter Christopher's Delficus, eines der „westlichen" Dohnas, aber in schwedischen Diensten. Christopher, früh mit „Danckelmann dem Großen" verfeindet, hielt sich, obgleich Kammerherr, vom Hofe fern bei seinen Grands Mousquetaires, und gewann, oft in Detmold weilend, seine Nichte, die jüngere Schwester jener Herren von Vianen, lieb, die ihm schon sein Vater bestimmt hatte. Er heirathete dieselbe noch im Jahre 1690, und so umschlangen vielfache Bande der Verschwägerung die Häuser Lippe und Dohna, da schon früher der theologische Christoph Friedrich auf Reichertswalde, das Haupt der Familie, Johanna Elisabeth, die Tochter Hermann Adolf's und Schwester Simon Heinrich's, nach Preußen heimgeführt. Mehre Grafen von der Lippe fochten in höhern Kriegswürden in Flandern und am Rhein; ihnen schon jetzt nachzueifern, hinderte den jungen Ehemann Liebe, und Spannung mit dem ersten Minister. Im Jahre 1694 ward er mit seiner Gattin, deren „pietistische" Richtung auch am glanzvollen Hofe des Kurfürsten sich nicht verleugnete, um so leichter einig, mit ihm auf sein stilles Schloß nach Mohrungen zu gehen, wo der jung geprüfte Weltmann, zur ernstern Betrachtung des Lebens aufgefodert, an der Seite seiner trefflichen Gattin zufriedene Jahre genoß, gute Bücher las, mit gedeihlicher Hand pflanzte, jagte, bis im Jahre 1698, nach Danckelmann's Sturz, die Versuchung ihn wieder überwältigte. In Königsberg vom leutseligen Herrscher aufgefodert, an den Hof zurückzukehren, fühlte der Weltverächter sich so beängstigt, daß er die Abendtafel mied und, in einem Gebüsch auf- und abwandelnd, Gott um Eingebung des

besten Entschlusses anflehte. Endlich ward er, gemäß der Handelsweise Spener's, „nicht zu suchen, aber ungesuchtem Ruf bereit zu folgen", mit sich einig, im Fall der Kurfürst ihn zu zwingen drohe, solche Drohung als Zeichen der Berufung anzusehen. Als nun Friedrich wirklich Miene machte, ihn dem Stilleben zu entziehen, und vorwurfsvoll ihm sagte: „Deine Frau ist Pietistin geworden und hindert dich an den Hof zurückzukehren", fügte sich der Umgewandelte, welcher im Herzen die Annehmlichkeit einer glänzenden Stellung wol vermißte. Er leerte den bekannten „Willkommen" bis auf den Grund und empfing in Berlin die Bestimmung (1699), als Gesandter nach London zu gehen, wo König Wilhelm III. den weiland jovialen „Cadeten" aus Flandern, den Sproß derselben Solmsischen Ahnfrau, mit Wohlwollen empfing [80]). Detmold hatte den geehrten Diplomaten auf der Hinreise gefesselt, aber nicht mehr fand er seinen Schwager Simon Heinrich. Vater von 16 Kindern, war derselbe im Jahre 1696 gestorben und ihm sein Erstgeborener, Friedrich Adolf, geboren 1667, gefolgt; jung Soldat und seit 1692 mit Adolf's, Fürsten von Nassau-Schaumburg Tochter, vermählt, verstand dieser, seine Familie unter anstößigen Verhältnissen als Haupt nachdrücklich zu vertreten. Dabei ein so aufmerksam-zuvorkommender Wirth gegen Gäste des höchsten Ranges, daß, als König Friedrich I. auf der Rückkehr von Holland ihm den heißgewünschten Besuch versprochen, der Graf, unter andern ausstudirten Zurüstungen, mit großen Kosten eine befahrbare Brücke vom Schloßwalle bis zum zweiten Stockwerke der Residenz schlagen ließ, weil er durch Graf Christoph erkundet, „der bequeme Herrscher steige nicht gern Treppen" [81]).

So war der Zustand des Hauptzweiges zu Detmold; ein jüngeres Geschlecht blühte zu dem ältern, zahlreichen heran, als auf Schloß Bisterfeld die tolle, „pietistische" Wirthschaft das Einschreiten des Familienseniors nöthig machte.

Fünftes Capitel.

Schloß Bisterfeld 1702. — Ernst Hochmann von Hochenau. — Graf Rudolf Ferdinand und seine Schwester. — Abenteuer in Hanover. — Verbote 1703. — Die gräfliche Armuth auf Grünstadt. — Graf Friedrich Christian von Schaumburg-Lippe. — Die Büschinge in Stadthagen. — Die Fürsten von Ostfriesland. — Thüringen. — Hessen-Kassel 1710.

Unter den „lieben Seelen", welche als wegemüde Pilger im Jahre 1702 Herberge auf Bisterfeld fanden, war der merkwürdigste und gefährlichste Ernst Christoph Hochmann von Hochenau. Wir wissen über ihn nur soviel, daß er, um das Jahr 1661 zu Lauenburg als Sohn eines herzoglichen Zollbeamten geboren, beim Aussterben lauenburgischen Zweiges der Askanier nach Nürnberg zog und im Jahre 1693 in Halle sich aufhielt. Dort sah ihn Dr. Schelwig auf seiner „Pietistischen Reise" so gröblichen Unfug treiben, daß man ihn einsperrte. Aus dem Gefängnisse hatte Hochmann einen „sehr leichtfertigen" Brief an den Superintendenten Olearius geschrieben, worin er sich „einen gefangenen Zeugen Jesu Christi" nannte, und war deshalb aus der Stadt gewiesen worden. Wo er nun bis 1702 in der Irre sich umhertrieb,

die Schriften Spener's, Petersen's, Arnold's, Horch's und anderer „Erweckter" las und zu einem verführerischen System entwickelte, ist nicht nachzuweisen. Er scheint inzwischen auch in Laubach und im Wittgensteinischen Kundschaft gemacht zu haben, wie aus einem Schreiben sich ergibt, das er am 19. December 1699 an die Juden erließ, um sie, nach Spener's Lehre, zum Empfang des Messias und zur Anrichtung seines herrlichen Reichs auf Erden vorzubereiten. Waren diese Vorstellungen eines grobsinnlichen Chiliasmus noch einigermaßen erträglich und droheten sie der Gesellschaftsordnung weniger Zerrüttung, so zeigt uns doch das Glaubensbekenntniß, welches seine Anhänger im Jahre 1703 veröffentlichten, die bodenlosen, alle heiligen Bande auflösenden Theorien des Wahnwitzigen. Nicht daß er die Personen der göttlichen Dreieinigkeit als blos verschiedene Namen erkannte, die Kindertaufe verwarf, den Menschen so vollkommene Heiligung beilegte, daß gar keine Sünde mehr bliebe, der Obrigkeit das Recht absprach, Prediger einzusetzen, und einen Fürsten, der Christi Geist nicht habe, so wenig als einen heidnischen Potentaten achtete; nicht daß er das gloriöse Reich Christi als nahe verkündigte und an die Wiederbringung auch verdammter Seelen glaubte: das waren Irrthümer, welche eben nicht unheilbaren Schaden brachten. Aber seine Ansichten von der Ehe griffen zerstörend in das innerste Heiligthum der Gesellschaftsverfassung ein, drohten die unseligste Auflösung aller guten Sitte, aller Treue, häuslichen Tugend und nährten die abscheuwürdigste Versündigung unter der Hülle gleißnerischen Seelenbundes und höherer Weihe. Wie schon in der ältesten Kirche wahnwitzige Schwärmer

ergrübelt, und noch im 17. Jahrhundert Antoinette Bourignon, die katholische Separatistin (starb 1680), offenbart und der verworfene Adrian Beverland, geboren um 1652, gestorben um 1721, mit anderer Wendung in Bezug auf den Sündenfall, durch gebrandmarkte Bücher wiederum aufgefrischt hatte; lehrte Hochmann: Gott habe den ersten Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts zugleich geschaffen, sodaß er sich aus sich selbst auf geistliche Weise fortpflanzen konnte: durch seinen Fall habe Adam diese Kraft verloren und erst dann der Schöpfer die Eva ihm zugeführt. Entsetzlich und unserm Leser wol nicht gleich einleuchtend war die studirte Anwendung dieser wahnwitzigen Lehre durch Bibelleser von schmutziger Phantasie: das Weib in seinem natürlichsten Berufe zu vernichten. Dieser Theorie vom ersten Menschen zufolge unterschied Hochmann fünferlei Arten von Ehe: eine bestialische; eine ehrbare, doch noch heidnische und unreine; eine christliche; eine jungfräuliche und eine Ehe mit Christo, dem keuschen Lamme allein. Der ersten Gattung sei die Welt voll, und des Predigers Einsegnung nutze nicht, als die Fleischlichkeit zu privilegiren; die zweite lasse Gott wenigstens zu; die dritte sei gut; die vierte auch ohne priesterliche Verbindung die vollkommenere; die fünfte erlange die höchste Glorie im Reiche Christi.

Unbekannt nach welchen Schicksalen, wahrscheinlich nach einem Aufenthalte in der Grafschaft Wittgenstein, wo seine Predigt namentlich von der Ehe unter Waldeinsiedlern und alternden Jungfrauen Beifall fand, wanderte Hochenau auf Schloß Bisterfeld ein. Dort empfingen Graf Rudolf Ferdinand und seine Schwester, die vereinsamte oder geflohene

Gattin des gothaischen Obersten, Grafen Christoph Christian von Leiningen-Westerburg, die „liebe Seele" mit offenen Armen. Da auch andere wegen „Gewissenszwangs" flüchtige Fremdlinge im gastlichen Hause Unterkunft gefunden, und Leute niedern Standes, nach Art jener Bevölkerung, welche religiöser-sinnlicher Schwärmerei geneigt war, sich hinzugesellten, bildete sich „in paradiesischer Freiheit" eine Gemeine, welche jene Predigten Hochmann's zu verwirklichen strebte. Solchen Skandal glaubte Friedrich Adolf, das regierende Familienhaupt zu Detmold, nicht dulden zu dürfen; er jagte die Bisterfeldische Sekte auseinander (vor Juni 1702), bemächtigte sich seines Vetters, und ließ ihn erst unter der Bedingung los, auf seinem Gute über zwei Nächte keinen Fremden zu beherbergen. Schlimmer erging es Hochmann, dem Patriarchen. In den runden Thurm zu Detmold eingesperrt, schrieb er im September und October 1702 an „die gnädige" Herrschaft und vermochte den Grafen, ihn freizugeben, doch mit dem Geheiß, sein Glaubensbekenntniß bekannt zu machen und das Gebiet von Lippe zu räumen [82]). Ersteres that Hochmann in der obenerwähnten Schrift, letzteres nur in Gesellschaft des verdüsterten Grafen Rudolf Ferdinand, dessen bedaurungswürdiger Schwester und ihres Anhangs. Ein Unstern führte die geistlichen Abenteurer im Januar 1703 nach Hanover. Andere zogen ins Waldeckische und nach Schwarzenau, einem Landsitze des Grafen Heinrich Albrecht von Wittgenstein, Schwagers des Herrn von Bisterfeld.

Wer die sittlichen und intellectuellen Zustände der neuen Kurresidenz um 1700 erwägt, die häusliche Zerrissenheit in der Familie Ernst August's (starb 1698), die Maitressen-

herrschaft, die Liederlichkeit des Hofadels, die Ermordung des romanhaften Grafen von Königsmark, das Geschick der bedauerungswürdigen Prinzessin von Ahlden [83]), die philosophische Wirksamkeit Leibnitz's, wird leicht schließen, daß die Pilgergemeine keinen ungünstigern Aufenthalt wählen konnte. Dennoch lag tief in der Seele der Bewohner Hanovers, der ländlichen Bevölkerung und des Provinzialadels, das germanische Element religiöser Beschaulichkeit, und von allen Seiten, über Pyrmont und das altkarlingisch düstere Hameln, über Bremen, Ostfriesland und Westfalen verbreitete sich, aller Edicte ungeachtet, die geistige Strömung, selbst nicht zurückgehalten durch die spätere Hochschule zu Göttingen. Anton Reiser's Lehrjahre innerhalb der Stadt „mit den vier Thürmen" sind Beweis dafür.

Guten Muths begann Hochmann mit seinen vornehmen Jüngern die andächtigen Zusammenkünfte in dem Hause einer Rectorswitwe, und „neugierige Leute" oder „von dem neuen Heiligen Bethörte" hatten sich eingefunden, als das geistliche „Gelag" häßlich gestört wurde. Aus der Zahl Hofcavaliere und Damen, welche die Versammlung herbeigelockt, ließ einer sich mit dem Leiter der Gemeine in Unterredung über Lehr- und Lebenspunkte ein und trieb ihn durch seine Argumente dermaßen in die Enge, daß Hochmann „a verbis ad verbera schritt, dem kecken Gegner die Perücke vom Kopfe riß, woraus allgemeine Action von Seiten beider Parteien erfolgte", das Volk von außen hinzulief und die herbeigeholte Wache endlich den Winkelprediger mit seinen Anhängern in Verhaft nahm. Nach Untersuchung der Sache insinuirte der Regierungspedell einen Befehl vom 26. Januar 1703, „kraft welches we-

gen kurfürstlichen Durchlaucht (die des heftiger auflodernden Spanischen Erbfolgekrieges wegen nicht daheim war) Julianen Elisabeth, geborenen Gräfin von der Lippe, vermählter Gräfin von Leiningen, Rudolf Ferdinanden, Grafen und Edlen Herren zur Lippe, Georg Hermann, Grafen von Leiningen-Westerburg, imgleichen Ernst Christoph Hochmann von Hochenau und Andern angedeutet wurde, sich alsfort, oder, wo selbiges etwa sogleich nicht geschehen könnte, dennoch unfehlbar morgenden Tags, außer hiesiger Stadt und kurfürstlichen Landen zu begeben, auch darinnen hinkünftig sich weiter nicht finden, noch betreten zu lassen, so lieb ihnen sei, andere, nachdrückliche Verordnung zu vermeiden". Was blieb den Pilgern übrig, als sich zu fügen? Die Rectorswitwe, deren Wohnung wir uns nicht anders, als in einem der düstern, hochgegiebelten Häuser der Osterstraße, in dessen Dachkammer der unglückliche Hutmacherlehrling Reiser hungerte und fror, vorstellen können, ging nach Halle zu Francke; Andere nach dem Holsteinischen [84]); das Haupt der Gemeine werden wir noch auf fernen Wanderungen begleiten.

Unmittelbar folgte diesen Vorgängen ein kurfürstliches Edict vom 20. Februar 1703, und eine Verordnung des Kirchenraths vom 15. März desselben Jahres: „es hätten an verschiedenen Orten sich Leute gefunden, welche, mit sogenannten Pietistischen auch andern in Religionssachen behaftet, aus eingebildeter Vollkommenheit ärgerlicherweise von evangelischer Kirche, vom öffentlichen Gottesdienste und dem Gebrauch der heiligen Sacramente sich absonderten und Conventikel unter sich hielten." Als Kennzeichen der heutigen Pietisten waren angeführt:

Verwerfung der Obrigkeit in Kirchensachen, Schändung des Ministerii, Verachtung des Gottesdienstes und der Sacramente, Berühmung innerlicher Offenbarung des Wiedergeborenseins, Verführung der Weiblein in geheimen Zusammenkünften, Vertheidigung des Chiliasmus. Lachen und Tanzen hielten sie für Sünde, sowie Arbeiten als unanständig einem Wiedergeborenen; sie leugneten die Ewigkeit der Höllenstrafen. [85])

Es scheint, daß so ungräfliche Behandlung den Gebieter von Bisterfeld von seinen gröbsten Irrthümern ablenkte und Graf Rudolf Ferdinand wenigstens dem Orden geistlich irrender Ritterschaft entsagte. Wir finden ihn im Februar 1705 vermählt mit Juliana Luisa, der Tochter des Grafen Johann Theodor's von Kunowitz, eines hessen-kasselschen Ministers, welcher im Jahre 1664 in das Haus Lippe-Brake geheirathet hatte. Der junge Ehemann ward zwar bald darauf wiederum anstößig genug in denselben Zauberkreis gezogen, muß aber sein übriges Leben hindurch in besserm Sinne der erweckten Gemeine treu geblieben sein, und seine Frömmigkeit auf Söhne und Enkel bis tief in das Jahrhundert hinein vererbt haben.

Ueber seine unglückliche Schwester wissen wir nur, daß sie, getrennt vom Gatten, im Jahre 1707 starb. Ihr Sohn, George Hermann, entwand sich den Fesseln, die ihm solchen Schimpf gebracht, trat als Hauptmann in die Kriegsdienste der Holländer, war bei Kaiser Karl's VI. Krönung mit andern Reichsgrafen im Chor zu St.-Bartholomäus in Frankfurt, hatte aber während seiner frommen Lehrjahre am wenigsten Haushalterkunst sich zueigengemacht. Denn, nachdem er sich

im Jahre 1715 zum ersten male mit einer Gräfin von der Lippe-Alverdissen vermählt, dann dieselbe durch den Tod im Jahre 1721 verloren, verfiel der Semperfreie, dem sein Vater (starb 1728) die Regierung übergeben, in so schmachvolle Armuth, daß sein Amtsschösser zu Grünstadt, Regierung, Consistorium und Rentkammer in einer Person, die Gelegenheit, Geldbußen zu verhängen, sorgfältig in acht nahm als Hauptrevenue. So oft von Uebertretern der Gesetze die Brüche eingetrieben wurden, folgte die Magd dem Gerichtsdiener auf der Ferse, um das Strafgeld sogleich für Markteinkäufe zu verwenden. In so kläglichem Zustande fand den Grafen seine zweite Gemahlin, Charlotta Wilhelmina, Tochter Christian Ernest, Aeltesten Reichmarschalls von Pappenheim, als sie im Jahre 1724 mit ihrer Mutter, einer Gräfin von Egg und Hungersbach, nach Grünstadt kam, und veranlaßt wurde, sich der Regierung und des Haushalts anzunehmen. [66])

Nicht so unerfreuliche Folgen frommen Hangs erlebte das Haus Lippe-Schauenburg-Bückeburg, das wir nicht übergehen dürfen. Graf Friedrich Christian, geboren 1653, ein großer Kenner der Philosophie und Mathematik, der Musik, Malerei und der romanischen Sprachen, ließ von zwei Leidenschaften sich beherrschen. Erstlich von unmäßiger Reiselust, die ihn und seine Einkünfte dem Lande entfremdeten, den Räthen alle Gewalt gab und bedrängte Unterthanen wol nöthigte, im fernen Venedig ihre Bittschriften zu überreichen. Auf solche Klagen wurden zwar untreue Beamte abgesetzt; aber hastige Wahl, selbst römisch-katholischer Diener machte die Sache noch schlimmer. Friedrich Christian's Vermäh-

lung mit Johanna Sophia, Reichsgräfin von Hohenlohe-Langenburg (1691), änderte nichts in seiner Liebe zur Fremde; die junge Gattin fügte sich in ihr einsames Leben auf Bückeburg, gebar zwei Söhne, begab sich aber mit denselben im Jahre 1701 nach Hanover, und späterhin (1714) mit Georg's I. Gemahlin nach England, nachdem untreue Räthe Zwietracht zwischen dem Ehepaar gestiftet. Wir werden die fromme Dame noch als Freundin Zinzendorf's kennen lernen. Die zweite Leidenschaft des regierenden Herrn, die Jagdlust, beschäftigte ihn ausschließlich, wenn er einmal daheim war. Keineswegs verrieth es fromme Erziehung, daß er, ein trefflicher Schütze, sich das schreckliche Vergnügen machte, geringen Unterthanen, die etwa vor seinem Jagdhause mit einem Topfe oder einer Flasche vorübergingen, gleich ob Mann oder Frau, befahl, sich das Gefäß vom Kopfe herunterschießen zu lassen, und mit einem zugeworfenen Silberstück die Angst bezahlt zu haben glaubte. So frevelhafte Versuchung strafte sich aber, als der fürstliche Weidmann einmal in der Sonntagsfrühe aus seinem Fenster im nahen Busche sich etwas regen sah, und er, im Wahne, es sei ein Wildpret, einen armen Unterthanen tödtete. In seiner Gewissensangst suchte er Beruhigung bei seinen Predigern, deren erster es ihm, dem unvorsätzlichen Todtschläger, obenein „als Herrn seiner Unterthanen", leicht machte. Nicht so Johann Ludolf Büsching, der Großvater Anton Friedrich's, des Erdbeschreibers, den wir — nach dem Maßstabe jener Zeit — für das Musterbild des gemäßigten Pietismus in Norddeutschland halten, wie Johann Jakob Moser für das Muster in Süddeutschland. Er ermahnte den gnädigsten

Herrn, verlangte Sinnesänderung und suchte ihm das Gewissen so nachdrücklich zu schärfen, daß jener zwar anfänglich ihn aus dem Zimmer wies, nichtsdestoweniger aber, als die Schranzen des ungeberdigen Gebieters dem Strafprediger Vorwürfe machten, ihn aus dem Vorzimmer wieder zu sich berief, ihm als Ehrenmann Recht gab, seine Versündigung an Gott und Unterthanen erkannte, um Vergebung bat und dem Tröster ein Geschenk nachschickte. [87])

Mögen wir in diesen Zügen irgend einen Einfluß des veredelten Pietismus auch nicht wahrnehmen, und schlug derselbe auf Bückeburg seinen Sitz nicht auf, so kann doch die frühe, strengere Religiosität unter den Hintersassen der sonst reich begabten, aber schlecht regierten Grafschaft nicht geleugnet und nicht außerhalb der Spener'schen Geistesströmung gedacht werden. Ein Beweis gespannterer Aufmerksamkeit auf das Seelenheil ist jener Familienvertrag, welchen im Jahre 1690 das Puttkammer'sche Ehepaar und Büsching's Großältern untereinander eingingen [88]), den herkömmliche Begriffe und kirchliche Anstalten unnöthig gefunden haben würden. In Stadthagen und auf dem Lande färbte sich das Leben des Volks pietistisch, besonders nach Hauber's Berufung (1727); aber das regierende Haus, bis auf die Witwe Friedrich Christian's (starb 1728), vermerkte keine sonderliche Regung.

Anders war es bei dem alten Stamme der Cyrksena, Häuptlingen zu Gretsyhl und gefürsteten Grafen von Ostfriesland. Wie sollte nicht unter ihrer urgermanischen Bevölkerung jenes ahnungsreiche Gefühl der Abhängigkeit des Sterblichen von einer höhern Macht sich damals

erwecklicher und erwärmter bezeugt haben? Wie sollten hier die Seelen dem Irrsal entgangen sein? Ostfriesland wimmelte seit alten Tagen von Propheten, Hellsehern, Wiedertäufern, Mennoniten und Schwärmern aller Art. Unvergessen war der Seher Jarske, welcher die Flut weissagte, die den Dollart an Stelle bewohnter Fluren hinterließ. Hans Engelbrecht hatte seine wunderbarsten Gesichte in Ostfriesland geschaut. Neben Verzückung und Aberglauben finden wir hier den stärksten Fanatismus, die gewaltthätigste Verfolgungssucht. Lutheraner und Reformirte wollten einander nicht in Nachbarstädten dulden, verweigerten beharrlich den Bau von Bethäusern des andern Bekenntnisses, rissen sie wol gar nieder und machten bewaffnete Dazwischenkunft fremder Staaten nöthig. Unerwartet beendete die herzliche wie kraftvolle Ansprache William Penn's die Bedrückung der Quäker in Emden; da jede, auch noch so wunderliche religiöse Meinung warme Anhänger fand, bot Ostfriesland bei allgemeiner Duldsamkeit die Musterkarte der mannichfaltigsten Sekten. Auch Antoinette von Bourignon gewann, im Jahre 1677 aus Hamburg entflohen, in Ostfriesland hohe Gönner und bildete ihre Apostel, bis die Landesregierung sie im Jahre 1680 verscheuchte und das Weib, „durch dessen Samen dem Teufel der Kopf zertreten werden sollte", im October desselben Jahres zu Franecker starb.

Bereits hatten verfolgte Schwärmer, die weit aus dem Geleise der Ideen Spener's verirrt waren, in Ostfriesland Zuflucht gefunden, wie Bernhard Peter Karl; schon lehrten Laienpriester in Stadt und Dorf; eine entschieden pietistische Färbung nahm der Hof zu Aurich jedoch erst unter der selbständigern Regierung

des edeln, aber von Jugend an kränklichen Fürsten Christian Eberhard an. Geboren im Jahre 1665 aus der Ehe Georg Christian's und der Prinzessin Christina Charlotte von Würtemberg, deren kirchlicher Einsegnung Spener im Jahre 1662 zu Stuttgart beigewohnt hatte, gelangte Christian Eberhard erst im Jahre 1696 zur Freude seiner Unterthanen an das Regiment, welches bis dahin seine herrschsüchtige, unruhige Mutter verwaltet. Zu welcher Zeit und an welchem Orte der Prinz auf seinen Reisen zu allen Heilquellen in den mildesten Spenerianismus eingegangen sei, können wir nicht ermitteln; bei dem Tode seiner im Lande gehaßten Mutter (1699) gehörte die Umgebung Christian Eberhard's zu den eifrigsten Verehrern der hallischen Schule, und widerhallten Aurichs Pfarr- und Schloßkirche von der gehässigen Controverse. Schon im Jahre 1698 hatte der Federkrieg zwischen dem Stadtprediger Funk, als heftigem Gegner der Pietisten, und dem Hoffiscal, späterm Kanzler Brenneisen begonnen; der Fürst, sonst überaus duldsam und liebreich, stand so entschieden auf Seite des Letztern, daß er die Verbreitung der nicht witzlosen Schmähschriften Funk's bei hoher Geldstrafe verbot. Je rücksichtsloser der Prediger auf der Kanzel eiferte, umsomehr wuchs die Zahl der Pietisten am Hofe, unter der freilich die weltkundigsten Heuchler sich am bemerklichsten machten. Ein solcher war der Baron von Heidekamp, der Sohn eines ehemaligen Kammerdieners, dann Schatzmeisters und Finanzraths des Großen Kurfürsten, endlich Barons. Glänzend erzogen, im Besitz eines großen Vermögens, schon Kammerjunker Friedrich Wilhelm's, dann von König Friedrich I. bei Gesandtschaften

verwendet, hatte er anderthalb Tonnen Goldes liederlich vergeudet. Jetzt nach Aurich gerathen, gesellte er sich, als Hofjunker des Fürsten, den strengsten Pietisten, trug immer das Neue Testament in der Tasche, redete stets nur von heiligen Dingen, führte aber insgeheim einen sehr unerbaulichen Wandel. So konnte es denn an ärgerlichen Scenen, wie die folgende, auch unter des frommen Fürsten Augen nicht fehlen. Wie Funk einst am Neujahrsfeste bei Hofe seinen Glückwunsch abstattete, sagte der Baron mit devoter Miene: Herr Pastor, ich wünsche Ihnen nichts zum neuen Jahr, als Jesum im Herzen. Der Prediger erwiderte: Herr Baron, ich wünsche kurz wieder, Jesum im Herzen, aber Barber Dorothea aus der Kammer! — Daß Graf Friedrich Ulrich, des regierenden Herrn Verwandter, richtig prophezeite, als er sagte: Heidekamp hat bisher Menschen betrogen, nun will er auch Gott betrügen; da wird er aber an den rechten Mann kommen! ging in Erfüllung. Wir finden den Baron nach einigen Jahren wieder in Berlin und so heruntergekommen, zumal ihm König Friedrich Wilhelm I. seine Pension gestrichen, daß er sich im Jahre 1714 als Spion nach Stralsund schicken ließ. Herr von Pöllnitz erfuhr aus dem eigenen Munde des schamlosen Abenteurers, daß er sich eines Morgens, im Einverständnisse mit dem bestochenen Kammerdiener, unter das Bett Karl's XII. verkrochen habe, um eine geheime Rathssitzung zu behorchen, in der Hoffnung, bald aus seinem gefährlichen Schlupfwinkel erlöst zu werden. Aber der König beliebte diesmal nicht mehr auszugehen, und da mußte denn der todesbange Horcher bis zur Frühe des folgenden Tages in seinem Versteck verharren. Als

solche Dienste bei Friedrich Wilhelm I. keinen Lohn fanden, bot sich der Baron, im tiefsten Elend und in bitterm Grolle gegen den sparsamen König, dem bekannten politischen Betrüger Clement im Jahre 1719 als Gehülfen heilloser Umtriebe, ward in Folge derselben verhaftet und (April 1720) mit dem Hauptverbrecher auf den Galgen getragen, aber nicht wie jener grauenvoll hingerichtet, sondern nur, unter Maulschellen, Staupbesenstreichen und Zerbrechung seines Degens durch den Henker, auf einem Karren nach Spandau geführt, wo er bald darauf starb. [89])

Blieb die Kanzel der Pfarrkirche zu Aurich der Tummelplatz unanständigen Gezänks und erbosster Verlästerung der Amtsbrüder, so bissen sich in der Schloßgemeine der Generalsuperintendent und sein Kaplan herum. Ersterer, Theodor Heinson, zugleich Consistorialrath, Hofprediger und fürstlicher Beichtvater seit 1698, bekämpfte muthig, wie Mayer in Greifswald, den Pietismus, wo er ihn traf, im Consistorium, im Beichtstuhl, als Schriftsteller, ermüdete aber durch unüberlegte Heftigkeit und wahrhafte Grobheit den geduldigen Fürsten, der keine Predigt, keine Betstunde versäumt hatte, in dem Grade, daß dieser im Jahre 1700 einen Kapellan, Dietrich Meene aus Bremen, als zweiten Hofprediger berief und sich im Jahre 1704 auch der Beichte des Seelenhüters, den noch seine herrische Mutter eingesetzt, entzog. Welcher Ton dazu gehörte, den Langmuth Christian Eberhard's zum Aeußersten zu reizen, erfahren wir aus dessen eigenhändigen schriftlichen Bemerkungen über eine Predigt Heinson's. Derselbe hatte im Eingange über den geringen Besuch der Kirche geschmält und sich geweigert, „vor

Stühlen und Bänken zu predigen, die Perlen vor die Säue zu werfen". „Meine drei ältesten Kinder", schrieb der treffliche Fürst in sein geheimes Tagebuch, „etliche Cavaliers und Fräulein, und ich und meine Gemahlin haben auch zugehört, also ist es nicht die Perlen vor die Säue geworfen, wenn man vor uns predigt, oder er muß uns für Säue halten." Schlimmer wurde das Verhältniß, als der neue Kaplan, der nicht anders durch die Stadt ging, als indem er mit beiden Daumen die Ohren zudrückte und mit den andern Fingern die Augen seines schräg niedergesenkten Hauptes bedeckte, sich höhere Geltung verschaffte und selbst ins Consistorium und Scholarchat eintrat. Der Pietist verstand das Schimpfen noch besser als der rechtgläubige Generalsuperintendent, und wußte im Consistorium, gleich dem Fiscal Brenneisen, mit geballter Faust auf den Sitzungstisch schlagend, seinen Worten Nachdruck zu verschaffen. Nach den widerwärtigsten Händeln und Demüthigungen, im Verdruß, daß auch Christian Eberhard's Nachfolger den Pietisten beipflichtete, ging Heinson im Jahre 1711 als Prediger an der Petri- und Paulikirche nach Hamburg.

Nicht recht klar ist, welchen Einfluß des Fürsten gemüthvolle Vorliebe für die „Erweckten" auf das sittliche und Gesellschaftsleben sonst ausübte. Seine zweite Ehe mit einer Unebenbürtigen, bald nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Gräfin von Oettingen (starb 1700), war wol kein Zeichen ungeregelter Neigung. Anna Juliana von Kleinau, früher Hoffräulein der Fürstin, galt dem Kränklichen als liebevolle Pflegerin, die er unter fürstlichem Stande nicht zu finden hoffte, da er, mit Kindern aus der ersten Ehe gesegnet, nur

geringes Witthum bieten konnte. Fürstliche Anverwandte nannten zwar diese Verbindung anstößig; Stände, Beamte und Bürger waren jedoch mit der achtungswürdigen „Madame von Sandhorst" zufrieden. Ein widerspruchsvoller Zug des altfriesischen Hofes ist: daß man nicht allein Maskeraden anstellte, sondern Hofcavaliere darin sogar in Predigertracht und mit der Geberde und Haltung des Generalsuperintendenten Heinson erschienen, endlich daß jene Verspottung durch ein kunstreiches Gemälde am Hofe im Andenken erhalten wurde. Ganz in der Ordnung wäre gewesen, wenn umgekehrt die Antipietisten auf einer Maskerade den Kaplan Dietrich Meene verhöhnt hätten.

Kirchliche Streitigkeiten zwischen Lutherischen und Reformirten füllten fast die ganze sonst friedliche und hochbelobte Regierung Christian Eberhard's aus. Tief betrauert, starb er, nur 43 Jahr alt, im Juni 1708. Kurz nach seiner Geburt hatte ein Bauer in der Umgegend des wüsten Stammschlosses Uplengen den Siegelring des ersten Grafen von Ostfriesland, Ulrich's, aus dem Boden gepflügt, in welchem er 200 Jahre gelegen. Alle Welt hielt mit Philipp Jakob Spener, der des Umstands besonders erwähnt, solchen Zufall für die Vorbedeutung neuen Aufblühens des Geschlechts. Aber ungeachtet Christian Eberhard's Sohn, Georg Albrecht, mit dem frommen dänischen Königshause sich verschwägerte (1723), verwelkte der Stamm Cyrksena's mit Karl Edzard. [90])

Ob wir die Gährung der Gemüther, welche nach dem frühesten Auftreten Breithaupt's und Francke's in den thüringischen Städten, namentlich in Erfurt, Gotha und

Eisenach, eintrat, eine weinige oder eine faulichte nennen sollen, macht uns zweifelhaft. Der religiös-bewegliche Sinn der Thüringer ergriff hastig das Neue; darum herrschte denn in Erfurt, das unter mainzischer Botmäßigkeit stand, um 1690—92 Unruhe und Spannung zwischen Rath, Geistlichkeit und Gemeine, welche auch mit Entfernung der Apostel des Pietismus und nach dem strengen kurfürstlichen Edicte (1691) sich nicht legte.[91]) Die niedere Bevölkerung der sinkenden Stadt verarbeitete grübelnd und „enthusiastisch" den hingeworfenen Stoff; krankhafte Weiber weissagten, und in dumpfer Werkstätte, bei nächtlichen Versammlungen, brütete die Schwärmerei über unerhörten Misgeburten. Geregelteres Kirchenregiment, gute Schulanstalten, der Segen Ernst's des Frommen hätten im Ernestinischen Thüringen eine Reform von unten herauf kaum erwarten lassen; dennoch aber entdecken wir während der Minderjährigkeit Herzog Friedrich's II. (geboren 1676, regierend seit 1691 und mündig erklärt 1693) in der Residenz Gotha, zumal am Gymnasium[92]), ein so wüstes Treiben „fanatischer" Seelen, besonders unter Jüngern, daß ein Edict vom Jahre 1697 die Convente junger Leute, das Lesen chiliastischer Bücher verbieten mußte. In Gotha wurde zuerst von ascetischen Eiferern die Streitfrage über die sogenannten „Mitteldinge", den Misbrauch der freien Künste, insonderheit der Musik, die Immoralität des Tanzens, der Komödie, des Spiels heiß verfochten, was wir, als charakteristisch für alle Anhänger der reinern Lehre Spener's, zusammenfassen wollen, wenn wir die durchgebildete Schule in ihrem Einflusse auf das Gesellschaftsleben in einem Bilde zeichnen. Eine widerwär-

tige Frucht gothaischer Verirrungen sehen wir bald im Wittgensteinischen. Das nahe Eisenach, nicht mehr von Enkeln Ernst's des Frommen, sondern Wilhelm's von Weimar, des „Schmackhaften", zweiten Oberhauptes des gekrönten Palmbaums, beherrscht, schien einer Veredelung des Hoflebens bedürftig, ungeachtet die fromme Witwe des Bruders Johann Wilhelm's, der im Jahre 1698 Johann Georg gefolgt war, eine würtembergische Prinzessin, den Dr. Arnold als Prediger an ihren Sitz Altstädt berufen hatte. Die sorgsam gepflegte Landeshochschule zu Jena, schon als politische Gegnerin der Albertinischen Universitäten, Wittenberg und Leipzig, den Verdammungsurtheilen derselben über den Pietismus abgeneigt, erhielt eine gemäßigte Färbung, als der milde Johann Franz Buddeus, geboren zu Anklam im Jahre 1667, in die ordentliche Professur der Theologie berufen wurde.

Einen wichtigen Schauplatz unruhiger Bewegung im Kirchlichen bot endlich das alte Kattenland, das Landgrafenthum Hessen-Kassel. Seit die Söhne und Enkel Landgraf Philipp's zum reformirten Bekenntnisse sich neigten, und die wissenschaftliche Thätigkeit Wilhelm's des Weisen und Moritz' des Gelehrten unabhängigen Forschergeist angeregt hatte, mußte eine größere Freistellung religiöser Meinungen und Duldsamkeit der Landesherren gegen abweichendes Streben der Unterthanen die Grübelei mäßig begabter Köpfe befördern. Die Nachkommen des hessischen Reformators nahmen vielfach die Nachsicht des biedern Volks in Anspruch. War doch Ernst, ein Sohn Moritzens, zu Rheinfels und St.-Goar residirend (starb 1693), seit dem Jahre 1652 katholisch, viel mit allerlei Gelehrsamkeit beschäftigt, dabei ein arger Verräther der deutschen

Wohlfahrt an Ludwig XIV., ein deutscher Sultan inmitten seines Harems, obgleich schon mit Ernestina, eines Unteroffiziers Tochter, an die linke Hand getraut. Aller Untugend ungeachtet ehrte ihn Leibnitz und unterhielt mit ihm einen merkwürdigen Briefwechsel. Karl, dermaliger Landgraf, geboren 1654, seit 1670 selbständig, erwarb sich manches Verdienst, ertheilte Freibriefe für Kunstfleiß, baute prächtige Schlösser, verschönerte Kassel, nahm die geflohenen Hugenotten auf und übte Geduld gegen andersmeinende Unterthanen; aber seine Kriegslust, sein Ausborgen der Landeskinder an fremde Mächte, seine Begünstigung französischen Geschmacks und modischer Bildung wirkten nachtheilig auf Wohlstand und Sitte und machten die Bande der Gesellschaft erschlaffen. Wir lernten Karl's Glimpflichkeit gegen den verrückten Dr. Horch kennen; strengere Rüge fand, als im Jahre 1697 ein reformirter Bürger zu Kassel, vertheidigt durch Reitz und Horch, die Taufe seines Kindes verweigerte. Im Widerspruch mit dem Indifferentismus des Hofes erschien im Jahre 1702 ein Strafedict: gegen die „sonderbaren Heiligen und Gesalbten", welche sich der Offenbarungsgabe rühmten, ganz „viehisch sich zusammenthäten", den äußerlichen Gottesdienst verwürfen und verdächtige Conventikel hielten. [93]) Freilich boten schauderhafte Ereignisse in Wanfried, Eschwege und anderwärts solchem Verfahren volle Berechtigung. Wiederum bewarb sich die fürstliche Familie — an deren Hofe junge Damen Descartes' Philosophie studirten — um den Schein, theologische Forschungen zu begünstigen. Der unglückliche Horch erhielt zu Eschwege jenen tröstlichen Besuch des Erbprinzen. Als der Kranke wunderbar genug nach dem Jahre 1705 sich wieder mit

einigermaßen vernünftigen Dingen beſchäftigte, in Kirchhain unweit Marburg wohnend, bekam er am Landgrafen ſogar einen gnädigen Patron. Wir möchten die Freigebigkeit des theologiſchen Mäzens faſt für Ironie halten, wäre uns ſonſt nicht eine gewiſſe Unſicherheit und Befangenheit auch der Aufgeklärteſten jener Zeit einleuchtend. Horch, der Mathematiker und Orientaliſt, hatte dem Landgrafen einen Grundriß des Tempels Ezechiel's gewidmet. Karl ermunterte den Forſcher zu einer weitläufigern Beſchreibung deſſelben und gewährte ihm ein Jahrgehalt. Man muß ſich aber erinnern, daß dieſes mannichfach complicirte Bauwerk des Propheten nicht ein wirkliches, ſondern ein Traumgeſicht war![94]) Hoch ehrenvoll bleibt es für den Landgrafen, daß er das Opfer halliſcher frommer Verfolgungswuth und preußiſchen Despotismus, Chriſtian Wolf, aus eigener Bewegung nach Marburg berief.

Sechstes Capitel.

Die Buttlar'ſche Rotte in Schwarzenau und Sasmannshauſen 1702—11.[95])

Indem wir nach längerer Zurüſtung uns anſchicken, die gräuelhafteſte Ausgeburt zu ſchildern, welche Wahnwitz und bewußtloſe Laſterhaftigkeit aus Spener's und ſeiner gemüthvollen, reinen, aber ſchwärmeriſch befangenen Nacheiferer Theologie erzeugten, müſſen wir die Verſicherung wiederholen: daß wir uns außer Stande fühlen,

die scheußlichen Dinge, wie sie in den Acten vor uns liegen, ohne Schleier zu erzählen. Zur nackten Darstellung derselben gehört mehr, als die Feder des Verfassers „De morte Peregrini" und der „Historia arcana".

Wenn Jung-Stilling, ein halbes Jahrhundert nach dem von uns zu Berichtenden, in jugendlicher Verzückung auf dem Giller stand und über die Waldberge sehnsuchtsvoll seinen Blick das Thal der Eder durchschweifen ließ, die, schon Cäsar Germanicus' Legionen bekannt, nebst der Lahn, Dill und Sieg vom Rothhaar herabfließt; wenn er mit idyllischem Zauber das gemüthlich-fromme Naturleben seines Vaterhauses in „Tiefenbach" (Im Grund), die verzeihlichen Thorheiten der Bewohner „Florenburgs" (des Kirchdorfs Hilchenbach) schildert, die seligen Stunden, welche sein Vater Wilhelm mit Dortchen unter den Trümmern des Geisenbergs verlebte; er die Romanzen seiner Schwester nachsingt: scheint uns fast unmöglich, daß dieselben Gegenden und Oertlichkeiten, zur Zeit noch lebende Väter und Großväter desselben Geschlechts, die nächsten Zeugen von Dingen, vielleicht Verwandte von Menschen waren, welche — man möchte sagen eine Sonnenweite — fern von jenem unschuldsvollen Dasein sich bewegten. Aber vom Giller und Geisenberge erblickt man Schloß Wittgenstein, erspäht das Waldthal, welches Schwarzenau und Sasmannshausen verdeckt; derselbe Menschenschlag, den uns Jung-Stilling um 1740 in seiner Heimat Nassau-Siegen charakterisirt, wohnte in der Grafschaft Wittgenstein; ja, wenn wir den poetischen Farbenduft und das schuldlose Stillleben in Jung-Stilling's Jugendumgebung mit geschichtlichen Thatsachen beleuchten, die er selbst uns berichtet, so finden wir in

seinem Geburtslande um 1740 — 60 dieselben Gesellschaftsverhältnisse, dieselben Erscheinungen im sittlichen Leben, welche an der Eder jenen Zustand der Verworfenheit bedingten. Im Nassau-Siegenschen eine duldsame, kameralistisch-kluge Regierung, vertreten durch kleine Despoten, grobe Beamten in Kanzlei, Consistorium; dünkelvolle, rechthaberische Diener in Kirche und Schule; überall seufzende, grollende, grübelnde, exulirte Prediger, Separatisten, still-fleißige Fabrikanten auf öden Schlössern, mit redseligen, salbungsreichen Aposteln, welche mit Erzeugnissen der Industrie hausirten [96]); in Waldhütten versteckt, Laboranten und Alchymisten, mathematische Genies, die das Problem des Ewigbewegbaren zu lösen suchen; kurz dieselben Zustände [97]), doch ohne jene Gipfelung des Ungewöhnlichen, die Gottlob! nicht oft sich wiederholt!

Schon im Frühling des Jahres 1702 [98]) fand, gelockt durch die Freiheit, welche der regierende Graf Heinrich Albrecht, mehr finanz-klug als frömmelnd, gewährte, mit ihrer Gesellschaft, die, wie es hieß, bald nicht weniger als 70 Glieder zählte, im Wittgensteinischen sich ein: „Die Hofmeisterin" aus Eisenach, von den Ihren Mutter Eva genannt. Aus Bisterfeld eben durch Graf Adolf Friedrich verscheuchte „liebe Seelen" thaten sich zu ihr, besonders ein Schweizer, K. A. Pintner. Ihr Treiben, unter dem Namen der Gottseligkeit, mußte aber zur Zeit die Gemüther noch zu mächtig abstoßen; daher Eva stillschweigend zur Nachtzeit von Schwarzenau oder Laasphe wich, und einige ihres geistlichen Gefolges nach Usingen sich begaben. Wer diese Hofmeisterin, Mutter Eva, war, können wir nur nach den Berichten ihrer

Vertheidiger und ihrer Ankläger aussagen, um des Lesers Urtheil nicht vorzugreifen.

Dr. Vergenius, ein gescheiter Anwalt aus Wetzlar, der aber mit unbegreiflicher Blindheit in den Zauberkreis der Circe gebannt war, behauptet in einer spätern Schutzschrift: Frau Eva Magdalena von Buttlar (aus der lutherischen Linie des bekannten hessischen Geschlechts), geboren um 1670 als das einzige Kind hochbejahrter Ältern, sei, in aller Frömmigkeit und adeligem Hochmuthe, nach ihrer eigenen Aussage aber am Hofe „ohne Katechismus" erzogen, nach des Vaters, Philipp Hannibal, frühem Tode, wider den Willen ihrer noch lebenden Mutter, Ursula Maria von der Dannen, in ihrem 15. Jahre an Jean de Vesias, fürstlich sächsisch-eisenachischen Pagen-, Hof- und Tanzmeister, — wahrscheinlich einen der Réfugiés — vermählt worden. Gott habe sie mit allerlei Trübsal heimgesucht, bis sie, die Nichtigkeit ihres bisherigen Wandels und die Misbräuche des Kirchenwesens erkennend, der üppigen Pracht entsagte, vor weltlicher Gesellschaft Abscheu bekam, und mit Gleichgesinnten Erbauung suchend, nicht allein bei Hofe und beim Pöbel in spöttische Nachrede gerieth, sondern auch wegen ihrer Trennung vom öffentlichen Gottesdienste durch das Consistorium gezwungen wurde, das Land zu räumen. Solches habe ihr Mann umsoeher zugegeben, als er bereits mit seiner Magd sündige Gemeinschaft gepflegt. Nach harter Verfolgung — sie weilte im Jahre 1702, um Dr. Horch zu hören, in Eschwege, in Allendorf, früher schon in Erfurt — nach Hessen gelangt, habe sie dort aufrichtige Seelen gefunden, die gleichfalls die Gebrechen der reformirten Kirche einsahen, sich ihr anschlossen und

sie, namentlich ein Studiosus Theologiä, Justus Gottfried Winter, wegen ihrer rühmlichen Sorgfalt, im alt-christlichen Sinne Mutter nannten. Zuletzt seien sie im Jahre 1703 (?), auf verheißenen landesherrlichen Schutz und angelobte Gewissensfreiheit, in die Grafschaft Wittgenstein gekommen, und hätten anfangs auf einer schlechten Glashütte, dann gegen jährlichen Miethzins auf dem freien gräflichen Hofe Sasmannshausen gewohnt und sich so unsträflich aufgeführt, daß der Graf dem Winter das Prädicat eines Cabinetssecretairs verliehen und ihnen Allen im Sommer 1704 ein Zeugniß ihres Wohlverhaltens ausgestellt, sowie unter eigener Hand und Siegel verheißen habe, ihnen den Hof gegen sichern Vorschuß zu verpachten. Aber ein „sogenannter Pietist", Philipp Jakob Dilthey, früher Pfarrer zu Häyger im Nassau-Dillenburgischen, und wegen seiner hitzigen Neuerungen — als Schüler Horch's und Reitz's — abgesetzt, der damals in einem Häuslein unterhalb des herrschaftlichen Gehöfs wohnte, habe bereits auf etliche Stücke desselben 2000 Thaler vorgestreckt gehabt; um nicht verdrängt zu werden, habe der heftige Mann geschworen, die Buttlar und Consorten, so lange ein Blutstropfen in ihm wäre, zu verfolgen, und damit begonnen, daß er ihnen die abscheulichsten Laster andichtete. Des „Pietisten" Zorn sei noch gewachsen, weil die Fremden ihn der Scheinheiligkeit und Heuchelei beschuldigt und freundlich vermahnt; er habe dagegen Anlaß gefunden, zumal die Gesellschaft aus herzlichem Mitleiden gefallene Frauenspersonen liebreich aufgenommen, schon gegen Ende des Jahres 1703 eine Klage beim gräflichen Consistorio anzubringen, welches jedoch die Beschuldigungen so unge-

gründet erachtet, daß der Graf die Vereinigung zu Sasmannshausen am 11. Mai 1704 seines Schutzes von neuem versicherte, und (17. Juni) nur auf die Herbeischaffung der Summe für Dilthey's Abfindung drang, um ihr das Näherrecht am Hofe zu sichern. So habe denn die Gesellschaft, ihre Güter in Hessen veräußernd, das Geld nebst vielen Centnern seiner Mobilien um Martini nach Sasmannshausen gebracht. Inzwischen aber sei von einem Pächter im untern Hause, Christian Wirth, dem Grafen das ganze Gehöft unter Vorspiegelung noch größern Gewinns heimlich abgemiethet und gegen die Concurrenten die schmählichsten Beleidigungen nicht gespart worden, um sie zu verdrängen. Auf die Klage Johann Appenfelder's, Medicus, genannt Leander, der eben angekommen, um Frau von Buttlar, seiner Pflegerin während seiner Studien in Eisenach, einen kurzen Besuch abzustatten, habe der Grundherr als „ehrlicher Graf" nochmals unter dem 18. November sie seiner Gunst und Aufrichtigkeit versichert, auf Wirth, als einen losen Vogel, geschmäht, nichtsdestoweniger Behorchung vermittels durchbrochener Wände selbst angeordnet, um einen Schein zu finden, ihres Geldvorraths und anderer Habseligkeiten sich zu bemächtigen. Auf Angeben Wirth's, die Sasmannshäuser wollten mit Sack und Pack flüchtig werden, — sie hatten Tags vorher zur Bergung ihrer im durchlöcherten Hause unsichern Sachen einige Kasten nach Laasphe geschickt — ließ Graf Heinrich Albrecht am 19. November der Gesellschaft durch den Landschulzen — einen so unbilligen Verwalter, daß er diesen Leuten ein im Walde vom Wolfe halb zerrissenes Geislein, das sie nach vielwöchentlicher Pflege geheilt, ohne Entschädigung

wegnahm — und durch bewaffnete Mannschaft Personal- und Realarrest ankündigen, selbst eine Truhe, in welcher Eigenthum des zufällig anwesenden Bevollmächtigten, Dr. Vergenius, sich befand, versiegeln und nach Laasphe abführen. Auf die Rechtsverwahrung, welche Dr. Vergenius, wohl ermessend, „Gewinnsucht der Rathgeber sei das einzige Motiv so gewaltthätigen Verfahrens des Grafen", persönlich in Schwarzenau einlegte, sei nicht geachtet, sondern am 20. November sechs Personen der Gesellschaft mit überflüssiger Wache nach Laasphe geschleppt, an zwei verschiedenen Orten gefangen gesetzt, die andern in Sasmannshausen und Schwarzenau verfestet worden.

So günstig für die Hofmeisterin lautet die Schrift, welche Dr. Vergenius, tief in die häßlichsten Angelegenheiten verwickelt, später andern Richtern als den gräflichen einreichte und mit Urkunden bekräftigte. Aber anders stellt Herr Jean de Vesias, der Pagen-, Hof- und Tanzmeister zu Eisenach, in seinem Ehescheidungsantrage vom 2. September 1703 dem herzoglichen Consistorium seiner Frau Verhalten dar: Das Gericht wisse, wie sie ihm seit sechs Jahren die Pflicht versagt; seit anderthalb Jahren (also seit dem Märzmonate 1702) habe sie ihn ohne Ursache verlassen, sei mit andern Männern im Lande umhergeschweift, mit denen sie sich jetzt „im Walde" aufhalte. Da er sie nun, so ärgerlichen Lebens wegen, nicht annehmen werde, selbst falls sie freiwillig heimkehrte, und er wegen „seiner baufälligen Leibesconstitution" sich wieder verheirathen wolle, „so bäte er um Erlaubniß, mit Vermeidung der herkömmlichen Edictalcitation — der vornehmen und honetten Freundschaft sei-

nes liederlichen Weibes willen — sich ohne Aufsehen außerhalb der Stadt trauen zu lassen." In der formalen Scheidungsklage war noch die abscheulichste Untreue unter besondern Umständen ausgeführt; weil aber das Ehegericht den Aufenthalt der Angeklagten nicht wußte, blieb der Proceß bis ins Jahr 1705 hängen.

Um auch actenmäßig vorzuführen, wes Geistes Kind der Expfarrer Dilthey war, und die seltsamen Zustände in der Grafschaft zu beleuchten, theilen wir einen gedruckten Bericht über ihn mit. Reisende nach Art des Dr. Schelwig von Danzig fanden, indem sie ihre Pferde vor dem Walde zurückließen, in einem vor dem Hofe Sasmannshausen belegenen Häuschen, das der Wohlhabende sich erbaut, den Exulanten von Häyger. Im Gespräche verharrte er bei seiner Verwerfung der Kindertaufe, gestattete nur den Wiedergeborenen das heilige Abendmahl, und bekannte sich auch zu jener Theorie von den fünferlei Ehen, die Hochmann gelehrt. Dabei empfahl er Gütergemeinschaft und spendete, seiner vielen Kinder ungeachtet, ein Großes an Arme. Merkwürdig sind die Nachrichten, welche er selbst am 9. December 1704 den gräflichen Commissarien schriftlich einreichte. Aufrichtig und demüthig wolle er aussagen, allein um der Ehre Gottes willen, was er von der Societät, den Verführten sowol als den Verführern, wisse. Als das ärgerliche Volk zur Prüfung vieler Frommen vor etlichen Jahren ins Wittgensteinische und in das neue gräfliche Haus nahe seiner Hütte gekommen, habe Gott ihm plötzlich eröffnet: jene Rotte sei, ungeachtet des Scheins der Tugend und Gottseligkeit, auch äußerer Bekenntniß der Wahrheit, und un-

geachtet erlittener Verfolgung, dennoch ganz antichristlich, und die vornehmste unter ihnen die apokalyptische Jesabel, welche gutwillige Seelen beiderlei Geschlechts zu gräulichen Sünden verführe. Ohne seinen Entschluß Jemand mitzutheilen, sei er von Stunde an, sie zu strafen, zu ihnen auf den neuen Bau gegangen; aber Eva und Winter hätten die Versuchung vorausgewußt und ihm Zutritt versagt, obgleich er noch vor einigen Stunden mit ihnen in andächtiger Gemeinschaft das Lied des hallischen Gesangbuches: „Zerfließ mein Geist in Jesu Blut und Wunden" gesungen. Doch erinnere er sich, daß, wie er, nach Anlaß des Liedes, mit Thränen in den Augen, sie gemahnt habe, von allen Befleckungen des Fleisches und Geistes sich zu reinigen, ein Fräulein aus ihrer Mitte, Dorothea von Kalenberg, empfindlich gerührt worden sei. Dessenungeachtet, jetzt durch Winter abgewiesen, habe er sogleich vertraute Freunde aus Schwarzenau zu sich beschieden, und andern Morgens seien Joh. Konstantin Hoffmann von Berleburg, Rechtsconsulent des Grafen und später (um 1708) mit Gräfin Magdalena Luisa vermählt, und Herr Hochmann von Hochenau, der Pfarrer Weigel — eine Predigerfrau, Wetzel aus Laasphe, war in widerwärtiger Weise als Glied der Gemeine früher erschienen —, nebst zwei Gräfinnen, der Witwe des Reichskammergerichtspräsidenten von Leiningen-Westerburg und ihrer unverheiratheten Schwester Anna Augusta, angelangt, um, nach demüthigem Gebete, in Gottes Namen zu versuchen, die neuen Heiligen aus der Gewalt des arglistigen Feindes zu erretten. Als jene großen Widerstand thaten, seien durch wunderbare Fügung zwei ihrer frühern Genossen aus

Hessen eingetreten, welche die Schandthaten erzählten, die Eva mit ihrer Gesellschaft in Erfurt zumal an Weibern verübt habe. Um das Geheimniß der Schrift, welches sie zu jener unnatürlichen Vernichtung der weiblichen Bestimmung angeleitet, zu erhärten, habe die Hofmeisterin keck einen Vers aus dem Hohen Liede aufgeschlagen [99]), den Dilthey in der Bestürzung seines Herzens weder finden noch deuten konnte. Darauf seien sie nach erneuter Mahnung, vom gräulichen Irrthum abzustehen, mitleidig und betrübt von den Verstockten geschieden. Indessen habe der Versuch der Barmherzigkeit dennoch die Frucht getragen, daß einige Reuige, ihre grobe Sünde und Unzucht gestehend, sich losgesagt hätten, und daß in der Nacht die Uebrigen Hals über Kopf sich davonmachten. — Wahrscheinlich ist dies die erste Zerstreuung der Rotte im Vorsommer des Jahres 1702, als 20 Personen, jenes gerührte Fräulein, das darauf einen Bürgerlichen aus der Gesellschaft heirathete, geringe und Leute bessern Standes aus Hessen, Erfurt sich absonderten, und dann die teuflischen Dinge berichteten, „welche in der Societät im Schwange wären".

Ueber Eva's, der Hofmeisterin frühern Wandel erfahren wir noch aus andern Stellen der Acten: daß sie als Wirthin des blutjungen Appenfelder in Eisenach selbstgeständig mit demselben, „da sie noch im Naturstande gewesen", sich versündigt, außerdem auf ihren Umzügen durch Hessen und Thüringen, besonders in Allendorf, Wanfried, Eschwege und Erfurt, in Gesellschaft Winter's geistesblöde Frauen und Mädchen aller Stände nach jener Offenbarung des Hohen Liedes durch äußerliche Verstümmlung für das kommende Reich ge-

weiht, und mit Männern, „um die böse Lust in ihnen als himmlisch berufenes Werkzeug zu ertödten", Buhlschaft getrieben habe. Mischt sich in uns Abscheu und Mitleiden, wenn wir so urkundlich bezeugte Dinge von der unseligen Frau glauben müssen, so überträgt sich der moralische Ekel doch überwiegend auf jenen Theologen Winter, welcher, Verführer der Gattin des alten Tanzmeisters, die Sünderin gegen das sechste Gebot durch ein Gewirre mystischer Vorstellungen und wahnwitziger Träumereien in einen Zustand verstrickte, aus dem sie durch eigene Kraft nimmer sich retten konnte. Als Beweis dafür liegt ein Brief Winter's bei den Acten, voll so gleißnerisch-frommer Liebesbetheuerung und halbverstandener theosophischer Begriffe aus den Schriften der oftgenannten Theologen, daß er nicht allein als sittlicher Verderber der Schwachen erscheint, sondern auch dafür, daß er sie unter dem Vorwande, in ihr das auserlesene Werkzeug göttlicher Gnade zu verehren, in den Mittelpunkt des dämonischen Kreises stellte, dabei auch nach dem Gelde der Bethörten lüstern war. Urkundlich übergab der Studiosus sich und die Gemeine „der glorwürdigen Mutter, die da losgemacht sei von der Sünde und von bösem Gewissen, frei von aller Creatur" als ganz zu eigen, „mit ihrer sämmtlichen Habe", in einer Vorstellung, welche, bei aller mystischen Dunkelheit und Verworrenheit, dennoch Verwandtschaft mit der „himmlischen Sophia" Arnold's durchblicken läßt. Der Frevler selbst erklärt sich bereit, „ihr und ihrem Willen in aller Ewigkeit anzugehören, selbst wenn es nach Gottes Rathschluß in die ewige Verdammniß gehen sollte". Zum Lohn einer so wahnsinnigen Selbstentäußerung ward denn Winter als der Vater der

Gemeine, Eva als die Mutter, und der junge, zum Buhlen der Eva auserſehene Arzt Leander (Appenfelder) als Bruder in wunderlicher Dreieinigkeit aufgefaßt.

Da es unmöglich iſt, irgend einen ſichern Gedankenzuſammenhang in dieſem Wuſte geiſtiger und ſinnlicher Verirrung zu ermitteln, verfolgen wir den Lauf des Proceſſes im erſten Stadium, den Acten noch perſönliche Thatſachen entnehmend. Die am 20. November 1704 Verhafteten waren, außer dem Theologen und der Hofmeiſterin, zwei Fräulein, Anna Sidonia und Charlotta von Kalenberg, die einzigen von vier Schweſtern, welche Verſchuldung und Unſtern bei der Geſellſchaft feſt gehalten. In ihrer ſpätern Uebergabsurkunde vom Jahre 1705 geſteht Anna Sidonia, ein Kind des Verderbens geweſen, aber durch Gottes Erbarmung zu der heiligen Gemeine berufen zu ſein. Vor ungefähr vier Jahren (um 1701) habe ſie mit ihren Schweſtern des Vaters Haus zu Rothweſten (dem Sitze des vornehmen Geſchlechts von Kalenberg in der Landſchaft an der Diemel) verlaſſen, um in Erfurt „große Heilige, von deren herrlichem Stande ſie zu Kaſſel erfahren", aufzuſuchen. Aber durch Gottes Fügung hätten ſie zu Allendorf ihren lieben Vater und ihre liebe Mutter angetroffen; obgleich dieſen das Bild Gottes klar aus dem Angeſichte geleuchtet und ſie mit mütterlicher Treue empfangen wurden, habe ſie doch, aus unartigem Eigenſinn und Hochmuth auf die ſelbſterlangte Gnade, ihre Schweſtern vermocht, ſich zu trennen und nach Erfurt zu gehen, wo ſie miteinander Haus hielten. Anna Sidonia, in geiſtlicher Ehe einem ihrer Geſellſchaft verbunden, habe mit der Frucht ihrer Sünde ſich wiederum zur Mutter gewandt, als Reuige mit ihrem Kinde die zärt-

lichste Begegnung erfahren, sodaß ihr Seelenheil gerettet wurde, zumal auch der liebe Bruder (Appenfelder) mit erbarmender Liebe ihrer sich angenommen. Jenes Kind, dem widernatürliche Scrupel und eine wahnsinnige Vorstellung von „des Weibes Samen, welcher der Schlange den Kopf zertreten werde", die erste mütterliche Pflege entzog, starb verkümmert, ungetauft auf jener öden Glashütte, wo es geboren war, der ersten Behausung der Societät; Graf Heinrich Albrecht, streng darin, für fleischliche Vergehungen seiner Unterthanen und Schutzverwandten die Buße einzutreiben, hatte laut Quittung die Aermste von anderer Strafe losgesprochen! Sidonia's Schwestern, Klara Elisabeth, Dorothea und Charlotta, alle schon in den Dreißigern, gleich ihr am Hofe in Kassel erzogen, erst Freundinnen der Philosophie Descartes', dann von etlichen vornehmen Damen, einer Obersten von T., einer Oberstallmeisterin von M., unter Leitung des schweizerischen Predigers Samuel König zur „Enthusiasterei" oder „Pietisterei", verleitet, waren, bis auf Charlotta, zur Einsicht des verworfenen Lebens der Gemeine gelangt, hatten sich getrennt und Fräulein Dorothea wenigstens einen Gatten, wenn auch einen unter ihrem Stande, aus der Verwirrung heimgebracht. Von Justus Gottfried Winter, der um 1677 zu Merseburg geboren und zu Eschwege erzogen war, ist noch hervorzuheben, daß er das Fundament seiner Lehren überkam, als Dr. Horch in Eschwege weilte. Die Hofmeisterin wohnte, um Jenen zu hören, gleichzeitig bei einer nicht mittellosen Bürgersfamilie, die dann, alt und jung, gleichfalls in den Strudel mit fortgerissen wurde. Johann Georg Appenfelder (Appenfeller), im Jahre 1682

zu Schleusingen als Sohn eines Cantors geboren, in seinem 13. Jahre zu Eisenach auf der Schule mit der Hofmeisterin bekannt geworden, dann zu Gotha „pietistischen" Conventikeln nahe getreten, hatte eben zu Jena und Wittenberg seine medicinischen Studien beendet, auch den Poetenlorber erworben, als Dr. Vergenius, der Buttlarin Bevollmächtigter, in Eisenach anwesend, ihn überredete, mit ihm nach Sasmannshausen zu reisen, um seine alte Freundin zu besuchen und „ihren Stand kennen zu lernen". Anfangs weigerte der Jüngling sich dessen, weil er viel Schlimmes von der Gesellschaft gehört hatte, dann aber, auf der Reise freigehalten, folgte er der Lockung, zumal er in Marburg oder Gießen den Doctorhut zu erlangen gedachte. Mit Freuden empfangen und der Gesellschaft als derjenige Auserwählte angekündigt, ohne den das Werk Gottes nicht vollbracht werden könnte — Winter war nämlich der ersten, gefährlichen Stelle müde, und suchte eine andere — ließ er sich ins Netz ziehen, nannte sich Leander und willigte, auch geblendet durch den Reichthum Eva's, in die Verbindung. Im Begriff, mit den besten Sachen der Hofmeisterin, da es nicht mehr recht geheuer in Sasmannshausen schien, nach Wetzlar zu reisen, ward auch er durch den Landschulzen verhaftet. Leander mochte noch als der Unverdorbenste in der „Rotte" gelten, er war ein namhafter Renommist von Jena, „zerhauen und zerstochen", daher die Hofmeisterin, voll mütterlicher Liebe, erklärte, er müsse kommen, „wann auch schon in Stücken". Sebastian Ichtershausen, etwa 1680 bei Gotha geboren, ein Kenner des Hebräischen und fleißiger Leser des Grundtextes der Bibel, schon in Erfurt mit Sektirern in Ver-

kehr, diente dem Dr. Vergenius in Wetzlar als Schreiber und hatte seit Jahren das Abendmahl gemieden.

Dies waren die Hauptpersonen, deren Behandlung von Seiten des gräflichen Gerichts zu Laasphe und Schwarzenau wir nach des Anwalts Klagschrift andeuten wollen. Voll Freude hatte sich Graf Heinrich Albrecht der Kasten mit Geld, Silbergeschirr und feinen Mobilien bemächtigt, und ernannte sogleich den Landschulzen, einen unerfahrenen Kanzleisecretair und einen dritten Unstudirten zu Untersuchungscommissarien. Diese verhörten zum Theil betrunken, Taback schmauchend, fressend, in Gegenwart von Fremden und Horchern, Männern und Frauen, unter Beleidigungen, Schmähreden und aller ersinnlichen Ungebühr, die Gefangenen auf die Inquisitionalartikel, beriefen die offenkundigsten Feinde der Gesellschaft tumultuarisch zum Zeugniß, nahmen alle übrige Habe derselben in Beschlag, bis nach siebenwöchentlicher Gefangenschaft ein junger Licentiat als Fiscal mit der peinlichen Anklage auftrat und auf dem Rathhause das Gericht formlos gehegt wurde. Alle Rechtsverwahrungen und Remonstrationen von Seiten des unermüdeten Dr. Vergenius blieben ohne Erfolg; der Graf, froh des Gewinns, kümmerte sich nicht um „Carolina und Reichsconstitutionen", und mochte endlich im Stillen sich Glück wünschen, als am 14. März 1705 die Mishandelten Mittel fanden, sich mit Verlust ihrer Habe in Freiheit zu setzen.

Aus den Protokollen und Belastungszeugnissen deuten wir nur an, daß Eva, keines Ehebruchs geständig, gleichwol bekannte „mit Winter in Gott nach Leib, Seele und Geist verbunden zu sein"; daß der Verwalter Wirth, als Mitbewohner des Hofes, den unzüchtigen Umgang

auch mit Andern bezeugte, der schon zu Laasphe in des Pfarrers Weigel eigenem Hause stattgefunden; daß die Hofmeisterin ein Verzeichniß von hundert Ehemännern führte, die zur Wiedergeburt in dem Teiche Bethesda sich gereinigt. Sie leugnete zwar nicht jenes entsetzliche Geheimniß, „das zur Seligkeit des Weibes gereiche", wol aber, solche Missethat an andern vollzogen zu haben, obgleich eine Reihe widerwärtiger oder einfältiger Frauensleute Solches unter den ekelhaftesten Umständen aussagte. Der Pachter Wirth bekannte, durch den Grafen den Befehl zum Auflauern erhalten und Dinge gesehen zu haben, welche das schamloseste Bordell übertreffen, unter wirthschaftlicher Costumirung des gräflichen Wohnhauses, welche zugleich schmutzige Bettelhaftigkeit und gewissen Prunk zur Schau trug. Eva hatte, um ihre Gesellschaft durch neue Weihen zu vermehren, häufig hessische Städte, nicht ohne Erfolg, besucht und allerlei Gesindel nach Sasmannshausen gelockt. Am deutlichsten äußerte sich über die Lehrpunkte der „enthusiastischen" Gemeine Johann Reuter aus Hessen, ein verlaufener, schimpflich als Pasquillant relegirter Studiosus aus Gießen. Erst Schulmeister im Darmstädtischen, endlich fahnflüchtiger Soldat des neuburgischen Regiments wurde er in Sasmannshausen aufgenommen und schwebte immer in Furcht, zur Strafe vielfachen Betrugs, Ehebruchs ausgeliefert zu werden. Um sich zu retten, spielte er den reumüthigen Angeber, obenein durch Gnadenverheißung des Grafen verlockt.

Er nannte ein angeblich in England erschienenes Buch als Grund ihrer Lehre, „vom neuen Adam, vom doppelten Geschlechte Adam's, von dessen frühern Gespielin,

der göttlichen Sophia, vom Beginn des neuen Edens mit dem Jahre 1702"; die Hofmeisterin sei die neue Eva, die solchen Beruf durch Offenbarung schon im Jahre 1698 empfangen; Winter der neue Adam; die „obere" Kirche, Jerusalem, habe sich in ihrer Societät als untere Kirche logirt; Appenfelder stelle in ihr die dritte Person, den Heiligen Geist, dar. Oeffentlicher Gottesdienst müsse aufhören, die „lebendige" Bibel sei die Hofmeisterin; die Grafschaft Wittgenstein sei zum Sitz des neuen Reichs, und ihnen als Residenz der „weiße Stein" (das Schloß über Laasphe) auserkoren! Confrontirt mit Angehörigen der geschändeten Weiber, leugneten Winter und Eva die That, nicht das Geheimniß des göttlichen Wortes „zum Zeichen des Bundes". Appenfelder, „der Student", war seines Umgangs mit Eva nicht in Abrede. — So sollte denn zum Urtheil geschritten werden, sonderlich auf des Fiscals Antrag auch zur Confiscation des Vermögens, nachdem ein Dr. Diez als amtlicher Vertheidiger die begangenen Nullitäten des Processes nachgewiesen, als die Gefangenen, nicht genug bewacht, um nicht miteinander zu communiciren, „nach inbrünstigem Gebete um Erlösung", in der mondhellen Nacht vom 15. März 1705 aus dem getrennten Verwahrsam durch die Flucht sich retteten. Obenein ermuthigt „durch einen leuchtenden Blitz", stiegen sie über ihre Wächter hinweg; wahrscheinlicher aber hatten sie diesen einen Schlaftrunk in den Branntwein gemischt, oder sie bestochen. Alle entrannen glücklich bis auf die Hofmeisterin, welche im nahen hessischen Städtchen Biedenkopf zu lange bei ihrem Notarius sich verweilte, durch die gräflichen Bedienten zurückgebracht wurde, aber wie-

derum mit Beihülfe eines neugeworbenen Dragoners — ihr Aeußeres wird zwar als frech, aber nicht als reizlos geschildert — in den Kleidern der Magd der gräflichen Haft entschlüpfte. Ein Protestationszettel vom 21. März 1705, in welchem die Geflüchteten die Ursache ihrer Entweichung kundthaten und auf ein competentes höheres Gericht sich beriefen, ward jenem Notar nicht abgenommen; dagegen luden Richter und Schöppen des hochgräflichen peinlichen Halsgerichts zu Laasphe in einer gedruckten Citation vom 27. Mai Winter, Appenfelder, die Hofmeisterin und Anna Sidonia von Kalenberg edictaliter vor, um sich wegen Verspottung der göttlichen Majestät und Dreieinigkeit, wegen Kindermords, darin Winter und Eva mitbegriffen, zu vertheidigen. So ward der schaudernden deutschen Welt das Gräuel, mit Bezeichnung auch des Unerwiesenen, kundgethan; nachdem schon am 31. März die wittgensteinische Regierung, auf Anschreiben der eisenachischen, derselben den Hergang des Processes und die Flucht vermeldet, infolge dessen Herr Jean de Vesias am 9. Mai 1705 rechtskräftig von seinem ausgetretenen Weibe geschieden ward.

Die Flüchtlinge hatten aber keineswegs im Sinne, ihre Gemeinschaft aufzugeben; vielmehr trat dieselbe aus dem Stadium einer Lasterhaftigkeit, die sich vor sich selbst hinter dem Scheine göttlicher Offenbarung und unter mystischen Phantasiegebilden verbarg, in das Stadium unzweifelhaften Blödsinns, welcher, eher mitleids- und verlachenswerth, Haß und Ekel entwaffnet, doch dem Seelenforscher schwierige Räthsel vorlegt. Getrennt, nur Leander mit der Hofmeisterin vereinigt, nicht ohne baare Mittel, ungeachtet der gräflichen Plünderung, gelangten

sie unverfolgt — die Vielherrigkeit des Landes ringsum erleichterte die Wanderung — durch die verschiedenen Grafschaften nach Wetzlar, wo Christoph Scheibenhenne, ein Student der Theologie, aus Eschwege Wintern gefolgt, schon im Sommer 1705 als „Inspector der Gemeine hervortritt", und Charlotten von Kalenberg, die gleichfalls sich eingefunden, mit Heirathsanträgen heimsuchte. Von da zogen sie nach Mainz und Köln, und trugen kein Bedenken, zu der „alten römischen katholischen Kirche", zu der sie schon während der Gefangenschaft großen Trieb verspürt, überzutreten (18. April 1705), in der Hoffnung, daß der Katholicismus geeigneter sei, ihr Reich in sich aufzunehmen als der Protestantismus. Allen Anstoß zu vermeiden, durch „gemeinsames Leid" aneinander gewöhnt, beschlossen die Hofmeisterin und Leander (Appenfelder), nach feierlichem Uebertritt in Köln, und nach der Genehmigung Ursula Maria's von Buttlar, der kindischen 88jährigen Mutter, die sie herbeigezogen und zum Bekenntnißwechsel vermocht hatten, sich trauen zu lassen, was zu Hallenberg im Herzogthum Westfalen geschah. Der Hochzeitsbrief Leander's an Winter, datirt 1. September 1705 aus Rechtenbach im Nassauischen, lehrt uns den Seelenzustand des weiland Renommisten von Jena kennen. Nach Abschwörung des Lutherthums hatte er einmal Lust verspürt, Karmeliter zu werden, war aber durch Winter auf seine hohe Bedeutung hingewiesen worden. Er hatte in Lügde, dicht vor Pyrmont, doch im Gebiete von Paderborn, den Brunnen getrunken, die Einwilligung der „Großmutter" erlangt, bat den „lieben Vater" um Weisheit, dessen Volk, das er ihm übergeben, zu führen, sich unterzeichnend: Mon père, vôtre Ser-

viteur très obéissant et très humble J. A. Leander. „Laß deine Liebe von deinem kleinen Würmchen nicht weichen!"

Winter, „der Vater", antwortete höchst demüthig und zerknirscht, des Sohnes und der Mutter höhere Macht anerkennend. Er färbte den Brief mit seinem Blute und sandte als Hochzeitsgabe ein blutiges Goldstück, das: „am Herzen geprüft, Blut geben würde"! „Den Studenten und Mann, o Sohn, der du deines Vaters Stimme hörst, mußt du vom Thron herunterstoßen! Halte dich an deinen dreieinigen Bund; alle lieben Kinder — besonders die beiden Fräulein Kalenberg — sind an dich gewiesen!" Auch der gescheite Doctor von Wetzlar, Vergenius, welcher mit Genehmigung der bischöflichen Regierung eben seine Praxis nach Lügde verlegt hatte und nicht gleich Leander für den „Sohn" anerkennen wollte, ward vom „Priester der Gemeinschaft", Winter, gemahnt (27. October 1705), dem Willen Gottes nicht zu widerstreben, und so finden wir denn am 23. November 1705, als auch Winter sich eingefunden und die Bescherung des Barts und theilweise des Kopfes der Frauen als Bundeszeichen „übergeben", das neue himmlische Reich, bestehend aus 20 uns größtentheils schon bekannten Personen, in Lügde förmlich constituirt. Zwischen Pyrmont und der anmuthigen Villa Schieder, jenem großartigen Meierhofe der Fürsten von Lippe, unweit von Detmold und Bisterfeld, unterhalb der sagenreichen Arminsburg belegen, verräth das freundliche, gewerbthätige Städtchen Lügde nicht, daß es so tolle Schwärmerei gehegt habe; aber selbst Pyrmont, der Quell auch für geistige Genesung, barg 60 Jahre später, unter den Augen seelen-

heilender Aerzte, die trübsinnige, freudenscheue, melancholische Gesellschaft des Herrn von F., welcher eine weitverzweigte Hausgemeine nach den Vorschriften der Frau von Guyon stiftete, beherrschte, und den Grund legte zur Verkümmerung einer sonst reichbegabten Natur, Anton Reiser's (Karl Philipp Moritz).

Im December 1705 ward die Ordnung wegen der „Hauskirche und der Hausregierung" festgesetzt, aus der wir zur Charakteristik der Narrheit Einiges anführen. Winter, Ichtershausen, Appenfelder, Eva und die Gemeine, installirten „Von Gottes Gnaden" den 63jährigen, ehemaligen Lohgerber von Eschwege, Dr. Horch's Wirth, Scheibenhenne, zum Senior und Inspector der Hauskirche; die Charlotte von Kalenberg in gleich feierlicher Weise zur Hofmeisterin über den Hofstaat und zum Vorbilde der Gottesfurcht; den Ichtershausen zum Reichsfiscal; die Hausregeln, der niedern Dienerschaft auferlegt, enthielten in pedantischer Ausführlichkeit die Reihe der verschiedenen Obliegenheiten der Einzelnen, viel Lächerliches, als „des Herrn Hund zu accommodiren, die Kräuterbeutel in acht zu nehmen; Hühner und Katzen der Großmama zu versorgen, die Mäuselöcher droben und hunten zuzumachen"; des Gesindes war keine geringe Zahl. Noch lächerlicher sind die fiscalischen Gerichtsacten; Katharina ist ungeberdig, bleibt beim Ofen statt zu Bette zu gehen, versäumt die Mahlzeit, versalzt die Suppe; eine andere Magd wärmt sich die Kehrseite am Ofen und begehet s. v. Unhöflichkeit. Die Strafen bestehen in Maulschellen, Abbitte, Ofenknien und dergleichen Kindereien, zu deren Verhängung Dr. Vergenius, als Director des Gerichts urkundlich bestallt, dem Fiscal Vollmacht ertheilt; auch einmal, als Scheiben-

henne's Tochter beim Spiel der Vorgesetzten „um Nüsse" über Hintergehung klagt, nach gesetztem Gerichte Schläge und Knien auf dem Holz vor dem Ofen decretirt! Ein dienender Bruder, bekannt aus häßlichen Vorgängen in Sasmannshausen und früher giftiger Ankläger Eva's, aber in Gnaden wieder aufgenommen, kriegt vom „Geringsten ein paar Schläge", weil er die alten Schuhe nicht tragen wollte, alles nach förmlichem Rechtsspruch! Wäre nun die Gesellschaft bei solchen Albernheiten geblieben, so möchte die bischöfliche Regierung die Neubekehrten wol in Frieden gelassen haben; aber mit dem neuen Jahre 1706, „der Periodus secunda filii", begann das ungeheuerste Drama der Narrheit, das als Blasphemie und Gotteslästerung nach Zeitbegriffen überall nicht das Narrenhospital oder Zuchthaus, sondern den Tod verdiente.

Am 2. Januar wurde unter Ceremonien, wie sie etwa von müßigen geheimen Gesellschaften, bei Einsetzung eines Meisters ersonnen sind, das „Lamm oder die Taube", dann im Beisein sämmtlicher Gemeineglieder, indem Vergenius eine Hauptrolle spielte, Leander als Neo-Electus vorgestellt, consecrirt und ihm die Pflicht geleistet. Auf so hochherrlichen Act folgte „feierliche Mahlzeit, Gesundheitstrinken und ein Freudentänzchen in Gegenwart der ganzen Gemeine". Winter hatte die Rede, „habita die consecrationis et institutionis Jesu Christi in Dominum et Regem ipsius cum sponsa sua" schriftlich verfaßt; Johann Just Reuter, jener Ankläger, den die Schwachsinnigen wieder zu Gnaden aufgenommen, gratulirte in lateinischen Versen. Nur Ichtershausen („das Lamm", „die Taube") offenbarte in einem Schreiben vom 7. Januar

an Leander, des „Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten und Unüberwindlichsten Königs und Allergnädigsten Königs und Herren Majestät", einige Scrupel, ob ohne Einräumung der Mama, als der höchsten Weisheit (Sophia Arnold's), der König habe eingesetzt werden können? Die 26 Fragen des bescheidenen Zweiflers bezeugen aber wieder hinlänglich die Geistesverwirrung des wetzlarschen Protokollführers; unter andern, ob es nicht Gott sehr despectirlich, einen König zu machen und ihm kein Reich zu geben? Ob nicht der Vater das Reich durch Krieg erlangen müßte? Jener verlaufene Student, Schulmeister und Soldat, Reuter, schon wieder auf Verrath sinnend, verfaßte die Dogmata der Gemeine lateinisch, mit Heranziehung der frühern Lasterhaftigkeit, von der jetzt keine Spur sichtbar war, und berief sich auf Bekenntnißschriften, welche im Solmsischen, Wittgensteinischen, in Hessen und anderswo bei Predigern zu finden. Den Höhestand erreichte der Aberwitz am 8. Februar 1706 bei der abgöttischen Erhöhung Winter's, Ichtershausen's und der Mutter Eva. Ein Bischofshut von blauem Papier mit blauseidenem, silber- und goldgezierten Bande, daran Sonne, Mond und Sterne, lag auf einem Kissen hinter brennenden Lichtern von himmelblauer Farbe: Mama überreichte den Bischofshut, welchen „Unser Herr (Leander) dem Vater aufsetzte" und ihn durch Bescherung der eingeseiften Platte zum Priester einweihete, worauf die Huldigung der Gemeine kniefällig — Vergenius las die Urkunde — erfolgte. Nach Einsetzung der „Taube" ward die „Sophia" (Mutter Eva) offenbart, indem sie roth gekleidet, mit bloßem Haupte unter Begleitung des Sohnes und des Lamms vor den infulirten Meister trat

und unter Weihrauchstreuen die Consecration als „Ewige Weisheit", als „Mutter der Dreieinheit" empfing. Sophia selbst schwur den Eid, „das Eins in dem Drei zu bewahren, der Gemeine Bestes zu fördern" — Vergenius, der Gerichtsdirector, verlas denselben knieend —, und ward dann mit einer silberbesternten, bebänderten Krone von Rosmarin, Lorberblättern geschmückt; Alles unter den unsinnigsten, mystischen Reden. Cour, Handkuß und Mahlzeit beschlossen die Handlung.

Nicht lange durfte solches Treiben einer an sich schon auffallenden, fremden Gesellschaft, welche jedoch, wie im wittgensteinischen Schutzgeld bezahlte, im stillen Orte verborgen bleiben. Bischof von Paderborn war seit kurzem (März 1704) Franz Arnold Joseph Wolf, genannt Metternich zu Gracht, Erbe, wie es scheint, auch der aufgeklärten Denkungsart seines gefeierten Vorgängers Ferdinand's, Freiherrn von Fürstenberg (starb 1683), des Erweckers gelehrter Thätigkeit im düstern Paderbornerlande. Soviel steht wenigstens fest, daß ein bischöfliches Gericht in Altbaiern, und ein lutherisches auch anderwärts, zu jener Zeit anders verfahren sein würde. Man begnügte sich, die Gesellschaft, mit Ausschluß des Dr. Vergenius, der noch frei blieb und mit der Tochter des Bürgermeisters von Lügde sich zu verheirathen gedachte, 20 Glieder stark, mit ihren Papieren zu verhaften und am 22. Februar 1706 nach dem Schlosse Dringenberg, einige Meilen südlich von Lügde belegen, abzuführen. Mit Ruhe begann die Untersuchung, vielleicht auch wol deshalb, weil die katholische Kirche die Neubekehrten schonen wollte; ein Theil der Gefangenen erkannte seine Handschrift in den verfänglichsten Dingen an, leugnete aber jene gottesläster-

lichen Consecrationen, obgleich in den vorgefundenen Protokollen die wahnsinnigen Handlungen schrittweis verfolgt werden konnten. Am 26. Februar überreichte der Fiscal seine Anklage; man bestellte Vertheidiger, verlangte Auskunft von den wittgensteinischen Gerichten, erhielt aber nur Ungenügendes, nicht einmal die Lehrsätze, welche Reuter aufgeschrieben, sonst nur Warnungen vor den Listen und Ränken der Flüchtlinge. Erst auf Grund der vorgefundenen gotteslästerlichen Urkunden verhängte das Gericht am 26. März 1706 gegen Winter, Ichtershausen und Reuter die Tortur, weil sie leugneten; die Peinigung war aber kaum nöthig, da die Unseligen zeitig zur Erkenntniß ihrer Lage gelangten und gegen freies Geständniß Gnade zugesichert erhielten. Leander und seine Frau blieben mit der Marter ganz verschont; wol mochten die katholischen Richter nicht ungern allerlei Schimpfliches aus dem Protestantismus vernehmen, z. B. von der Leanderin das Bekenntniß: „Die Pietisten wollten geistliche Vereinigung unter Solchen, deren Sinn am meisten übereinstimme, und weil Solches gemeiniglich unter zweierlei Geschlechts Personen geschähe, wäre Fleischlichkeit die Folge.“ Winter, Ichtershausen und beide Fräulein von Kalenberg gelobten schon am 6. April aufrichtiges Geständniß und fleheten den Bischof um Gnade an. Am ehrlichsten der Hebräer Ichtershausen, welcher anfangs Bedenken getragen, seinen Brotherrn, den Dr. Vergenius zu verrathen, dann aber die Consecrationen, „die geistliche Vereinigung von zwei zu zwei“ eingestand, und die Schuld seiner Irrthümer auf das Gymnasium in Gotha schob, „wo er von nichts als von Enthusiasterei und dergleichen absurden Dingen gehört habe“. Auch

Leander beichtete reumüthig am 12. April, erzählte seinen Lebenslauf, seine Gewissensunruhe über den Antheil an jenen gotteslästerlichen Thaten, zu denen Winter ihn und seine Frau, welche viele Thränen deshalb vergossen, verleitet habe. Versprach doch Winter dem Willfährigen, „dem Könige des neuen himmlischen Reichs", soviel Geld, um sich nächstens nobilitiren zu lassen, ein adeliges Gut zu kaufen, sodaß er sich zeitlebens um nichts mehr zu bekümmern brauche! Leander's Aussage brachte namentlich den Dr. Vergenius ins Gedränge, zumal wegen des Bundeszeichens und seiner Rolle im himmlischen Reiche, weshalb der Jurist sich zeitig nach einem Rettungsmittel umsah und solches bei seinem Gönner, dem Grafen auf Bisterfeld, fand. Fast von allen Geständigen wurde die pietistische Lehre vom Tausendjährigen Reiche und von Winter selbst die Unterweisung des Dr. Horch zu Eschwege als Quell ihres Verderbens angegeben. In Bezug auf die Krönung und Weihe that Winter die merkwürdige Aeußerung: „er wisse keine andere Ursache, warum solche geschehen, als weil ihm im Gemüthe aufgestiegen, und er keine Ruhe gehabt, es geschehe denn Solches." Sein Verhältniß zur Leanderin im Wittgensteinischen, die „Vereinigung ohne äußere Copulation", sei dort damals ganz etwas Gemeines gewesen! Reuter wollte die ganze Sache nur als eine Komödie betrachtet haben; die dienenden Brüder und Schwestern benahmen sich so kindisch, daß an ihrem Blödsinne nicht gezweifelt werden konnte; auch die Leanderin, die „gekrönte Sophia", meinte, sie hätte lieber gesehen, daß ihr Liebster sich nobilitiren ließe, als das viele Geld auf den Doctorhut zu verwenden! — So einstimmige

Aussagen gegen den Anwalt von Wetzlar, daß er den Gottlosigkeiten beigewohnt habe, mußten denn auch ihn in Verhaft führen; jedoch leugnete er seinen Antheil und gab Winter schuld, aus Hoffnung auf trügliche Gnade ihn ins Verderben ziehen zu wollen.

Ungeachtet die Reumüthigen die Verwendung beim Pater Herde, einem Jesuiten, und bei den bischöflichen Räthen wiederholt nachgesucht, blieben sie doch im Gefängniß und bemühete sich besonders die Leanderin, durch listige Mittel das Einverständniß mit ihrem Liebsten zu sichern der um seine Wächter zu hintergehen, in Vertheilung des Branntweins sich selbst nicht vergaß. Am 15. und 21. Mai wurde endlich das Urtheil publicirt, welches zehn der Untergeordneten nur auf ewig des Hochstifts und der Grafschaften Lippe und Rietberg verwies Reuter und den männlichen Individuen der Bürgerfamilie aus Eschwege obenein Staupenschlag zuerkannte, von der Bestrafung der Hauptschuldigen aber noch schwieg. Aus der Antwort, welche die Juristenfacultät zu Halle, der man in Beziehung auf Dr. Vergenius die Acten mitgetheilt hatte, von der bischöflichen Regierung unter dem 9. November 1706 erhielt, ging hervor, daß Winter als Urheber und Rathgeber der gotteslästerlichen Handlungen zum Schwerte, Appenfelder und die Eva zur Verweisung und zum Staupenschlag verurtheilt seien. Daß aber der härtere Theil der Strafe nicht allein Milderung erfahren, selbst Winter Schonung gefunden habe, und endlich die Hofmeisterin mit ihrem Gatten, gewiß nicht ohne äußern Vorschub, aus Schloß Dringenberg sich gerettet, sind Ereignisse, die wir nicht genügend zu erklären wissen. Schon im September 1706

finden wir fast die ganze Gesellschaft, auch Winter in Wetzlar, unter den Augen der Reichsthemis, beieinander, um durch gerichtliche Klage den Grafen zu Wittgenstein zur Herausgabe seiner Beute zu zwingen.

Im Gedränge blieb nur Dr. Vergenius, der, zukünftiger Stürme gewärtig, um seine Schutzschrift für seine Clienten siegreicher zu machen, den schlimmen Schulmeister Reuter bereits am 12. Februar 1705 vermocht hatte, seine frühern Anklagen gegen die Sasmannshäuser vor einem Notar zu widerrufen. Jener hatte selbst eingestanden, durch den Grafen Heinrich Albrecht und dessen Rechtsconsulenten, Hoffmann, nach Schwarzenau eingeladen und ermuntert worden zu sein, die Verhafteten noch ärger zu beschuldigen; der Rechtsfreund habe dem gräflichen Clienten sogar gerathen, keinen förmlichen Proceß anzufangen, sondern das Gesindel an den Pranger zu stellen, brav auspeitschen zu lassen und — versteht sich nach Einziehung ihres Vermögens — aus dem Lande zu jagen! Möchte aus dieser Palinodie der häßlichsten Anklagen eine glimpflichere Ansicht über die Verirrungen der „Buttlar'schen Rotte" motivirt werden, und man geneigt sein, das Verfahren des wittgensteinischen Gerichts als ein räuberisches zu betrachten: so ist doch der selbstgeständige Lügner, jener Reuter, eine so verdächtige Person, und liegen soviel Beweise für die Verworfenheit der Stifter jener Gesellschaft vor, daß ein ruhiges Urtheil nicht zweifelhaft werden kann.

Auch aus der Verborgenheit, in welche die so öffentlich gebrandmarkten „falschen Pietisten" sich weislich zurückzogen, erschollen noch nach sechs Jahren Stimmen (1711), welche den „Ungrund" des weit und breit verlautbarten

Unfugs der „sogenannten Mutter Eva" darthaten, Reuter's Widerruf veröffentlichten, aber die Vorgänge in Lügde und Dringenberg weislich verschwiegen. Möglich ist, daß solche Schutzschrift von irgend einem Anhänger der hart bezüchtigten Spener'schen Lehre, in guter Meinung, ohne allen Antheil der zersprengten oder verkommenen Glieder jener Gemeine, verfaßt worden sei, was noch durch den Umstand Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß sie, von einer bestimmten, aber nicht genannten, Behausung Eva's und ihres Gemahls spricht, diesen einen Doctor Medicinä Practicus Barchfeld titulirt, um durch den dritten Namen — das verschwundene Paar jeder Nachforschung zu entziehen. Auch die den paderborner Acten schnurstracks widerstreitenden Nachrichten über Reuter's zweiten Verrath, den er an seinen großmüthigen Wohlthätern beging und sie den Jesuiten preisgab, die Verse, welche er deshalb im Jahre 1707 ihnen überreicht habe, die Anschuldigung ganz verzeihlicher theosophischer Irrthümer, nicht des blasphemischen Wahnsinns, deuten auf eine literarische Mystification zu Gunsten der Ausgestoßenen. Ebenso unzuverläßlich ist die Angabe: „Winter stände nunmehr (1711) bei Gott und könne sich vor der Welt nicht mehr vertheidigen: von den Consorten der Frau von Buttlar wären nur wenige noch am Leben, sondern sie meist in Folge der erlittenen Drangsale kurz hinter einander gestorben."

Ohne irgend eine Spur ist die Gesellschaft von Sasmannshausen verschwunden; so auch, merkwürdig genug, Dr. Vergenius. Von Christian Thomasius „ein berühmter Advocat des Kammergerichts" genannt, ist er doch um 1724 ganz verschollen, bis auf den dunkeln Ausgang seines Processes vor dem bischöflichen Gerichte

vom Jahre 1706. Durch den Fiscal am 8. März härter bezüchtigt, hatte er mit großer Geschicklichkeit geleugnet, andern Verkehr als den des Anwalts mit der Gesellschaft gehabt und der Frau von Buttlar anders als seiner Profession gemäß gedient zu haben. Bekanntschaft mit Hochmann von Hochenau zu Wetzlar und Laubach stellte er nicht in Abrede, wol aber den Versuch, die Juden zu bekehren, was ihn leicht als Anhänger des Tausendjährigen Reichs bezeichnen durfte. Auch auf Bürgschaft seines Schwiegervaters, des Bürgermeisters zu Lügde, der Haft nicht entlassen, wand sich der fähige Kopf, den wir in so läppischem Spiel kurz vorher befangen sahen, durch alle Schlingen, wußte durch Zeugnisse zu belegen, daß er am 2. Januar 1706 sein Haus nicht verlassen habe, und fand den Grafen Rudolf Ferdinand von Bisterfeld bereit, ihm ein Attest „bei Gräflichen Ehren" auszustellen, daß Dr. Bergenius am 7. Februar 1706 auf Schloß Bisterfeld gewesen und folgenden Tags bis um 1 Uhr Nachmittags geblieben sei. Auch der Bartscherer zu Lügde bezeugte, den Doctor am 23. November 1706 ordentlich barbirt und kein Bundeszeichen, den abgeschorenen Bart, bemerkt zu haben.[100]) Des Grafen Ehrenwort war freilich kein Schwur; Ferdinand Rudolf noch jüngst den „enthusiastischen Meinungen" beigethan, und die Entfernung zwischen Lügde und Bisterfeld für einen Reiter so gering, daß Jemand füglich bis Mittag auf dem Schlosse weilen, am Abend aber in jenem Städtchen sein konnte. Den Rechtskundigen überwältigte nicht die falsche Anzeige, „Winter sei enthauptet worden"; nicht die Vorlage jener Bestallung zum Gerichtsdirector des himmlischen Reichs vom 13. De-

cember 1706, der aber, aus auffälliger Vorsicht, sein Name nicht beigefügt war; ihn verwirrten nicht eigenhändige Briefe, die er im unsinnigsten Liebestone Winter's an Eva geschrieben; geschickt setzte er durch, daß die Acten auf eine evangelische Universität (October 1706) gesandt wurden. Da Vergenius klüglich der evangelischen Kirche äußerlich sich nicht entzogen und selbst dafür Zeugnisse beibrachte, am Tage vor der ersten Consecration (2. Januar) bei den Lutherischen das heilige Abendmahl genossen zu haben, seine Defension vom 3. August überhaupt ein Meisterstück war, konnte er sich des Beistandes juristischer Brüder getrösten. Er wählte die Facultät zu Halle, welche, unter dem Einflusse Christian Thomasius', des „Anwalts der Pietisten", als Spruchcollegium, nach umständlicher Prüfung sämmtlicher Acten, vor Recht verordnete: „Angeklagten von der Anklage zu entbinden", ihn aber schuldig fand, mittels Eides sich zu reinigen, daß er den Consecrationen nicht beigewohnt habe, und ihn gegen Bürgschaft oder Pfand der bisherigen Haft entließ. Die Rationes decidendi waren bündig genug; der einzige verfängliche Punkt, jene von ihm geführten Hausprotokolle, den er nicht leugnen konnte, galt als „unbedachtes, einfältiges Vornehmen, da alles in terminis der zum Theil lächerlichen Hausdisciplin verblieben." Ob Vergenius nun den Reinigungseid abgelegt und wie sein Proceß geendet worden, ob er im Paderbornischen oder in Wetzlar ferner sich aufgehalten und noch am Leben sei, konnte schon Thomasius nicht mehr ermitteln. In der That bleibt der Doctor ein schwieriges psychologisches Räthsel; wir möchten glauben, Gewinnsucht habe ihn vermocht,

sich in das Vertrauen der unseligen Gesellschaft einzuschleichen, wäre das Vermögen derselben bedeutender als einige Tausend Thaler gewesen. Fast nur die Ansicht könnte einigermaßen Stand halten, daß der Jurist zu den kecken Naturen gehörte, welche, im Vertrauen auf eigene Klugheit, Gefahren aufsuchen, die ihre Phantasie reizen, und die in geistigem Uebermuth mit einer Art Wollust innerhalb der ungewöhnlichsten Lagen sich bewegen, aber immer den Rückschritt zu sichern bedacht sind. Denn mitten durch die unglaublichsten Thorheiten blickt die Berechnung durch, wie sich herausziehen? Gleiches Dunkel als über den Ausgang des gesammten Handels herrscht über die Klage der Beraubten an kaiserliche Majestät wider den Grafen von Wittgenstein, der jedoch wahrscheinlich seine Beute nicht wieder fahren ließ, da nach Ablauf der hastig anberaumten Citationstermine Landesverweisung und Confiscation einmal ausgesprochen war.

Wir sind herzlich froh, dieser unsaubersten und widerwärtigsten aller Erscheinungen, welche im Gefolge des Pietismus sich kundgaben, erledigt zu sein, und deuten nur, um ganz damit ins Reine zu kommen, noch an, daß schon im Jahre 1705 Dr. Johann Friedrich Mayer in Greifswald, der argusäugige Fiscal der Orthodoxie, lästerlich Lärmen schlug, indem er in der „Nova atque abominanda Pietistarum Trinitas" predigte, bis wie weit die teuflische Sekte sich vergangen habe. Als Vertreter der „so schändlich geschmäheten tugendhaften Theologen" nahm Dr. Francke das Wort, äußerte seinen Abscheu vor dem Geschehenen und wünschte, daß man das Aergerniß allein der Obrigkeit überlassen und seiner nicht

in Schriften gedacht hätte. So erschienen noch mehre Anklagen, auch Vertheidigungen, namentlich wollte Christianus Democritus (Dippel), auch als Alchimist dem Pietismus begreiflicherweise nahe verwandt, die Eva und ihre Gesellschaft, zu der Pintner ihn im Jahre 1704 vergeblich unter Androhung göttlicher Strafgerichte eingeladen, im Interesse der Partei in Schutz nehmen. Nachtheiliger war für Spener's Anhänger, daß in den nächsten Jahren viele Regierungen, Bremen schon 1705, Schweden, Dänemark und Würtemberg 1706, desgleichen Nürnberg (1707) in Bezug auf die Dinge im Wittgensteinischen Anlaß zu harten Verboten der Hausandachten nahmen. Fast zwanzig Jahre später veröffentlichte Thomasius in seinen „Vernünftigen und christlichen Gedanken" aus den Acten den ganzen Hergang, wie wir ihn bisher erzählt haben, und zwar in so anstößiger Nacktheit, daß der ehrbare J. G. Walch die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, Thomasius hätte besser gethan, seine Schrift über so abscheuliche Dinge weniger umständlich und genau einzurichten." [101])

Dr. Horch, dessen Antheil an diesen Verirrungen unbezweifelt ist, verlebte den Abend seines Lebens zwar vernünftiger und starb erst 1729 hoch bejahrt, entsagte aber auch in seinen letzten Schriften nicht den langgehegten Lieblingsmeinungen. Hochmann von Hochenau endlich irrte bis zu seinem Verschwinden noch einige Jahre wüsten Treibens umher. Einige Zeit hauste er zu Rönneburg am Vogelsberge, einem unheimlichen Schlosse, das der duldsame Graf Ernest Kasimir von Isenburg-Büdingen als Zufluchtsstätte weltmüden Frommen offen hielt; im Jahre 1707 predigte er auf Dörfern des Gebiets von

Nürnberg, ward verhaftet, aber gelinde behandelt aus Rücksicht für seinen verdienten Bruder, den Rechtsconsulenten der Reichsstadt und spätern Reichshofrath, Heinrich Christian Freiherrn von Hochenau. Nicht abgebracht von seinen gefährlichen Ideen, schickte man ihn fort; aus Nürnberg begab er sich nach Usingen (1708); auch dort verwiesen, nach Halle (1711). Auch hier fortgeschafft, weil er mit seinem Anhange in die Synagoge eindrang und die Juden mit Gewalt bekehren wollte, ging er nach Leipzig, disputirte, vor eine Commission des Consistoriums gestellt, hartnäckig über seine alten Sätze, und wandte sich dann, nach dem Verbot zu lehren, gen Wesel. Auch dort haderte er mit dem Kirchenregimente (1712), und verlor sich endlich den Augen der Welt, wahrscheinlich von irgend einem frommen Jünger bis an seinen dunkeln Tod gepflegt.[102]) Weniger Aergerniß gewährend, starb Reitz zu Wesel im Jahre 1720, nach nicht fruchtloser Thätigkeit in der Erziehungskunst.

Als Dr. Mayer im Jahre 1705 in die Lärmtrompete über die „Nova atque abominanda Pietistarum Trinitas" stieß, trauerte eben das erweckte Deutschland um Dr. Spener, der am 5. Februar in der „Getröstung, das Himmlische Reich sei nahe", gestorben war; gnädig bewahrt vor dem Seelenschmerze, daß auch jene Dinge von seinen Feinden ihm noch bei Lebzeiten aufgebürdet wurden.

(Die zweite Abtheilung dieses Aufsatzes im nächsten Jahrgang.)

Anmerkungen.

1) Ueber das Haus Rappoltſtein ſ. Phil. Jacobi Speneri Historia Insignium Illustrium s. Operis Heraldici pars specialis (Frankfurt 1680), 509 fg.; Nicol. Rittershusii Genealogiae (Tübingen 1664); Jo. Dan. Schoepflinii Alsatia Illustrata (Colmar 1761), II, 613 fg.; Cyriac. Spangenberg, Adelsſpiegel, II, Bl. 64.

2) Spener a. a. O. in der Vorrede zur Pars generalis und Pars specialis, S. 512.

3) Lebensbeſchreibung D. P. J. Spener's von C. H. von Canſtein, mit Anmerkungen von Dr. Joachim Langen (Halle 1740), S. 42. (Aus Spener's eigenhändigem Lebenslauf.)

4) Schöpflin, a. a. O., S. 625. J. Frid. Scheid de jure in musicos singulari, Dienſt und Obrigkeit der Spielleit, Rappoltsteinensi Comitatui annexo (Jena 1738, 4.).

5) Ichtersheim, Elſaß. Topographie.

6) S. An essay on the ancient minstrels in Th. Percy's Reliquies of ancient English poetry (London 1845), S. XVII fg.

7) Canſtein, a. a. O., S. 40.

8) S. die Vorrede zum Tacitus (Frankfurt 1657) und Stammbuch der Fruchtbringenden Geſellſchaft, Nr. 601. Auch die jungen Pfalzgrafen waren Geſellſchafter; Spener trieb nach Anleitung Sigmund Vorberg's, „eines ſtattlichen Poeten, der jedoch in einem Carmine nie der heidniſchen Götter, als zu dero Schande, zu gedenken gewohnt war", in Nebenſtunden die Poeſie, verbrannte aber ſpäter viele Tauſend Verſe. Canſtein, a. a. O., S. 45.

9) S. Ad Lectorem der Pars generalis. „Genealogicis studiis a pueritia paene innutritus." Claude Meneſtrier, welcher unter Anderm auch über das Ringelrennen ſchrieb, foderte den

deutschen Liebhaber der Wappenkunde brieflich zu sich und ermahnte ihn „ut facem civibus suis praeferret". So entstand der Plan schon im Jahr 1656. Es ist einem Laien unglaublich, wie viel wunderliche Wappenbilder vorhanden sind. Die Thiere hat Spener zoologisch geordnet: der Adler eröffnet, Salamander, Molch und Unke schließen als die niedrigsten Gattungen der Zoologie des Blasons die Reihe von nahe 600 verschiedenen Thierwappen. Es sind auch noch andere heraldische Werke Spener's bekannt.

10) Die Angaben sind, zumal Streitigkeiten obschwebten, verschieden. Jac. Wilh. Imhofii Notitia S. Romani Imp. Procerum (Tübingen 1693), S. 286, zählt 19 Familien auf, der Schweizerische Genealophilus in den: Vornehmsten jetzt lebenden Häuptern Deutschlands (Zürich 1723) hat weniger.

11) M. G. Soldan, Geschichte der Hexenprocesse (Stuttgart 1843), S. 416—18.

12) Wir verweisen auf W. Hoßbach's gediegenes Werk: Philipp Jakob Spener und seine Zeit (2 Bde., Berlin 1828).

13) Die Ochsenstein kennen wir als gemüthliche Nachbarn des Vaterhauses Goethe's. Des Schultheißen Vater war Spener zur Aufsicht anvertraut. A. G. Spangenberg, Leben des G. von Zinzendorf (Brüdergem. o. J.), I, 18. Der bekannte reisende Patricier Konrad Zacharias von Uffenbach (geb. 1683) erzählt (Merkwürdige Reisen, Frankfurt 1753, I, LXVII): „er habe in Berlin im Jahr 1703 den Propst Spener besucht, der ihn mit offenen Armen empfing, sich des gesammten hochadeligen Geschlechts der Uffenbach erinnerte, und ihn in Verwunderung setzte, daß er so viel besondere Umstände von andern frankfurter Geschlechtern erzählte, von einigen alle Linien und Familien in der schönsten Ordnung hersagte." Spener war damals schon 17 Jahre aus der Reichsstadt entfernt.

14) J. G. Walch's Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche (5 Bde., Jena 1733), I, 561.

15) Walch a. a. O., I, 615; Hoßbach a. a. O., I, 157 fg. Schon im Jahr 1676 erbauten sich Brunnengäste in Schwalbach, gewiß der Aristokratie angehörig, nach Spener's Weise, und entzündeten den Eifer Horbius'.

16) Bartholom. Sastrow, Lauf seines Lebens (Greifswald 1824), II, 170.

17) Ueber Benigna, ihr Verhältniß zu Spener, der Frau von Gersdorf u. s. w. s. Spangenberg, I, 15 fg.

18) Ueber die Fabel und das stolz-demüthige Prädicat s. Spener, Pars specialis, S. 765, und die ältern Genealogen. Imhof VI, c. XVIII, 343.

19) J. S. Müller, Annalen des Hauses Sachsen (Leipzig 1700, Folio), S. 17, 21.

20) Daselbst, S. 34.

21) Daselbst, S. 56.

22) Luther erzählt solches (altenburger Ausg., Th. 9), ohne den Grafen bei seinem Vornamen anzuführen. Spener a. a. O. S. 769, nennt auf Luther's Autorität den Grafen Boto, und läßt ihn (1493) den Wallbruder des Herzogs Eberhard von Würtemberg sein, der aber im Jahr 1468 als Graf nach Jerusalem reiste.

23) S. Deductio des Gräflichen Stolberg'schen Erbrechts — die Grafschaft Königstein belangend. (1663, Folio), S. 22 fg. und die Genealogie.

24) Boto's und Anna's Tochter Juliana heirathete Wilhelm von Nassau, den Vater Wilhelm's von Oranien, dessen Tochter Luisa Juliana Friedrich IV., Kurfürsten von der Pfalz. Der Große Kurfürst war durch seine Mutter, die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotta, Urenkel Anna's von Stolberg, eine Verwandtschaft, die sich vervielfachte durch Luisa von Oranien, durch die Verschwägerung der Hohenzollern mit Kur-Hanover und Großbritannien. In gleicher Weise durch die Pfalz sind die jüngern Bourbons (Orleans), die Könige von Dänemark, von Baiern, die Kurfürsten von Hessen u. s. w. Abkömmlinge von Anna von Stolberg.

25) S. d. Deductio, Beil. n. 19, 20.

26) In Arnoldi's historischen Denkwürdigkeiten (Leipzig 1817), S. 236 fg., stehen die Urkunden und Belege.

27) Daselbst, S. 240.

28) Bucholtz, Geschichte Ferdinand's I., VII, 463 fg.

29) S. die Deduction und Spener, a. a. O. Noch in Büsching's

Zeiten schwebte der Proceß bei dem Reichsgerichte. Im Jahr 1590 berechneten die Stolberge den Verlust auf nahe anderthalb Millionen.

30) Bogisl. von Chemnitz Schwedischer in Deutschland geführter Krieg (Stettin 1648, Folio), I, 245.

31) S. Büsching, Erdbeschreibung, III, 1, 481.

32) Mémoires de Jacques-Auguste de Thou, Collect. Petitot, XXXVII, 277.

33) Ch. v. Stramberg's Rheinischer Antiquar (Koblenz 1845), S. 392, erzählt mit glücklichem Humor diese Geschichte der „Herrin von Isenburg".

34) S. Barthold's Geschichte des großen deutschen Kriegs (Stuttgart 1842), II, 61 fg.

35) Imhof, l. c., L. VI, c. 14.

36) Stilling's sämmtliche Werke (Stuttgart 1841, 12.), I, 98.

37) Erzählung in Jo. Boecleri Museum ad Amicum (Strasburg 1663, 12.), S. 81 fg., aus einem Briefe, dort S. 86 auch ein langes Epitaphium der Todesprophetin.

38) Archives curieuses de l'histoire de France — par M. L. Cimber et F. Danjou. 1re série, t. XI (Paris 1836), S. 107.

39) Ueber das Haus Leiningen s. Imhof, l. c., L. VI, c. IX, 306 fg.

40) Canstein a. a. O., S. 84, nach Teutsche Bedenken, III, 610. Spener war sonst von Träumen verschont; Hoßbach, a. a. O., I, 216.

41) Auch seinen Kindern gestattete Spener, der seinen geheimen Zug zu solcher Schicksalsbefragung nicht offen gestehen will, so fromme Spielerei. Ein Beispiel aus dieser Zeit s. Teutsche Bedenken, III, 682.

42) Ueber den Abschnitt aus Spener's Leben s. Canstein a. a. O., S. 90 fg.; Hoßbach, a. a. O., I, 220—358; K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, VIII, 484 fg.

43) Canstein, a. a. O., S. 101.

44) S. Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achaz Ferdinand von der Asseburg (Berlin 1842), Tab. II. a. Die Güter ihres Vaters lagen um Hadmersleben und Oschersleben, nahe bei Nieder-Dodeleben, wo Dr. Petersen sich später als Gutsherr ankaufte. Die Linie starb auf Schloß Falkenstein erst im Jahre 1816 aus.

45) Ueber Petersen, das Fräulein s. desselben Lebensbeschreibung, fortgesetzt von seiner Frau (geb. 1717—19), und Walch a. a. O., II, 559 fg.

46) Morgenstern, Ueber Friedrich Wilhelm I. (1793), S. 4.

47) Christophe Comte de Dohna, Mémoires originaux. (Berlin 1838), S. 155. Doch ist der Verf. ungewiß, ob das letztere Ereigniß nicht andern Anlaß hatte als die Strafpredigt.

48) S. d. ersten Edicte bei Walch, I, an vielen Stellen.

49) Reisen I, LXIX.

50) Ueber die hamburgischen Händel s. Walch a. a. O., I, 612; Canstein, a. a. O., S. 108; Hoßbach, a. a. O., II, 43 fg.; Menzel, a. a. O., IX, 517 fg., 549 fg. Bei Walch, a. a. O., S. 656, eine lebhafte Schilderung der nicht unblutigen Vorgänge am 18. Jan. 1694.

51) Lange zu Canstein, S. 117; Walch, a. a. O., I, 743.

52) Hoßbach, a. a. O., II, 86 fg.; Canstein, a. a. O., S. 134.

53) Ueber Francke und Halle s. die Abschnitte in „A. H. Francke" von D. H. E. F. Guerike (Halle 1827); Hoßbach a. a. O., II, 11 fg.; Menzel, a. a. O., IX, 527 fg.

54) S. Canstein's Leben hinter dessen Lebensbeschreibung Spener's, verfaßt von J. Lange und geschöpft aus Porst's Leichenpredigt.

55) Ueber Lange, Canstein und Canitz s. die Ausgabe von Canstein's Leben Spener's an vielen Stellen. Canitz starb im Jahr 1699.

56) S. C. F. Pauli, Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges, VIII, 211. Schöning's Biographie Natzmer's ist leider für unsern Zweck ohne alles Interesse.

57) Letzte theologische Bedenken, II, 406, 378.

58) Ebend. III, 548, 787.

59) Spangenberg, a. a. O., I, 18.

60) Walch, a. a. O., I, 608 fg.

61) Brief aus Mühlhausen in Dähnert's Pommer. Bibliothek, II, 529.

62) Ueber Horch s. (v. Löscher's) Unschuldige Nachrichten (1707), S. 381; C. F. L. Haas, Lebensbeschreibung des Dr. H. Horch

(Kaſſel 1769); ein Auszug daraus in (Adelung's) Geſchichte der menſchlichen Narrheit (Leipzig 1787), IV.

63) Walch a. a. O., II, 675.

64) Nach Walch, II, 670 (er ſchrieb 1733) ſtarb Arnold an einem ſkorbutiſchen Affecte. S. dagegen Menzel, IX, 582.

65) S. die Briefe vom 17. Mai und 25. Juni 1704 im 4. Heft des Jahrgangs 1845 der Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie, S. 89.

66) Ueber Dippel's Leben ſ. Joh. Chriſt. Gottl. Ackermann's (des Arztes) Leben J. K. Dippel's (Leipzig 1781); Adelung, a. a. O., I.

67) Ueber Darmſtadt und Ernſt Ludwig ſ. Genealogiſch-hiſtoriſche Nachrichten (Leipzig 1739), I, 499 fg., 670; Keyßler's Reiſen, II, 1470.

68) Unſchuldige Nachrichten v. J. 1707, S. 411; Vernünftige und chriſtliche, aber nicht ſcheinheilige Thomaſiſche Gedanken (Halle 1721), III, 249; Zedler, Univ.-Lex. unter Sayn; Walch, I, 768.

69) S. beſonders Spener, II, 719 fg.; Imhof, l. c., L. V, 12; VI, 19.

70) Andern Stammtafeln zufolge der Oheim.

71) Erzählung in der eigenen Lebensbeſchreibung (Nürnberg 1731), S. 1724 fg., vergl. S. 156 und Beil. IV. Goethe's Götz von Berlichingen iſt ein Phantaſiegemälde mit geringer hiſtoriſcher Treue, ſelbſt im Coſtum. Ob Goethe die heidniſche Glücksbedeutung ſeines Vornamens gekannt hat? Uns erſcheint die Heldenthat am alten, kränklichen Grafen um ſo unrühmlicher, als wir anderwärts erfahren (Hahn, Collect. Monument. vett., S. 839), daß Götz 60 heſſiſche Ritter und die Landgräfin Anna auf ſeiner Seite hatte, und Philipp von Waldeck ohne ſtarke Begleitung war.

72) Barthold, a. a. O., II, 272.

73) Moſer's Patriotiſches Archiv, X, 473. Eine artige Erzählung, wie er, noch im Dienſte des Großen Kurfürſten, nach einer flüchtigen böſen Laune des Gebieters, von den Höflingen verlaſſen, die Zudringlichen darauf beſtrafte, ſ. Mém. de Dohna.

S. 21. Nach diesen Memoiren nannte Ludwig XIV. ihn den Schulmeister der deutschen Fürsten.

74) S. Walch, I, 768; V, 111.

75) Imhof, L. IX, c. III.

76) Barthold, a. a. O., II, 291.

77) Spener, a. a. O., S. 438.

78) Christ. Heckel, Historische Beschreibung der Vestung Königstein (Magdeburg 1737, 4.), S. 25.

79) Mém. de Dohna, S. 273; Fabian's Leben aus Gerardi Vossii Commentarius de rebb. gest. Dom. Fabiani a Dhona. Domini in Karwinden (Leyden 1628, 4. mit einem trefflichen Bildnisse des Helden). In der Nacht von Vimory (November 1588), in welcher er, persönlich mit Guise, dem katholischen Feldherrn, kämpfend, jenen verwundete und selbst eine Wunde davontrug, riß Fabian's Bildniß in der Pfarrkirche zu Mohrungen auseinander. Merkwürdigerweise hat unser alter Burggraf in der Pfalz eine landwehrähnliche Volksbewaffnung eingeführt.

80) König Wilhelm hatte, zur großen Genugthuung des Burggrafen, einmal geäußert: Sa grand mère et la mienne étoient soeurs. Mém., S. 143.

81) Das., S. 314.

82) Unschuldige Nachrichten v. J. 1708, S. 216 fg.; Thomasische Gedanken, III, 219.

83) Spittler's Geschichte von Hannover sagt darüber freilich kein Wort; man lese aber: Histoire secrète de la Duchesse d'Hannovre (London 1732), die Denkwürdigkeiten der Gräfin A. von Königsmark von F. Cramer (Leipzig 1836), und die englischen Memoiren über Georg's I. Privatleben.

84) Unschuldige Nachrichten v. J. 1708, S. 222.

85) Walch, a. a. O., I, 784.

86) Büsching, Beyträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, II, 19.

87) A. F. Büsching's eigene Lebensgeschichte (Halle 1789), S. 6; Büsching, Beyträge, III, 167 fg.

88) Büsching's Leben, S. 7.

89) Ueber Heydekamp (Heidekamm) s. (Poellnitz) Mém. p. s. à l'histoire de la maison de Brandebourg (Berlin 1791), II, 89, und (Faßmann's) Leben und Thaten Friedrich Wilhelm's I. (Hamburg 1735), S. 230, 314 fg. Vgl. mit Wiarda's Ostfriesische Geschichte (1796), VI, 409.

90) Ueber Friesslands Zustände s. Wiarda, a. a. O., VII, Buch XXIV und XXVII; Speneri Herald., II, 763.

91) Walch, a. a. O., I, 677 fg.; II, 575.

92) Ebend. I, 712 fg.

93) Ebend. 778.

94) Haas' Leben Horch's. Das wunderbare Buch: Des von Ezechiel (C. 40—43) gesehenen Tempels Grundriß, erschien, als Auszug des größern lateinischen, 1709 zu Marburg.

95) Die nachfolgende Erzählung ist unabhängig von der Darstellung desselben Gegenstandes in der Zeitschrift für die historische Theologie, Bd. 15, Jahrg. 1845, Heft 4, S. 74 fg.

96) S. Jung-Stilling's Jugend an vielen Stellen.

97) S. besonders an vielen Stellen Joh. Chr. Edelmann's Selbstbiographie, geschr. 1752, herausg. von C. R. W. Klose (Berlin 1849).

98) S. in den Thomasischen Gedanken, III, 218, einen Brief aus Neumbit (Neu-Wied) am Rhein, vom 26. Mai 1702. Auch Petersen (Walch, a. a. O., I, 773) will schon im J. 1702 gegen die Rotte gewarnt haben; doch sei seine Schrift nicht gedruckt.

99) Wir überlassen dem Leser, im 5. Capitel den Vers, als Schlüssel des abscheulichsten Räthsels, selbst aufzusuchen.

100) Man erinnere sich, daß noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts Professoren, Schullehrer, Prediger, selbst Propst Spener ein Stutzbärtchen an Kinn und Lippe trugen.

101) Als Quelle s. Thomasische Gedanken (1725), III, 208—624. Walch, a. a. O., II, 768 fg.

102) Walch, a. a. O., II, 779; Jöcher u. d. Artikel Hochmann.

John Milton's prosaische Schriften

über

Kirche, Staat und öffentliches Leben
seiner Zeit.

Ein literarisches und publicistisches Charakterbild aus der englischen Revolution.

Von

Dr. Georg Weber

in Heidelberg.

Erste Abtheilung.

Einleitung.

Wir beabsichtigen in den folgenden Blättern die Ansichten und geistigen Kämpfe eines Mannes darzustellen, der in einer tiefbewegten Zeit, wo alles Bestehende in Frage gesetzt und erschüttert wurde, durch Schrift und Rede bedeutend auf die Gestaltung der Dinge in Kirche und Staat eingewirkt hat, der die große Katastrophe, wodurch England zu einem republikanischen Gemeinwesen umgeschaffen wurde, billigte, förderte und rechtfertigte, und der sich nach dem blutigen Schlag aus innerster Ueberzeugung an der Verwaltung des englischen Freistaats betheiligte. Da man bei Milton's Namen zunächst an den Dichter des „Verlorenen Paradieses" denkt, so wollen wir gleich hier bemerken, daß wir nicht gemeint sind, die poetische Seite des Mannes zu betrachten, sondern seine nicht minder wichtige politische und publicistische Wirksamkeit zur Anschauung zu bringen. Seine sämmtlichen Prosawerke, die uns dabei als Halt- und Ausgangspunkt dienen, wurden im Jahre 1848 in drei starken Octavbänden von J. A. St. John mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben, und unsere Absicht ist, den merkwürdigen Mann in seiner eigensten

Gestalt, wie er sich in seinen mannichfaltigen Schriften kundgibt, und soviel als möglich mit seinen eigenen Worten dem Leser vorzuführen.

Milton hat mit Cromwell und den andern Führern der revolutionairen Erhebung Englands im 17. Jahrhundert lange das Loos getheilt, von der Nation mit vorurtheilsvoller Abneigung behandelt zu werden. Die höfische Bildung, die unter dem Einflusse Ludwig's XIV. und seines glanzvollen Hofes in Versailles während der Regierungszeit der beiden letzten Stuarts in England aufkam und sich während des ganzen 18. Jahrhunderts in ungestörter Herrschaft erhielt, war der kirchlichen und politischen Anschauungsweise der Cromwell'schen Zeit entschieden feindselig. Der religiöse Ernst und die trüben Lebensansichten der Puritaner waren den gebildeten, von französischer Leichtfertigkeit und religiösem Indifferentismus erfüllten Kreisen, denen die englischen Schriftsteller sämmtlich angehörten, gänzlich zuwider. Der Haß dieser calvinistischen Eiferer gegen Theater, Tanz und andere Lebensfreuden, ihre sittenrichterliche Strenge gegen jede heitere Geselligkeit, ihre Misachtung aller Künste, mit einem Worte, ihre finstere Moral und morose Lebensanschauung standen mit der socialen Bildung und mit dem ganzen, auf feinen Lebensgenuß hinstrebenden Zeitgeiste in zu grellem Widerspruch, als daß sie, ich will nicht sagen Sympathie, sondern nur eine gerechte Beurtheilung gefunden hätten. Ebenso verdammte der entschieden monarchische Sinn der Engländer und der Stolz auf ihre „happy constitution" die politische Richtung der Cromwell'schen Periode als eine Verirrung und die kühle, auf den gewohnten Kirchenbesuch beschränkte Religiosität

der vornehmen Episkopalen hatte kein Verständniß für den frommen Eifer und die Glaubenswärme der Puritaner und Independenten. Sie vergaßen, daß sie ohne die maßlose Energie jener Eiferer nie zum ruhigen Besitz ihrer bürgerlichen und religiösen Freiheit gelangt, sondern wie die Franzosen in die Versumpfung des politischen Absolutismus und in die Drangsale der religiösen Verfolgung gerathen wären.

Zu diesem ungerechten Urtheil trug der geistreiche, freidenkende, aber in den Vorurtheilen seiner Zeit tief befangene Geschichtschreiber Hume nicht wenig bei. Wie er gegen Cromwell und seine Partei verfuhr, so Johnson, der Repräsentant der selbstgefälligen Mittelmäßigkeit und das Orakel der vornehmen Kreise, gegen Milton. Ohne Verständniß des idealen Strebens und der großartigen Natur des poesiereichen Mannes hat Johnson in dessen Lebensbeschreibung ein so carikirtes Bild von ihm entworfen, daß mehre Verehrer des Dichters, selbst solche, die mit seinen religiösen und politischen Ansichten nicht übereinstimmten, ihn gegen die Beschuldigungen des Kritikers rechtfertigen zu müssen glaubten. Erst unserm Jahrhundert war es vorbehalten, gegen jene gewaltigen Männer gerecht zu sein und die dunkeln Flecken, die Vorurtheil und einseitige Befangenheit auf ihr Andenken geheftet, zu tilgen. Die neuern englischen Geschichtschreiber, namentlich Macaulay, stellten sich bei Beurtheilung vergangener Zeiten und entschwundener Geschlechter auf einen höhern Standpunkt; sie bildeten ihr Urtheil über die hervorragenden Persönlichkeiten und deren Meinen und Thun im Geiste jener Zeit ohne Rücksicht auf die Ansichten der Nachgeborenen und ohne die Zustände

und die öffentliche Meinung der Gegenwart als Maßſtab anzulegen; ſie betrachteten die hiſtoriſchen Erſcheinungen im Spiegel der geſchichtlichen Vergangenheit und ſprachen nicht in befangener Engherzigkeit über die Männer einer großen, geiſtig bewegten Zeit darum die Verdammung aus, weil ſie nicht dachten und handelten wie ihre ſich klüger dünkenden Enkel. Sie lernten ſogar ihre Fehler und Irrthümer achten, ſofern ſie aus edeln Beweggründen hervorgingen und ein reines, von Eigenliebe und Selbſtſucht freies Streben zu Grunde lag.

Die Proſaſchriften des blinden Dichters, die wir in den folgenden Blättern einzeln aufführen und beſprechen werden, wurden in dem wichtigſten und bewegteſten Zeitraume der engliſchen Geſchichte, in den Jahren 1641—60 abgefaßt und tragen nicht wenig zur klaren Erkenntniß jener ereignißvollen Tage bei. Milton ſtand mitten in der Bewegung und ſein kräftiger, freiheitglühender Geiſt nahm an allen Erſcheinungen und Lebensfragen den innigſten Antheil. Darum ſtehen ſeine Schriften in naher Beziehung zu den kirchlichen und politiſchen Vorgängen und Kämpfen des Augenblicks, und er hat dabei ſtets einen beſtimmten praktiſchen Zweck vor Augen. Dieſes höhere Ziel gibt daher auch ſeinen Worten und Ausſprüchen eine beſondere Bedeutung; ſie ſind der Ausdruck der mit Kühnheit und Selbſtvertrauen vorwärts ſtrebenden Partei, die durch Kampf zum Sieg gelangte, die aber, weil ſie nach Idealen ſtrebte, welche in der irdiſchen Menſchenwelt auf tauſend Hinderniſſe ſtoßen, nicht zu Ruhe und Glück kam. Darum zieht ſich auch durch die ſpätern Schriften ein elegiſcher Ton durch, der den tiefen Gram und die wehmüthige Stimmung ſeiner

Seele beurkundet, während die frühern Erzeugnisse einen kühnen hoffnungsreichen Geist athmen und durch ihre kecke Polemik und ihren aggressiven Muth das mächtige Selbstvertrauen verrathen, von dem die kampflustige Partei der Freiheitsmänner erfüllt war.

Die Schriften zerfallen in drei Hauptgruppen. Solange der Grundsatz der Stuarts: „Kein Bischof! kein König!" in voller Kraft bestand, stritt Milton mit den Puritanern gegen das Episkopalsystem und somit nur indirect gegen den drohenden Absolutismus der Königsmacht. Seine, sowol durch gelehrte Beweisführung als durch kräftige und schwungvolle Darstellung ausgezeichneten Schriften polemisch-kirchlichen Inhalts waren von so gewaltiger Wirkung, daß die bischöfliche Partei sich seufzend unter den Schlägen beugte und die Puritaner die Führung ihrer Sache vertrauensvoll in seine Hände legten. Milton hatte nach einigen Jahren den Triumph, die bischöfliche Hierarchie nebst ihrer ganzen halbrömischen Kirchenform zusammenbrechen zu sehen. Aber nur zu bald misbrauchten seine bisherigen Genossen, die Presbyterianer, den mühsam errungenen Sieg zur Begründung eines neuen Geistes- und Gewissenszwanges, der dem bischöflichen Kirchenregiment an Strenge und Intoleranz nichts nachgab. Da trat Milton auch gegen sie als Vorfechter der Freiheit in die Schranken und foderte mit der Partei der Independenten für jeden Einzelnen das Recht der kirchlichen Selbstbestimmung, die religiöse Freiheit des Individuums. Und auch diese Partei erreichte auf kurze Zeit das Ziel ihres Strebens. Allein es war ein Kampf im eigenen Heerlager; es war eine ähnliche Erscheinung wie in der Französischen Revo-

lution der Sieg der demokratischen Bergpartei über die Gironde, nur daß die Presbyterianer an Edelsinn und Großmuth jenen französischen Republikanern weit nachstanden, die Independenten dagegen mehr Begeisterung und echtes Freiheitsgefühl in sich trugen als die französischen Jakobiner. Diese Spaltung schwächte die Revolutionspartei und führte endlich zur Restauration der Königsmacht und des Episkopats, trotz der warnenden Stimme Milton's, der noch wenige Wochen vor der Rückkehr Karl's II., gleich einem blinden Seher, seinen Kassandraruf fruchtlos erschallen ließ. Ja, er wagte sogar zur Blütezeit der Stuart'schen Reaction, als er schon mit Einem Fuß im Grabe stand, noch einen Nothschrei zu erheben gegen die planmäßige Begünstigung des Papismus.

In diesen polemisch-kirchlichen Schriften gibt sich Milton als einen tief-religiösen Mann voll echt-christlicher Gläubigkeit zu erkennen, dem die Worte der Heiligen Schrift als der unzweifelhafte Wille Gottes erscheinen, und dem das Evangelium eine wahre Botschaft des Heils, ein Stecken und Stab für die Irrgänge des Lebens ist. Dabei unterscheidet er aber streng zwischen Inhalt und Form, zwischen dem göttlichen Kerne und der menschlichen Schale, zwischen Religion und Kirche. Während er die christliche Lehre als den festen, unwandelbaren Fels und Eckstein der menschlichen Glückseligkeit ansieht, will er die kirchliche Form ausschließlich der individuellen Wahl und dem freien Urtheil überlassen wissen; und erkennt nur in dem vollständig durchgeführten Freiwilligkeitsprincip den Sieg der christlichen Freiheit über den antichristlichen Gesetzeszwang der römisch-katholischen Kirche.

Die zweite Gruppe bilden die Abhandlungen über Ehe und die Vorſchläge zu einer neuen Organiſation des öffentlichen Erziehungsweſens. In der erſtern Schrift ſucht Milton nachzuweiſen, daß die Einſetzung der Ehe nicht blos behufs der Fortpflanzung, ſondern zunächſt behufs des geſelligen Zuſammenlebens beider Geſchlechter in Liebe und Eintracht, zur Erleichterung und Erheiterung des Daſeins und zur Erfüllung des Lebenszwecks eingeſetzt ſei und daß folglich auch eine Scheidung nicht blos wegen fleiſchlichen Ehebruchs, ſondern auch wegen Ungleichheit der Naturen, wegen geiſtiger und gemüthlicher Unverträglichkeit geſtattet ſein müſſe. Eine Schrift, worin die kanoniſchen Ehegeſetze als unchriſtlich verworfen, die Eheſcheidungsgründe vermehrt, ja die Scheidung ſelbſt dem Gewiſſen des Ehemanns anheimgegeben wird, mag auf den erſten Anblick Bedenken erregen bei einem Manne, der zur Zeit der Abfaſſung ſelbſt in unglücklicher Ehe gelebt, indem ſeine Gattin wegen politiſcher Meinungsverſchiedenheit ihn auf längere Zeit verlaſſen hatte. Allein man mag über die in der Schrift ausgeſprochenen Anſichten urtheilen wie man will, man mag ſeine Grundſätze, die allerdings ihre ſchwachen Seiten haben, billigen oder verwerfen, der erhabenen Auffaſſung des ehelichen Verhältniſſes wird Niemand ſeine Bewunderung verſagen können. Er entwirft von der Ehe, wie ſie nach ſeiner Anſicht aus den Einſetzungsworten der Geneſis hervorgehe, das reinſte ideale Bild, gegründet in erſter Linie auf echte Liebe und harmoniſches Ineinanderleben zweier Naturen zu einem einzigen Weſen, und erſt in zweiter Linie auf die fleiſchliche Gemeinſchaft. Jene geiſtige Verbindung gilt ihm als unabweisliche

Bedingung und als einziger feſter Grund der Ehe, und wo daher die eine Ehehälfte, d. h. zunächſt die Frau durch ungeſellige Eigenſchaften, durch Liebloſigkeit, durch moroſes Weſen, durch Mangel an Geiſtesbildung, durch die Unfähigkeit, mittels paſſender Unterhaltung dem Manne eine Gefährtin und Gehülfin zu ſein, die Unmöglichkeit eines ſolchen geiſtigen Bundes in Liebe und harmoniſchem Zuſammenleben kund gibt, da ſoll eine Trennung der Ehe mit gerechter und billiger Auseinanderſetzung der äußerlichen Verhältniſſe und eine andere Verheirathung geſtattet ſein. Dieſe in das bürgerliche Leben tief eingreifenden Vorſchläge ſtießen ſchon zu ſeiner Zeit auf vielfachen großen Widerſpruch und nöthigten ihn durch mehre nachfolgende Schriften die Nachweiſungen zu liefern, daß ſeine Anſichten ganz und gar mit den Worten der Heiligen Schrift in Einklang ſtänden. Daß er die Bande der Moral und Sittlichkeit nicht lockern, ſondern vielmehr ſtärken, dem Leichtſinn und der Frivolität nicht Vorſchub leiſten, ſondern einen Damm entgegenſetzen wollte, brauchte er nicht erſt zu verſichern; man bemerkte die Reinheit der Abſicht aus der ganzen Haltung des Buchs, aus dem platoniſchen Geiſte, den es athmet.

Die zweite Schrift dieſer Gruppe iſt eine kurze Auseinanderſetzung ſeiner Anſichten über Erziehung in einem an einen Freund gerichteten Schreiben. Er tadelt mit guten Gründen die Fehlerhaftigkeit des damaligen Unterrichtsweſens in England und macht Vorſchläge zu einer Reorganiſation deſſelben mittels großer und zahlreicher Schulanſtalten, die in dem ganzen Lande an paſſenden Stellen errichtet werden und worin die Jünglinge von

dem 13. bis 21. Jahre ihre geistige und physische Ausbildung, ohne Universitätsstudien empfangen sollten. In dieser merkwürdigen Schrift sind fast alle pädagogischen Systeme der spätern Zeit im Keime enthalten und namentlich findet der realistische Unterricht im Gegensatz zu dem herrschenden Formalismus der Sprachstudien einen warmen Fürsprecher in Milton., Aber der Ernst der Zeit und seine eigene energische und thätige Natur bewahrte ihn vor den Verirrungen der spätern Philanthropen. Er will die Jugend nicht erschlaffen durch Erleichterung und Beschränkung des Unterrichts, sondern er will durch größere geistige Bethätigung, durch weise Führung und durch praktische Anleitung den jugendlichen Geist bereichern, stärken und zum eigenen Erforschen befähigen; er will durch Erweckung eines größern Interesses für höhere Studien und eines edlern Sinnes Begeisterung für Wissenschaft und Tugend erzeugen; er will durch körperliche Uebungen, genußreiche Erholung, durch Belebung der Geselligkeit und Freundschaft die Jugend an reinere und edlere Freuden gewöhnen und dadurch den Grund zu ihrem künftigen Lebensglück legen. Es ist nicht zu verkennen, daß Milton bei dem Entwurf dieser idealen Einrichtungen die genossenschaftlichen Vereine der alten Griechen und namentlich das Bundesleben der Pythagoräer vor Augen gehabt und daß ihm einige Ideen aus Plato's Staat vor der Seele geschwebt haben.

Die dritte und stärkste Gruppe der Milton'schen Prosawerke umfaßt die Staatsschriften, unter denen die ursprünglich lateinisch abgefaßte „Schutzrede für das englische Volk gegen Salmasius" am bekanntesten, aber keineswegs am bedeutendsten ist. Der „Iconoclast" oder

die zermalmende Gegenschrift wider das bekannte, angeblich von König Karl I. selbst herrührende, Werk „Eikon basilike" ist ein Muster kräftiger und edler Polemik und das goldene Schriftchen „Areopagitica" verficht mit poetischem Schwung und mit hinreißender Beredtsamkeit die edelsten Güter des Menschen — Denk-, Lehr- und Preßfreiheit und zwar gegen das presbyterianische Parlament, das seinen jüngst errungenen Sieg nunmehr zu Zwangsmaßregeln misbrauchen wollte. Während der republikanischen Zeit war Milton, damals schon erblindet, als Secretair des Staatsraths für die auswärtigen Angelegenheiten in Cromwell's Cabinet thätig, und die diplomatischen Actenstücke und Regierungsschreiben der Zeit tragen so sehr das Gepräge des Milton'schen Geistes, daß St. John sie in die erwähnte Sammlung der Prosaschriften aufzunehmen für gut fand. Aus diesen Urkunden geht auch hervor, daß Milton's Verhältniß zu Cromwell bis zum Tode des Protectors keine Erschütterung erfuhr, und daß er auch noch unter Richard Cromwell sein wichtiges Amt verwaltete. Und mit welcher Charakterfestigkeit er seinen Grundsätzen treu blieb, ersieht man noch aus einer kurz vor der Restauration verfaßten Schrift an Monk, worin er diesen zu bestimmen suchte, durch das neu einzuberufende Parlament der Nation eine ähnliche republikanische Verfassung geben zu lassen, wie sie in den Niederlanden eingeführt wäre. Das war zu einer Zeit, wo dieser Heuchler schon mit König Karl II. sich verständigt hatte und das royalistisch-gesinnte Parlament die Restauration der Monarchie in unvorsichtiger Uebereilung bewerkstelligte. Durch längere Verborgenheit und den Schutz eines einflußreichen Freun-

des, dem er früher einige Dienste geleistet, entging Milton der reactionairen Wuth der royalistischen „Cavaliers", die nicht blos an den lebenden Widersachern blutige Rache nahmen, sondern sogar die Leichen von Cromwell und Bradshaw schändeten. Wie Milton der Verfolgung und den Schergenhänden entging, ist immer noch räthselhaft; denn daß eine gewisse heilige Scheu vor dem blinden Sänger, oder die Ehrfurcht vor seinem hohen Genius auf die „Junker" der Reaction einen Einfluß geübt habe, ist nicht anzunehmen. Ein solches „menschliches Rühren" galt von jeher bei Leuten dieses Schlags für Schwäche und sentimentale Anwandlung, unwürdig des ritterlichen und adligen Blutes in ihren Adern.

Was die politischen Ansichten Milton's betrifft, so wurzeln sie zunächst in einer unwandelbaren Liebe zur Freiheit, in einem glühenden Patriotismus und in der festen Ueberzeugung, daß die monarchische Verfassung nur ein auf dem Grundsatz der Nationalsouverainetät beruhender Gesellschaftsvertrag zwischen König und Volk sei [1]); daß dieser Vertrag nur solange in Gültigkeit bestehe, als die beschworenen Bedingungen mit gewissenhafter Treue von beiden Seiten eingehalten würden, daß aber dieselben Gesetze, die dem König zur Bestrafung der Uebelthäter zu Gebote ständen, auch auf ihn ihre Anwendung finden müßten, wenn er sich einer Uebertretung schuldig mache. Nach diesen Grundsätzen ist demnach die revolutionaire Erhebung einer Nation gegen einen treubrüchigen König gerecht und gesetzlich, und wenn sie dann die bisherige Verfassung, die ihr keine genügende Bürgschaft gegen Tyrannei geboten, umändert und mit einer andern Staatsform vertauscht, so bedient sie sich

nur ihres angeborenen Rechts. Auf dieſer Argumentation beruht Milton's ganze politiſche Anſchauung. Er hält zwar die republikaniſche Verfaſſung für die Gott wohlgefälligſte und der Menſchenwürde am meiſten entſprechende Staatsordnung und ſucht an verſchiedenen Orten den Beweis zu führen, daß dieſe Staatsform im Alten und Neuen Teſtament vor jeder andern bevorzugt und geprieſen werde; doch verwirft er auch eine monarchiſche Verfaſſung keineswegs, ſofern ein gerechter König die Geſetze gewiſſenhaft hält und handhabt und die Garantien der Volksfreiheit nicht gefährdet werden. Wie er bei den kirchlichen Fragen genau unterſcheidet zwiſchen der innern Lehre und der äußern Form und bei ſtrengem Feſthalten an der erſtern eine weite Mannichfaltigkeit in der letztern zuläßt, ſo will er auch bei den politiſchen und ſtaatsrechtlichen nur die Fundamentallehren der Volksſouverainetät und der Heilighaltung der zwiſchen Volk und Obrigkeit vereinbarten Geſetze gewahrt wiſſen, wogegen er in der äußern Geſtaltung eine Mannichfaltigkeit der Formen und Einrichtungen und eine freie Wahl und Prüfung geſtattet. Er hängt nicht mit doctrinairer Syſtemſucht an einem feſten Princip, von deſſen Einführung allein alles Heil und Segen einer Nation bedingt ſei. Die Wohlfahrt des Staats iſt ihm der höchſte Zweck; die Begründung dieſer Wohlfahrt darf aber nicht in die Macht eines von Schmeichlern und Sophiſten umgebenen Königs gelegt ſein, ſondern muß von einem durch Volkswahl berufenen hohen Rath oder Nationalſenat ausgehen. Ein ſolcher Senat wird aber in einer Republik ſeiner Aufgabe beſſer und ungehemmter genügen können als in einer Monarchie, wo der

Einfluß des Hofes auf die gesetzgebende Versammlung nie ganz zu vermeiden sein wird.

Fassen wir nun diese verschiedenen Seiten und Richtungen in einem Gesammtbilde zusammen, so werden wir Milton als freiheitbegeisterten Idealisten charakterisiren müssen, der die Dinge dieser Welt und die darin handelnde Menschheit mit dichterischer Phantasie betrachtete und sie nach seiner poetischen Auffassung beurtheilte. Die dichterische Natur Milton's gibt sich überall kund; alle seine Schriften, sie mögen ihrem Inhalte und ihrer Tendenz nach noch so sehr die praktischen Verhältnisse des wirklichen Lebens berühren, tragen ein poetisches Gepräge und enthalten hier und da echt dichterische Stellen, schwungvolle Bilder, treffende Gleichnisse und Allegorien. Selbst die Sprache und Darstellung hält sich meistens auf dichterischer oder oratorischer Höhe, und selten versäumt er eine Gelegenheit zu einem poetischen Excurs, zu einer schwungreichen Steigerung. Eine durchaus innerliche, contemplative Natur, war Milton weniger zum praktischen Handeln als zur Erweckung eines begeisterungsfähigen, empfänglichen Volkes in einer aufgeregten Zeit geeignet. Seine Worte kamen von Herzen und gingen zu Herzen; die enthusiastische Freiheitsliebe, die aus seiner dichterischen Seele mächtig ausströmte, riß die Leser fort und füllte ihre Brust mit ähnlichen Gefühlen. Darum waren auch seine Schriften besonders während der in den vierziger Jahren herrschenden und bis zum Tode des Königs stets wachsenden Aufregung von großer Wirkung.

Zu dieser idealistischen Auffassung des Lebens und der Menschen haben Milton's persönliche Schicksale nicht

wenig beigetragen. Er brachte ſeine Jugend großentheils fern vom Geräuſche der Welt in ſtiller Zurückgezogenheit zu, wo er ſich mit dem unermüdlichſten Fleiße den Wiſſenſchaften hingab, um den glühenden Durſt nach Weisheit und Erkenntniß zu befriedigen. Er ſchloß keinen Zweig von dem Bereiche ſeiner Forſchung aus, doch widmete er, außer der Bibel, vorzugsweiſe der altclaſſiſchen Literatur und den poetiſchen Erzeugniſſen der Italiener ſeine geiſtige Thätigkeit. Eine Reiſe nach Italien war die einzige vorübergehende Unterbrechung dieſes eifrigen Studienlebens, was die zwiefache Folge hatte, daß es ihn dem praktiſchen, handelnden Leben und der Berührung der Außenwelt enthob und daß es ſeine Augen dermaßen ſchwächte, daß er kurz nach Begründung der Republik völlig erblindete. Dadurch ſah er ſich noch mehr als zuvor ausſchließlich auf ſein Inneres gewieſen; die Außenwelt war ihm jetzt nur noch durch fremde Vermittelung zugänglich; es iſt alſo nicht zu verwundern, daß er ſich den Menſchen nach ſeiner innern Auffaſſung dachte, daß er das Urbild ſeiner Geſtaltungen aus ſeiner an edler Lecture gebildeten und geſtärkten Seele ſchöpfte, daß er die Menſchheit theils in der jugendlichen Kraft des Alterthums, theils in der idealen Vollendung der Dichtkunſt ſich vorſtellte. Darum müſſen viele ſeiner Vorſchläge und Ideen dem nüchternen Betrachter menſchlicher Dinge als Traumgebilde erſcheinen, die nur bei einem bis in die unterſten Claſſen durchgebildeten und veredelten Menſchengeſchlechte einen feſten Boden und dauernden Haltpunkt finden könnten, die aber an einem gebrechlichen, von materiellen Intereſſen und thieriſchen Leidenſchaften ſo ſehr beherrſchten Geſchlechte, wie die

untern Volksclassen des damaligen und des jetzigen Europa, nothwendig scheitern müßten. Diesen idealen Standpunkt des dichterischen Publicisten müssen wir stets bei Beurtheilung seiner Ansichten und Vorschläge vor Augen haben. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, so wenig als die geistigen Gebilde eines Plato oder die utopischen Träume eines Jean Jacques Rousseau, mit welchem Letztern er in mancher Beziehung verglichen werden kann, so verschieden auch im Allgemeinen Beider Naturen waren.

Milton und Rousseau waren darin ähnlich, daß sie den Zeitgeist, wie er sich in den edelsten Naturen ihrer Nationen zu entfalten begann, richtig erriethen und zur Ausbildung führten. In England hatte der Religionsdruck der bischöflichen Hierarchie, verbunden mit dem verletzenden Hochmuthe und den absolutistischen Bestrebungen der Stuarts, eine allgemeine Sehnsucht nach Befreiung von diesem zwiefachen Joche erzeugt. Diese Sehnsucht äußerte sich zunächst in einer negirenden Opposition gegen die herrschenden Gewalten, eine Opposition, die der Natur der Sache nach in ihrem zerstörenden Gange so lange fortschritt, bis sie auf dem entgegengesetzten Extrem angekommen war, wo dann nothwendig ein Rückschlag erfolgen mußte. Diesen geistigen Proceß machte Milton vollkommen mit, so lange der Widerstand gegen Absolutismus und Hierarchie in der Action und im Zunehmen war; als aber der reactionaire Rückschlag erfolgte, beharrte er mit ehrenwerther Consequenz, die überhaupt einen hervorragenden Zug in Milton's Charakter bildet, bei seiner ursprünglichen Ansicht und stand daher bald mit denselben Grundsätzen, die vorher der größere Theil der Nation mit ihm getheilt hatte,

vereinſamt da. In Frankreich bildete ſich im nächſten Jahrhundert auf langſamem Wege eine nicht minder ſtarke Oppoſition gegen die beſtehenden Einrichtungen, Gewohnheiten, Sitten und Misbräuche in Kirche, Staat und öffentlichem Leben. Dieſe Oppoſition erhielt durch Rouſſeau eine eigenthümliche Richtung und ein poſitives Ziel in der Aufſtellung des Princips, daß nur in der Rückkehr zur urſprünglichen Einfachheit und in der Wiederherſtellung eines reinen Naturzuſtandes die Gebrechen der Zeit und der menſchlichen Geſellſchaft geheilt werden könnten. Auch dieſer geiſtige Proceß führte zuletzt zum Umſturz des Beſtehenden, allein Rouſſeau erlebte nicht den Ausbruch der blutigen Revolution, wodurch dieſer Umſturz bewirkt wurde; es blieb daher ein Räthſel, wie er ſich gegen die praktiſche Realiſirung ſeiner Idee verhalten haben würde. Schwerlich hätte er dieſelbe Conſequenz des Charakters gezeigt wie Milton.

Darin alſo ſind beide Männer ähnlich, daß ſie die echten Kinder ihrer Zeit waren und von der herrſchenden Geiſtesrichtung ebenſo wol getragen wurden, als ſie dieſelbe beſtimmten. Sie ſind auch darin ähnlich, daß ſie den Menſchen von ſeiner göttlichen Seite erfaßten und ſeine Natur und ſein Weſen idealiſirten; daß ſie Vorſchriften gaben, wie man dieſe edle Menſchennatur durch gutgeleitete Erziehung immer mehr ihrer Beſtimmung, der Gottähnlichkeit, näher bringen könne; daß ſie bei dieſer Erziehung den alten gänzlich vergeſſenen Spruch: ut sana mens sit in sano corpore, durch größere Beachtung der körperlichen Ausbildung wieder zu Ehren bringen wollten. Sie gehen ferner bei Aufſtellung ihrer politiſchen Syſteme von dem Grundſatze der Volksſou-

verainetät aus und fußen auf der Lehre, daß der Staat ein Gesellschaftsvertrag mit gegenseitig bindenden Gesetzen sei, und daß die Staatsform, wo der Volkswille sich am reinsten und unmittelbarsten kund gebe, die zweckmäßigste und der Idee am meisten entsprechende sei. In ihrer religiösen Anschauung haben sie trotz der innern Grundverschiedenheit darin Aehnlichkeit, daß Beide Form und Inhalt streng scheiden und jene als unwesentlich der freien Wahl des Individuums anheimgestellt wissen wollen. Was aber den Kern des Glaubens, den Beide heilig halten, betrifft, so tritt hier die große Verschiedenheit der Zeiten, als deren Organe Beide dastehen, recht auffallend hervor. Milton hält an der evangelischen Lehre fest und sieht in der gläubigen Hingebung an das Wort und den Geist der Heiligen Schrift das echte Kennzeichen eines vollkommenen Menschen; Rousseau bringt selbst die Christuslehre in ihrer specifischen Erscheinung einer idealen Naturreligion zum Opfer, um das Band, das die Creatur mit dem Schöpfer verbindet, so allgemein und geistig zu machen, daß alle Menschen ohne Unterschied dasselbe fassen könnten. Milton erscheint überall als strenggläubiger Christ, Rousseau als idealistischer Religionsphilosoph.

Trotz dieser einzelnen Aehnlichkeiten sind die Schriften beider Männer sehr verschieden. Sie gleichen sich nur in dem einen Punkte, daß sie alle in einer poetisch oder rhetorisch gehobenen Sprache und Darstellung abgefaßt sind. Zwar tragen Milton's Werke nicht das leichte, elegante Gepräge, das die Schriften des französischen Philosophen auszeichnet; dafür enthalten sie aber viele Stellen von echt poetischem Schwung und pathe-

tischer Beredtsamkeit. Milton geht in seinen Schriften stets von positiven Sätzen und unbestrittenen Wahrheiten aus und nimmt seine Argumente weniger aus dem eigenen raisonnirenden Verstande, als aus den Schriften der Alten oder aus der Bibel; Rousseau beginnt nicht selten mit einer petitio principii, indem er einen vieldeutigen, halbwahren Satz an die Spitze stellt und dann durch eine Reihe dialektischer Schlüsse und Folgerungen den Leser mit einem sophistischen Netz umstrickt, aus dem er sich nicht loszuwinden vermag, bis er auf den Ausgangspunkt selbst zurückgeht. Milton hielt sich rein von allen sittlichen Verirrungen der Jugend, führte stets einen moralisch-tadellosen Lebenswandel und bewegte sich in geordneten häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen; dieser Umstand gab ihm festes Selbstvertrauen und einen von aller Menschenfurcht freien Muth. Rousseau gerieth durch harte Schicksalsschläge, durch Verführung und Charakterschwäche auf mancherlei Abwege, wodurch sein Leben vergiftet, sein Geist von einer krankhaften Reizbarkeit getrübt und seinen Lehren die feste Grundlage des sittlichen Ernstes entzogen wurde. Daher empfängt man beim Lesen der Milton'schen Schriften den Eindruck von einem mannhaft und siegreich durchgeführten Kampfe, während man bei Rousseau zugleich die Seelenleiden und die Verfolgungen des Verfassers durchfühlt. Dort herrscht ein gesunder, reiner Sinn und ein klarer selbstbewußter Menschengeist; in Rousseau ist unter reizender und verlockender Hülle viel geheimes Gift enthalten; und während Milton mit blanker Waffe und offenem Visier geradezu auf den Feind losgeht und ihn aus seinem Bollwerk herauszutreiben sucht, unter-

gräbt Rousseau die Fundamente und bringt somit den Feind sammt seiner Schutzwehr zu Falle. Rousseau's philosophischer Geist drückt allen seinen Werken und Gebilden eine entschieden subjective Prägung und Färbung auf; Milton's episch-plastische Dichternatur gibt seinen Schöpfungen eine klare objective Gestalt, denen mitunter zu einem poetischen Kunstwerk nur die dichterische Form abgeht.

Mögen diese wenigen einleitenden Worte genügen, um das Interesse des Lesers auf einen Mann zu lenken, dessen Persönlichkeit bisher unter uns noch sehr wenig bekannt war; der mit unwandelbarer Consequenz und Charakterfestigkeit dieselben Ansichten und Grundsätze in sich getragen und verfochten hat, wie sich auch die äußern Umstände gestalten und verändern mochten, und der unter vielen Ansichten und Behauptungen, die als gewagt und extrem erscheinen dürften, und deren praktische Verwirklichung mitunter sehr bedenklich sein möchte, nie einen gemeinen Grundsatz, nie einen unedeln Gedanken ausgesprochen hat. Eine reine Dichternatur, hat Milton die ihn umgebende Welt idealistisch gesteigert, und manche seiner Ideen tragen den Stempel dieser Auffassung an sich und eignen sich ihrer Erhabenheit und Idealität wegen nicht für das gebrechliche Menschengeschlecht der rauhen Wirklichkeit; aber sein eigener Werth wird dadurch um nichts geschmälert. Möge nie die Zeit kommen, wo der praktische Nutzen der einzige Maßstab der Beurtheilung wird!

Milton's ſelbſtentworfene Lebensſkizze.

Als Milton's Widerſacher, aus Zorn über die vernichtende „Schutzrede für das engliſche Volk" gegen Salmaſius, ſeinen Wandel zu verdächtigen ſuchten und ſeine Blindheit als Strafe des Himmels für ſein unſittliches Leben darſtellten, da gab er in ſeiner „Zweiten Schutzrede" folgende Nachrichten über ſich und ſeine früheren Lebensjahre, um die Verleumder zu widerlegen und zu beſchämen:

„Ich bin geboren in London von ehrbaren Aeltern [2]); mein Vater war ausgezeichnet durch unwandelbare Rechtſchaffenheit, meine Mutter durch große Mildthätigkeit, die ihr die allgemeine Achtung erwarb. Mein Vater beſtimmte mich von Kindheit an zur literariſchen Laufbahn und mein Durſt nach Wiſſen war ſo gewaltig, daß ich von meinem zwölften Jahre an faſt nie meine Studien verließ und ſelten vor Mitternacht zu Bette ging. Dies zog mir hauptſächlich den Verluſt meines Geſichts zu. Meine Augen waren von Natur ſchwach und ich war häufigen Kopfſchmerzen ausgeſetzt; was jedoch die Glut der Wißbegierde nicht abzukühlen, noch den Gang meiner Ausbildung zu hemmen vermochte. Mein Vater ließ mich täglich unterrichten ſowol in der lateiniſchen Schule als durch Privatlehrer zu Hauſe. Nachdem ich in verſchiedenen Sprachen hinreichende Kenntniſſe erworben und nicht unbeträchtliche Fortſchritte in der Philoſophie gemacht hatte, ſchickte er mich nach Cambridge auf die Univerſität. Hier folgte ich ſieben

Jahre lang dem gewöhnlichen Lauf des Unterrichts und Studiums, zur Zufriedenheit aller Guten und ohne auf meinen Charakter irgend einen Flecken zu bringen, bis ich den Doctorgrad empfing. Dann kehrte ich in meines Vaters Wohnung zurück, zum großen Leidwesen der meisten meiner Collegiengenossen, die mir viele Beweise von Freundschaft und Achtung gegeben. Auf dem Landgute meines Vaters, wo dieser den Rest seiner Tage zubrachte, genoß ich einer kurzen, ununterbrochenen Muße, welche ich ausschließlich der Lecture der griechischen und römischen Classiker widmete, obwol ich auch gelegentlich die Hauptstadt besuchte, sei es, um mir Bücher zu kaufen, sei es, um mir neue Kenntnisse zu erwerben in der Mathematik oder Musik, in der ich damals eine reiche Quelle von Freude und Erholung fand. Auf diese Weise verlebte ich fünf Jahre bis zu dem Tode meiner Mutter. Dann bekam ich Lust, fremde Länder zu besuchen, besonders Italien, den gepriesenen Sitz der Cultur, die gastliche Wohnstätte jeder Art von Bildung. Mein Vater gab seine Einwilligung und ich verließ die Heimat, begleitet von einem Diener." (Mehre kleinere Gedichte, Sonette, Oden, in englischer und lateinischer Sprache, hatten bereits große Erwartungen rege gemacht und die allgemeine Aufmerksamkeit auf Milton gelenkt. Diese Reise fand statt im J. 1638.)

„Bei meiner Abreise gab mir der berühmte Henry Wootton, der lange Zeit König Jakob's I. Gesandter in Venedig gewesen, einen glänzenden Beweis seiner Achtung, indem er mir einen eleganten Brief schrieb, der nicht allein die wärmste Freundschaft athmete, sondern auch einige gute Lehren und Verhaltungsregeln enthielt,

die mir auf meiner Reise großen Nutzen gewährten. Der edle Thomas Scudamore, König Karl's Gesandter in Paris, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, nahm mich sehr zuvorkommend auf. Der Lord führte mich bei dem gelehrten Hugo Grotius, dem damaligen Gesandten der Königin von Schweden am französischen Hofe, ein, nach dessen Bekanntschaft ich großes Verlangen trug; und als ich nach einigen Tagen meine Reise nach Italien fortsetzte, versah er mich mit Briefen an die englischen Kaufleute auf meinem Wege, daß sie mir alle in ihrer Macht stehende Gefälligkeiten erweisen möchten. In Nizza bestieg ich ein Schiff, langte in Genua an und besuchte dann Livorno, Pisa und Florenz. In letzterer Stadt, welche ich wegen der Eleganz ihres Dialekts, wegen ihres Geistes und ihres Geschmacks ganz besonders schätzte, hielt ich mich etwa zwei Monate auf. Während dieser Zeit schloß ich intime Freundschaft mit vielen Personen von Rang und Gelehrsamkeit und war ein beständiger Genosse ihrer literarischen Unterhaltungen, eine Sitte, die dort herrschend ist und sehr viel zur Verbreitung der Bildung und zur Befestigung der Freundschaft beiträgt. Keine Zeit wird jemals die angenehmen Erinnerungen verwischen, die ich an Jakob Gaddi, an Carlo Dati, an Frescobaldo, Cultellero, Bonomatthai, Clementillo, Francisco und viele Andere im Herzen trage."

„Von Florenz ging ich nach Siena, von da nach Rom. Nachdem ich hier etwa zwei Monate zugebracht, um die Alterthümer dieser berühmten Stadt zu besehen, wobei mir Lukas Holstein (Bibliothekar in der Vaticana) und andere gelehrte und geistreiche Männer die größte Aufmerksamkeit erwiesen, setzte ich meine Reise nach

Neapel fort. Hier wurde ich von einem Kloſtergeiſtlichen, mit dem ich von Rom aus die Reiſe gemacht, bei Johann Baptiſta Manſo, Marquis von Villa, eingeführt, einem Edelmann von hohem Rang und Anſehen, dem Torquato Taſſo, der berühmte Dichter, ſein Buch von der Freundſchaft gewidmet hat. Dieſer gab mir während meines Aufenthalts große Beweiſe ſeiner Achtung: er ſelbſt führte mich in der Stadt herum und zu dem Palaſte des Vicekönigs; und mehr als einmal beſuchte er mich in meiner Wohnung. Bei meiner Abreiſe entſchuldigte er ſich ernſtlich, daß er mir nicht noch mehr Höflichkeit erwieſen; er habe ſich zurückhalten müſſen, weil ich mit ſo wenig Vorſicht über religiöſe Dinge geſprochen hätte. Als ich Anſtalten traf, um nach Sicilien und Griechenland überzuſetzen, bewogen mich die traurigen Nachrichten über die bürgerlichen Bewegungen in England, meinen Plan zu ändern; denn ich hielt es für niederträchtig, zu meinem Vergnügen im Ausland umherzureiſen, während meine Mitbürger zu Hauſe für die Freiheit kämpften."

„Auf meiner Rückreiſe ſetzten mich einige Kaufleute in Kenntniß, daß die engliſchen Jeſuiten in Rom ein Complot gegen mich geſchmiedet hätten, wegen meiner freien Aeußerungen über Religion. Ich hatte mir es allenthalben zur Regel gemacht, nie zuerſt eine Unterredung über Religion anzufangen, aber wenn Fragen hinſichtlich meines Glaubens an mich geſtellt wurden, mich ohne allen Rückhalt oder Furcht zu äußern. Ungeachtet dieſer Warnung kehrte ich doch nach Rom zurück. Ich that keinen Schritt, weder meine Perſon, noch meine Anſichten zu verbergen, und während der zwei Monate mei-

nes zweiten Aufenthalts vertheidigte ich ebenſo öffentlich, wie zuvor, die reformirte Religion mitten in der Hauptſtadt des Papſtthums. Mit Gottes Hülfe kam ich wohlbehalten wieder in Florenz an, wo ich mit ſo vieler Liebe empfangen wurde, als wenn ich in meine Heimat zurückgekehrt wäre. Nachdem ich hier abermals zwei Monate verweilt und einen Ausflug von einigen Tagen nach Lucca unternommen hatte, überſtieg ich die Apenninen und ging über Bologna und Ferrara nach Venedig. In dieſer Stadt hielt ich mich einen Monat auf, um die Merkwürdigkeiten zu betrachten, ließ meine Bücher, die ich in Italien geſammelt, auf ein Schiff bringen und reiſte dann über Verona, Mailand und an den Ufern des Lemaniſchen Sees hin nach Genf. Der Name dieſer Stadt erinnert mich wieder an die Verleumdungen meiner Gegner und zwingt mich, Gott zum Zeugen anzurufen, daß ich an allen dieſen Orten, wo das Laſter ſo wenig unterdrückt und mit ſo wenig Scham geübt wird, nie von dem Pfad der Rechtſchaffenheit und Tugend abgewichen bin und daß ich ſtets bedachte, daß, wenn mein Betragen auch vor den Augen der Welt verborgen bleiben möchte, es doch nicht der Allwiſſenheit Gottes entgehen könnte. In Genf hatte ich täglich Unterredungen mit Johann Deodati, dem gelehrten Profeſſor der Theologie. Dann ſetzte ich meine Reiſe durch Frankreich fort und kehrte nach einer Abweſenheit von einem Jahr und drei Monaten in mein Vaterland zurück, gerade zu der Zeit, als Karl, nachdem er den Frieden gebrochen, mit den Schotten den ſogenannten Biſchofskrieg erneuerte, der ihn endlich, als die Royaliſten in dem erſten Treffen geſchlagen wurden

und die Engländer allgemein und mit Recht ſehr verſtimmt waren, in die Nothwendigkeit verſetzte, ein Parlament einzuberufen.“

„Bald nach meiner Rückkunft miethete ich ein geräumiges Haus in der Stadt für mich und meine Bücher, wo ich wieder mit glühendem Eifer meine literariſchen Beſchäftigungen vornahm und im Vertrauen auf die weiſe Führung der Vorſehung und den Muth des Volks ruhig den Ausgang des großen Kampfes abwartete. Die Kraft des Parlaments hatte angefangen den Stolz der Biſchöfe zu demüthigen. Viele Stimmen erhoben ſich theils wider die Laſter der Einzelnen, theils wider den ganzen Stand. Man fand es unrecht, daß England allein von der reformirten Kirchenform abweiche, und foderte eine Umgeſtaltung derſelben nach dem Vorbilde der übrigen reformirten Kirchen und inſonderheit nach dem Worte Gottes. Dies weckte meine Aufmerkſamkeit und meinen Eifer. Ich ſah, daß ſich ein Weg öffnete für die Begründung wahrer Freiheit, daß hier das Fundament gelegt werden könnte zur Erlöſung der Menſchen von dem Joche der Knechtſchaft und des Aberglaubens; daß die religiöſen Fragen, denen die Sorge damals vorzugsweiſe zugewendet war, einen heilſamen Einfluß auf die Zuſtände und Einrichtungen des Staats üben würden; und da ich von Jugend auf über die Verhältniſſe von Kirche und Staat nachgedacht, ſo gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß, wenn ich jemals nützlich ſein wollte, ſo dürfte ich mich in einer ſo bedenklichen Kriſis meinem Vaterlande, der Kirche und ſo vielen meiner Mitchriſten nicht entziehen. Ich entſchloß mich daher alle andern Studien, mit denen ich gerade beſchäftigt

war, aufzugeben und die ganze Kraft meiner Talente und meines Fleißes diesem einzigen wichtigen Gegenstand zu widmen. Ich schrieb also zwei Bücher an einen Freund über die Reformation der Kirche von England. In der Folge, als zwei Bischöfe von hervorragender Stellung ihre Privilegien gegen einige puritanische Geistlichen verfochten, hielt ich dafür, daß ich über solche Fragen, zu deren Betrachtung ich allein durch meine Liebe zur Wahrheit und meine Ehrfurcht vor dem Christenthum geführt wurde, wol eben so gut zu schreiben vermöchte, als solche, die nur für ihre Einkünfte und selbstgeschaffenen Rechte stritten. Ich antwortete daher dem Einen in zwei Büchern «Ueber Prälatenthum und Episcopat» und «Ueber Kirchenregiment», und dem Andern in einigen «Bemerkungen» und in einer «Apologie für Smectymnuus». [3]) Man hielt dafür, daß ich bei dieser Gelegenheit den Geistlichen, die der Beredtsamkeit ihrer Gegner nicht gewachsen waren, eine rechtzeitige Hülfe gebracht hätte, und ich wurde daher von dem an fleißig zur Widerlegung gegnerischer Schriften in Anspruch genommen."

„Als die Bischöfe der Menge ihrer Widersacher endlich erlagen, hatte ich Muße, meine Gedanken andern Fragen zuzuwenden, — der Begründung echter und wahrhafter Freiheit, welche mehr nach innen als nach außen zu suchen ist und deren Existenz nicht sowol auf dem Schrecken des Schwerts als auf der Ehrbarkeit des Lebens und Reinheit der Sitten beruht. Da ich nun bemerkte, daß es drei zum Glück des bürgerlichen Lebens wesentliche Arten von Freiheit gebe — religiöse, häusliche und

bürgerliche — und da ich über die erste bereits geschrieben hatte, die Erreichung der letztern aber das eifrige Bestreben der Vorgesetzten wäre, so beschloß ich meine Aufmerksamkeit zunächst der zweiten Gattung, der häuslichen Freiheit zu widmen. Diese schien mir auf drei wesentlichen Fragen zu beruhen, auf den Verhältnissen der Ehe, auf der Erziehung der Kinder und auf der freien Veröffentlichung der Gedanken. Diesen drei Punkten wendete ich daher zunächst mein Nachdenken zu. Ich entwickelte meine Ansichten nicht allein in Bezug auf die Schließung, sondern auch auf die Trennung der Ehe, sofern besondere Umstände die letztere nothwendig machten; ich nahm dabei meine Beweise aus dem göttlichen Gesetze des Alten Testaments, welches Christus weder aufheben noch durch ein strengeres ersetzen wollte. Zur Unterstützung meines Satzes, daß der Ehebruch nicht als die einzige ausschließliche Bedingung einer Ehescheidung gelten dürfe, sondern daß auch noch andere Ursachen als Scheidungsgründe zulässig seien, führte ich außer den Ergebnissen meines eigenen Nachdenkens auch noch viele Beweisstellen aus andern Autoren an, welche seitdem unser berühmter Selden in seinem «Hebräischen Weibe» ausführlicher behandelt hat. Vergebens rühmt sich der Mann seiner Freiheit in dem Senate oder auf dem Forum, wenn er zu Hause in der niedrigsten Knechtschaft eines schwächern Wesens schmachtet. Ueber diesen Gegenstand veröffentlichte ich daher einige Schriften, die besonders am Platze schienen zu einer Zeit, wo Mann und Frau bisweilen die erbittertsten Feinde waren, wo der Mann manchmal zu Hause bleiben und für die Kinder sorgen mußte,

indeß die Mutter im Lager des Feindes geſehen ward, Tod und Verderben ihrem Gatten drohend.[1]) Hierauf ſchrieb ich über die Grundſätze der Erziehung, zwar nur im Allgemeinen, aber doch für Solche, die ſich ernſtlich mit dem Gegenſtand befaſſen, ausführlich genug; denn nichts iſt wichtiger als eine gute Kinderzucht, wenn in die Gemüther der Menſchen Tugend eingeprägt werden ſoll, die einzige reine Quelle politiſcher und perſönlicher Freiheit, der einzige treue Wächter der Staaten, das Bollwerk ihres Glücks und ihres Ruhms. Endlich ſchrieb ich meine «Areopagitica», um die Preſſe von den Feſſeln, womit ſie gebunden war, zu befreien; damit nicht die Entſcheidung über Das, was wahr und falſch ſei, was veröffentlicht und was unterdrückt werden ſollte, in die Macht einiger wenigen ungebildeten und ſervilen Individuen geſtellt würde, die jedem Werke, deſſen Ideen und Grundſätze über die Fläche des gemeinen Vorurtheils und Aberglaubens gingen, ihre Sanction verſagten."

„Ueber die letzte Gattung der bürgerlichen Freiheit ſchwieg ich aus dem angegebenen Grunde; auch ſchrieb ich nicht früher über die Prärogative der Krone, als bis der König, vom Parlament für einen Feind erklärt und im Felde beſiegt, von dem hohen Gerichtshof zum Tode verurtheilt wurde. Als nämlich einige presbyterianiſche Geiſtlichen, welche früher Karl's erbittertſte Feinde geweſen waren, nunmehr, eiferſüchtig auf die wachſende Macht der Independenten und deren Uebergewicht im Parlament, ein wildes Geſchrei erhoben gegen den Urtheilsſpruch und alle ihre Kräfte anſtrengten, um deſſen Vollſtreckung zu verhindern, obſchon ſie nicht über das

Urtheil selbst, sondern vielmehr nur darüber ergrimmt waren, daß dasselbe nicht von ihrer Partei ausging; als sie sogar zu behaupten wagten, daß die Lehre der Protestanten, der Glaube aller reformirten Kirchen ein so gewaltsames Verfahren gegen Könige verabscheue, so hielt ich es für meine Pflicht, einer so offenkundigen Unwahrheit zu widersprechen. Zu dem Behuf zeigte ich in einer allgemein und abstract gehaltenen Schrift, ohne unmittelbare Beziehung auf Karl, wie nach den Gesetzen gegen Tyrannen verfahren werden dürfte. Zur Unterstützung meiner Ansicht führte ich die Meinungen der berühmtesten Theologen an, während ich zugleich die grenzenlose Unwissenheit und Frechheit der Leute, die nun andere Grundsätze als früher aufstellten und von denen sich Besseres hätte erwarten lassen, mit Schärfe hervorhob. Dieses Buch [b]) erschien erst nach dem Tode des Königs und war mehr in der Absicht geschrieben, die Gemüther des Volks mit dem großen Ereigniß zu versöhnen, als die Gesetzmäßigkeit des Richterspruchs nachzuweisen, der die Obrigkeit anging und bereits vollzogen war."

„Dies waren die Früchte meiner Studien, die ich der Kirche und dem Staat ohne allen Lohn darbrachte, doch haben mir die Arbeiten selbst den Frieden des Gewissens und den Beifall der Guten verschafft, und mir zugleich Gelegenheit gegeben, von jener Freiheit der Rede Gebrauch zu machen, die ich so sehr liebte. Andere kamen ohne Anstrengung und Verdienst in den Besitz von Ehrenstellen und Einkünften, aber Niemand wird von mir sagen können, daß ich jemals um etwas nachgesucht hätte, weder in eigener Person noch vermittelst

meiner Freunde; nie hat mich Jemand in der Lage eines Bittenden geſehen, weder an den Thüren des Senats, noch in den Vorzimmern der Großen. Ich lebte gewöhnlich zurückgezogen zu Hauſe, wo mein eigenes Vermögen, von dem ein Theil während der bürgerlichen Unruhen mit Beſchlag belegt worden, ein anderer Theil durch die drückenden Contributionen, die ich zu erleiden hatte, zu Grunde gegangen war, mir eine, wenn auch dürftige Exiſtenz gewährte. Als ich mit dieſen Beſchäftigungen zu Ende war, und nunmehr einer ungeſtörten Ruhe zu genießen vermeinte, faßte ich den Vorſatz, eine zuſammenhängende Geſchichte meines Vaterlandes von den früheſten Zeiten bis zur Gegenwart zu ſchreiben. Schon hatte ich vier Bücher vollendet, als ich nach dem Sturz der Monarchie und der Errichtung der Republik von einer Auffoderung des Staatsraths, meine Dienſte dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zu widmen, überraſcht wurde."

„Bald nachher erſchien ein Buch, das dem König zugeſchrieben ward und die feindſeligſten Beſchuldigungen gegen das Parlament enthielt. Ich wurde aufgefodert, eine Antwort dagegen zu verfaſſen, und widerlegte daher ſein «Icon (εἰκὼν βασιλικὴ)» durch die Schrift «Iconoclastes." Ich warf keine Schmähungen auf die gefallene Majeſtät, wie Uebelwollende behauptet haben, ich zog nur die Königin Wahrheit dem König Karl vor. Nun trat Salmaſius mit ſeiner Schutzrede für den König auf, und auch gegen dieſes Werk verfaßte ich im Auftrag des Staatsraths, dem ich damals angehörte, die erſte Rechtfertigungsſchrift für das engliſche Volk. Weder bei dieſem noch bei irgend einem andern Werke

wurde ich von Ehrgeiz oder von Begierde nach Gewinn und Ruhm geleitet. Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe und der uneigennützige Trieb nach religiöser und politischer Freiheit waren meine einzigen Führer. Als ich öffentlich aufgefodert wurde eine Erwiderung auf die königliche Schutzrede zu schreiben, litt ich unter dem Druck der Krankheit und unter der Furcht, das Licht meines noch übrigen Auges zu verlieren; die Aerzte erklärten mir bestimmt, wenn ich mich auf das Werk einließe, so würde ich unfehlbar erblinden, aber ihre Ermahnungen waren nicht im Stande, mich bedenklich zu machen oder von dem Unternehmen abzuschrecken. Ja, hätte mir die Stimme des Aesculap im heiligen Tempel von Epidaurus selbst zugerufen, sie hätte zurückstehen müssen hinter dem himmlischen Mahner in meiner eigenen Brust. Mein Entschluß blieb unerschüttert, obwol ich nur die Wahl zwischen dem Verlust meiner Augen und dem Aufgeben meiner Pflicht hatte. Ich führte meiner Seele jene zwei Schicksalswege vor, die das delphische Orakel dem Sohn der Thetis verkündete:

«Meine göttliche Mutter, die silberfüßige Thetis
Sagt, mich führe zum Tod ein zwiefach endendes Schicksal.
Wenn ich allhier ausharrend die Stadt der Troer umkämpfe,
Hin sei die Heimkehr dann, doch blühe mir ewiger Nachruhm.
Aber wenn heim ich kehre zum lieben Lande der Väter,
Dann sei verwelkt mein Ruhm, doch weithin reiche des Lebens
Dauer, und nicht frühzeitig ans Ziel des Todes gelang' ich.»
(Il. IX, 410.)

„Ich bedachte, daß so mancher ein geringeres Gut durch ein größeres Uebel erkaufte, den Glanz des Ruhms durch den Verlust des Lebens, daß ich mir dagegen ein

großes Gut durch ein kleines Leiden erringen könnte, daß ich, wenn auch blind, immer noch die ehrenvollſten Pflichten zu erfüllen und mir einen innern Schatz zu erwerben vermöchte, der dauerhafter als der Ruhm, auch größerer Bewunderung und Achtung würdig ſei. Darum entſchloß ich mich, den kurzen Zeitraum, da mir noch der Genuß des Augenlichts vergönnt wäre, für das gemeine Beſte ſo nützlich als möglich anzuwenden."

„Daraus erhellt alſo, welche Motive mich leiteten, als ich die Ausführung höher anſchlug als den Verluſt. Mögen demnach die Verleumder aufhören, die göttlichen Gerichte herabzuwürdigen und mich zum Gegenſtand ihrer abergläubiſchen Erdichtungen zu machen; mögen ſie wiſſen, daß ich weit entfernt bin, mein Loos mit Kummer oder Reue zu betrachten; daß ich vielmehr unveränderlich bei meiner Geſinnung verharre; mögen ſie verſichert ſein, daß ich keineswegs das Gefühl des göttlichen Zorns in mir trage, ſondern vielmehr ſeine väterliche Gnade und Güte bei den wichtigſten Ereigniſſen erfahre und wahrnehme, vor allem darin, daß ich mich durch den Troſt und die Stärkung, welche er ſelbſt meinem Gemüthe einflößt, in ſeinem göttlichen Willen beruhige, und immer mehr auf Das ſehe, was er mir verliehen, als auf Das, was er mir verſagt hat; und endlich, daß ich das Bewußtſein meiner That gegen keine der ihrigen vertauſchen oder eine Rückerinnerung aufgeben möchte, welche eine beſtändige Quelle der Beruhigung und Zufriedenheit für mein Herz iſt." *)

Als Secretair der republikaniſchen Regierung führte Milton die auswärtige Correſpondenz. Da ſomit alle Staatsſchreiben, die im Namen des Staatsraths oder des Protectors an die auswärtigen Regierungen, an die Fürſten und Obrigkeiten des Feſtlandes gerichtet waren, nicht blos aus Milton's Feder, ſondern auch großentheils aus ſeinem Geiſte floſſen, ſo hat der Herausgeber ſeiner Werke alle in das Bereich der auswärtigen Angelegenheiten gehörigen Briefe und Noten aus den Jahren 1649 — 58 dem zweiten Bande beigefügt. Dieſe Schreiben, die ſich durch die Schönheit und Eleganz der Form, durch die Feinheit des Tons und durch die kräftige und klare Sprache vor allen ähnlichen Schriftſtücken jener Zeit vortheilhaft auszeichnen, ſind theils im Namen des Staatsraths oder Parlaments theils im Auftrag des Protectors Oliver Cromwell, einige wenige auch für Richard Cromwell verfaßt. Die erſtern ſind eigentliche diplomatiſche Noten und Actenſtücke, die größtentheils Handelsintereſſen und commercielle Beſchwerden und Verwickelungen zum Inhalte haben, die letztern ſind blos Convenienzbriefe, in denen Richard Cromwell den Tod ſeines Vaters und ſeinen eigenen Regierungsantritt den mit der engliſchen Republik befreundeten Höfen und Regierungen anzeigt. Dagegen ſind die im Namen des Protectors Oliver Cromwell verfaßten Briefſchaften und Actenſtücke von hohem geſchichtlichen Intereſſe. Sie geben Zeugniß von der großartigen und geſunden Politik des merkwürdigen Mannes, der damals die Zügel der Regierung im Innern und nach außen mit ſtarker und ſicherer Hand führte, und rechtfertigen die Bewunderung, die nicht blos Milton, ſein Freund und Geſinnungs-

genosse, und sein ganzes Zeitalter ihm zollte, sondern zu der auch die englischen Geschichtschreiber und Staatsmänner der Gegenwart nach einer langen Periode der Verblendung und des Vorurtheils zurückgekehrt sind. Cromwell ging zu der von der Königin Elisabeth befolgten Politik zurück, von welcher die Stuarts zum großen Nachtheil des Reiches abgegangen waren. Diese bestand im Wesentlichen darin, England zum Mittelpunkt einer protestantischen Staatenunion zu machen, worin es der größern Kraft und Einheit wegen eine Art Hegemonie oder Protectorschaft üben würde. Um zu diesem Ziel zu gelangen, mußte der alte Kampf gegen Spanien, das Bollwerk der katholischen Kirche, erneuert werden. In jenem Zeitalter, wo die Politik noch größtentheils der Religion dienstbar war und sich den confessionellen Einwirkungen nicht zu entziehen vermochte, war blos Spanien eine Großmacht von hervorragendem Einfluß auf die europäische Politik; Frankreich war für den Augenblick mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, bis durch den Krieg der Fronde der junge Absolutismus die widerstrebenden aristokratischen und ständischen Elemente vollends besiegt hatte, worauf es dann die Stelle einnahm, die Cromwell dem englischen Staate hatte erringen wollen. Daß der Lord-Protector bei allen seinen auswärtigen Beziehungen dieses Ziel unverrückt im Auge behielt, sagt er nicht blos selbst in einem merkwürdigen Schreiben an die Generalstaaten vom August 1656, sondern es geht auch aus seiner ganzen Handlungsweise, wie sie die von Milton verfaßten Schriftstücke beurkunden, deutlich hervor. Eine Reihe von Briefen der freundschaftlichsten Art an den Schweden-

könig Karl X. Gustav, geben Zeugniß von dem eifrigen Bemühen des Lord-Protectors diese protestantische Macht an sich zu knüpfen, ein Bemühen, das ihm auch vollkommen gelang. Er beglückwünschte ihn über seinen siegreichen Kampf mit den Polen, er sucht ihm Hülfe und Bundesgenossen zu verschaffen, er bemüht sich, seinen Krieg mit Dänemark, den er als einen Bruderkrieg ansieht, zu vermitteln. Auf gleiche Weise knüpft er freundliche Beziehungen an mit dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem die schmeichelhaftesten Beweise der Anerkennung und Hochachtung gegeben werden, mit den protestantischen Handelsstädten des Nordens, Hamburg, Lübeck, Danzig u. a., mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem er den Wunsch ausspricht, daß die deutschen Protestanten lutherischen und calvinischen Bekenntnisses von ihrem confessionellen Haß abstehen und, statt einander zu drücken und zu verfolgen und eine unerreichbare äußere Vereinigung durch gegenseitigen Zwang herbeiführen zu wollen, in brüderlicher Eintracht und christlicher Verträglichkeit und Friedfertigkeit miteinander leben möchten, damit nicht der gemeinsame Feind, der von Spanien und Italien aus seine Fallstricke lege, Herr werde. Daß die Vereinigten Staaten so wenig ihren gemeinsamen Vortheil erkannten und durch einen widerwärtigen, ihnen selbst so unheilvollen Krieg seine politischen Pläne durchkreuzten, ist ihm sehr unangenehm und schmerzlich, wie ein Brief an die Räthe der protestantischen Schweiz, die ihn zum Frieden ermahnt hatten, deutlich beurkundet, daher er auch nach hergestelltem Frieden eifrig bemüht ist, durch Beweise von Freundschaft und Vertrauen das natürliche Band

aufs neue zu knüpfen und das geſtörte Verhältniß wieder zu ordnen. Mit den proteſtantiſchen Cantonen der Schweiz werden die freundſchaftlichſten Beziehungen unterhalten und ihnen der Widerſtand gegen den Katholicismus zur heiligſten Pflicht gemacht. Um die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen und ſeine evangeliſche Geſinnung aufs deutlichſte kund zu thun, nahm ſich Cromwell mit dem größten Eifer der verfolgten Waldenſer in den Thälern von Piemont an. Die umfaſſende Correſpondenz über dieſes Anliegen bildet den Kern und Mittelpunkt dieſer Staatsbriefe und aus der Wärme und Kraft des Inhalts erkennt man deutlich Milton's ſchwungvollen Geiſt. Cromwell mahnt darin den Herzog von Savoyen mit nachdrücklichen Worten zur Milde und Schonung gegen die Unglücklichen und erinnert ihn an die alten Verträge und Toleranzedicte ſeiner Vorfahren; er bittet den König von Frankreich und den Staatsminiſter Mazarin um Verwendung und Vermittelung; er ſchildert in mehren Briefen an die Könige von Schweden und Dänemark, an die Generalſtaaten und andere proteſtantiſche Regierungen die Leiden und Bedrängniß der Verfolgten und fordert ſie zu gemeinſchaftlichen Schritten zu deren Beſchützung auf; er erſucht den Großen Rath von Genf und die übrigen proteſtantiſchen Cantone, die Unglücklichen aufzunehmen und zu beſchirmen; — er weiſt zur Abſtellung der augenblicklichen Noth 2000 Pfd. St. an und verſpricht weitere Sendungen durch Collecten. Noch wenige Monate vor ſeinem Tod beklagt ſich Cromwell in einem Brief an den Schwedenkönig, daß die durch ſpaniſche Einwirkung erzeugten Unruhen und Störungen in England ihn

an einer noch kräftigern Beschützung der gemeinsamen protestantischen Sache hinderten.

Als der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, schrieb Milton ein lateinisches „Manifest", worin er im Namen des Lord-Protector und des Staatsraths die vielfachen Rechtsverletzungen, Beleidigungen und Mishandlungen, die den Engländern von den Spaniern widerfahren wären, auseinandersetzt und daraus die Folgerung zieht, daß die Spanier die britische Nation zu einem Vertheidigungskrieg gezwungen hätten. Diese Mishandlungen und Beschädigungen, welche die Spanier den englischen Seeleuten, Colonisten und Handelsleuten zufügten, hatten ihren Grund theils in der Intoleranz der Spanier gegen alle Protestanten (eine Intoleranz, die so weit ging, daß sie keinem Engländer erlaubten in irgend einem den Spaniern zugehörigen Lande seine Religion zu bekennen, oder eine Bibel im Haus oder auf dem Schiffe zu haben), theils in der nationalen Anmaßung, daß ihnen allein das Recht zustehe, die westindischen und amerikanischen Meere zu beschiffen, Handel zu treiben und Colonien anzulegen, weil sie die neue Welt entdeckt hätten und vom Papste mit der Herrschaft darüber beschenkt worden wären. In Folge dieses angemaßten Rechtes behandelten sie alle englischen Seefahrer und Kaufleute als Piraten und erlaubten sich gegen sie jede Art von Bedrückung, ja selbst Beraubung und Mord. Was den ersten Grund des Besitzrechtes angeht, sagt Milton, so wissen wir recht gut, daß die Päpste stets sehr freigebig gewesen sind im Verschenken von Reichen und Ländern, die ihnen nicht angehörten, wir wissen aber auch, daß sie darin verschieden handelten von Chri-

stus, dessen Statthalter sie sich nennen und der die Einmischung in einen Rechtsstreit mit der Antwort zurückgewiesen hätte: „Wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über Euch gesetzt?" Und was den zweiten Rechtstitel betreffe, daß ihnen der ganze westliche Welttheil gehöre, weil sie einige Länder davon entdeckt hätten, so sei der eben so unvernünftig und unhaltbar. Jedes Volk habe das Recht, in fremder Erde Colonien anzulegen, vorausgesetzt, daß dieselbe entweder unbewohnt sei, oder daß die Einwohner vertragsweise ihre Einwilligung dazu geben. Aus der Aufzählung der vielen Fälle von Mishandlung, Beraubung, Ermordung, deren sich die Spanier gegen englische Unterthanen schuldig gemacht, geht hervor, daß die Spanier in ihren staatlichen Beziehungen weder Völkerrechte noch Menschenrechte achteten, denn es wird erzählt, daß der englische Gesandte Asham während einer politischen Sendung in Spanien ermordet worden wäre, ohne daß die Regierung die wiederholt verlangte Genugthuung gegeben, und in Westindien und Amerika verfuhren spanische Schiffe und Ansiedler gleich Mörder und - Räuberbanden. Ferner geht daraus hervor, daß die beiden Stuarts alle diese Rechtsverletzungen und Mishandlungen an englischen Schiffen und Kaufleuten ungeahndet geschehen ließen, bis Cromwell sich ihrer annahm. Wie räumt sich solche Schwäche und Ohnmacht nach außen mit dem Hochmuth und der Hoffahrt im Innern?

Milton widmete seine Talente, sein Vermögen, die ganze Kraft und Thätigkeit seiner freiheitglühenden Feuer-

seele dem Dienste der Revolution und der daraus hervorgehenden Republik, worin er die nothwendige Uebergangsstufe zu einem wahrhaft freien Staats- und Kirchenwesen erblickte. Er preist bei jeder Gelegenheit, namentlich in der „Zweiten Schutzrede" die Leiter und Träger der revolutionairen Bewegung, durch deren Muth und Thatkraft das große Werk der Befreiung unternommen und bis zur Vollendung des Grundbaues geführt worden sei; aber er beschwört sie, nicht bei diesen Anfängen stehen zu bleiben, das Bauwerk nicht eine unfertige Ruine zu lassen, sondern den Tempel der Freiheit so herrlich aufzurichten, wie man nach solchen Fundamenten erwarten dürfe. Allein der wehmüthige Ton, der in derselben Schutzrede unter den lobpreisenden Worten sich durchfühlen läßt, die wiederholten Ermahnungen an das freiheitbegeisterte Volk und seine Führer, die edelsten Güter und Rechte des freien Mannes fest zu begründen, geben Zeugniß von der geheimen Angst- und Sorge, daß dieses Ziel nicht erreicht werden, daß der große Kampf ohne jene segensreiche Errungenschaften bleiben möchte, die allein einen Ersatz für die Stürme und Leiden einer Revolution gewähren können. Daß diese Befürchtungen immer mehr zur traurigen Gewißheit in ihm wurden und er mit Kummer auf den Gang der Dinge blickte, läßt sich nicht nur aus dem Stillschweigen schließen, das er während der letzten Jahre der Republik beobachtete, sondern auch aus einem Brief, den ein gewisser Wall im Mai 1659 als Antwort an Milton schrieb, und aus dem wir einige Stellen mittheilen wollen:

„Sie beklagen sich über den Mangel an Fortschritt

bei der Nation und über die retrograde Bewegung, die ſich in der letzten Zeit ſowol in politiſcher Freiheit als in religiöſer Wahrheit kund gebe. Das iſt allerdings ſehr ſchlimm, aber bedauern wir die menſchliche Schwachheit! Wenn Diejenigen, welche den größten Eifer für unſere kirchliche und bürgerliche Freiheit darlegten, welche hoch und theuer verſicherten, ſtets deren Verfechter zu ſein, ſodaß wir alles Vertrauen in ſie ſetzten, wenn ſolche Männer, nachdem ſie zu Macht gekommen, das ihnen anvertraute Gut verrathen, uns zurückführen nach Aegyptenland und vermittelſt der Gewalt, die wir ihnen zur Erwerbung der Freiheit anvertraut, uns in Ketten halten, was kann das arme Volk thun? Sie wiſſen ja, wer Diejenigen waren, die das Grab des Heilands bewachten, um ihn von der Auferſtehung abzuhalten (nämlich die Soldaten, das ſtehende Heer)! Ferner, wenn das Volk nicht frei iſt, ſondern eingeengt durch die Sorgen für den Lebensunterhalt, ſo werden die Geiſter niedergeſchlagen und knechtiſch. Zu dem Ende ſollten unſere heimiſchen Erwerbsmittel, unſere Fabriken, unſere Fiſcherei, unſere Moorgründe, unſere Waldungen, unſer Gemeinland, unſer Seehandel u. ſ. w. verbeſſert und geordnet werden; dies würde der großen Maſſe einen bequemen Unterhalt geben, wozu vor allem die Abſchüttelung des fluchwürdigen Jochs der Zehnten weſentlich beitragen würde."

„Noch einen andern Uebelſtand muß ich erwähnen, nämlich daß der Druck der normänniſchen Eroberung und Tyrannei fortdauert, ohne daß man an deſſen Abſtellung denkt; d. h. daß Grund und Boden nach wie vor im Erb- und Zehntpacht gehalten wird und einem

Grundherrn oder vielmehr Tyrannen zu eigen verbleibt: dies hat zur Folge, daß die Leute nichts auf die Verbesserung ihres Landes oder ihrer Häuser wenden wollen, da sie nicht wissen, wie lange sie im Besitze derselben bleiben; diese sind dem Grundherrn weit sklavischer unterworfen, als der Rest des Volks dem König oder der höchsten Obrigkeit." (Die Freimachung von Grund und Boden, die große Errungenschaft der Französischen Revolution, wurde also damals auch gewünscht und erstrebt, aber nicht erzielt!)

„Wir haben geharrt auf die Freiheit, aber sie muß Gottes Werk sein, nicht das der Menschen, die Gefallen finden an der Erhaltung ihres Stolzes und ihrer weltlichen Interessen, um dem Fleisch zu dienen, unbekümmert um die köstliche Freiheit des Menschengeschlechts." — Aber wir wollen nicht verzweifeln, sondern unsere Schuldigkeit thun; Gott wird das segensvolle Werk hinausführen, trotz aller Widersacher und zu ihrem eigenen Verderben, so sie bei ihrem Thun verharren."

Erst als Milton bemerkte, daß der schleichende Heuchler Monk auf die Restauration des Königthrons sinne und die Rückkehr der Stuarts betreibe, erhob er noch einmal seine Stimme zur Erhaltung der Freiheit und der republikanischen Staatsform. Sie blieb ohne Wirkung. Der Schluß des Schicksals mußte erfüllt werden; und Milton lebte noch lange genug, um die Reaction mit allen ihren Schrecken und Orgien zu schauen, aber auch noch lange genug, um aus der wachsenden Opposition der Whigpartei eine neue erfolgreichere Revolution vorauszusehen. Die Restauration gewährte ihm die Muße, durch eine große epische Dichtung, wozu er

den Gedanken von Jugend auf in sich getragen, seinen Namen zu verewigen und den Ruhm der Nation zu verherrlichen.

Schriften über Kirchenordnung und Episcopat.

Von der Reformation in England. — Ueber Prälatenthum und Episcopat. — Ueber die Einrichtung des Kirchenregiments. — Bemerkungen gegen den Remonstranten. — Apologie für Smectymnuus. — Ueber Regierungsgewalt in kirchlichen Dingen. — Ueber die Mittel, Miethlinge aus der Kirche zu entfernen.

Wie wir aus Milton's Lebensabriß gesehen haben, widmete er nach seiner Rückkehr aus Italien seine erste publicistische Thätigkeit den kirchlichen Streitfragen, die damals die aufgeregten Gemüther vorzugsweise beschäftigten. Bei dem großen Eifer der Stuarts für die Episkopalkirche, mit deren Bestand sie die Interessen der Monarchie aufs innigste verknüpft dachten, war es natürlich, daß die wachsende Opposition wider den drohenden Absolutismus des Königthums zunächst ihre Kritik gegen die bischöfliche Kirchenverfassung richtete, um dadurch einen Angriffspunkt gegen das ganze Regierungssystem der Stuarts zu finden. War ihr Schiboleth: „kein Bischof, kein König", oder wie die Losung des heutigen Romanismus lautet: „Thron und Altar", in seinen Grundfesten erschüttert, so wankte das ganze künstliche Gebäude. Es war nicht Plan und Absicht, welche die Oppositionspartei zunächst zur Bekämpfung der kirch-

lichen Politik der englischen Königsfamilie trieb, es war vielmehr der richtige Instinkt des Volks, der die schwächste und verhaßteste Seite des Regierungssystems zum Angriffspunkt wählte. Nichts hatte den Stuarts in England und Schottland größern Haß zugezogen und mehr Feinde bereitet, als die drückende Cäsareopapie, der die edelsten Rechte des Menschen verletzende Glaubens- und Gewissenszwang; und nichts ist schwieriger und unhaltbarer, als aus der Heiligen Schrift oder aus der Kirchengeschichte und ihren Urkunden die Beweisgründe für die ausschließliche Richtigkeit irgend einer religiösen oder kirchlichen Ansicht von praktischen Folgen aufzustellen. Denn darin besteht eben der Charakter des Christenthums als einer Weltreligion, daß es sich mit den verschiedensten Formen verträgt, daß dasselbe an keine äußere Manifestation geknüpft ist, daß vielmehr das Wesen des Christenthums, der christliche Kern und Geist in den verschiedenartigsten Gestalten und Erscheinungen enthalten sein kann. Jeder Versuch also, eine bestimmte concrete Kirchenform als die specifisch-christliche und die alleinberechtigte hinzustellen, wird immer scheitern, zumal wenn sie ihre Rechtfertigung nicht auf die bloße Macht des Bestehens, auf Herkommen und Tradition gründet, sondern auch Vernunft, Schrift und Geschichte zu Hülfe ruft. Der Widerspruch und Widerstand wird um so größer werden, je mehr die Vertheidiger und Schirmherren einer solchen bestimmten Form durch Anwendung äußerer Gewalt ihrem Systeme allgemeine Geltung zu verschaffen und die Freiheit des Gewissens, das Recht des eigenen Forschens, Prüfens und Wählens zu vernichten oder zu verkümmern trachten.

Noch größer erscheint der Zwang, wenn man aus einzelnen biblischen Aussprüchen Beweisgründe herleiten will, daß die monarchische Staatsform die dem Christenthum am meisten entsprechende bürgerliche Ordnung wäre. Die größtentheils allgemein und unbestimmt gehaltenen Stellen, worin die Apostel von weltlicher Obrigkeit sprechen, lassen sich auf jede rechtmäßige Obrigkeit, sofern sie nur die ewigen göttlichen und menschlichen Gesetze achtet, anwenden; und die Heilige Schrift wie die Geschichte beweisen zur Genüge, daß das Christenthum sich mit jeder Staatsform verträgt; ja daß, wenn man die im Alten Testament vorwaltende politische Grundanschauung auch beim Neuen als noch vorhanden ansehen darf, der republikanisch-patriarchalischen Regierungsform in den Augen Gottes der Vorzug vor der monarchischen zukomme, und daß die irdische Königsgewalt stets in bestimmter Unterordnung unter die den Menschen von Gott verliehenen Satzungen und Gesetze erscheine. Gerade die gottesfürchtigen und streng religiösen Männer mußten daher an dem Verfahren der Stuarts und ihrer bischöflichen Adjutanten, die bestehende Staats- und Kirchenform mit einem Heiligenschein zu umgeben und zum Gegenstand einer götzendienerischen Verehrung zu machen, großes Aergerniß nehmen, zumal da sie in den Trägern dieser Staats- und Kirchenidee so wenig Göttliches zu erblicken vermochten. Es kam ihnen als eine Profanation der Heiligen Schrift vor, daß man ein System, das so sehr die Wahrzeichen menschlicher Unvollkommenheit und menschlichen Ursprungs an sich trug, auf Gottes Wort und Satzungen zurückführen wollte und es war daher ganz natürlich, daß sie zuerst den

Schleier, in den das Idol gehüllt war, zerrissen, daß sie als menschliches Machwerk hinstellten, was für göttliche Satzung ausgegeben ward, daß sie das phantastische Gebilde in seine Bestandtheile zerlegten und es den Augen des Volkes in seiner nackten Gestalt als ein formloses Wahngebilde zeigten, dem keine Ehrfurcht gezollt werden dürfte.

Aus diesem Gesichtspunkte sind Milton's erste Flugschriften gegen das bestehende Staats- und Kirchensystem zu betrachten. Sie haben zunächst den Zweck, auf dem Wege der gelehrten Beweisführung darzuthun, daß die bischöfliche Kirchenform weder eine göttliche Einsetzung noch eine dem echten apostolischen Christenthum entsprechende Ordnung sei; daß die anglikanische Episkopalkirche voller Schäden und Gebrechen wäre und einer neuen Reformation bedürfe, daß die bischöfliche Kirche, weit entfernt das Königthum zu stützen, von jeher gestrebt habe, die weltliche Obrigkeit zu schwächen und sich selbst alle Macht beizulegen. Dieses dreifache Ziel liegt Milton's sämmtlichen Flugschriften kirchlichen Inhalts zu Grunde; aber der „rothe Faden" der durch alle durchzieht und ihnen den revolutionairen aufreizenden Charakter verleiht, ist der grenzenlose Haß gegen das Episkopat und dessen Träger; die Propheten im alten Israel haben nicht stärker gegen die Baalpriester gesprochen und geeifert als Milton und seine puritanischen Gesinnungsgenossen gegen die englischen Bischöfe und das ganze Prälatenthum. Alle Uebel der Kirche und der Gesellschaft leitet er mehr oder minder von dem Eigennutz, der Hoffahrt, der Selbstsucht, der Sinnlichkeit, dem Uebermuth, der Charakterlosig-

keit und den übrigen Lastern und Untugenden der Prälaten ab.

Nach dieser Darstellung des gemeinschaftlichen Charakters dieser kirchlichen Polemik wird es genügen, den Inhalt und Gang der einzelnen Schriften in einigen kurzen Andeutungen anzugeben, um für die wichtigern Flugschriften politischer Natur mehr Raum zu gewinnen. — Die erste schon im Jahre 1641 verfaßte Schrift handelt von der Reformation in England und den Ursachen, die ihre vollständige Durchführung bisher verhindert haben, in zwei an einen Freund gerichteten Büchern. Nach einer etwas schwülstigen und rhetorisch gefärbten Einleitung über den Aberglauben und die religiöse Versunkenheit des Mittelalters preist er das Loos Englands, daß es von Gott besonders ausersehen worden, die entartete Kirche in ihrer Reinheit wiederherzustellen. [7]) Denn zu einer Zeit, wo noch das ganze übrige Europa in der Nacht des päpstlichen Aberglaubens gelegen, habe in England bereits Johann Wicleff eine Fackel angezündet, die, wenn sie auch durch den Papst und seinen Anhang auf einige Menschenalter wieder ausgelöscht worden, doch als Leuchte für alle folgenden Reformationen gedient habe. Hierauf beleuchtet er in einigen großen Zügen die Reformation der englischen Kirche unter Heinrich VIII., Eduard VI. und Elisabeth, in der Absicht, aus der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit des Unternehmens die Nothwendigkeit einer neuen gründlichen Durchführung des Werks darzuthun. Die Hauptgebrechen der englischen Kirche sieht er in der Beibehaltung der Ceremonien und der Bischofswürde, wodurch man das Volk des ihm gebührenden

Rechts der Priesterwahl beraubt habe. Dieser Charakter sei der anglikanischen Kirche durch die von weltlichen Motiven geleiteten Begründer aufgedrückt worden. Heinrich VIII. habe die Reformation nur als ein Mittel zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit, seines Herrscherstolzes, seiner Habgier und Genußsucht angesehen, keineswegs als ein göttliches Werk zur Reinigung der Kirche und zur Verherrlichung des Namens Jesu. Die durch ihn begründete Kirche sei von der päpstlichen wenig verschieden gewesen; sie habe die Ceremonien und das ausschließliche Ordinatsrecht der Bischöfe bestehen lassen. „Unsere Ceremonien", sagt Milton, „sind ihrem Wesen nach ohne Sinn und dienen zu nichts, als entweder unsere Rückkehr zum Papismus zu erleichtern oder den Mangel besserer Erkenntniß zu verbergen und den Pomp des Prälatenthums zu heben." Was die Bischöfe betreffe, so seien die meisten von ihnen sehr schwach gewesen; „sie hätten den Papst abgeschworen und doch mit dem Papstthum gebuhlt und dessen Ansehen unter sich getheilt." Die Charakterlosigkeit der Bischöfe und ihre Connivenz gegen die Begierden und Leidenschaften der Mächtigen sei besonders unter Eduard VI. recht zu Tage gekommen.

„Die Bischöfe wurden gewöhnlich als Hebel gebraucht, um vermittelst ihrer feilen Würde irgend einen beabsichtigten Staatsstreich durchführen zu helfen. Wenn für die Prinzessin Maria die Gestattung ihrer Messe bewirkt werden sollte, damit Kaiser Karl V. nicht zürne, wer sonst wurde abgeschickt als die ehrwürdigen Prälaten Cranmer und Ridley, um von dem jungen König die Erlaubniß zu erpressen? Als Lord Sudley, Admiral

von England und Bruder des Protectors, gegen alles Recht sein Leben verlieren sollte, so wurde Niemand geeigneter gefunden als Latimer, ihn in der Predigt mit den erfundenen Beschuldigungen zu belasten und ihn dadurch bei dem Volke um seine Ehre zu bringen. Cranmer, einer von des Königs Testamentsvollstreckern, und die übrigen Bischöfe gaben, dem Ehrgeize eines Verräthers zu Gefallen ihre Einwilligung zu dem Unternehmen, nicht blos Maria, die Papistin, sondern auch Elisabeth, die Protestantin, von der Thronfolge auszuschließen, obschon beide von ihnen früher als die rechtmäßigen Nachkommen ihres Herrn und Meisters anerkannt worden waren." Dabei hebt er hervor, daß der junge König einen reinern Begriff von dem echten Christenthum gehabt habe als seine geistlichen Rathgeber.

Daß die Reformation auch unter Elisabeth den Charakter der Halbheit bewahrt habe, leitet Milton zum Theil von politischen Rücksichten und Zeitverhältnissen, hauptsächlich jedoch von den Rathschlägen und Eingebungen der Bischöfe her, die durch allerlei Beweggründe die Königin zur Beibehaltung dieser ihrer eigenen Genußsucht, Ehrbegierde und Herrschgier dienenden Einrichtung bewogen hätten.

Dann geht Milton zu dem Hauptzweck der Schrift über, nämlich zu der Beweisführung, daß die Wahl aller Geistlichen ohne Unterschied des Ranges dem Volke zukomme. Im Anfange seien die Bischöfe von der Gemeinde gewählt worden und weder an Würde noch Reichthum über den Presbyteren gestanden; daß man aber schon frühe in der Kirchenverfassung von der apostolischen Vorschrift und Sitte abgegangen, rühre von der seit

Konstantin eingetretenen Verderbniß der Kirche und Verfälschung der Christuslehre her; die Schenkung dieses ersten christlichen Kaisers sei für die Kirche das Gefäß der Pandora gewesen; von dem an sei Hoffahrt und Weltlust in den Klerus gedrungen und habe den Geist aller Kirchenmänner dermaßen verdunkelt, daß sie die Wahrheit nicht mehr zu erkennen vermocht hätten. Diese sei daher nicht in ihren Schriften zu suchen, sondern allein in der Bibel, auf die jene selbst, im Gefühl ihrer Irrthümlichkeit, als auf die einzige lautere Quelle der echten Lehre zurückgewiesen hätten.

Ehe Milton im zweiten Buch in seiner Beweisführung gegen das Prälatenthum weiter geht, macht er einige treffliche Bemerkungen über Politik und politische Schriftsteller. Durch falsche Grundsätze und Sophismen hätten diese die Staats- und Regierungskunst zu einem System der Bedrückung, Unterjochung und Erpressung umgeschaffen. Gut regieren heißt nach ihm, eine Nation zu echter Weisheit und Tugend heranbilden, daß sie dem menschlichen Berufe, Gott ähnlich zu werden, nachkomme; „dies sei die wahre Blüte eines Landes, das übrige folge diesem, wie der Schatten der Substanz.“ „Der Staat sollte einem einzigen großen Christenmenschen gleichen; er sollte das Wachsthum und die Gestalt eines ehrlichen Mannes an sich tragen, an Tugend wie an Körper gleich mächtig und abgeschlossen; denn die Ursachen und Grundlagen des Glückes sind dieselben im Einzelnen wie im Gemeinwesen.“ Dem Staat oder der Monarchie, folgert er daraus, kann demnach nichts heilsam und ersprießlich sein, was nicht auch dem echten Christen gut und zuträglich wäre; das Episkopalsystem

sei aber beiden nachtheilig und bringe der Monarchie wie dem Christenthum Schaden.

Nach dieser Einleitung zieht Milton gegen die Behauptung der Stuarts und ihrer Anhänger, daß das monarchische Princip in der bischöflichen Kirche seinen Halt und seine Stütze habe, und daß folglich Königthum und Episkopat unzertrennlich seien, mit starken Waffen zu Felde. Er weist aus der Geschichte des Alterthums nach, daß die Priestermacht stets der Königsmacht feindselig gegenüber gestanden und sie zu schwächen gesucht; er zeigt, wie das Papstthum nur durch Abfall von den bilderstürmenden byzantinischen Kaisern und mittels Begünstigung der usurpatorischen Besitznahme der fränkischen Krone durch Pipin und der römischen Kaiserwürde durch Karl den Großen zu seiner Macht und zu seinem weltlichen Besitze gekommen, und führt eine Menge geschichtlicher Beispiele an, aus denen klar hervorgehe, daß die bischöfliche Hierarchie stets nur nach Erhöhung der eigenen Macht auf Kosten der Königsrechte und der Staatsgewalt gestrebt habe. Die bischöfliche Kirche habe überall und insbesondere in England nur die Befriedigung der eigenen Herrschsucht im Auge gehabt; sie habe die Freiheit des Volks unterdrückt, um ihren Despotismus fester zu begründen, sie habe Glaubens- und Gewissensfreiheit in Banden gelegt und fromme Männer durch Druck und Verfolgung zur Flucht nach Amerika getrieben, um in ihrer Herrschaft keinen Widerstand zu erfahren; sie habe sich nur dann an den Thron angeschlossen, wenn dieser willig und bereit gewesen wäre, ihren ehrgeizigen Bestrebungen zu dienen. Weit entfernt also, so folgert er, daß die bischöfliche Kirchenform das

monarchische Princip in England gehoben und gestützt habe, seien durch die Ränke der Hierarchie und den Uebermuth der Prälaten dem Throne die größten Stöße und Erschütterungen bereitet worden. Nicht der Episkopat, sondern die Gerechtigkeit, nicht ein ceremonienvoller Cultus, sondern häusliche und bürgerliche Tugend, nicht ein prunksüchtiger, schwelgerischer Prälatenstand, sondern ein einfaches, sittsames und kräftiges Volk seien die Stützen und Säulen der Throne und Reiche. Solche Staaten hätten Kraft und Freiheit zur Unterlage, und wenn die Schotten und Engländer auf dem betretenen Wege in Eintracht fortschritten, so könnten sie dem britischen Reiche diese edeln Güter erwerben. Zu dieser einträchtigen Beharrlichkeit ermuntert sie Milton in folgenden Worten: „Gehet voran, Hand in Hand, ihr beiden Nationen, und laßt euch nie trennen! Seid das Loblied und der Heldengesang der Nachwelt: verdient es zu sein; aber strebt nur nach Tugend, nie nach Erweiterung euerer Grenzen (denn was nützt es, einen welken Siegeslorber aus den Thränen unglücklicher Menschen zu gewinnen?) und bemüht euch, den reinen Gottesdienst in der Kirche, die Gerechtigkeit im Staat herzustellen. Dann werden euch die härtesten Mühseligkeiten sanft werden; der Neid wird in die Hölle fahren, List und Bosheit werden zu Schanden werden, mag es einheimisches Unheil oder auswärtige Argliſt sein; ja, fremde Völker werden dann um euere Gunst buhlen und euch dienen: denn Herrschaft und Sieg sind nur die Dienstmannen der Tugend und Gerechtigkeit. Ueberlasset ruhig der Weisheit die Besiegung und Entwaffnung der List und Intrigue, die nur ihre zwei abtrünnige Widersacher

sind. Vereinigt euere unüberwindliche Macht zur Vollbringung würdiger und göttlicher Thaten; und wer euern Bund zu brechen sucht, den soll ein von Geschlecht zu Geschlecht forterbender Fluch treffen!"

Die zwei nächsten Schriften: „Ueber Prälatenthum und Episkopat", und „Ueber die Einrichtung des Kirchenregiments" sind kritische Widerlegungen zweier im Interesse des Episkopats geschriebener Flugschriften: „Eine bescheidene Vorstellung an den hohen Parlamentshof" von Bischof Hall und „Die apostolische Einsetzung des Episkopats" von dem gelehrten Erzbischof Usher.

Die zunehmende Macht der Presbyterianer und Puritaner in dem kurz zuvor einberufenen „Langen Parlament" erfüllte die Bischöfe mit gerechter Besorgniß über die Zukunft der Episkopalkirche, welche täglich in Schrift und Rede heftige Angriffe zu erleiden hatte. In frühern Jahren würden die Bischöfe in ihrem Stolz diese Angriffe entweder nicht beachtet oder unterdrückt haben. Aber der Geist der Zeit war ein anderer geworden; die öffentliche Meinung, die sich in freien Aeußerungen erging, ließ sich nicht mehr durch Machtsprüche gebieten, sie machte den Bischöfen zur Pflicht, sich auf den von ihren Gegnern betretenen Kampfplatz zu begeben und ihre Sache mit denselben Waffen zu vertheidigen, mit denen sie angegriffen ward, mit Vernunftgründen und historischen und biblischen Beweisstücken.

Die aus einer unvollständigen und unterbrochenen Reformation hervorgegangene anglikanisch-bischöfliche Kirche war nicht, wie die lutherische, oder gar wie die zwinglische und calvinische Kirchenordnung, auf das aposto-

lische Zeitalter und die evangelischen Schriften zurückgegangen, sondern sie nahm, da sie zunächst nur die Vernichtung der päpstlichen Autorität im Auge hatte, diejenige Periode der allgemeinen christlichen Kirche zum Ziel und Ausgangspunkt, wo der römische Bischof noch nicht die ganze Kirchengewalt an sich gerissen hatte, wo die von den Kaisern einberufenen Concilien noch legislative Macht besaßen und die Landesbischöfe in der Ausübung ihrer unabhängigen Jurisdiction noch nicht beschränkt waren. Diesen Zeitpunkt fanden die englischen Reformatoren und Kirchenschriftsteller in den drei Jahrhunderten, die zwischen Konstantin's Alleinherrschaft und Pipin's Thronbesteigung und Schenkung lagen, daher sie auch bei Begründung der anglikanischen Kirche nur auf diesen Zeitpunkt zurückgingen und allen Einrichtungen, Satzungen und Zuständen, die sich auf die sechs ersten Jahrhunderte des Christenthums zurückführen ließen, göttlichen Ursprung und echtchristlichen Charakter beilegten. Dahin gehörte nun vor allem die durch Rang, Würde, Macht und Reichthum ausgezeichnete bischöfliche Hierarchie, die in zeitlichen Dingen unter dem König stand, in geistlichen aber nur die aus ihren Standesgenossen gebildete allgemeine Kirchenversammlung als gesetzgebend ansah. In dieser Hierarchie war der römische Bischof nur ein Glied, dessen Macht und Jurisdiction nicht über die Grenzen des römischen Bisthums reichte. Diese Auffassung der kirchlichen Verfassungsfrage wies der englischen Kirche eine mittlere Stellung an zwischen den protestantischen Kirchen des Continents, die in Lehre, Cultus und Verfassung auf das apostolische Zeitalter zurückgingen, und zwischen der römisch-katho-

liſchen Kirche, die in dem erſt während des Mittelalters zur vollen Ausbildung gekommenen Papſtthum mit dem Hohen Rathe der Cardinäle die von Gott verordnete kirchliche Obrigkeit erblickt. Nur infolge dieſer Auffaſſung konnte die engliſche Kirche ſich den Charakter der echt-katholiſchen beilegen, indem ſie auf dem Boden der Kirche wurzele, ehe dieſe durch menſchliche Zuſätze entſtellt worden ſei, und der römiſch-katholiſchen den Vorwurf machen, ſie ſei in ſchismatiſcher Richtung von der wahren Bahn abgewichen. Dieſe Anſchauung, worauf der Glaube an die ununterbrochene Biſchofweihe beruht, ſowie die Anſicht, daß ihre Kirche nicht, wie die proteſtantiſchen, auf Privaturtheil und willkürlicher Auslegung der Heiligen Schrift gegründet ſei, ſondern daß ſie ſtets den Heiligen Geiſt, den Chriſtus ſeiner Kirche verheißen, in ſich getragen habe, iſt das charakteriſtiſche Kennzeichen, das ſpecifiſche Kriterion der anglikaniſchen Epiſkopalkirche. Dieſes Kriterion bildet den eigentlichen Kern und Mittelpunkt der engliſchen Kirche, daher auch alle „Hochkirchlichen" dieſes ihrem ſtolzen Selbſtgefühl ſo ſehr zuſagende Dogma ſtets mit der größten Entſchiedenheit verfochten haben.

In der erſten Gegenſchrift ſucht nun Milton mit gelehrten Beweisgründen darzuthun, daß in dem Zeitalter der Apoſtel zwiſchen Biſchof und Presbyter kein Unterſchied geweſen, daß die Biſchöfe in den Verſammlungen der Kirchenälteſten (Presbyteren) den Vorſitz geführt, ohne eine höhere Würde zu beſitzen oder einen beſondern Stand zu bilden; daß Titus und Timotheus, die man als die erſten Biſchöfe ausgebe, nur eine außerordentliche Miſſion als Abgeſandte der Apoſtel gehabt;

daß die Schriften der Kirchenväter, in welchen der bischöflichen Autorität als einer göttlichen oder apostolischen Einsetzung Erwähnung geschehe, theils, wie die Ignatianischen Briefe, unecht oder interpolirt seien, theils aus der nachkonstantinischen Zeit herrührten, wo die Kirche schon ihren ursprünglichen Charakter verloren gehabt. Aus allem dem gehe hervor, daß die bischöfliche Kirchenverfassung eine menschliche Einrichtung sei und aus einer Periode stamme, wo die evangelische Lehre schon durch fremdartige Zusätze entstellt gewesen; daß folglich alle frommen nnd religiösen Männer nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht hätten, die von Menschen geschaffene Kirchenverfassung, die sich als verderblich und religionsfeindlich erwiesen, wieder abzuschaffen und eine dem göttlichen Willen mehr entsprechende Form einzuführen.

Hatte Milton in der ersten Schrift nur nachgewiesen, daß der Prälatenstand keine göttliche Anordnung, sondern Menschensatzung sei, so sucht er in der zweiten, die er ebenfalls im Jahre 1641, d. h. in einer Zeit abfaßte, wo (wie er selbst in der Vorrede versichert) durch die im Parlament wie im Publicum eifrig besprochene Kirchenfrage eine fieberhafte Aufregung herrschte, darzuthun, daß von den Aposteln nur Presbyteren und Diakonen eingesetzt worden und daß man folglich wieder zu dieser ursprünglichen Form zurückkehren müsse. Wir können uns hier in die Untersuchungen über ein kirchengeschichtliches Problem, das in jenen heißen Tagen kirchlicher und politischer Gährung nach beiden Richtungen mit allen Mitteln der Gelehrsamkeit erschöpfend behandelt wurde, nicht einlassen; bei der gänzlichen Verschie-

denheit des Standpunkts beider Parteien und bei der großen praktischen Bedeutung der Frage war eine Verständigung und Versöhnung nicht möglich. Milton's Schrift war auch nichts weniger als eine wissenschaftliche Prüfung und Ergründung der Frage; dazu waren die Leidenschaften zu rege, die Zeiten zu unruhig, die praktischen Resultate zu nahe liegend und eingreifend; in den Tagen, die einer gewaltigen Umwälzung vorangehen, werden Streitfragen nicht als Objecte einer müßigen Wißbegierde in ruhiger Forschung ergründet, sondern als Ziele des öffentlichen Handelns im Interesse der Partei mit leidenschaftlichem Eifer einseitig verfochten. Milton stand gleich anfangs mitten in der Bewegung; was er damals that und schrieb, war in naher Beziehung mit den Zeitverhältnissen und hatte den Zweck, die öffentliche Meinung bald durch gelehrte Beweisführung, bald durch begeisterte, Gemüth und Phantasie anregende Flugschriften, bald durch scharfe Polemik im Parteiinteresse zu bearbeiten und zu lenken. Auch bei der vorliegenden Schrift war es keineswegs Milton's Tendenz, die damals mit großer Heftigkeit verhandelte Streitfrage, ob das Prälatenthum oder die presbyterianische Synodalordnung die der Kirche angemessene und von den Aposteln bestimmte Verfassung wäre, mit gelehrten Argumenten erschöpfend zu erörtern, sondern unter der polemischen und dialektischen Beweisführung leuchtet das sichtliche Bestreben hervor, die Bischöfe in den Augen des Volkes verhaßt zu machen und herabzusetzen, sodaß die Argumente gegen das Episkopalsystem zugleich zu Schlägen gegen den Prälatenstand werden. Die Sprache und Darstellung bewahrt darum auch nicht die ruhige Haltung einer ge-

lehrten Beweisschrift, sondern sie athmet den Geist einer aufgeregten, kampfgerüsteten Zeit. Die siegreiche Durchführung der puritanischen Ansicht hat so gewichtige praktische Ergebnisse, daß das wissenschaftliche Interesse, das sonst den polemischen und apologetischen Gelegenheitsschriften als Hauptmotiv unterliegt, hier ganz zurücktritt. Die Wissenschaft steht hier lediglich im Dienste der politischen und kirchlichen Tendenzbestrebung; sie ist nur die Unterlage für die scharfen, Mark und Bein durchdringenden Diatriben wider das Bischofthum, das die edelsten Güter des Menschen, die Denk- und Glaubensfreiheit und die freie Erforschung der Wahrheit, vernichtet und die Kirche aus einer reinen und unbefleckten Braut Christi zu einer feilen Dirne umgeschaffen habe.

Auch die bischöflichen Schriften, welche Milton's Erwiderung hervorgerufen, hatten mehr die praktische als die theoretische Seite der Frage im Auge, wie man schon daraus ersieht, daß sie die endlose Zersplitterung der Kirche durch Schismen- und Sektenbildungen ohne die zusammenfassende Gewalt des Episcopats, als Hauptargument gegen die Ansicht der Puritaner geltend machten. Milton, der die Synodalform der Presbyterianer nur als den Weg zur vollkommenen Religionsfreiheit ansah und ihre Sache nur so lange führte, als sie unter dem bischöflichen Drucke standen, sich aber von ihnen wandte, als sie nach errungenem Siege ihrer Ansicht dieselbe Ausschließlichkeit vindicirten wie ihre Gegner vor ihnen, widerlegt diese Behauptung mit der richtigen Bemerkung, daß die Gewissensfreiheit das beste Gegenmittel gegen alle Schismen- und Sektenbildungen wäre; denn nur wo eine bestimmte Kirchenform als die einzig rich-

tige und allein beseligende aufgestellt werde, entständen Sekten und Häresien. Das Episcopat, statt ein Damm gegen Schismen- und Irrlehren zu sein, befördere also vielmehr die Zersplitterung und Uneinigkeiten in der Kirche; und wo es ihr gelinge, die religiöse Freiheit durch Zwang und Druck niederzuhalten, da theile sie das Loos des ungeschickten Arztes, der die Krankheit durch den Tod heile, oder den Ruhm des Winters, der, indem er das Unkraut und die schädlichen Dünste des Frühlings und Sommers vernichte, auch die Blüten und Früchte in Kälte und Starrheit begrabe. Wolle man also auf der einen Seite den zunehmenden Sektenbildungen steuern und auf der andern das Wachsthum des Katholicismus verhindern, so möge man die Reformation der Kirche vollständig durchführen, dann würden die Sekten verschwinden, die Katholiken würden ihre Hoffnungen auf Restauration ihrer Kirche in England aufgeben müssen und die englische Kirche würde aus ihrer schismatischen Sonderstellung zu den protestantischen Kirchen des Festlandes heraustreten und mit diesen zu einem Ganzen zusammenwachsen. Was aber den Grundsatz der Stuarts: „Kein Bischof, kein König", angehe, so habe er die Unhaltbarkeit und Falschheit desselben schon früher nachgewiesen; wenn das Königthum dem mythischen Helden Meleager gleiche, dessen Leben nur so lange dauere, als der Feuerbrand Prälatenthum nicht erlösche, dann sei die eigene Lebenskraft sehr schwach.

Nachdem Milton im ersten Buche dieser Streitschrift nachzuweisen gesucht, daß das Bischofthum keine apostolische Einsetzung sei, führt er im zweiten gewaltige Schläge gegen den Stolz und die weltliche Hoffahrt der

Prälaten, gegen den Unsinn der Ceremonien beim Cultus und gegen die unchristliche Verbindung von zeitlicher Richtergewalt und moralischer „Censur" in der bischöflichen Jurisdiction. „Freilich", sagt er, „ist die Welt weit entfernt von der apostolischen Anschauungsweise der Dinge, nach welcher die Weisheit aus der Einfalt, die Stärke aus dem Dulden, die Würde aus der Niedrigkeit erkannt werden soll; und wie Viele gibt es heutzutage, die es für das Erste halten, die Letzten zu sein, und zu befehlen vermeinen, wenn sie dienen?" Aber trotz der Gefahr, nicht nur keine Beachtung zu finden, sondern nicht einmal begriffen zu werden, wolle er doch die Wahrheit frei bekennen. In der bischöflichen Jurisdiction sieht er eine der Vernunft wie der Christuslehre widersprechende Einrichtung; das zeitliche Schwert und das geistliche Wort seien hier in unheilvollem Bunde vereinigt, die väterliche Gewalt der Apostel hätte sich in eine oberherrliche Zwingherrschaft verwandelt und aus einem moralischen Sittengericht, das durch Worte und Ermahnungen die Sünder bessern, die Fehlenden zurechtweisen, die Lasterhaften auf den Weg der Tugend führen, und das nur solche Strafen verhängen sollte, die durch Erweckung des Gewissens, der Scham, des Ehrgefühls Reue, Buße und Besserung zu bewirken im Stande wären, sei ein weltlicher Justizhof geworden, der den Frevler an Leib und Gut, an Freiheit und Ehre strafe. Diese durch den Stolz des Prälatenstandes herbeigeführte Verbindung zeitlicher und geistlicher Gewalt sei die Quelle des unchristlichen Sinnes und Wandels der Kirchenglieder, und dem könne nur wieder gesteuert werden, wenn die Kirche die weltliche Jurisdiction an die welt-

liche Obrigkeit abgebe und ihre moraliſche Richtergewalt ſtärke durch Beiziehung angeſehener Gemeindeglieder zur Ausübung ihres ſittenrichterlichen Amtes.

Mit dieſen Bemerkungen über die Verderblichkeit des Prälatenthums und die Vorzüge der collegialiſchen Presbyterialordnung verbindet Milton viele richtige und ſchöne Gedanken über die nothwendige Trennung des Geiſtlichen und Weltlichen, der kirchlichen Obrigkeit von den zeitlichen Magiſtratsbehörden, der Gerichtsbarkeit des Worts von der Gerichtsbarkeit des Schwerts und über die guten Folgen, die ein reges Scham- und Ehrgefühl auf das ganze Thun und Denken der Menſchen übe. Den Schluß macht eine feurige Diatribe gegen den Prälatenſtand. „Das Evangelium mit ſeiner geheimen Macht gleicht dem Engel der Offenbarung, der da auszieht auf weißem Pferde mit Schwert und Krone zum Sieg und zur Eroberung. Läßt man ihn ruhig ſeinen Weg gehen, ſo thut er, was ſeines Amtes iſt, indem er die hochmüthigen Gedanken und das ſtolze Trachten des Fleiſches überwindet und unter Chriſti Gehorſam zwingt zum Heil vieler Seelen. Lenkt man ihn aber von ſeinem Wege ab und zwingt ihn ſeine unwiderſtehliche Macht kund zu thun durch eine Lehre von fleiſchlicher Gewalt, wie das Prälatenthum iſt, ſo wird er dieſe fleiſchliche Gewalt, die ihr in ſeine Hände legt, gebrauchen, um euern Geiſt gefangen zu nehmen durch knechtiſchen und blinden Aberglauben, und eine Herrſchaft voll Gewaltthat, Raub, Hochmuth und Sinnenluſt aufzurichten.“ Er ſchildert die Biſchöfe als die echten „Kaufleute von Babylon“, die um ſchnöden Gewinn nicht nur die Religion, ſondern auch die Freiheit, die Volksrechte, die zeitlichen und

ewigen Güter entweder an die päpstliche oder an die königliche Tyrannei verhandelten. Sie seien, gleich den alten Prätorianerbanden, zugleich die Stützen des Despotismus und die Dränger und Peiniger des Volks, bald die Schergen und Diener der Tyrannen, bald ihre Verführer, Treiber und Mörder. Sie duldeten keinen gerechten und volksfreundlichen Fürsten auf dem Thron; wo ihr Rath gehört werde, da sei Wortbruch, Gesetzesverletzung, Tyrannei; was sie berührten, das verwandle sich, nicht wie bei Midas in Gold (was den meisten sehr willkommen wäre), sondern in den Unrath und Auswurf der Sklaverei; sie seien die wahren Wölfe im Schafskleide, sie der wahre Drache Aegyptenlandes, der die Erde mit Verwüstung und Zerstörung heimsuchte und sich mit dem Fleisch und Blut einer reinen Jungfrau mästete, bis St.-Georg, unser alter Schutzpatron, ihn erschlug; auch der neue Drache werde das Land verheeren, die Braut Christi, die Kirche, verschlingen und seine Grube mit den Gebeinen der Heiligen füllen, wenn nicht ein neuer St.-Georg auferstehe und das Scheusal erlege. Ein König, der die Gesetze achte und befolge, gleiche dem starken Simson mit seinem herrlichen Lockenhaupt; so lange er seine Haare, d. h. die Gesetze in ihrem natürlichen Wuchs erhält, ist er so stark, daß er mit einem Eselskinnbacken, d. h. mit dem Worte seines geringsten Dieners, Tausende von Solchen, die sich wider seine gerechte Macht erheben, zu erlegen vermag. Wenn er aber sein Haupt niederlegt in den Schoos der Buhlerin, d. h. des schmeichlerischen Prälatenthums, so wird er im Schlafe den Philistern überliefert, die ihm die schönen Locken der Gesetze und der gerechten Kronprärogative,

worin seine Kraft und sein Schmuck bestand, abschneiden und ihn blenden und schwächen, bis er endlich verzweiflungsvoll und lebensmüde sich selbst und Vielen von ihnen den Untergang bereitet. Von der Art seien die vermeintlichen Stützen und Diener der Königsmacht, die „des Herrn Gesalbten" mit dem faulen Oel niederträchtiger Schmeichelei besudelten und sein gesundes Lebensblut vergifteten.

Das Ende bildet folgende Apostrophe an das Parlament: „Gott wollte einst Sodom nicht verschonen, wenn sich weniger als zehn Gerechte in der Stadt befänden; ich aber sage euch, wenn ihr nach gehöriger Prüfung nur Eine gute Seite oder Eigenschaft am Prälatismus findet, sei es in Bezug auf Religion oder weltliche Regierung, auf König oder Parlament, auf Fürst oder Volk, auf Gesetz, Freiheit, Wohlstand, Bildung, so verschonet ihn, so laßt ihn leben und sich ausbreiten, bis er mit seinem Schatten alle eure Würden und Ehren und allen Ruhm des Landes verdunkelt hat. Wenn er dagegen erfunden wird als boshaft, feindselig, zerstörend gegen alles dieses, wie es nicht anders sein kann, so laßt euer strenges und unparteiisches Urtheil die göttliche Strafgerechtigkeit nachahmen; dann laßt eure strafende Gewalt niederregnen auf dieses gottlose und drückende Regiment und begrabt es unter dem todten Meer der Vernichtung, daß es nie mehr sich zu erheben vermöge gegen die heilige reformirte Kirche und das auserwählte Volk Gottes."

Was der genannten kirchlichen Flugschrift noch ein besonderes Interesse verleiht, ist die Einleitung zum zweiten Buch, worin sich Milton über die Motive seiner literarischen Thätigkeit und über seinen Plan, einst als

epiſcher Dichter aufzutreten, ausſpricht. Dieſe Selbſtbekenntniſſe geben, wie die früher erwähnten Nachrichten über ſeine Lebensumſtände in der „Zweiten Schutzrede", Zeugniß ſowol von der edeln Natur und Charakterſtärke des Verfaſſers als von ſeiner tiefen, das innerſte Weſen erfaſſenden Religioſität, die den Preis des Chriſtenthums als das Ziel aller geiſtigen Beſtrebungen und Beſchäftigungen anſieht. Die Enthüllung der göttlichen Wahrheit und die Ausbreitung ihrer Erkenntniß iſt nach Milton die Aufgabe jedes fähigen und begabten Menſchen. Dieſe göttlichen Wahrheiten werden mit koſtbaren orientaliſchen Edelſteinen von wunderbarem Glanze verglichen, die allen Denen, welche begierig darnach ſeien, um geringe Koſten abgegeben würden; aber die großen Kaufherren dieſer Welt ſuchten auf alle Weiſe den Verkauf dieſer Koſtbarkeiten zu hindern und zu unterdrücken, damit nicht der falſche Schimmer ihrer eigenen nachgemachten Waaren, womit ſie die Leute wie die armen Indianer mit Flitter und Glasperlen zu täuſchen pflegten, offenbar würde und ihr Handel zu Ende ginge. Er vergleicht ſeine Aufgabe der unerfreulichen Pflicht des Wahrſagers Tireſias, die über Oedipus' Haupte ſchwebenden Geſchicke zu enthüllen, und mit dem undankbaren Auftrage der Propheten, den götzendieneriſchen Königen und den abgefallenen Völkern in Israel die Strafgerichte des Herrn zu verkünden. „Ich habe beſchloſſen", ſagt er, „den ehrlichen Freimuth und die freien Worte meiner Jugend, die ich in einer ſo wichtigen Angelegenheit, wie das Wohl der Kirche, für dienlich erachtete, niederzulegen als den beſten Schatz und Troſt meines Alters, ſo mich Gott eines ſolchen würdigen ſollte." — „Denn ſollte die Kirche

unter dem Drucke erliegen, ohne daß ich die geringen Gaben, die mir Gott verliehen, zu ihrem Schutze angewendet hätte, oder ſollte ſie unter Gottes Beiſtand ſiegen, ohne daß ich das Geringſte zu ihrem Ruhme beigetragen, ſo würde ich mir mein ganzes Leben hindurch dieſen Mangel an Muth zum Vorwurf anrechnen." Und nun ſtellt er mit dichteriſcher Phantaſie in einem Zwiegeſpräch zwiſchen ſich und ſeinem Gewiſſen die künftigen Zweifel und Vorwürfe dar, die ihn ſtets verfolgen würden, wenn er jetzt nicht ſein Scherflein zur Reformation beitrüge, wie Sokrates in Plato's „Kriton" die Geſetze als Abmahner der Flucht redend einführt. Nicht Eitelkeit oder Ruhmſucht, wie man ihm fälſchlich angedichtet, nicht das Verlangen, ſchon in jungen Jahren als Schriftſteller geprieſen zu werden, habe ihn auf die literariſche Rennbahn geführt; wäre er von ſolchen Motiven getrieben worden, ſo hätte er einen andern Gegenſtand gewählt und denſelben mit größerer Muße ausgeführt. Er würde ſich der Poeſie hingegeben haben, der er ſich aus Neigung und Naturtrieb gewidmet, und worin er, nach dem Zeugniß ſeiner Freunde, etwas hätte ſchaffen können, das nicht wie dieſe ephemeren Flugſchriften mit dem Tag, der ſie erzeugt, auch untergegangen wäre.

Dieſe Betrachtung führt ihn von ſeinem Thema ab; mit poetiſchem Flug kommt er auf ſeine Jugendbildung, auf ſeine italieniſche Reiſe, auf ſeine dichteriſchen Beſtrebungen zu ſprechen und macht dann die ſchöne Bemerkung, daß die Verherrlichung des Namens Gottes, die Vermehrung und Verbreitung der Ehre und des Ruhms des Vaterlandes und die Hebung der vaterländiſchen Bildung Zweck und Ziel aller literariſchen Leiſtungen

ſein müſſe. Er habe darum, wie Arioſto gegen den Rath von Bembo gethan, das Studium ſeiner Mutterſprache zu ſeiner Hauptaufgabe gemacht, und er hoffe noch ein poetiſches Werk zu ſchaffen, das, wenn es auch nicht den geprieſenen Kunſtwerken des Alterthums und Italiens gleichkomme, doch auf den britiſchen Inſeln zu einiger Ehre gelangen möchte. Nur ſei er noch im Zweifel über die Wahl und Einrichtung dieſes Dichtungswerkes, ob er die epiſche Form wählen ſolle, von welcher Gattung die zwei Gedichte Homer's und die Dichtungen Virgil's und Taſſo's ausgedehntere Muſter wären, das Buch Hiob aber ein kürzeres; oder ob er ſich der dramatiſchen Gattung, worin Sophokles und Euripides herrſchten und die beſonders geeignet wären, einer Nation als Lehre und Vorbild zu dienen, zuwenden ſolle. Auch von dieſer Art biete die Bibel Muſter dar: das Hohelied ſei nach Origines' richtiger Auffaſſung ein Paſtoraldrama mit zwei Perſonen und einem Chor, und die Offenbarung Johannis ein majeſtätiſches Vorbild einer hohen und gewaltigen Tragödie, die ihre feierlichen Scenen und Acte mit ſiebenfachen Chören von Hallelujahs und Harfenſymphonien ſchließe und unterbreche. Oder endlich, ob er die lyriſche Poeſie wählen ſolle, in welcher Gattung Pindar und Kallimachus ausgezeichnet wären, worin aber die im Alten Teſtamente und in den Propheten zerſtreuten Geſänge allen übrigen Erzeugniſſen vorangingen. Ferner ſei er noch zweifelhaft, ob er ſich ſtrenge an die Regeln des Ariſtoteles halte oder, zur Bereicherung der Kunſt, der Natur folge, ſo wie er auch noch nicht habe einig werden können, wen er als Muſter und Vorbild eines chriſtlichen Helden aufſtellen ſolle.

Ueber die Bedeutung und Wirkung der Poeſie macht Milton folgende Reflexionen: „Dieſe Talente, wo ſie ſich finden, ſind als eine von Gott zugetheilte Gabe anzuſehen, die nur ſelten, aber doch unter jeder Nation Einem oder dem Andern verliehen wird (wenngleich Viele ſie misbrauchen). Ihr Zweck iſt, neben der Kanzel, in der Maſſe des Volks die Keime der Tugend und der öffentlichen Geſittung zu erzeugen und zu pflegen, die Unruhe des Herzens zu ſtillen und die Triebe und Leidenſchaften in harmoniſchen Einklang zu ſetzen; in erhabenen und ſchwungvollen Hymnen den Thron und die Herrlichkeit des allmächtigen Gottes und was er in ſeiner Allweisheit in der Kirche ſchafft und ſchaffen läßt, zu preiſen; zu beſingen den ſiegreichen Todeskampf der Heiligen und Märtyrer und die Thaten und Triumphe gerechter und frommer Völker, die durch die Kraft des Glaubens tapfer kämpfen gegen die Feinde Chriſti, und zu beklagen den allgemeinen Abfall ganzer Reiche und Staaten von der Gerechtigkeit und wahren Gottesverehrung; endlich mit feierlicher und ſchöner Rede zu ſchildern, was in der Religion heilig und erhaben, in der Tugend lieblich und ehrwürdig iſt, Alles darzuſtellen, was das Gemüth anſpricht oder Bewunderung erregt, ſowol in den Wechſelfällen des Glücks von außen als in den feinen Windungen und Strömungen des menſchlichen Geiſtes von innen, kurz, Heiligkeit, Tugend und Wahrheit an Beiſpielen und Vorbildern in ſchöner und edler Geſtalt vorzuführen.“

Um die Pflege dieſes die Jugend veredelnden Schmuckes zu befördern, wünſcht Milton, daß die Obrigkeit ſich nicht blos die Schlichtung der ſtreitigen Rechtsfragen und Proceſſe

angelegen ſein laſſe, ſondern auch wie in den berühmten Staaten des Alterthums die Leitung der öffentlichen Spiele und Freudenfeſte übernehmen möchte, damit ſie nicht Reizmittel der Trunkenheit und Wolluſt würden, ſondern dazu dienten, den Leib durch militairiſche und körperliche Uebungen abzuhärten und gewandt zu machen und den Geiſt durch Vorträge und ſchöne Künſte zu ſchmücken und zu veredeln und mit Liebe und Begeiſterung für Gerechtigkeit und Tugend zu füllen. Denn die Worte Salomo's: „Ruft nicht die Weisheit, und die Klugheit läßt ſich hören? Oeffentlich am Wege, und an der Straße ſtehet ſie; an den Thoren bei der Stadt, da man zur Thür eingeht, ſchreiet ſie", ſeien nicht blos auf die Kanzel zu beziehen, ſondern gelten auch von Theatern, von Reden und Vorträgen bei öffentlichen Spielen und Luſtbarkeiten auf den Straßen und Märkten und in der freien Natur. Zum Schluß ſpricht er noch ſeine Zuverſicht aus, in einigen Jahren ein Werk zu liefern, „nicht von Jugendhitze oder Weindunſt hervorgerufen, wie jene Gedichte, die in ſo reichlicher Fülle aus der Feder gewöhnlicher Liebespoeten oder von der Tafel eines reimenden Paraſiten ausſtrömen; nicht erzeugt durch Anrufung der Muſe Gedächtniß und ihrer Sirenentöchter, ſondern durch andachtvolles Gebet zu jenem ewigen Geiſte, der da bereichern kann mit jeder Sprache und Wiſſenſchaft und der ſeine Seraphim ausſchickt mit dem heiligen Feuer ſeines Altares, um zu berühren und zu reinigen die Lippen derer, die er gnädig anblickt. Zu dieſer himmliſchen Gabe müſſe dann noch hinzukommen eifriges Studium auserwählter Werke, ſtete Beobachtung der Außenwelt und Verſtändniß aller ſchönen und edeln Künſte

und Verrichtungen." Durch diese Andeutung seines künftigen Berufs und dichterischen Vorhabens will Milton nur kund geben, „wie ungern er diese Studien und Beschäftigungen unterbreche und die ruhige und liebliche Einsamkeit voll heiterer und hoher Gedanken verlasse, um sich in die trübe und stürmische See lärmender Kämpfe und heftiger Dispute zu begeben, und die ruhige und stille Luft edler Studien gegen das trübe und freudlose Forschen und Brüten in den Folianten alter Gelehrsamkeit einzutauschen." Daraus mag man also erkennen, daß ihn nur sein Gewissen und der innere Drang nach Wahrheit auf diesen Kampfplatz geführt. In seiner Kindheit sei er für die Kirche bestimmt gewesen, als er aber in reifern Jahren wahrgenommen, „daß, wer in den geistlichen Stand trete, sich zum Sklaven mache und einen Eid leisten müsse, der, wenn er ihn nicht in einem dehnbaren Sinne nehme, ihn entweder zum Meineid zwingen oder ihn mit seinem Glauben in Zwiespalt setzen müßte", da habe er ein ehrenvolles Schweigen einem mit Knechtschaft und Meineid erkauften Redneramte vorgezogen.

In ähnlichem Sinne, wie die genannten zwei Flugschriften, und mit gleichem Feuer ist auch die in Gesprächsform eingekleidete und in demselben Jahre 1641 abgefaßte Streitschrift: „Bemerkungen über die Vertheidigung des Remonstranten gegen Smectymnuus", bearbeitet. Eine Anzahl presbyterianischer Geistlichen hatten ein Werk herausgegeben, in welchem alle Gründe, die gegen das Episkopalsystem vorgebracht werden können, zusammengestellt waren. Dieses Werk führte von den Anfangsbuchstaben ihrer Verfasser (Steph.

Marschal, Edm. Calamy, Thom. Young, Matth. Newcomen und Wilh. Spurstow) den Titel **Smectymnuus.** Die Bischöfe, weniger die Gründe als die Tendenz des Buchs fürchtend, suchten das mit mehr Gelehrsamkeit als Geschick und überzeugender Beweisführung geschriebene Werk in den Augen des Volks durch Gegenschriften zu entkräften. Es erschien eine „Demüthige Remonstration von einem pflichtgetreuen Sohn der Kirche" und eine „Vertheidigung der Remonstration gegen die frivolen und falschen Beweisgründe von Smectymnuus". Beide Schriften waren von Bischof Hall und gegen die letztere richtete nun Milton die vorliegende Entgegnung, in der er die ganze Kraft seiner polemischen Beredtsamkeit entfaltete. Der „Remonstrant" wird redend eingeführt, d. h. es werden ihm einige Sätze und Aussprüche aus der Schrift in den Mund gelegt, die dann der Milton'schen „Antwort" als Angriffspunkt dienen und mit siegender Beweisführung widerlegt werden. Wenn man aus der Haltung der Rede und Gegenrede auf den Geist und die Wirkung beider Schriften schließen darf, so muß das bischöfliche Werk sowol in der Form als in den Beweisgründen eine klägliche Erscheinung gewesen sein, und es darf uns nicht wundern, wenn die mit Geist und Witz geschriebene, mit Ironie und attischem Salze gewürzte Antwort Milton's, der damals 32 Jahre zählte, allgemeine Bewunderung erregte und die Augen der puritanischen Parteigenossen auf ihn lenkte. Eine gewandte Dialektik, eine volksthümliche hier und da mit Kraftausdrücken belebte Sprache, die sich gelegentlich wol auch ein Schmähwort erlaubt, scharfe Ausfälle auf die Pracht und Hoffahrt, auf das Wohlleben und die Ge-

nußsucht, auf die geistige Trägheit und weltlichen Neigungen dieser Nachfolger der Apostel geben der Schrift einen pikanten Anstrich, ein erhöhtes Interesse. Während die Theologen der presbyterianischen wie der anglicanischen Kirche nur mit biblischen Stellen und mit todter Gelehrsamkeit gegeneinander zu Felde zogen, erscheint in Milton ein Schriftsteller, der das ganze Gebiet der Literatur beherrscht, der nicht blos die Aussprüche der Apostel kennt und in seinem Sinne zu deuten versteht, der auch Stellen aus alten und neuen Schriftstellern und Dichtern zu Hülfe ruft und Spenser's Schilderung von den ungetreuen Hirten auf die Prälaten seiner Zeit anwendet. Es weht ein kühner volksthümlicher Geist in den Zeilen, der den Leser fortreißt, der ihm wie ein berauschendes Getränke zu Kopf steigt. Es ist die frische Luft einer bewegten Zeit, die uns hier entgegentritt, die kecke, furchtlose, mitunter muthwillige Sprache einer vertrauensvollen, siegessichern Jugend, die laute, öffentliche Stimme, die als Vorbote jeder erschütternden Umgestaltung von unwiderstehlicher Macht ist.

Die Schrift verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Prälaten schäumten vor Wuth; aber was vermochte ihr Zorn gegen einen Schriftsteller, auf dessen Seite die ganze freisinnige Opposition stand? Doch sollte der Schlag nicht unerwidert bleiben. Wie später Salmasius Milton's fulminante Rechtfertigungsrede dadurch zu entkräften suchte, daß er einen seiner Schildknappen zur Abfassung einer Schmähschrift wider seinen Gegner ermunterte und ihn bei der Arbeit unterstützte, so ließ Bischof Hall durch seinen eigenen Sohn ein Pamphlet gegen

Milton anfertigen, unter dem Titel: „Beſcheidene Confutation wider ein ſchmäh- und ſpottſüchtiges Libell.“ Beide Schriften glichen ſich auch darin, daß ſie nicht auf die Gründe eingingen, ſondern Milton's Charakter zu verdächtigen und ſeine Ehre zu beflecken ſuchten. Gelang es ihnen, durch verleumderiſche Nachreden und ehrenrührige Beſchuldigungen den guten Namen des Verfaſſers zu verunglimpfen, ſo hatten ſie ſeine Angriffe erfolgreicher bekämpft als durch machtloſe Gegengründe. Darum ſieht ſich auch Milton in ſeiner „Apologie für Smectymnuus“ ebenſo wie ſpäter in ſeiner „Zweiten Schutzrede für das engliſche Volk“ genöthigt, zu ſeiner eigenen Rechtfertigung einige Rückblicke auf ſein vergangenes Leben zu werfen, um die verleumderiſchen Ausſagen zu nichte zu machen.

Der ſcharfe Ton der „Bemerkungen“, die ein junger Mann gegen einen ältern, angeſehenen und durch verſchiedene literariſche Arbeiten nicht unberühmten Prälaten ſchleuderte, ſcheint hier und da Anſtoß gegeben zu haben, weshalb Milton die Apologie mit einer ausführlichen Darlegung des eigenen und des gegneriſchen Parteiſtandpunktes beginnt. In Zeiten der Aufregung und bürgerlicher Kämpfe gelte der Solon'ſche Satz, daß, wer zu keiner Partei gehören wolle, als Feind des Vaterlandes zu betrachten ſei. Er habe ſich nach reiflicher Prüfung auf diejenige Seite geſtellt, wo er Recht und Freiheit erblickt habe, und wenn er nun, wie es ſeine Pflicht und ſein Beruf ſei, die Sache dieſer Partei mit redlichen, aber ſcharfen Waffen verfechte, ſo ſolle man nicht ſein Alter, ſondern ſeine Beweisgründe prüfen, nicht ſeine Jahre zählen, ſondern ſeine Worte wägen. Mit ſchar-

ſer Kritik zieht er dann gegen die neue Schrift, die der „Remonſtrant" nur als Schild vorhalte, zu Felde; ſie trage die „Beſcheidenheit" blos auf der Stirn, im Herzen ſei ſie voll Hochmuth und Dünkel, ſie erkläre das gegneriſche Werk für verleumderiſch und ſchmähſüchtig, während ſie doch ſelbſt Gift und Galle aushauche; aber ihre Worte werden wirkungslos verhallen; denn nur derjenige Redner überzeuge, der von der Wahrheit ſeiner eigenen Sache durchdrungen ſei, Lüge und Verleumdung ſeien eine ſchwache Maske, unter der nur zu bald die eigene Niederträchtigkeit und Laſterhaftigkeit hervorbreche. Mit beißendem Spott ſpielt er auf die frühern werthloſen, mit Plagiaten aus wenig bekannten Schriftſtellern geſchmückten Werke des remonſtrirenden Biſchofs an, um den Vorwurf eines Komödianten (Mimen), womit die „Confutation" Milton belegte, auf den Urheber ſelbſt zurückzuſchleudern.

Da die gegneriſche Schrift ihn beſchuldigte, er habe in ſeiner Jugend ein laſterhaftes Leben geführt, ſodaß er von der Univerſität verwieſen worden, und aus einigen derben, der Volksſprache angehörigen Ausfällen der „Bemerkungen" den Schluß zog, er müſſe gemeine Häuſer beſucht und mit Trunkenbolden und Huren Umgang gepflogen haben, ſo ergreift Milton davon Gelegenheit, den Leſern ſein Jugendleben und ſeine Studien vorzuführen, zum Beweis, daß er ſowol während ſeiner Univerſitätsjahre als nachher ſtets die Achtung und Liebe ſeiner Lehrer und Studiengenoſſen beſeſſen und daß er aus den Werken, mit deren Lecture er ſich befaßt, nur einen ernſten Sinn und eine edle Begeiſterung für alles Hohe und Sittliche, für Tugend, Religion und reine

Liebe habe schöpfen können. Mit dichterischer Färbung schildert er die glücklichen Morgenstunden, die er über dem Lesen guter Schriftsteller zugebracht, noch ehe im Winter das Frühglöckchen zur Arbeit oder zur Andacht gerufen, noch ehe im Sommer die Lerche ihren Gesang angestimmt. Da sei in seiner Seele jenes Hochgefühl für Freiheit, für Religion, für alles Edle und Große erwacht, das ihn sein ganzes Leben lang begleitet habe und begleiten werde. Nur solche Schriftsteller hätten seine Lieblingslecture gebildet, die, wie Dante und Petrarca, mit vollendeter Kunstform einen erhabenen Stoff, eine reine und edle Gesinnung, ein keusches Gemüth verbunden hätten, und er habe stets solche Autoren bedauert und gemieden, die ihr, wenn auch noch so ausgezeichnetes Talent an unwürdige Gegenstände verschwendet oder zur Erregung sündhafter Triebe und unsittlicher Lüste misbraucht hätten. Aus den Fabeln und Romanzen der mittelalterlichen Ritterzeit habe er Bewunderung für Heldenthum und für keusche und aufopfernde Liebe eingesogen, und wo der Dichter seinen Helden fallen ließ, da habe er denselben Unwillen empfunden, wie ihn Plato über Homer ausspreche, daß er von den Göttern so viel Unwürdiges und Unedles erzähle. In reifern Jahren habe ihn sein Studium in die „schattigen Räume der Philosophie" geführt, wo er Plato und Xenophon vor allen übrigen ausgewählt. Hier sei sein Herz von einer Liebe begeistert worden, die ihre Befriedigung nicht in „Hurenhäusern" suche; hier habe er Genüsse kennen gelernt, die ihm alles Gemeine und Niedrige zum Ekel gemacht hätten, hier habe er kennen gelernt, daß es etwas Höheres gebe als Wein und Sinnenlust [8]); und

als er die Chriſtuslehre, die er von Kindheit an im gläubigen Herzen getragen, nun auch noch in ihrer geiſtigen und ethiſchen Tiefe erfaßt habe, da ſei über ſein ganzes Weſen ein Hauch chriſtlicher Sitte und geiſtlicher Würde und Frömmigkeit ausgegoſſen worden, der nie von ihm weichen werde und ihn lauter und nüchtern erhalten habe in Worten und Thaten.

Nachdem Milton hierauf dem Verfaſſer der „Confutation" nachgewieſen, daß er eine Menge ſeiner Sätze und Ausſprüche abſichtlich entſtellt, verdreht und zerriſſen habe, „ſodaß ſie den abgeſchnittenen und geſpaltenen Ohren und Naſen der Puritaner glichen", und dabei manche ſatiriſche und beißende Bemerkungen und Anſpielungen über die theologiſche Wuth, den heiligen Zorn, den frommen Betrug der Prälaten, die zum Wohle ihrer Kirche Verfolgung, Lüge, Verleumdung, gehäſſige Inſinuationen und Verdächtigungen anwendeten, eingeflochten, geht er zu dem Hauptvorwurf, der Form und Haltung ſeiner dialogiſchen Streitſchrift über. Der derbe Ton, die nervige Redeweiſe, ſo manche der Volksſprache entlehnten Ausdrücke, die ſcharfe Polemik, die ohne Rückſicht und Menſchenfurcht dem Gegner ſcharf zu Leibe geht, die ſatiriſche Haltung und der im Gefühl der Ueberlegenheit mit einem gewiſſen Uebermuth gehandhabte Witz und Spott, die in den „Bemerkungen" vorwalteten, verdroß die Prälatenpartei um ſo mehr, als dieſe ungewohnte Form einer ſo ernſten, die Religion und Kirche betreffenden Sache unwürdig und unangemeſſen ſchien. Sie mochten wol fühlen, daß ſich eine ſolche Sprache und Haltung zu wenig mit ihrer Stellung und Würde vertrug, als daß ſie dieſelbe, auch wenn ſie im Stande

gewesen wären, hätten nachahmen können, darum überließ auch der Bischof den Kampfplatz seinem Sohne und dieser machte die ungeeignete Form zu einem Hauptangriffspunkt. Dies gab Milton Gelegenheit, sich in einer poetisch gehobenen Stelle über die verschiedenen Formen des Ausdrucks und der Darstellung auszusprechen und mit Berufung auf die Bibel und auf die Reformatoren, namentlich auf Luther, auch in diesem Punkte dem menschlichen Geiste alle Freiheit zu vindiciren. Unser Heiland selbst, sagt er, der alle Gaben in sich vereinigte, bediente sich, je nach den Eigenschaften seiner Zuhörer und nach dem Zwecke seiner Worte, verschiedener Redeweisen, bald ernster Rüge, bald milder Vermahnung, bald familiärer Gesprächsform, bald volksthümlicher Gleichnisse und gegen die Pharisäer sarkastischer Strafreden. Die Gaben, die er vereint besessen, verlieh er einzeln den Lehrern seiner Kirche und diese bedienen sich derselben, jeder nach seiner Art und Natur und am geeigneten Orte. „Die Einen sind streng und von finsterm Ernste, damit sie die Vermessenen und Muthwilligen zurechtweisen und demüthigen; Andere sind mild und heiter, damit die Rechtschaffenen durch sie gestärkt, die Aengstlichen getröstet, die Niedergebeugten aufgerichtet werden. Kein Mensch ist gezwungen, seiner Natur ganz und gar Gewalt anzuthun und die von Gott ihm eingepflanzte Grundeigenthümlichkeit mit der Wurzel auszurotten; die gesellige Lebhaftigkeit des sanguinischen Menschen wie das heftige Aufbrausen des cholerischen haben ihre Berechtigung, sofern diese Gemüthsbeschaffenheiten gehörig im Zaum gehalten und vor jedem Uebermaß bewahrt werden. Einige wurden mit einer ruhigen Mäßigung und klarer

Beweiskraft ausgerüſtet, um die Vernünftigen und Beſonnenen zu belehren und zu überzeugen; doch iſt dies nicht als die einzige Methode der Belehrung anzuſehen, denn in Zeiten der Aufregung, wo entweder neu auftauchende Irrlehren ausgerottet oder eingewurzelte Misbräuche abgeſtellt werden ſollen, iſt dieſe kühle, leidenſchaftloſe Milde und ruhige Weisheit nicht ſtark genug, um den ſtolzen Widerſtand der fleiſchlichen und falſchen Lehrer zu demüthigen und niederzubeugen; dann beſteigt der „Eifer", deſſen Weſen ätheriſch iſt, in diamantener Rüſtung ſeinen feurigen Wagen, gezogen von zwei leuchtenden Meteoren in Thiergeſtalt, aber von edlerer Raſſe, als wie ſie der Thierkreis darbietet, und jenen vier gleichend, welche Ezechiel und Johannes ſahen: das eine mit einem Löwenantlitz, um Macht, Würde und Unmuth auszudrücken, das andere mit einem Menſchenangeſicht, um Hohn und Spott auf die frechen und argliſtigen Verführer zu ſchleudern; mit dieſen fährt der Eifer als ein unüberwindlicher Kriegsheld, die ſchlaffen Zügel abſchüttelnd, über die Häupter der in Scharlach gekleideten Prälaten und ſchamloſen Verfechter der Traditionen hin, um ihre ſteifen Nacken unter ihren Flammenrädern zu zermalmen." Dieſe Derbheit am geeigneten Orte werde durch die Bibel ſelbſt gerechtfertigt, welche an unzähligen Stellen ſich ſolcher Ausdrücke bediene, die im gemeinen Leben für roh und unanſtändig gelten. Sage doch Jehovah ſelbſt: „Ich will von Ahab ausrotten auch Den, der an die Wand piſſet!"

Dieſe Mannichfaltigkeit der Gaben habe der Kirche zu allen Zeiten genützt, beſonders bei der Reformation, wo Viele mit Sanftmuth und Milde verfahren wollten,

während Luther die Verderbniß der papistischen Hierarchie mit zermalmender Sprache offen gelegt habe, „damit sie die Leute nicht so schnell vergessen möchten." Auch Hohn und Spott und satirisches Lachen sei nicht blos in profanen Schriften, sondern auch in religiösen und kirchlichen Dingen anwendbar und von guter Wirkung. Habe doch auch Elia der falschen Propheten gespottet und die christlichen Märtyrer der heidnischen Götzen und Götzendiener! Nicht der Spott an und für sich sei verwerflich, sondern dessen Misbrauch! Am wenigsten aber habe der Remonstrant das Recht, sich über Spottreden und Schmähungen zu beklagen, denn ein skandalöses Libell, worin einige Jahre früher die Schotten und Puritaner aufs ärgste geschimpft und verhöhnt worden seien, gleiche der „Remonstration" mehr als ein Kind dem Vater. Oder sollte Schmach und Spott nur für das Prälatenthum zulässig sein, aber nicht gegen dasselbe?

Nach einigen scharfen Ausfällen auf den Pharisäergeist der Prälaten und einer witzigen und sarkastischen Kritik einer poetischen Jugendarbeit des Bischofs, die den sonderbaren Titel „Zahnlose Satiren" führte und ein höchst mittelmäßiges Geistesproduct gewesen zu sein scheint, kommt Milton auf das Parlament zu sprechen, das er zuerst gegen einige herabsetzende Bemerkungen der gegnerischen Flugschrift rechtfertigt und dann in einer längern Digression mit einer stolzen, schwungvollen Lobrede preist. Mit dichterischer Beredtsamkeit verherrlicht er die edle Herkunft, die gute Erziehung und Bildung, den Adel der Gesinnung der meisten Mitglieder; er preist ihren Muth und Heldensinn bei Vertheidigung und Fest-

stellung der alten Volksrechte gegen Gewalt und Willkür; er rühmt ihre Weisheit und Frömmigkeit, die sie durch die Niederwerfung der Heuchlerzunft in der Mitra und durch die kirchlichen Reformen bewiesen, und erhebt ihre Leutseligkeit und ihr volksthümliches Benehmen bei Anhörung von Klagen und Beschwerden, bei der Abnahme von Petitionen und Adressen ohne Rücksicht auf Stand und Geschlecht. Handwerker, Taglöhner, Dienstboten, ja selbst Frauen hätten sich vertrauensvoll und ohne Furcht und Scheu dem Parlament mit ihren Anliegen und Klagen, mit ihren Bitten und Foderungen genähert und seien, obwol sie nicht immer in der demüthigen Haltung und in dem bescheidenen Tone Hülfesuchender sich genahet, nicht blos freundlich angehört worden, sondern auch befriedigt heimgekehrt. [9]) Durch solche Thaten und Tugenden hätte sich das Parlament ein unvergängliches Denkmal gesetzt und den Ruhm und die Großthaten der Helden des Alterthums, die in der Dichtkunst als Befreier des Menschengeschlechts gepriesen würden, übertroffen. Darum ruhe auch Gottes Gnade und Segen auf demselben und schütze es gegen alle Widersacher, Verschwörer und Rebellen.

Hierauf wendet sich Milton gegen den hierarchischen Hochmuth, der sich in der Behauptung ausdrücke, das Volk sei nicht im Stande, über den Werth eines Geistlichen zu urtheilen, und in der wegwerfenden Weise, wie von dem englischen Volke als einem „rebellischen Gesindel" gesprochen werde, dem man doch unmöglich die Wahl der Prediger in die Hand geben dürfe. Sei das Volk so dumm, wie die Prälatenpartei behaupte, so falle die Schuld davon auf die geistlichen Lehrer selbst. „Es

ist nicht zu verwundern, daß die Leute zu Thieren werden, wenn ihre Lehrer sind, wie sie Jesaia beschreibt: «stumme und gierige Hunde, die nimmer satt werden können, blinde Wächter, die keinen Verstand haben, von denen jeglicher auf seinen Weg siehet, jeglicher für sich in seinem Stande geizet»; wie viele Gegenden des Landes würden mit windigen Ceremonien statt mit lauterer Milch gespeist; und während ein einziger Prälat die Nahrung und Rechte von zwanzig Geistlichen genieße, wie viele öde Plätze blieben dunkel wie «Galiläa unter den Heiden sitzend im Lande und Schatten des Todes» ohne Prediger, ohne Licht!" Die bischöfliche Geistlichkeit sei so träge und unwissend in ihrem Berufe, daß, wenn irgend ein Zimmermann, Schmied oder Leineweber ein solcher Pfuscher in seinem Handwerk wäre, er Hungers sterben müßte. Wie sollte es aber auch anders sein, da gewöhnlich nur die Unfähigsten sich der Theologie widmeten und ihre Studien sie weder zur hellenischen Weisheit noch zur römischen Beredtsamkeit führten. Wenn aber das Volk trotz dieser Trägheit der Geistlichen nicht ganz unwissend wäre in religiösen Dingen, so sei dies das Werk einiger weniger gottbegeisterter Männer, die ihr Gewissen nicht durch prälatischen Dunst hätten einlullen lassen.

Der Schluß der Streitschrift betrifft die Frage: ob eine festgesetzte Liturgie mit Gebetsformeln zum Gottesdienst nützlich und nothwendig sei, und besonders ob die englische Liturgie sich für eine protestantische Kirche eigne? Bei der Beantwortung dieser Frage entwickelt Milton Ansichten, aus denen die Grundsätze der Independenten, die erst später klar und bestimmt hervortreten, sich be-

reits im Keime erkennen laſſen. Er ſieht in einer Agende nur den ſchwachen Nothbehelf für die aus der lebendigen Begeiſterung und unmittelbaren Inſpiration herfließenden Gebete und Dankſagungen, ein bequemes Vehikel des Lippendienſtes ohne innere Andacht, eine Einrichtung, die nur für unfähige Geiſtliche und unreife, in der Kindheit der religiöſen Erkenntniß ſtehende Chriſten nützlich und unentbehrlich ſei, die man aber mit dem zunehmenden Wachsthum der chriſtlichen Einſicht mehr und mehr beſchränken und abändern müſſe, bis man ihrer gänzlich entbehren könne. Denn das ſei unſtreitig der würdigſte Gottesdienſt, wo die Gemeinde in andächtigem Gebet dem Prediger folge, aus deſſen Mund ſichtbar der Geiſt Gottes rede. Feſtgeſetzte Formen ſchwächten die Andacht und die wahre, auf unmittelbarer Herzensergießung beruhende Frömmigkeit. Was aber insbeſondere die engliſche Form angehe, ſo leide ſie, außer einer großen Menge ungeeigneter Gebete, ermüdender Wiederholungen und unpaſſender Ausdrücke, an zwei Hauptgebrechen, an einer ſeparatiſtiſchen Eigenthümlichkeit, wodurch eine Verſchiedenheit von den übrigen proteſtantiſchen Kirchen herbeigeführt werde, und an dem ſtrengen Feſthalten bei vielen katholiſchen Gebräuchen der papiſtiſchen Zeit, wodurch, der Lehre der Apoſtel zuwider, den in Chriſto Erlöſten ein neues Joch aufgelegt würde. „Wenn wir", ſagt er in letzterer Beziehung, „in der That dem Papſtthum und dem Aberglauben einen Eheſcheidungsbrief gegeben haben, warum ſagen wir denn nicht wie zu einer geſchiedenen Frau: «Nimm Alles, was dir gehört, mit dir und laß es hinter dir herziehen?» Warum waren wir nicht ſo klug bei unſerer Trennung von Rom? Ah!

gleich einer schlauen Ehebrecherin vergaß sie beim Scheiden nicht alle ihre verbuhlten Blicke und lockenden Worte: «Behalte diese Briefe noch, diese Unterpfänder der Liebe, diese wenigen Schmucksachen; ich bin nicht so begierig nach dem, was mein ist, mögen sie bei dir das Andenken bewahren dessen — was ich bin? Nein, — aber dessen was ich einst war: schön und lieblich in deinen Augen.» So ließen sich jene weichherzigen Reformatoren nach Art Verliebter besiegen von den Schmeichelreden einer Buhlerin." Die unheilvollste Gabe, welche die römische Kirche beim Scheiden der englischen Ehehälfte hinterlassen habe, sei das Prälatenthum mit seiner Habgier, seinem Hochmuth, seiner Prachtliebe, seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht, Leidenschaften, die nur in Pfründenhäufungen, Simonieverträgen und weltlichem Trachten Befriedigung erlangen könnten. Die Bischöfe seien der Gegensatz von Salomo; denn wie dieser nicht Schätze und Reichthümer, sondern Weisheit von Gott erfleht hätte, so kümmerten sie sich nur um diese zeitlichen Güter und sehr wenig um Weisheit; darum habe aber auch jener Wohlgefallen gefunden bei Gott, während sie zu leicht befunden und verworfen worden.

Ueber Regierungsgewalt in kirchlichen Dingen,

eine Abhandlung worin gezeigt wird, daß es keiner Macht auf Erden zustehe, in Sachen der Religion Zwang zu üben.

In dieser an das Parlament von England gerichteten Schrift, deren Inhalt und Zweck aus dem Titel er-

hellt, ſpricht Milton der unbedingten Religionsfreiheit innerhalb der proteſtantiſchen Kirche das Wort. Dieſe noch im Jahre 1659 an den höchſten Nationalrath gerichtete Adreſſe iſt ein merkwürdiges Document ſowol von der unwandelbaren Conſequenz und Geiſtesſtärke des Verfaſſers, als von dem unverſöhnlichen Haß der puritaniſchen Anſchauungsweiſe gegen die römiſch-katholiſche Kirchenform. Denn während Milton mit Wärme und überzeugender Beredtſamkeit das edle Gut der Glaubens- und Cultusfreiheit verficht, und für jede Ueberzeugung Raum und Duldung fodert, findet er es ganz in der Ordnung, daß man der päpſtlichen Kirche jede Toleranz verſage. Sie gilt ihm nicht als eine Religion, ſondern als eine politiſche Faction, deren Glieder den Papſt als ihr Oberhaupt anſehen, ohne Rückſicht auf die ihrer natürlichen und geſetzmäßigen Obrigkeit ſchuldige Treue und Unterthänigkeit. Eine Religion, die jede andere Anſchauungsweiſe als ketzeriſch verdamme, die, wo ſie die Herrſchaft habe, keine Toleranz übe, noch zulaſſe, die kraft des Grundſatzes, daß man Häretikern keine Treue ſchuldig ſei, jedes ſittliche und rechtliche Nebeneinanderleben unmöglich mache und alle Verträge breche, mit einer ſolchen Religionspartei iſt nach Milton kein Bund zu flechten. Ihre Anhänger erſcheinen ihm als Feinde der Menſchheit und eben ſo unerträglich als Gottesleugner oder Atheiſten.

Wie inconſequent übrigens und wie unvereinbar mit den Grundſätzen der Religionsfreiheit dieſe Anſicht auf den erſten Blick erſcheinen mag, ſo natürlich und nothwendig erſcheint ſie, wenn man mit Milton die Frage a priori betrachtet. Die Partei der Independenten ſtellte

die Lehre von der Parität und Gleichberechtigung aller chriſtlichen Religionsmeinungen als oberſten Grundſatz, als Axiom und Fundament alles chriſtlichen Gemeindelebens auf; dieſe Parität wäre aber von vornherein verletzt worden, wenn die Independenten aus chriſtlicher Liebe und Duldung einer Religionspartei die Rechte gewährt hätten, welche dieſe ihnen ſtandhaft verſagte. Nur wenn Milton der katholiſchen Kirche zumuthete, die Proteſtanten zu dulden, ſeinen Religionsgenoſſen aber nicht dieſelbe Verpflichtung auferlegte, könnte man ihn einer engherzigen Intoleranz und eines beſchränkten Sektengeiſtes bezichtigen; allein einer ſolchen Verkehrtheit der Begriffe wird man in ſeinen Schriften nirgends begegnen. Nur dem Katholicismus, der keine Parität mit andern Confeſſionen zuläßt, der alle Andersdenkende als Häretiker zurückſtößt und nur dann einen Bund mit ihnen ſchließt, wenn ſie als Reuige zurückkehren, nur dem Katholicismus, der kraft des Grundſatzes der Irrthumsloſigkeit jede Verſchiedenheit der Bekenntniſſe verwirft, verſagt Milton ganz folgerichtig jede Toleranz. Die Duldung des Katholicismus involvirte die Verwerfung ſeines Axioms — der Religionsfreiheit. Einem Katholicismus, der von dem Grundſatz der Excluſivität und Unfehlbarkeit abgegangen wäre, hätte Milton nimmermehr die Toleranz verſagt.

Um den Independenten gerecht zu ſein, muß man ſich mit ihnen auf den philoſophiſchen Standpunkt ſtellen und von dem Beſtehenden möglichſt abſehen. Bei einem ſolchen Verfahren gibt es aber nur zwei ganz conſequente Anſchauungsweiſen, den unwandelbaren Poſitivismus der katholiſchen Kirche und das unbedingte Freiwilligkeits-

princip der Independenten. Was zwiſchen dieſen beiden Richtungen in der Mitte liegt, ſei es mehr nach der katholiſchen Seite, wie die anglikaniſche Episkopalkirche, ſei es mehr nach der Richtung der religiöſen Selbſtbeſtimmung des Einzelnen, wie die presbyterianiſche, leidet an Widerſpruch und Halbheit. Dies hat Milton klar erkannt; deshalb bekämpft er zuerſt mit den Presbyterianern die Episkopalkirche, und als dieſe den Schlägen erlag, und nun die Presbyterianer ihrer eigenen Kirchenform ausſchließliche Geltung erzwingen wollten, richtete er ſeine Angriffe mit derſelben Entſchiedenheit auch gegen dieſe, um ſie zu nöthigen, ihren beſchränkten Horizont zu verlaſſen und ſich in das offene Feld der Freiheit zu wagen. Er konnte nicht hoffen die Bekenner der römiſch-katholiſchen Kirche für die Idee der Religionsfreiheit zu begeiſtern, noch die anglikaniſchen Biſchöfe zum Aufgeben ihres dem hierarchiſchen Hochmuthe ſo ſehr zuſagenden Syſtems zu bewegen; deshalb bekämpft er beide ohne Rückſicht und Schonung und wird, um der Toleranz willen, intolerant und verfolgungsſüchtig; die Presbyterianer dagegen, die nach ſeiner Anſicht auf einem unhaltbaren Mittelweg wandelten, konnte er möglicherweiſe durch Vernunftgründe dahin bringen, ſeine Grundſätze zu adoptiren. Darum führt er ihnen nachdrücklich zu Gemüthe, daß ſie durch ihr Verfahren gegen die Independenten die früher von den Biſchöfen über ſie ſelbſt verhängten Zwangsmaßregeln rechtfertigten, daß ſie den von der römiſch-katholiſchen Kirche geübten Religionsdruck, gegen den ſie doch ſtets ſo ſehr geeifert hätten, nun ihrerſeits ebenfalls ausübten; er hebt mit Recht hervor, daß ein Gewiſſenszwang, der von ihnen ausginge, um

so verletzender sein müsse, als sie nicht wie ihre frühern Widersacher auf einer kirchlichen Autorität und Tradition fußten, sondern ihre Ansichten aus der Heiligen Schrift geschöpft hätten, bei deren Erforschung und Erklärung sie ebenso von einer individuellen Auffassung, von einem Privaturtheil ausgegangen wären, wie die Independenten und andere Religionsgesellschaften, denen sie die Duldung versagten.

Aus der Adresse selbst läßt sich nicht erkennen, ob ein bestimmter Fall, ein neues beschränkendes Religionsgesetz Milton zur Abfassung der Schrift bewogen habe; die Beweisführung ist ganz allgemein gehalten und stützt sich lediglich auf die Heilige Schrift, auf die Vernunft und auf die ewigen Rechte der Menschheit. Doch läßt sich aus der Zeit der Erscheinung (1659) vermuthen, daß die Presbyterianer die kurze Herrschaft, die sie durch die Wiedereinberufung des „langen Parlaments" in den Tagen der Verwirrung nach Cromwell's Tod wieder erlangten, zur festern Begründung und ausschließlichen Geltendmachung ihrer Synodalverfassung benutzt haben mögen.

Milton erkennt nur die Heilige Schrift und die durch den göttlichen Geist im Menschen bewirkte Inspiration bei deren Erklärung als Urquelle der christlichen Religion an. Diese Inspiration ist ihm eine unmittelbare, durch keine Tradition und durch keine kirchliche Autorität getragene oder fortgepflanzte. Von dieser göttlichen Eingebung werde der wahre Christ bei Erforschung der Schrift geleitet; und er sei hinsichtlich der Resultate nur seinem Gewissen und Gott selbst Rechenschaft schuldig. Da nun Niemand als gewiß annehmen könne, daß diese

Inſpiration zu allen oder zu gewiſſen Zeiten in ihm wohne, und ebenſo wenig, daß ſie einem Andern nicht innewohne, ſo folge daraus, daß weder ein Einzelner, noch eine Corporation ſtets als unfehlbarer Richter in Religionsmeinungen auftreten, daß vielmehr jeder nur für ſich ſelbſt und ſein eigenes Gewiſſen entſcheiden könne.

„Mit Recht", ſagt er, „ſtimmen alle proteſtantiſchen Schriftſteller von geſundem Urtheil darin überein, daß weder Traditionen, noch Concilien, noch die kanoniſchen Geſetze irgend einer ſichtbaren Kirche, viel weniger aber die Edicte irgend einer Obrigkeit oder eines weltlichen Collegiums die höchſten Richter oder Leiter in Sachen der Religion ſein können, ſondern einzig und allein die Heilige Schrift nach dem eigenen Gewiſſen eines jeden Chriſten." Dieſes Zurückgehen von den Satzungen der Kirche auf die Heilige Schrift und deren freie Erforſchung ſei das weſentliche Kriterion des Proteſtantismus; wer hierin einen Zwang anwende, der verlaſſe den proteſtantiſchen Boden und bekenne ſich zu den Grundſätzen der katholiſchen Kirche. Eine proteſtantiſche Obrigkeit, die die Religionsfreiheit beſchränke, handle demnach im Widerſpruch mit den Grundlehren ihrer Confeſſion und mache ſich viel verhaßter als eine katholiſche Behörde, welche die Satzung der Kirche als unbedingte Richtſchnur des Glaubens hinſtelle und jede Abweichung beſtrafe.

„Wie ſoll man aber ohne ein höchſtes allgemeines Kirchenregiment den Blasphemien, Schismen und Häreſien entgegentreten?" Dieſer Einwendung ſucht Milton zuerſt durch eine genaue Erklärung des eigentlichen und urſprünglichen Sinnes dieſer griechiſchen Worte, die gerade wegen ihrer Unverſtändlichkeit dem Volke als Schreck-

bilder dienten, zu begegnen, um zu beweiſen, daß bei völliger Religionsfreiheit die mit dieſen Benennungen bezeichneten Vergehen und Sünden entweder nicht mehr beſtehen oder falls ſie ſich in einer Aergerniß erregenden Weiſe zeigten, der weltlichen Obrigkeit zur Beſtrafung anheimfielen. Denn Blasphemie bedeute im Allgemeinen Verleumdung, Schmähung, üble Nachrede, die jeder echte Chriſt ſchon darum vermeiden werde, weil ſie in der Heiligen Schrift verdammt ſei, die aber, falls ſie doch vorkäme, wie jede andere Ehrenkränkung vor das Forum des weltlichen Richters und Geſetzgebers gehöre; Häreſie bedeute Wahl und Schisma Trennung oder Spaltung; beide Wörter ſeien an und für ſich ohne ſchlimme Nebenbedeutung, ja es könnten Fälle eintreten, wo beide zur Tugend würden: wenn man ſich vom Böſen trenne und das Gute wähle, handle man edler, als wenn man bei dem ſchlimmen Allgemeinen verharre. „In den Zeiten der Apoſtel", folgert er, „ehe die Heilige Schrift verfaßt war, verſtand man unter Häreſie eine der apoſtoliſchen Lehre entgegengeſetzte Doctrin, was nach unſerm Sinn nichts Anderes bedeuten kann als eine Doctrin, die dem in der Heiligen Schrift enthaltenen Lichte feindſelig iſt. Da nun nach proteſtantiſchen Grundſätzen kein Menſch, keine Synode, keine Verſammlung, auch wenn ſie ſich die Kirche nenne, in letzter Entſcheidung den Sinn der Schrift für eines Andern Gewiſſen aufſtellen darf, ſo folgt daraus, daß Derjenige, der ſolche Religionsmeinungen ſich aneignet, wie ſie nach ſeinem Gewiſſen mit der größten Klarheit oder Wahrſcheinlichkeit in der Heiligen Schrift enthalten ſind, keineswegs für einen Häretiker gehalten werden dürfe,

auch wenn ſeine Anſichten als irrthümlich erſcheinen ſollten." „Nicht Derjenige, der nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen der Schrift folgt, iſt ein Häretiker, ſondern Derjenige, welcher der Kirche folgt gegen ſeine auf die Schrift gegründete Ueberzeugung." „Da nun nach proteſtantiſchen Grundſätzen Jeder berechtigt iſt, die Heilige Schrift in dem Sinne zu nehmen, wie ſie nach gewiſſenhafter Forſchung ſeiner individuellen Auffaſſung als richtig und wahr erſcheint, ſo kann Niemand für einen Häretiker angeſehen werden, als wer Traditionen und Meinungen feſthält, die nicht in der Heiligen Schrift begründet ſind. Dies thut aber nur der Papiſt. Der Papiſt alſo, der alle Andern für Häretiker hält, iſt ſelbſt allein ein Häretiker; — und ein Götzendiener dazu."

Im Verlaufe der Beweisführung, daß Zwang in religiöſen Dingen vom Uebel ſei, zeigt ſich Milton von neuem als einen tiefreligiöſen Mann, deſſen Anſichten und Grundſätze aus einer gläubigen, echtchriſtlichen Seele herfließen, die, wenn ſie auch im praktiſchen Leben unhaltbar oder bedenklich erſcheinen mögen, doch immerhin auf edelm Boden gewachſen ſind. Er unterſcheidet ſtreng das innere Weſen der Religion von der äußern, kirchlichen Form, und während er in der letztern der unbedingteſten Freiheit das Wort redet, kommt es ihm nicht von ferne zu Sinn, den Glauben ſelbſt anzutaſten oder irgend einen Zweifel über die chriſtlichen Grundlehren oder die Göttlichkeit der Heiligen Schrift zu äußern. Seine Anſichten über das Evangelium ſind rein und erhaben und zeugen von einer echtchriſtlichen Natur. „Glaube und Liebe" ſieht er als die Fundamentalſätze evangeliſcher Religion an, jene beſtimme die innere, gei-

ſtige Verfaſſung des Menſchen, dieſe die äußere, praktiſche. Sollen beide rein bleiben, ſo müſſen ſie in der Freiheit wurzeln. Der innere Glaube ſpotte jeden Zwangs, des Menſchen Herz ſei nur Gott offenbar, nicht den Menſchen: jeder Religionszwang beſchränke ſich alſo auf das äußere Kirchenweſen, wo aber dieſes nicht auf die Liebe gegründet ſei, da ſei es mangelhaft; erzwungene Uniformität erzeuge Heuchler und Maulchriſten und ſei der wahren Religion mehr ſchädlich als förderlich. Chriſti Reich ſei nicht von dieſer Welt und bedürfe zu ſeinem Schutze keiner zeitlichen Macht; ſeine ſiegreichſte Waffe ſei die innere Wahrheit und Göttlichkeit; durch dieſe habe ſich die chriſtliche Lehre erhalten und verbreitet unter der Wuth und Verfolgung heidniſcher Kaiſer. Das alte Geſetz ſei auf ſteinernen Tafeln geſchrieben geweſen und hätte, mit Willen oder mit Widerſtreben, nach dem Wortlaut befolgt werden müſſen; aber das Evangelium, der neue Bund, ſei in das Herz jedes Gläubigen geſchrieben, um im Geiſte der Liebe und innern Ueberzeugung erklärt zu werden. Das Evangelium habe uns doch nicht darum von den Banden des Geſetzes befreit und uns aus dem Zuſtande der Furcht in den der Kindſchaft Gottes geführet, um uns in die Bande eines menſchlichen Geſetzes zu ſchlagen und uns das Joch der Menſchenfurcht aufzulegen? Chriſtus habe nur ein einzig mal Gewalt geübt, nämlich da wo er die Wechsler und Tempelſchänder aus dem heiligen Bezirk getrieben; und eine andere Strafe, als die der Ausſchließung, Excommunication, ſtehe keiner Kirchenbehörde zu; ungeſunde Glieder ſollten nicht gewaltſam bei der Heerde zurückgehalten werden, was zum Verderben der übrigen

gereichen und in ihnen ſelbſt, ſtatt der chriſtlichen Reue, Buße und Beſſerung, nur Verſtocktheit und Heuchelei erzeugen würde, ſondern man ſolle ſie ausſchließen und ihrem eigenen Gewiſſen überlaſſen. Es ſei eine Vermeſſenheit, die Freiheit, die Gott in ſeiner Allweisheit den Menſchen verliehen, durch Zwangsgeſetze zu zerſtören. — Durch dieſe mit Beweisſtellen aus der Heiligen Schrift unterſtützte Argumentation kommt Milton endlich am Schluſſe zu dem Reſultate: „daß die äußere Religions- und Cultusform jeder einzelnen Kirchengemeinde zu überlaſſen ſei, welche dieſelbe mit allen ihr zu Gebote ſtehenden geiſtigen Mitteln zu heben und zu verbreiten ſuchen müſſe, daß aber der weltlichen Obrigkeit nichts zuſtehe, als die Beſchützung jeder kirchlichen Genoſſenſchaft in den ihr zukommenden Rechten."

Neben dem in der obigen Adreſſe bekämpften Religionszwang ſah Milton beſonders in den großen Einkünften der Geiſtlichkeit das Verderben der Kirche; und da nun gerade zu derſelben Zeit (1659) von dem presbyterianiſchen Parlament dieſe Frage verhandelt wurde, um die Stellung der Geiſtlichen nach der neuen Kirchenordnung durch Geſetze zu regeln, ſo richtete Milton eine zweite Adreſſe an daſſelbe, mit dem Titel: „Betrachtungen über die leichteſten Mittel, Miethlinge (hirelings) aus der Kirche zu entfernen." In dieſer eigenthümlichen, mit großem Aufwand von theologiſcher und hiſtoriſcher Gelehrſamkeit bearbeiteten Schrift ſtellt Milton Anſichten und Vorſchläge auf, die von den in der engliſchen Kirche von jeher herrſchenden Grundſätzen weit abgehen. Nachdem er nämlich nachgewieſen, daß der Zehnten eine der urſprünglichen Kirche fremde

Einrichtung sei, die zum großen Schaden der reinen Christuslehre wider alles Recht von weltlichen Herrschern der christlichen Kirche in spätern Jahrhunderten auferlegt worden, ohne daß das Volk oder die Gemeinden, um deren Gut es sich dabei gehandelt, ihre Zustimmung dazu gegeben hätten oder auch nur gefragt worden wären, stellt er mit Wärme und Beredtsamkeit die Ansichten der Independenten über die Art der Unterhaltung der Religionslehrer auf, Ansichten, die damals ihrer Neuheit halber für chimärisch und unausführbar angesehen wurden, die aber heutzutage in den Vereinigten Staaten Nordamerikas in voller Geltung bestehen. Wie die Ketzerprediger des Mittelalters und insbesondere die Albigenser, auf deren Beispiel er sich wiederholt beruft, sieht auch Milton in dem Reichthum der Kirche die Quelle aller Verderbniß und alles Unheils. Die mit den geistlichen Stellen verbundenen hohen Einkünfte gelten ihm als die Ursache der Hoffahrt, der Habsucht, der Wollust, der Verweltlichung, der unevangelischen Gesinnung und unkirchlichen Lebensweise des Klerus. Um nun diese Laster von Grund aus zu entfernen, muthet er der Kirche in unpolitischer Großmuth zu, sich aller Güter und Schätze zu begeben und zur apostolischen Armuth zurückzukehren. Der Zehnten solle dem Volke, dem er widerrechtlicherweise abgezwungen worden, erlassen, das von Schenkungen, Vermächtnissen und frommen Gaben herrührende Kirchenvermögen zur Hebung der Schul- und Bildungsanstalten und zu Zwecken der Mildthätigkeit und Menschenliebe verwendet werden; und damit die Geistlichen in keine Abhängigkeit vom Staat zu stehen kämen, sollten sie auch keine Besoldung von

der Regierung erhalten. Um die Kirche wieder möglichſt ihrem apoſtoliſchen Urbilde nahe zu bringen, ſollten die nach freier Wahl zu einer Kirchengemeinde zuſammengetretenen Chriſten ihre Geiſtlichen ſelbſt wählen und für deren Unterhalt ſorgen. Und da dieſe Geiſtlichen weder hochgelehrte noch vornehme Männer zu ſein brauchten, ſo wenig als die Apoſtel ſelbſt es geweſen, ſo würde ihre Erhaltung die Kräfte der Gemeinde nicht allzu ſehr in Anſpruch nehmen, auch könnten ſie gleich den Apoſteln, außer der Predigt und Religionslehre noch ein Geſchäft treiben, was ihr Anſehen keineswegs herabſetzen würde. In den ärmern und kleinern Landgemeinden könnte die religiöſe Belehrung auch von wandernden Predigern in Verbindung mit den Kirchenvorſtehern des Orts ertheilt werden. — Daß der Plan ausführbar ſei, iſt, wie geſagt, jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, ſofern nur, was in Milton's Zeit mit Sicherheit vorausgeſetzt werden konnte, das Religionsbedürfniß der einzelnen Gemeindeglieder ſo warm und lebendig blieb, daß dieſe ſtets opferbereit waren. Auch über die Folgen einer ſolchen Einrichtung macht ſich Milton keine Illuſionen; er ſieht ein, daß der geiſtliche Stand in ſeiner äußern Stellung und Bedeutung herabſinken und die theologiſche Wiſſenſchaft Noth leiden würde; das erſcheint ihm aber keineswegs als ein Uebel. Je höher der Klerus geſtellt ſei, deſto mehr werde er dem Volke entfremdet und deſto geringer ſei der Nutzen und die Belehrung, die der Arme und Niedrige aus der Seelſorge ziehe; was aber die Cultur angehe, ſo werde die von der Geiſtlichkeit ſehr wenig gefördert; die ſcholaſtiſche Gottesgelahrtheit könne füglich entbehrt werden, wenn dafür die übrigen

Wissenschaften desto eifriger und sorgsamer gepflegt und durch Errichtung von guten Land- und Volksschulen auch in die untern Stände die Keime der Bildung und Gesittung gelegt würden. Durch die Einziehung des Kirchenvermögens erhalte die Regierung die nöthigen Mittel, den öffentlichen Unterricht zu heben und in den Städten wie auf dem Lande Schul- und Volksbibliotheken mit religiösen und gemeinnützigen Schriften zu errichten, die einen reichlichen Ersatz für den verminderten Religionsunterricht bieten würden. Dann würden die Leute durch eigene Forschung zu einer bessern Erkenntniß der göttlichen Wahrheit kommen, als durch das Anhören kalter und hohler Predigten, wie sie von den Geistlichen einer Staatskirche nicht durch innere Berufung, sondern um des Lohnes und Vortheils willen gehalten zu werden pflegten.

Schriften über Ehe und Erziehung.

Ueber die Gebote der Ehescheidung. — Ueber Erziehung.

1. Ueber die Gebote der Ehescheidung.

Der volle Titel dieser interessanten und merkwürdigen Abhandlung, in dem nach der Sitte jener Zeit zugleich Zweck und Hauptinhalt angedeutet ist, lautet: „Die Doctrin und Disciplin der Ehescheidung, hergestellt zum Besten beider Geschlechter, von den Banden des kanonischen Gesetzes und anderer Irrthümer nach der wahren Meinung der Heiligen Schrift des Alten und

Neuen Bundes im Vergleich; worin auch die ſchlimmen Folgen nachgewieſen ſind, wenn Das, was das Geſetz Gottes erlaubt und Chriſtus nicht aufgehoben hat, als Sünde abgeſchafft oder verdammt wird." Die Schrift iſt gerichtet „an das Parlament ſammt dem Kirchenrath (Assembly) von England" und trägt folgende Bibelſtellen als Motto: Matth. 13, 52: Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, iſt gleich einem Hausvater, der aus ſeinem Schatz Neues und Altes hervorträgt; Sprüchw. 18, 13: Wer antwortet, ehe er höret, dem iſt es Narrheit und Schande.

Die „Zueignung an das Parlament ſammt dem Kirchenrath" iſt, wie die ganze Schrift, ausgezeichnet durch Kraft und Schönheit der Diction, durch Klarheit der Darſtellung und durch eine hinreißende Beredtſamkeit, die hier und da einen poetiſchen Schwung annimmt. Sie beginnt mit der richtigen Bemerkung, daß im kirchlichen und öffentlichen Leben Sitte und Gewohnheit die Lehrer ſeien, welche die meiſten Anhänger und Schüler hätten. Möge ſich auch die Tugend noch ſo beredt in der Theorie empfehlen, möge das Gewiſſen noch ſo überzeugend ſprechen, dennoch wird meiſtens, ſei es in Folge eines geheimen göttlichen Willens oder unſerer angeborenen Blindheit, Sitte und Gewohnheit ſtillſchweigend als der beſte Lehrmeiſter angenommen." Dieſe gewohnte Sitte bedürfe zu ihrer körperlichen Geſtaltung eines andern Weſens, mit dem ſie ſich verbinde und dieſes finde ſie im „Irrthum". Irrthum und Gewohnheit trügen und unterſtützten ſich daher gegenſeitig und ſuchten aus allen Kräften die Ideen der Wahrheit, die ihren eigenen verkehrten Begriffen und Vorſtellungen verderblich ſchie-

nen, zu unterdrücken. Wer alſo gegen Sitte und Gewohnheit zu Felde ziehe, der müſſe ſich auf ſtarken Widerſtand gefaßt machen; er müſſe feſt ſein in ſeinem Entſchluſſe, rein im Gewiſſen und Lebenswandel und unbekümmert um verleumderiſche Nachrede und ungegründete Verdächtigung. Die Wahrheit ſelbſt bleibe zwar unbefleckt von äußerer Beſudelung, wie der Sonnenſtrahl, aber es walte ein Unſtern über ihrer Geburt, ſodaß ſie ſtets als ein Baſtard in die Welt kommt und ihren Erzeuger mit Schmach bedeckt, bis die Zeit das neugeborne Kind reinigt und es für echt erklärt. Wenn er (Milton) es wage, ſich der Nationalverſammlung, die den erhabenen Beruf habe, das Land von den Banden der Knechtſchaft und des Aberglaubens zu befreien, mit Vorſchlägen zu nahen, die eine Veredelung des Eheſtands zum Zweck hätten, ſo ſei es nicht ſeine Abſicht, dem Leichtſinn, der Frivolität oder der Unſittlichkeit ein freieres Feld zu öffnen; vielmehr bezwecke er das häusliche Glück der Menſchen feſter zu begründen, die chriſtliche Liebe (charity) als höchſtes Princip aller Geſetzgebung hinzuſtellen und den Grundſatz zur Geltung zu bringen, daß ehrbare Freiheit der größte Feind unehrenhafter Ausſchweifung ſei. Er wolle den Ehebund, den Gott geknüpft, nicht lockern; aber er wolle verſuchen die menſchlichen Ehegeſetze, die zuſammenfügten, was Gott zu ſcheiden geboten, zu reformiren, um das Elend in der Welt zu mindern. „Wer ſich verheirathet, hat ſo wenig die Abſicht, ſein Verderben zu bewirken, als wer einer Obrigkeit Treue ſchwöret; was aber von einem ganzen Volk in Beziehung auf eine ſchlimme Regierung gilt,

das gilt auch von dem Einzelnen in Beziehung auf eine ſchlimme Ehe. Wenn alſo jenes kraft des ewigen Grundgeſetzes der Menſchenliebe, durch Auflehnung gegen irgend eine Autorität, Bund oder Geſetz nicht blos das Leben, ſondern auch die ehrwürdigen Freiheiten retten darf von unwürdigen Banden, ſo darf auch der Einzelne ſich von einem Privatbund, bei deſſen Abſchluß er doch gewiß nicht ſein Unglück bezweckt hatte, befreien und damit von unerträglichem Ungemache zu Friede und Freude gelangen. Denn keine Tyrannei laſtet ſo ſchwer auf irgend einem Staatsweſen, als das häusliche Unglück auf einer Familie. Fahre hin jede Hoffnung auf eine wahrhafte Reformation im Staate, ſolange ein ſolches Uebel unbeachtet und unbemerkt im Hauſe liegt; auf der Abſtellung deſſelben beruht nicht allein die Lebensfreude und der geordnete Zuſtand unſerer erwachſenen Männer, ſondern auch die liebevolle und achtſame Erziehung unſerer Kinder. Darum laßt uns von neuem prüfen jenes große Grundgeſetz der Menſchheit, jenen heimiſchen und häuslichen Freibrief, den uns ein größerer Herr und Meiſter gegeben hat, als der ſächſiſche König Eduard der Bekenner. — Zögert nicht, würdige Senatoren! die geweihte Ehre und Satzungen Moſes eures Vorgängers von den ſchalen Commentaren der Scholaſtiker und Kanoniſten zu befreien. Zögert nicht nach ſeinem Beiſpiele mit euern ſtarken Händen einzugreifen in das übelgeſtaltete und kummervolle Menſchenleben; wiederherzuſtellen dieſes ſein verlorenes Erbtheil in den häuslichen Verhältniſſen; denn dadurch, das glaubet ſicherlich, wird Friede und Liebe, die beſte Grundlage einer chriſtlichen Familie, wieder zurückkehren in die Heimat, aus der ſie

jetzt verbannt sind; Prostitutionsorte werden weniger aufgesucht, des Nachbars Ehebette weniger befleckt, das Joch einer weisen Sitteneinrichtung allgemein und willig ertragen werden; eine enthaltsame und gutgeregelte Lebensweise wird bald im ganzen Staate herrschend sein. — Was ihr sonst beschließen möget, wird kaum den dritten Theil des britischen Namens berühren, aber die wohlthätige und gute Wirkung dieses eures großmüthigen Beispiels wird die Ufer des Tweed und die normännischen Inseln weit überschreiten. Es würde nicht das erste oder zweite mal sein, seitdem unsere alten Druiden, unter denen dieses Inselland die Pflanzschule der Philosophie für Frankreich war, ihre heidnischen Gebräuche aufgegeben haben, daß England vom Himmel mit der ehrenvollen Mission betraut worden ist, die Welt zu reformiren. War es nicht der englische Constantin, der das römische Reich zur Taufe führte? Waren nicht Willibrode von Northumberland und Winfried von Devonshire mit ihren Gefährten die ersten Apostel Deutschlands? Haben nicht unsere Landsmänner Alcuin und Wicleff die Augen von Europa geöffnet, der eine in den Wissenschaften, der andere in der Religion? Möge England nun ihrem Vorbilde folgend andere Nationen in der Kunst zu leben unterrichten!"

Nach dieser Dedication kommt ein einleitendes Capitel, worin im Allgemeinen der Standpunkt des Verfassers und der Zweck der Schrift dargelegt ist. Es beginnt mit der Bemerkung, daß der Mensch selbst der Urheber seiner meisten Leiden sei und daß, wenn auch Gott alles äußere Uebel aus der Welt entfernte, der Mensch in seiner Verkehrtheit nie aufhören würde, aus

seinem eigenen Herzen, wie aus einem Feuersteine, die Funken neuen Elends herauszuschlagen, bis es in vollen Flammen stände; und führt dann zum Beweise dieses Satzes die Misbräuche an, die mit den edelsten Einrichtungen Gottes, der Religion und Ehe, getrieben würden. Gott habe deutlich den Weg gezeigt, wie er verehrt sein wolle, und doch habe sich einst ein berühmter Mann in Israel (Jephtha) in seinem Gewissen gedrungen gefühlt, seine einzige schuldlose Tochter zu opfern, und ganze Armeen tapferer Männer hätten sich am Sabbathtage von heidnischen Feinden hinschlachten lassen, weil sie den Widerstand für unerlaubt gehalten. Ebenso habe die Misdeutung der Mosaischen Gesetzesstellen über Ehescheidung den Segen dieses heiligen Instituts häufig in ein Familienelend, in eine häusliche Gefangenschaft ohne Ausflucht und Erlösung umgeschaffen. „Denn obschon Gott bei der Einsetzung der Ehe ausdrücklich den Zweck derselben angab, nämlich daß das Weib eine Gefährtin sei des Mannes, die ihn tröste und erheitere gegen die Uebel des einsamen Lebens, und erst später die Fortpflanzung erwähnte als den untergeordneten, wenngleich nothwendigen Zweck: so sollen nun doch Mann und Weib, sobald sie einmal durch die Kirche verbunden sind und das Ehebett getheilt haben, trotz aller Charakterverschiedenheit, Fehler, Abneigung, Leidenschaftlichkeit und Unverträglichkeit, unzertrennlich beisammen bleiben, sofern nur die Möglichkeit der sinnlichen Befriedigung vorhanden ist, mag auch immerhin der Hauptzweck der Ehe, das glückliche Zusammenleben und die gegenseitige Theilnahme an Freud und Leid durch Widerwillen und Antipathie unerreicht bleiben. „Dies rühre einzig und allein vom

kanonischen Recht und seinen Verfechtern her, die sich an den Wortlaut der Schrift anklammern, ohne bei deren Erklärung auf die Menschenliebe Rücksicht zu nehmen, und so durch Einwirkung des Teufels den göttlichen Zweck der Ehe vernichten. Während Jahrhunderte lang die Ehe als ein Werk des Fleisches in Misachtung stand und fast für eine Befleckung galt, sodaß sie den Priestern gänzlich versagt war und eine zweite Verheirathung als sündhaft angesehen ward, erklärte man sie später für ein Sacrament, das weder Ehebruch noch böswilliges Verlassen lösen könnte, und dies ist noch die Ansicht unserer kanonischen Gerichtshöfe in England bis auf diesen Tag." Diese Meinung werde aber nicht blos durch das Mosaische Gesetz nicht bestätigt, sondern sie widerstrebe auch dem noch tiefern Gebote, der Natur keine Gewalt anzuthun, und stehe mit Christi Lehre von der Menschenliebe in Widerspruch. Gerade diese Lehre der Liebe aber hätte das kanonische Recht in eine steinerne Härte und zu einer geistlichen Tyrannei umgeschaffen. Milton's Absicht ist also zu beweisen: „daß nach dem Mosaischen Gesetze außer dem Ehebruch auch noch andere Ehescheidungsgründe zulässig sind, die bei einer christlichen Obrigkeit Geltung erlangen dürfen, ohne daß dadurch den Worten Christi zuwider gehandelt werde." Diese Ansicht verspricht er mit Hülfe von Hugo Grotius, Fagius und andern Exegeten unwiderleglich zu begründen und dadurch der Menschheit eine größere Wohlthat zu erweisen, als die Erfinder des Weins und Oels; doch wiederholt er, daß er der Ausschweifung, der Frivolität, dem Treubruch nichts von der verdienten Schmach entziehen, sondern nur für Solche, die sich unvorsichtig

in das Joch einer unglücksvollen und rettungslosen Ehe begeben haben, einige Nachsicht erwirken wolle. Christus selbst sage ja: „sein Joch sei sanft und seine Last sei leicht"; wäre aber das Band der Ehe ein unlösbares außer im Falle des Ehebruchs, so wären alle Lasten und Dienstbarkeiten des Gesetzes nicht so schwer als diese einzige. Im ersten Capitel stellt dann Milton folgenden Satz auf: „daß eine widerspenstige, unverträgliche Geistes- und Gemüthsverfassung, sofern sie auf einer Grundverschiedenheit der beiderseitigen Naturen, die nicht geändert werden können, beruht und den Hauptzweck der ehelichen Verbindung, Trost und Friede, hindert und stets hindern wird, ein wichtigerer Grund der Ehescheidung ist, als natürliche Impotenz." Den Beweis dafür findet er erstens in der Stelle Deut. 24, 1: „Wenn Jemand ein Weib nimmt und ehelichet sie und sie nicht Gnade findet vor seinen Augen, um etwa einer Unlust willen, so soll er einen Scheidebrief schreiben und ihr in die Hand geben und sie aus seinem Hause lassen." Diese „Unlust" erklärt Milton nach dem hebräischen Texte für eine solche Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit, die das glückliche Zusammenleben, die Grundursache der Ehe, hindern. Daß aber dies der Hauptzweck der Ehe sei, findet er zweitens in den Worten Gen. 2, 18: „Und Gott der Herr sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei."

Daraus gehe doch deutlich hervor, daß Gott das gesellige Zusammenleben und den Austausch der Gefühle und Gedanken, nicht aber die sinnliche Lust als Grundbedingung der Ehe aufgestellt habe; wer aber an ein Weib gefesselt sei, bei welcher dieser geistige und gemüth-

liche Verkehr durch widerstrebende Naturbeschaffenheiten nicht eintreten könne, dessen Lage sei ein schlimmeres Alleinsein, als wer ein lediges Leben führt: „denn im ehelosen Stande kann er den Mangel einer Gehülfin durch Tröstungen und Hoffnungen, die er aus seinem eigenen Herzen schöpft, ersetzen; während hier der stete Anblick seines ohne alle Heilung gestörten Glücks ihm täglich neue Schmerzen bereitet, zumal wenn er zur Schwermuth geneigt ist, und Gefühle in ihm erzeugt, wie sie die verworfenen Geister haben."

Daraus gehe also hervor, wie niedrig das kanonische Gesetz die heilige Ordnung der Ehe und die Würde des Menschen anschlage, indem es nur die körperliche Beschaffenheit und den fleischlichen und sinnlichen Zweck berücksichtige, die Eigenschaften des Geistes und Gemüths aber gar nicht beachte; und doch verdiene der kummervolle und trübe Geist, der zur ehelichen Einsamkeit verdammt sei, nicht minder der Erlösung, als die Ungeduld einer sinnlichen Lust und Begierde der Befriedigung. In der englischen Liturgie lese man: „Niemand darf unbedachtsam, leichtsinnig und lüstern, nur um die fleischlichen Lüste und Begierden, gleich den unvernünftigen Thieren, zu sättigen, sich in den ehelichen Stand begeben", allein das kanonische Gesetz laute, als ob es an nichts Anderes denke als an die Befriedigung dieses sinnlichen Verlangens. Freilich könne man einwenden, man solle zuvor genau prüfen; aber wie leicht sei ein junger, unerfahrener Mann zu täuschen; wie wenig gestatte die Sitte eine nähere Bekanntschaft vor dem Verlöbniß; wie häufig nehme er die stumme Zurückhaltung einer Jungfrau für schüchterne Scham, statt, was sie in der That

sei, für ungeselliges und mürrisches Wesen; wie häufig werde er durch das Zureden von Freunden und Unterhändlern bestimmt! und gerade der sittsame und keusche Mann, der sich am meisten sehne Hymen's Fackel anzuzünden, der die scheinbare Bescheidenheit ehre und unter diesem Schleier häusliche und gesellige Tugend vermuthe, werde am leichtesten und öftersten betrogen, während der Leichtfertige und Ausschweifende, der durch freies Leben mehr Welt- und Menschenkenntniß erlangt habe, gewöhnlich glücklicher fahre. Solle nun darum der unvorsichtigere, wenngleich bessere Mann um dieses einen Misgriffs willen sein ganzes Leben lang elend sein? — Eine solche Ansicht präge Gott und seinem heiligen Gesetze die unwürdige Vorstellung auf, als ob er den Lasterhaften mehr beglücke als den Guten. Wenn Paulus sage: „es sei besser, der Mensch freie, als daß er Brunst leide", so verstehe er unter „Brunst leiden" doch gewiß nicht die thierische, geile Lust, denn um deren Befriedigung trage Gott keine Sorge, sondern er verstehe darunter jenes reine Verlangen nach einem gleichgesinnten Wesen, jenes Verlangen, das Adam im Paradies empfunden habe, noch ehe er sich der Sünde der Unenthaltsamkeit bewußt gewesen; er verstehe darunter jenes Sehnen des Herzens, das man gewöhnlich Liebe nenne, und das im Ehestand seine Befriedigung finden solle. Und wenn dieses Verlangen nach einer gleichfühlenden Gefährtin schon in dem sündlosen Adam vorhanden gewesen sei, wie viel mehr bedürfe der gefallene Mensch einer solchen Gehülfin gegen die Kümmernisse und Wechselfälle des Lebens? Dieses reine, angeborene Verlangen nach ehelicher Genossenschaft sympathisirender

Seelen ſei „ſtärker als Tod", ſei eine Flamme, „die keine Gewäſſer auslöſchen, keine Fluten ertränken könnten". Und wenn nun dieſe unerklärliche Sehnſucht, die in der Ehe geſtillt werden ſoll, durch eine unglückliche Wahl unbefriedigt bleibt, ſolle darum der Elende der göttlichen Wohlthat untheilhaftig ſein? Einem ſolchen die Eheſcheidung verbieten, heißt ihm das Heirathen verbieten; denn die echte Ehe beſteht weniger in der körperlichen Verbindung, als in dem gemeinſamen Genießen Deſſen, was die verlangende Seele ſucht. Darum nenne Sokrates bei Plato die Liebe den Sprößling der Dürftigkeit, erzeugt vom Reichthum in Jupiter's Garten, was mit der Moſaiſchen Dichtung übereinſtimme, wornach die Liebe der Sprößling der Einſamkeit ſei, erzeugt im Paradieſe durch den von Gott dem Menſchen eingehauchten Trieb nach einer Gefährtin und Gehülfin; dies ſei die von Paulus erwähnte Flamme, die in der Ehe geſtillt werde, die aber fortbrenne und ſich in Haß verwandle, wenn die Ehe dieſes Ziels verfehle. Und wenn ein Solcher nach Scheidung ſtrebt, geſchieht es aus Achtung vor dem heiligen Inſtitute der Ehe, das er nicht entweihen oder beflecken mag. Denn ſieht er ſich ſeines Lebensglücks auf ewig beraubt, ſieht er ſich unlösbar an ein Weſen gefeſſelt, das ihm keine Gehülfin und Gefährtin in dem angedeuteten Sinne ſein kann, ſo wendet er endlich verzweiflungsvoll ſeine Sehnſucht einem andern Gegenſtande zu, und mag er auch noch ſo fromm und tugendhaft ſein, die menſchliche Bedürftigkeit und der angeborne Trieb wird zuletzt mächtiger wirken als das äußere Geſetz.

Im ſechsten Capitel vergleicht Milton den Ehebund mit

der Liebe und Gegenliebe (Eros und Anteros) in der griechiſchen Paramythie. Eros, von Liebe getrieben zu ſeinem Zwillingsbruder Anteros, wandert auf Erden herum, um dieſen zu ſuchen; da er aber in den dunkeln Regionen, die nicht ſeine eigentliche Sphäre ſind, nicht klar ſieht und überdies, wenn auch nicht gerade blind, doch einäugig iſt, ſo täuſcht er ſich bisweilen und nimmt die falſchen und trügeriſchen Begierden, die in der Geſtalt des Bruders umherziehen, für den echten Gegenſtand ſeiner Sehnſucht, bis er, dem Schatten der Erde enthoben, den Betrug entdeckt. Nun verlieren ſeine Pfeile ihre goldenen Spitzen und ſeine feurige Kraft und göttliche Tugend verſchwindet, bis er endlich mit dem echten Bruder vereinigt wird. So wenig nun Eros ohne den Anteros leben könne, ſo wenig könne die Ehe beſtehen ohne gegenſeitige Liebe. Salomo's Rath laute: „Brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb haſt, ſo lange du das eitle Leben haſt, denn das iſt dein Theil im Leben"; wie elend würden wir aber um dieſes „Theil" betrogen durch das Feſthalten an einem Bunde ohne Liebe, den Gott und die Natur verwerfen. Alſo um der Liebe willen, von der allein die Erfüllung aller Gebote ausgehe, müſſe man bei Zeiten ein ſo unheilvolles Bündniß löſen. [10])

Wie vor Alters die Prieſter ihre Opfer nicht betrübten und kummervollen Herzens darbringen durften, ſo ſoll auch der Chriſt, der einem heiligern Prieſterorden angehört und Gott ſich ſelbſt zum Opfer darbringt, ſeine Gebote nicht entweihen durch Trauer und Schwermuth. Wie kann aber der Menſch ſeinem Gott in Heiterkeit des Herzens dienen, wenn er mit unlösbaren

Banden an eine Ehe ohne Friede und Liebe geknüpft iſt? Iſt es dann nicht beſſer, eine ſolche Ehe zu trennen, als den unglücklichen Gatten feſtzuhalten und ihn dadurch zu zwingen „den Altar des Herrn mit fortwährenden Thränen zu bedecken, ſodaß Gott das Opfer nicht mehr anſieht?" Die in einer ſolchen Ehe ohne echte Liebe, Zufriedenheit und Freude erzeugten Kinder, die ihre Geburt nur einer thieriſchen Nothwendigkeit zu verdanken hätten, ſeien wahre „Kinder des Zorns" und nicht viel beſſer als Baſtarde. Gott gebiete die Scheidung von einem götzendieneriſchen Weibe, damit der Mann nicht verführt werde; aber eine Frau, die dem Gatten keine Gehülfin und Gefährtin ſein könne in dem echten Sinne, treibe ihn zum Murren, zur Verzweiflung, zum Atheismus!

Daß die Scheidung von einem Ungläubigen oder götzendieneriſchen Häretiker, wenn keine Hoffnung zu deſſen Bekehrung mehr vorhanden iſt, im Alten und Neuen Teſtament geboten ſei, wird nun im achten Capitel nachgewieſen. Den Juden ſei die eheliche Verbindung aus zwei Urſachen unterſagt geweſen, einmal, weil ſie für unrein gegolten und dann, um Verführung zu vermeiden. Der erſtere Grund ſei im Chriſtenthum aufgehoben, wo alle Menſchen ohne Unterſchied zu dem Bunde der Gnade berufen wären; der zweite Grund aber bleibe auch für die Chriſten in voller Geltung, wie aus 2. Kor. 6, 14: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen", und aus vielen andern Bibelſtellen hervorgehe. „Denn welche Art Ehe kann da beſtehen, welche gemeinſame Pflicht, die vom Herzen kommt, kann da vollbracht werden, wenn die Gedanken ſo weit auseinander-

fliegen wie Himmel von Hölle, insonderheit wenn die Zeit, wo die Hoffnung ihre erwarteten Blüten hätte hervorbringen sollen, fruchtlos verstrichen ist?" Das im Evangelium gebotene Hassen und Meiden des Ungläubigen vertrage sich nicht mit der ehelichen Liebe und Eintracht. In der Stelle des ersten Korintherbriefes, die dieser Ansicht zu widersprechen scheine [11]), gebe Paulus den Christen den Rath, und zwar als seine persönliche Meinung, solange in einer christlich-heidnischen Mischehe zu verharren, als Hoffnung vorhanden sei, der ungläubige Theil, dessen Bleiben ein geheimes Verlangen nach religiöser Belehrung anzudeuten scheine, könnte für das Christenthum gewonnen werden; wenn aber diese Zeit der Hoffnung erfolglos verstrichen sei, dann möge sich der Gläubige trennen; denn das gegenwärtige Leiden eines wahren Christen müsse dann mehr berücksichtigt werden als die mögliche Bekehrung eines verhärteten Häretikers.

In den folgenden Capiteln des ersten Buchs werden noch neue Gründe aus der Schrift, aus dem Naturrecht und aus der Vernunft angeführt, um zu beweisen, daß eine Ehe zwischen Personen, die durchaus nicht zu einander passen, getrennt werden dürfe, und daß dabei mehr auf die innere Unverträglichkeit der Seelen als auf körperliche Gebrechen Rücksicht genommen werden müsse. Die Ehe sei ein dreifacher Bund, ein göttlicher, ein bürgerlicher und ein fleischlicher. Nach der Verschiedenheit der Menschen walte das Eine oder das Andere vor; ohne Zweifel sei aber der göttliche Bund der reinste und edelste und folglich eine Entweihung und Brechung desselben ein viel wichtigerer Scheidungsgrund als eine Befleckung des Ehebettes. Aus widerstreitenden Elementen könne kein

harmoniſches Ganze geſchaffen werden; ſage doch die Schrift ſelbſt: „Du ſollſt deinen Weinberg nicht mit mancherlei beſäen, daß du nicht zur Fülle heiligeſt ſolchen Samen, den du geſäet haſt"; und: „Du ſollſt nicht ackern zugleich mit einem Ochſen und Eſel." Durch Scheiden und Verbinden des Ungleichartigen und Gleichartigen ſei die Welt aus dem Chaos geſchaffen worden, und nur durch Trennung widerſtrebender Ehegatten könne ſie wieder aus dem Argen und der Verwirrung, in der ſie jetzt ſchwebe, in einen verjüngten Zuſtand gebracht werden. Die Trennung von Ehegatten, die wegen verſchiedener Naturbeſchaffenheit einander abgeneigt ſind, ſei ſchon durch die Pflicht der Selbſterhaltung geboten; denn ſo gut eine Ehe getrennt werden dürfe, wenn der eine Theil dem andern nach dem Leben trachte, ſo gut müſſe auch eine Scheidung geſtattet ſein, wenn das eheliche Leben ſelbſt durch Unverträglichkeit oder Haß getödtet werde, um ſo mehr, als aus ſolchen geſtörten Verhältniſſen nicht ſelten der wirkliche Tod des Einen oder Andern hervorgehe. Auch die Heilighaltung des Sabbaths und die Erfüllung der Gelübde ſeien göttliche Gebote, und doch geſtatte die Bibel in gewiſſen Fällen, wo höhere Pflichten vorwalteten, ein Abweichen davon. Sollte denn blos der Bund der Ehe, auch wenn Leib und Seele dadurch gefährdet würden, unauflöslich ſein? Das heiße mit der Ehe Abgötterei treiben und ihren Cultus über den Gottesdienſt ſetzen. Gerade weil ſie eine göttliche Anordnung ſei, müſſe man ſie in ihrer idealen Reinheit zu erhalten ſuchen und vor jedem Misbrauch bewahren; Gott habe aber nicht bei der Einſetzung auch zugleich beſtimmt, welche Perſonen miteinander in den Stand der heiligen

Ehe treten ſollten, und jeden Irrthum, jeden Zwang, jedes unlautere Motiv bei der Wahl entfernt; ſonſt müßte man ihm die Abſicht beilegen, daß er das Unglück vieler Menſchen zum voraus beſtimmt habe, was doch gegen die klaren Worte der Bibel gehe, wonach die Ehe zur Beglückung der Menſchen eingeſetzt worden. Wie die Beſchränkung der religiöſen Freiheit durch eine allzu ſtrenge Kirchendisciplin die Entſtehung fanatiſcher und ſchwärmeriſcher Sekten herbeiführe, ſo müſſe auch ein zu ſtrenges Ehegeſetz nothwendig der Sittlichkeit und Tugend Gefahr bringen; denn wenn für Ehebruch und Hurerei bei den geiſtlichen Gerichtshöfen, wie ſo oft geſchehe, ein freiſprechendes Urtheil gefällt oder doch nur eine geringe Strafe verhängt werde, eine unglückliche Ehe aber nicht geſchieden werden dürfe, ſo würden ſich die Leichtſinnigen lieber eines ſündhaften Lebens ſchuldig machen, als ſich der Gefahr ausſetzen, das Glück ihres irdiſchen Daſeins auf immer zu zerſtören.

Im zweiten Buch ſucht Milton zuerſt den beſtimmten Ausſpruch Jeſu: „Wer ſich von ſeinem Weibe ſcheidet, es ſei denn um der Hurerei willen, und freiet eine Andere, der bricht die Ehe; und wer die Abgeſchiedene freiet, der bricht auch die Ehe", in mildern Sinne zu erklären, damit er nicht mit den Worten des Alten Teſtaments in directem Widerſpruch ſtehe. Das alte Geſetz ſage deutlich, daß die Scheidung in gewiſſen Fällen nicht nur von Gott geſtattet, ſondern ſogar geboten ſei; würde nun der obige Ausſpruch in ſeinem Wortſinne genommen, ſo würde in dieſem Falle das alte Geſetz durch das neue aufgehoben werden, was Jeſu ausdrücklicher Verſicherung entgegen ſei, die da ſage: „Es iſt

leichter, daß Himmel und Erde vergehen, denn daß ein Titel vom Geſetz falle"; wolle man alſo nicht einen ſolchen Widerſpruch annehmen, ſo müſſe man auf die beſondern Umſtände Rückſicht nehmen, unter welchen Chriſtus dieſe Worte geſprochen, und ſie mit andern ähnlichen Ausſprüchen vergleichen. Man werde dann immer finden, daß, wie ein Arzt einen Exceß durch den Gegenſatz zu heben und das geſtörte Gleichgewicht herzuſtellen ſuche, ſo auch Chriſtus die übermäßige Indulgenz der Phariſäer durch Hervorhebung des directen Gegentheils aufs rechte Maß zu ſtellen bemüht ſei. Man müſſe daher bei ſolchen Ausſprüchen immer den Geiſt der Chriſtuslehre vor Augen haben; nach dieſem aber ſei nicht blos Ehebruch, ſondern auch „Mangel an Liebe" ein Scheidungsgrund; denn der wahre Kern und Grundſtein der chriſtlichen Religion ſei die Menſchenliebe; ein Gebot, das mit dieſem erſten Fundamentalgeſetz in Widerſpruch ſtehe, könne er nicht für ein chriſtliches erkennen. Wenn Jeſus einen unkeuſchen Blick ſchon für Ehebruch erkläre und dann die wirkliche Ehebrecherin mit Milde behandle, wenn er einem reichen Jüngling rathe, er ſolle all ſein Hab und Gut den Armen geben, und dann ſage, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher in das Himmelreich komme, ſo gehe deutlich hervor, daß er bei ſeinen Lehren und Ausſprüchen ſtets auf die innere Geſinnung Derer ſah, die durch ihre Fragen ſolche Ausſprüche hervorgerufen, und daß folglich alle ſeine Worte erſt den rechten Sinn durch genaue Berückſichtigung der Umſtände, unter denen, und der Umgebung, zu der ſie geſprochen worden, erhielten. In der vorliegenden Stelle habe er alſo nur den Misbrauch der im Alten

Teſtament geſtatteten Eheſcheidungen rügen, nicht das Geſetz ſelbſt aufheben wollen. Dies erhelle auch aus der andern Stelle: „Moſes hat euch erlaubt zu ſcheiden von euren Weibern von eures Herzens Härtigkeit wegen; von Anbeginn aber iſt es nicht alſo geweſen.“ Denn wolle man dieſe Stelle wörtlich deuten, ſo würde man die Gebote, die Gott durch Moſes den Menſchen mitgetheilt, herabwürdigen und ſie mit dem Makel belegen, als ob ſie aus ſträflicher Nachſicht eine ſündhafte Handlung geſtattet hätten; eine ſolche Anſicht widerſtrebe nicht nur der ganzen Haltung des gottbegeiſterten Geſetzgebers und ſeines Werkes, ſondern auch der Ehrfurcht, die Chriſtus und die Apoſtel bei jeder Gelegenheit für das alte Geſetz beurkundeten; eine ſolche Anſicht würde der Willkür eines jeden Tyrannen und dem geiſtlichen und weltlichen Despotismus Thür und Thor öffnen. Ein Geſetz, das eine Sünde zuließe oder gar geböte, müßte auf die Moralität des Volks die ſchlimmſten Folgen haben; es würde die Achtung vor allem Geſetz und den ſittlichen Boden aller Geſetzgebung untergraben; es würde die Ehrfurcht vor Gott, dem oberſten Geſetzgeber, erſchüttern und ſeinen heiligen Namen entweihen; es würde dem neuen Bunde des Evangeliums, der auf dem alten Geſetze aufgerichtet ſei, die Grundlage entziehen. Moſes, der ſeine geſetzgeberiſche Thätigkeit über alle, auch die unwichtigſten Verrichtungen des öffentlichen und häuslichen Lebens, des bürgerlichen und religiöſen Handelns ausdehnte, ſollte im Namen Jehova's ein Geſetz gegeben haben, wodurch der Ehebruch geſtattet, Weiber und Töchter entehrt würden? Dann wäre es beſſer geweſen, der Menſch hätte nie Geſetz oder Ehe kennen gelernt. Eine ſolche Annahme würde vor-

ausſetzen, daß Gott in ſeinem Zorne ſein ganzes heiliges Volk abſichtlich auf den Weg der Sünde habe führen wollen, damit es auf ewig verdammt würde; ein Glaubensſatz, der nicht blos den freien Willen im Menſchen aufheben, ſondern noch die Prädeſtinationslehre in ihrer ſtrengſten Faſſung weit an Härte überbieten würde. Fern ſei eine ſolche unwürdige Idee von dem Gott der Liebe und Gnade, die den Vorwurf der Herzenshärtigkeit von dem Menſchen auf den Schöpfer ſelbſt übertragen und das reinſte und heiligſte Weſen zum Urheber der Sünde machen würde! — Der Ausweg, den Einige zur Löſung des Dilemmas dadurch zu finden glaubten, daß ſie nicht ein Geſetz, ſondern nur eine Dispenſation Gottes zur Eheſcheidung ſtatuirten, ändere nicht viel an der Sache, denn Gott könne auch nicht einmal eine Sünde zulaſſen, ſowol um ſeiner ſelbſt willen, weil er ein heiliger Gott ſei, als um des Menſchen willen, weil dadurch deſſen Seelenheil, das doch Gott wünſchen müſſe, Schaden nähme. Wie könnten dann die Menſchen der Vorſchrift nachkommen, „vollkommen zu ſein, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt", wenn die Befolgung des Geſetzes ſelbſt zur Sünde führte? Eine Dispenſation könne überhaupt nur bei einem unweſentlichen Ceremoniengeſetz, das einige unvorhergeſehene Inconvenienzen nach ſich ziehe, eine temporäre Ausnahme geſtatten, nimmermehr aber für immer von einem Fundamentalgeſetz entbinden, das den größten Einfluß auf die Sittlichkeit eines Volks habe; eine ſolche Dispenſation wäre ein tödtliches Skorpionengift, wie es der Feind der Menſchheit dem unglücklichen Sünder zu ſeinem ewigen Verderben nicht ſchlimmer hätte einflößen können, eine Dispenſation, wie

sie die Schlange im Paradies der Eva ertheilt habe. Nach dieser Annahme wäre das Mosaische Gesetz milder und gnädiger gewesen als das Evangelium; und doch ist die Christuslehre eine Botschaft der Gnade, die der zur Erlösung berufenen Menschheit ein leichteres Joch aufzulegen verspricht als das alte Gesetz. Sollte der Gott des Zorns, wie er im Alten Testament erscheint, größere Nachsicht geübt haben mit dem sündhaften Menschengeschlecht, als der Gott der Liebe, der Versöhnung, der Gnade, wie er sich in Christo geoffenbaret? Der Widerspruch sei übrigens nur ein scheinbarer und lasse sich leicht heben. Christus habe die heuchlerischen Pharisäer, die dem alten Gesetze durch künstliche und gezwungene Deutungen Gewalt angethan, strafen und zurechtweisen wollen. Offenbar pflegten sie von der Mosaischen Licenz einen allzu freien Gebrauch zu machen und Scheidungen wegen geringfügiger Ursachen vorzunehmen, zum Nachtheil der öffentlichen Sitte und der Ehrfurcht vor dem göttlichen Gebote. Gegen diesen Misbrauch des Mosaischen Gesetzes, nicht gegen das Gesetz selbst eifere nun Christus in der besagten Stelle; nicht der wirkliche Moses, sondern der durch die Pharisäer entstellte Moses habe die Scheidung „von der Herzen Härtigkeit wegen" in einer Ausdehnung zugelassen, wie sie nimmermehr mit Gottes Anordnung bestehen könne. Darum führt er ihnen auch sogleich die ursprüngliche Einsetzung der Ehe im Zustande paradiesischer Vollkommenheit zu Gemüthe, und setzt hinzu: „Was Gott zusammengefügt hat", d. h. wenn der ursprünglichen Absicht nach Weib und Mann Eins sind, nicht blos dem Fleische, sondern mehr noch dem Geiste nach, „das soll der Mensch nicht trennen". Christus will also den Pha-

riſäern zu verſtehen geben, daß ſie ſich weniger an das zweite Geſetz Moſes', die Eheſcheidung betreffend, halten ſollten, als an das erſte, die Einſetzung der Ehe, und daß ſie ihr Beſtreben mehr darauf richten möchten, Ehen nach der urſprünglichen Idee zu gründen, als durch Erleichterung der Scheidungen dem Leichtſinn, der Unſittlichkeit und der Geſetzesſchlaffheit Vorſchub zu thun. In der paradieſiſchen Einſetzung iſt das Ideal der Ehe aufgeſtellt; da aber die gefallene Menſchheit dieſes nicht immer erreicht, ſo mußten ſpätere Geſetze die Fälle beſtimmen, wo eine übel gepaarte Ehe wieder getrennt werden könne, damit die Verirrung nicht zu groß werde. Daß aber dieſe Ausnahmen nicht zur Regel würden, iſt es nöthig, den urſprünglichen Zweck und den idealen Zuſtand ſtets vor Augen und im Gewiſſen zu haben.

In den folgenden Capiteln begegnet Milton den verſchiedenen Verſuchen der Erklärer, den ſcheinbaren Widerſpruch durch Hypotheſen über das Moſaiſche Geſetz zu heben. Bei dieſen Widerlegungen beurkundet Milton aufs neue ſeinen ſittlichen Ernſt, der der Sünde keinen Raum geſtatten will. Er beharrt bei ſeinem Satze, daß das Moſaiſche Eheſcheidungsgebot ein wirkliches von Gott verordnetes und der menſchlichen Natur entſprechendes Geſetz ſei, beſtimmt zur geiſtigen und leiblichen Wohlfahrt der Menſchen, und bekämpft namentlich die von Beza u. A. aufgeſtellte Behauptung, es ſei blos ein politiſches Geſetz, eine Polizeiverordnung zur Vermeidung größerer Uebel. Dieſe Anſicht, die ein Moſaiſches Geſetz in eine Linie ſtelle mit der polizeilichen Errichtung von Proſtitutionshäuſern, bekämpft Milton mit ſittlicher Entrüſtung. Im Gegenſatz gegen die Caſuiſtik der Jeſuiten,

die für die Gebrechlichkeit und Schwachheit der menschlichen Natur so viel Nachsicht hatten und so viele Mittel und Wege erfanden, die Sünde mit dem Mantel der Liebe zu bedecken und die Laster mit den Waffen der Sophistik zu beschönigen, erklärt Milton jedes Gesetz für frevelhaft, das die Tendenz hat, die Sünde zu regeln und dadurch indirect zu toleriren und gutzuheißen. Was hat die Gerechtigkeit, von der alle Gesetze ausgehen, mit der Sünde und dem Laster gemein? fragt er. Es ist eine Herabwürdigung dieser Königin der Tugenden, wenn man ihr zumuthet, von ihrem erhabenen Sitze herabzusteigen und anstatt das Böse niederzuwerfen, sich in Verträge und Transactionen mit demselben einzulassen. Das heilige Gesetz des Volkes Israel sei nicht gegeben worden, um eine Sünde durch eine andere aufzuheben und mit dem Verbrechen zu capituliren, sondern wie Popilius Länas bei Antiochus gehandelt habe, Tugend und Laster durch eine scharfe Linie zu trennen.

Nachdem er so das Mosaische Gesetz in seiner Kraft und Würde hergestellt, sucht er aus der neutestamentlichen Stelle selbst Gründe für seine Auffassung zu entnehmen. Aus den Worten: „Sie sollen nur Ein Fleisch sein", wodurch zunächst nur die eheliche Annäherung legitimirt und gegen den Schein der Befleckung geschützt werden solle, folgert er, daß dieser körperlichen Verbindung eine Verbindung der Seelen vorangehen müsse; denn es könne doch nicht die Meinung Gottes gewesen sein, zwei seelenlose Leiber in unnatürlichem Bunde mit einander zu vereinigen, oder vielmehr eine lebendige Seele an einen Leichnam zu ketten, wie der Tyrann Mezentius gethan; sondern die Schriftstelle besage, wenn zwei Wesen,

deren geistige Naturen zueinander passen, sodaß das Weib die wahre Gehülfin und Gefährtin des Mannes sein könne, sich verbinden, so solle der geistig und körperlich geschlossene Ehebund unauflöslich sein. Dies gehe auch aus der klaren Auffassung der Worte hervor: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht lösen"; denn Gott habe nur Solche verbunden, die in Geist und Gemüth miteinander übereinstimmten; eine Ehe also, die nicht von vorn herein auf dieser geistigen Uebereinstimmung beruhe, sei gar nicht als eine von Gott geschlossene Verbindung anzusehen; sie sei aus menschlicher Selbsttäuschung hervorgegangen und durch menschliche dem Irrthum unterworfene Gesetze geschlossen worden und ihre Trennung sei daher nicht nur zulässig, sondern sogar geboten. Mit dieser Ansicht stehe Christi Rede, wornach nur „Hurerei" ein Scheidungsgrund sei, keineswegs im Widerspruch; Jesus setze das Mosaische Gesetz, das die Scheidung zweier körperlich oder geistig unverträglicher Ehehälften gestatte, stillschweigend als zu Rechte bestehend voraus und verbiete nur die Scheidung rechtsgültig geschlossener Ehen wegen zufälliger und unwesentlicher Störungen oder verzeihlicher Beleidigungen, Ehebruch allein ausgenommen. Seine Worte beziehen sich demnach nur auf die negative Seite des Mosaischen Gesetzes und auf solche Ehen, wo die Scheidung nicht von vornherein aus höhern Rücksichten geboten ist. Er spricht also nicht von der natürlichen Unvereinbarkeit und Antipathie der Naturen, die ein viel positiveres Motiv der Scheidung sind, als selbst Ehebruch. Sie stören und hindern nicht blos die Ehe, sie vernichten sie. „Moses also gestattet die Scheidung, aber nur aus Gründen, welche die Verbindung unmöglich machen.

Chriſtus unterſagt die Scheidung, aber nur wegen Urſachen, die eine Ausgleichung zulaſſen und geringer ſind als Ehebruch. So iſt jeder Widerſpruch gehoben." Chriſtus habe alſo durch das Collectivwort „Hurerei" nur angeben wollen, daß auch noch außer der natürlichen Antipathie Scheidungsgründe möglich wären, keineswegs aber ein neues Geſetz aufſtellen wollen. Der Kanoniſt alſo, der dieſes fleiſchliche Vergehen für das einzige und höchſte Hinderniß der Ehe halte, der habe von der Ehe ſelbſt einen ſehr unedeln und niedrigen Begriff und kenne ebenſo wenig das Glück, das aus der Liebe und einer darauf gegründeten Verbindung hervorgehe, als den unendlichen Jammer, den eine unglückliche, haßerfüllte Ehe mit ſich führe. Wer ſich an den Wortſinn in dem Evangelium anklammere, der müſſe auch die ſpätere Stelle V. 12: „Etliche ſind verſchnitten, die ſich ſelbſt verſchnitten haben um des Himmelreichs willen", wie Origenes verſtehen und ſich ſelbſt entmannen. Ueberdies komme das Wort „Hurerei" in der Bibel in einem ſehr weiten und mannichfachen Sinne vor und könne darum nicht für gleichbedeutend mit „Ehebruch" genommen werden, auf welches Verbrechen ohnehin die Todesſtrafe geſetzt ſei, ſondern es würden damit auch eine Menge minder ſtrafbarer Handlungen und Uebertretungen der ehelichen Schranken bezeichnet. Chriſtus habe ſeine Lehre nicht in zuſammenhängender Rede der Menſchheit mitgetheilt, ſondern aus ſeinem reichen Vorrathe von geiſtiger Nahrung einzelne Ausſprüche und Heilsworte gleich Fruchtkörnern oder Perlen ausgeſtreut, die man ſorgfältig zuſammentragen und das Verwandte verbinden, das Verſchiedenartige ſondern müſſe. Aber nur dann werde die Erklärung den

rechten Sinn treffen, wenn sie stets von der Liebe, dem ersten Gesetze des Evangeliums, ausgehe und sie, wie Paulus sagt, zur Führerin des Glaubens, zum Leitstern des Handelns wähle. Wer aber die Gebote Gottes so deute, daß sie den Menschen zur Qual gereichen, der verkenne dieses erste Gesetz. Mag man von dem Christen die größte Enthaltsamkeit fodern, und mag man Denjenigen, der sich dieser Foderung aus freiem Willen fügt und die Tugend der Entsagung und Selbstbeherrschung in ihrer ganzen Stärke übt, mit Recht preisen — nur lege man ihm keinen Zwang auf und hindere oder verdamme Niemand, der die Heilmittel, die Gott ebensowohl wie das Uebel geschickt hat, zu seiner Befreiung anwendet. Man heische keine erzwungene Tugend. „Denn eine erzwungene Tugend ist wie ein überspannter Bogen; der Pfeil geht weder vorwärts noch rückwärts und ist auch nutzlos in seiner Lage." Die Papisten, die die Ehe zu einem unlösbaren Sacramente machten, dabei aber die grobsinnlichsten Ausschweifungen mit der größten Nachsicht behandelten, nöthigten den Menschen, der Werkmeister seines eigenen Unglücks zu werden und die Schuld davon Gott beizumessen. Und doch sei der christliche Gott ein Gott der Liebe, der das menschliche Leben nicht durch harte und unnatürliche Gesetze zu lauter Tagen voll Trübsal und Ungemach habe machen wollen, der vielmehr dem absichtslosen Irrthum einen Weg der Rettung und Befreiung offen gelassen. Gott habe einen breiten Lebensweg voll Freiheit und Ehrbarkeit vorgezeichnet, aber die Menschen hätten ihn durch Vorurtheile, überkommene Meinungen und spitzfindige Satzungen so eingeengt, daß

der Pfad der angeblichen Tugend und des vermeintlichen Rechts nun der Schneide eines Meſſers gleiche.

In den beiden letzten Capiteln der Abhandlung führt Milton die Anſicht durch, daß die Prüfung und Unterſuchung der Eheſcheidungsgründe nicht durch das Gericht zu geſchehen habe, ſondern dem Gewiſſen des Ehegatten überlaſſen bleiben müſſe; dem Richter komme nur zu, bei der Scheidung dahin zu wirken, daß Recht und Billigkeit obwalte und die geſchiedene Frau vor Kränkung und Noth geſchützt werde. Wie jede Sünde, ſofern ſie nicht zugleich ein zeitliches Verbrechen involvire, dem Gewiſſen des Chriſten anheimgegeben werde, ſo ſolle es auch bei der Eheſcheidung geſchehen; denn nur der Gatte könne wiſſen, ob die Frau die Beſtimmung, ihm eine Gefährtin und Gehülfin zu ſein, zu erfüllen vermöge. Dabei ſei jedoch zuerſt vermittelnder Zuſpruch und verſöhnende Einmiſchung von Seiten der Geiſtlichkeit zu geſtatten. „Durch die Trennung", ſagt er, „erfährt die geſchiedene Frau kein Leid. Denn geſchieht die Scheidung mit ihrer Zuſtimmung, worin ſollte dann das Geſetz ihr Recht ſchützen? Geſchieht dieſelbe ohne ihre Einwilligung, ſo iſt ſie entweder gerecht und folglich verdient, oder ſie iſt ungerecht, dann fällt die Schuld auf den Urheber, und von einem ungerechten Mann geſchieden zu werden, iſt eher für ein Glück als für eine Kränkung anzuſehen. Aber angenommen, es ſei eine Kränkung, ſo iſt das Geſetz nicht im Stande, ſie zu heben; die geſchiedene Frau müßte dann das traurige Auskunftsmittel, wieder dahin zurückzukehren, von wo man ſie vertrieben, oder getrennt ohne Ehe und doch verheirathet, als verheirathete Witwe zu

leben, — als Heilmittel anſehen." Milton will ſomit dem Ehemann das Recht vindiciren, das im Alten Teſtament dem Familienhaupte gewährt war. Uebrigens ſtimmt dieſe Anſicht über die Eheſcheidung zu ſeiner ganzen religiöſen Anſchauung; er iſt überzeugt, daß ſowol bei der Aufſtellung einer Kirchenform als bei der Geſtattung der Eheſcheidung nur das Princip der individuellen Freiheit den wahren Gegenſatz gegen den Geſetzeszwang der katholiſchen Kirche bilde, und daß jede mittlere Anſicht zu Widerſprüchen führe und die Uebel nicht gründlich heile. Zwiſchen Geſetzeszwang und unbedingter Gewiſſens- und Glaubensfreiheit gibt es nach ihm keinen haltbaren Standpunkt. Die von dem Dogma des Sacraments entbundene Ehe bleibt demnach dem chriſtlichen Bewußtſein des Ehemannes und dem bindenden und löſenden Geſetz der weltlichen Obrigkeit, ohne kirchliche Beihülfe, überlaſſen.

Dieſe Schrift machte großes Aufſehen, ſodaß in kurzem eine zweite Auflage nöthig wurde. Auch dieſe zweite Auflage widmete Milton, mit einem neuen Zueignungsſchreiben, dem Parlamente und verband damit Auszüge aus Martin Bucer's Schrift: „Vom Reiche Chriſti", worin dieſer Reformator, der unter Eduard VI. ſo große Verdienſte um die Geſtaltung der engliſchen Kirche hatte, ähnliche Anſichten aufſtellte. Dieſe von Milton ins Engliſche überſetzten Stellen Bucer's in einem dem jungen Könige gewidmeten Buche und die Verweiſung auf Peter Martyr, der gleiche Gedanken ausgeſprochen, waren von um ſo größerm Werthe, als die beiden gelehrten und frommen Männer bei der Abfaſſung ihrer Werke die Kirche und das Volk von England vorzugsweiſe im Auge hatten und dadurch die Nachreden der biſchöflichen Par-

tei, als ob die von Milton vorgebrachten Anſichten unhaltbare und der Heiligen Schrift widerſprechende Neuerungen wären, widerlegt wurden. Er fügte noch ferner eine Interpretation der Hauptbibelſtellen über die Ehe und Eheſcheidung bei, um, wie er in einer dritten Vorrede an das Parlament angibt, die liebloſen und ungerechten Urtheile zu widerlegen, die ſowohl auf der Kanzel, als in Schriften und Privatgeſprächen über ihn und ſein Werk gefällt worden, und die ſelbſt auf das Parlament ſolchen Eindruck hervorgebracht hätten, daß daſſelbe einen misbilligenden Tadel (a hard censure) dagegen ausgeſprochen. Dieſe dritte Schrift über denſelben Gegenſtand führt nachſtehenden, zugleich den Hauptinhalt angebenden Titel: „Tetrachordon: Erläuterungen über die vier Hauptſtellen der Schrift, welche von der Ehe und deren Ungültigkeit handeln, Gen. I, 27. 28. verglichen und erklärt durch Gen. II, 18. 23. 24; Deut. 24, 1. 2.; Matth. 5, 31. 32. vergl. mit Matth. 19, 3—11.; 1. Kor. 7, 10—16. Darin wird die vor kurzem veröffentlichte Schrift über Eheſcheidung befeſtigt: durch Erklärungen der Schrift, durch Beweisſtellen aus den Kirchenvätern, aus den bürgerlichen Geſetzen der primitiven Kirche, aus den berühmteſten reformirten Gottesgelehrten und endlich durch einen beabſichtigten Beſchluß des Parlaments und der Kirche von England im letzten Jahr Eduard's VI."

Ein Jahr nach Veröffentlichung der zweiten, mit den genannten Zuſätzen vermehrten Ausgabe der Milton'ſchen Schrift erſchien eine anonyme Entgegnung, die einen höchſt oberflächlichen und kenntnißarmen Urheber verrieth, der ſchon dadurch ſein Ungeſchick beurkundete, daß er ſich nur auf die erſte Ausgabe bezog und von der zweiten gar

keine Notiz nahm. Da ergriff Milton noch ein mal die Feder und schleuderte gegen den „namenlosen Verfasser" die heftige Flugschrift „Colasterion", mit dem Motto aus den Sprüchw. (26,5): „Antworte dem Narren nach seiner Narrheit, daß er sich nicht weise lasse dünken." Es ist eine scharfe Abfertigung, in welcher Milton die zahllosen Irrthümer und Misverständnisse der Gegenschrift schlagend nachweist und die Unwissenheit und Urtheilslosigkeit ihres Urhebers ohne alle Schonung aufdeckt. Diese „Reinigung des Augiasstalles" war Milton's letzte Arbeit über diesen Gegenstand. Er vergleicht sie selbst mit den zornigen Ausbrüchen eines nach Ruhe und Sammlung sich sehnenden Mannes über die Schmeißfliegen und Beinkleffer, die ihn in seinen Betrachtungen störten und gegen die er endlich ungeduldig Klappe und Peitsche schwinge.

2. Ueber Erziehung.

Diese kleine Schrift, in welcher Milton einem (deutschen?) Freunde Samuel Hartlieb, der sich besonders mit dem Erziehungswesen befaßte und sich deshalb in England aufgehalten zu haben scheint, seine Ansichten über die Bildungswege der Jugend in allgemeinen Zügen darlegt, ist für die Charakteristik Milton's nicht ohne Bedeutung. Da er sich zur Zeit der Abfassung selbst mit dem Unterrichte einiger Jünglinge befaßte und mehrere Jahre hindurch einer kleinen Schulanstalt vorstand, so besaß er auch pädagogische Erfahrung und seine Ansichten dürften demnach nicht geradezu als unausführbare

Träume eines Theoretikers angeſehen werden, wenngleich die praktiſche Durchführung ſeiner Vorſchläge zunächſt an der geiſtigen Indolenz einen unüberwindlichen Feind finden würde. Bezeichnend für Milton iſt die Schrift darum, daß man aus den großen Anfoderungen, die er an die Jugend ſtellt, auf den hohen Ernſt ſeiner eigenen Studien und den großen Umfang ſeiner mannichfachen Kenntniſſe ſchließen kann. Nur wer, wie er, ganze Tage und halbe Nächte über Büchern und Studien zugebracht, kann dem Gedanken Raum geben, die Literatur und die Maſſe von Kenntniſſen in der von ihm angedeuteten Ausdehnung einer ganzen Jugend einzuprägen. Sein Plan iſt nämlich, die Werke der Alten, die er in einer beſtimmten Reihenfolge vollſtändig leſen laſſen will, als Quelle und Haltpunkt für die Erlernung aller der Wiſſenſchaften zu benutzen, die darin im Keime enthalten ſind.

Er bezweckt alſo eine Verbindung der humaniſtiſchen und realiſtiſchen Studien in der Art, daß jene nicht blos als Mittel der formalen Geiſtesbildung, ſondern zugleich als Grundlage des praktiſchen und empiriſchen Wiſſens dienen ſollten. Er bekämpft den reinen Formalismus des humaniſtiſchen Erziehungsweſens, ohne jedoch in den Gegenſatz des Realismus zu gerathen; er will mit der Wort- und Namenkunde auch zugleich die Erkenntniß der dadurch bezeichneten Objecte und Begriffe verbinden. „Der Zweck alles Lernens iſt", beginnt er, „den Fall unſerer erſten Aeltern wieder gut zu machen durch die Erwerbung wahrer Erkenntniß Gottes und des darauf beruhenden Strebens, ihn zu lieben, ihn nachzuahmen, ihm ähnlich zu werden; dieſem Zweck kommen wir am

nächsten, wenn wir unsere Seele mit wahrer Tugend füllen, welche, verbunden mit der himmlischen Gnade des Glaubens, die höchste Vollkommenheit begründet. Da aber unser Verstand in diesem Körper sich nur an sinnliche Erscheinungen heften und zu der klaren Erkenntniß Gottes und der unsichtbaren Dinge nur durch Erforschung der sichtbaren Welt und der geringern Geschöpfe gelangen kann, so muß nothwendig bei jedem vernünftigen Unterricht dieselbe Methode befolgt werden. Sintemal nun nicht jede Nation Erfahrung und Ueberlieferung genug für alle Arten des Wissens darbietet, so lernen wir vorzugsweise die Sprachen derjenigen Völker, die zu irgend einer Zeit am eifrigsten nach Weisheit gestrebt haben, sodaß die Sprachen nur das Mittel sind, uns wissenswürdige Dinge zuzuführen. Und wenn daher ein Linguist sich rühmen sollte, alle Sprachen zu kennen, welche Babel in die Welt gekeilt hat, und er hat nicht eben sowol die Gegenstände selbst, als die Wörter und Wortformen studirt, so kann er nicht mehr für einen gelehrten Mann gelten, als irgend ein Bauer oder Handwerker, der nur in seiner Muttersprache bewandert ist."

„Daraus", fährt Milton fort, „lassen sich die vielen Irrthümer erkennen, welche das Studium im Allgemeinen so widerwärtig und fruchtlos machen; wir thun Unrecht, sieben oder acht Jahre damit zuzubringen, das bischen elendes Latein und Griechisch zusammenzuraffen, das man leicht und angenehm in einem einzigen Jahre gewinnen könnte." Als Ursachen dieses langsamen Fortschreitens führt er zuerst die häufigen Unterbrechungen der Studien durch lange Ferien und dann die verkehrte Methode an, Kinder von unentwickeltem Geiste zur Aus-

arbeitung von Aufsätzen, Versen und Reden zu zwingen, die ein reifes Urtheil, einen durch Erfahrung und Lecture bereicherten Geist, einen eleganten Stil und eine gewandte Dispositionsgabe voraussetzen. Solche Stoffe seien ungeeignet für Schuljungen; dadurch gewöhnten sie sich neben vielen andern Fehlern auch an die Barbarismen und Anglicismen, die ihre spätern Arbeiten so widerlich machten und die nur durch reiche und gute Lecture vermieden werden könnten. Darum schlägt er vor, sobald die Jugend die Elemente der Sprache fest im Gedächtniß habe, solle sie durch das Lesen irgend eines ausgewählten Buchs zur weitern Ausbildung derselben praktisch angeleitet werden, und dann bei zunehmender Reife und Fertigkeit mit der Sprache auch zugleich die Wissenschaften erlernen, wovon die zu lesenden Schriften handelten.

„Was ferner die Lehrmethode angeht, so halte ich es für einen alten Irrthum der Universitäten, der ihnen noch von der scholastischen Dummheit barbarischer Zeiten anklebt, daß sie die jungen, unreifen Zöglinge, statt sie in den leichtesten, der sinnlichen Anschauung zugänglichen Wissenschaften zu unterrichten, gleich anfangs in die geistigen Abstractionen der Logik und Metaphysik einführen, sodaß die Jungen, die erst die grammatischen Flachheiten und Schalheiten hinter sich haben und ohne Sinn und Verstand ein paar armselige Wörter in jämmerlicher Verbindung gelernt haben, nun plötzlich in eine ganz fremde Region versetzt werden, wo sie mit ihrem unfesten Geiste in die bodenlose und schwankende Tiefe der Controverse sich gestoßen und umhergetrieben sehen, sodaß sie großentheils die Studien, wo man sie mit

unverstandenen Worten und Phrasen täuscht, statt ihnen nützliche und angenehme Kenntnisse beizubringen, zu verachten und zu hassen anfangen; bis Armuth oder jugendlicher Leichtsinn sie vor der Zeit in verschiedene Bahnen treibt, wo sich dann die Einen, von Freunden beredet, entweder der ehrgeizigen Miethlings-Theologie widmen oder der unwissend-zelotischen Gottseligkeit ergeben; Andere sich von dem juristischen Handwerk anlocken lassen, dabei aber ihre Grundsätze nicht an der weisen und göttlichen Gerechtigkeit ausbilden, die sie nie kennen gelernt, sondern an unklaren Kunstausdrücken, und sich zugleich an der lockenden Aussicht auf die ergiebigen Sporteln und fetten Processe weiden; Andere widmen sich den Staatsgeschäften mit Seelen so baar jeder echten Tugend und edeln Gesinnung, daß sie Schmeichelei, Hofränke und tyrannische Maximen als höchste Weisheit ansehen und ihr verdorrtes Herz mit bewußtem oder erheucheltem Sklavensinn nähren. Andere endlich von einer mehr üppigen und frivolen Natur geben sich, da sie nichts Besseres wissen, den Freuden und Genüssen der Wollust hin und bringen ihre Tage in Festlichkeit und Schwelgerei zu. Diese Irrwege, diese Früchte stehen uns bevor, wenn wir, wie bisher, unsere erste Jugendzeit auf Schulen und Universitäten übel anwenden, sei es, daß wir bloße Worte lernen, sei es, daß wir uns Dinge einprägen, die wir besser missen würden."

„Ich will Sie nicht länger aufhalten mit der Darlegung Dessen, was wir nicht thun sollen, sondern Sie gerade auf die Anhöhe führen, wo ich Ihnen den rechten Pfad einer tugendhaften und edeln Erziehung zeigen werde, mühsam in der That beim ersten Ersteigen, aber

dann ſo ſanft, ſo grün, ſo voll göttlicher Ausſicht und melodiſcher Töne zur Seite, daß Orpheus' Harfe nicht entzückender war. Ich zweifle nicht, man wird mehr Mühe haben, unſere dümmſten und trägſten Jungen, unſere Stöcke und Klötze von dem unendlichen Verlangen nach ſolcher beglückenden Nahrung wegzutreiben, als jetzt unſere ausgezeichnetſten und hoffnungsvollſten Talente zu dieſem Eſelmahl von Diſteln und Strauchwerk zu ziehen und zu jagen, das ihnen als gewöhnliche Speiſe und Unterhaltung ihrer zarteſten und empfänglichſten Jahre vorgeſetzt wird."

Nach dieſer Einleitung geht Milton an die nähere Entwickelung ſeines Plans. Zuerſt verlangt er ein geräumiges Haus mit einem freien Grund, das als Akademie dienen und etwa 150 Schüler faſſen könne. Von dieſen ſollen immer ungefähr zwanzig zu einer Genoſſenſchaft unter der Führung und Aufſicht eines fähigen und ausgezeichneten Lehrers vereinigt werden. Dieſe Anſtalt ſoll zugleich Schule und Univerſität ſein, ſodaß für die allgemeinen Studien kein anderes Collegium erfoderlich wäre, ausgenommen eine beſondere Fachſchule für Jurisprudenz oder Medicin, um ſich für die Praxis auszubilden. Solche Anſtalten müßten in möglichſt großer Anzahl im ganzen Lande errichtet werden. Die Genoſſenſchaften ſollten ſich behufs ihrer militairiſchen Uebung, in eine Fußcompagnie oder auch hier und da in zwei Reiterſcharen vereinigen und ihre Zeit zwiſchen Studium, körperlicher Uebung und Mahlzeiten nebſt Erholung vertheilen.

Das Studium beginnt mit der Grammatik, wobei auch zugleich eine gute und deutliche Ausſprache, beſon-

ders der Vocale erzielt werden soll, in möglichster Annäherung an die italienische. „Denn wir Engländer, die wir zu weit nordwärts wohnen, öffnen in der kalten Luft unsern Mund nicht weit genug, um eine südliche Sprache graziös zu sprechen. Wir murmeln die Worte in uns hinein, sodaß das Lateinisch-Reden in einem englischen Munde sehr übel lautet." Um die Jugend in den nützlichsten Punkten der Grammatik zu üben und zugleich Liebe für Tugend und wahre Thätigkeit in ihr zu wecken, ehe die schmeichelnde Verführung oder die Eitelkeit sie erfaßt, sollte irgend ein leichtes und angenehmes Erziehungsbuch gelesen werden, deren die Griechen eine Menge haben, wie Cebes, Plutarch und einige Sokratische Gespräche. „In der lateinischen Literatur gibt es keine derartige Werke von classischer Autorität, mit Ausnahme der ersten Bücher des Quinctilian und einiger auserlesener Stellen in andern Schriftstellern."

Als Hauptziel bei dieser Unterrichtsstufe betrachtet Milton die feste moralische Grundlage. Darum soll die Lecture und die Erklärung so eingerichtet sein, „daß die Jugend an willigen Gehorsam gewöhnt, mit Eifer zum Lernen und mit Bewunderung für die Tugend erfüllt und mit der schönen Hoffnung genährt werde, einst als tapfere Männer, als würdige Patrioten zu leben, Gott wohlgefällig und ruhmvoll für alle Zeiten; daß sie verachten und verschmähen mögen alle kindischen und rohen Eigenschaften und sich ergötzen an männlichen und freien Uebungen. Zu allem dem sollen geschickte und wohlberedte Lehrer sie hinführen bald mit milden Zureden und freundlichen Ermahnungen, bald, wenn es Noth thut, mit Strenge, vor allem aber durch das eigene

gute Beiſpiel: ſo würden ſie in kurzem mit unglaublichem Eifer und Muth erfüllt und in ihrer jugendlichen Bruſt eine hochſtrebende und edle Glut entzündet werden, daß viele von ihnen ſich dermaleinſt als berühmte und fleckenloſe Männer zeigen würden." Zugleich möchten ſie in einer andern Stunde, die als Erholungsfriſt dienen könnte, in der Rechenkunſt und in den Elementen der Geometrie, gleichſam ſpielend, wie vor Alters, unterrichtet werden und am Abend würde man ihre Gedanken mit religiöſen Dingen und der bibliſchen Geſchichte beſchäftigen.

Auf dieſe Weiſe deutet er in großen Zügen an, wie bei zunehmender Reife die Jünglinge an der Hand der alten Claſſiker ſtufenweiſe in alle Wiſſenſchaften eingeführt werden könnten, ſodaß ſie nicht nur die antiken und einige der modernen Sprachen, namentlich die italieniſche, erlernen, ſondern auch mit Naturwiſſenſchaften, Mathematik, Philoſophie, Politik u. ſ. w. bekannt gemacht und zugleich ihr Geiſt durch die Kenntniß des Schönen in Kunſt und Poeſie geziert werden würde. Mit dem Leſen der Schriften von Cato, Columella, Varro u. a. könnte man zugleich einen praktiſchen Unterricht über Ackerbau und Bodencultur verbinden; aus Vitruvius, Mela, Celſus, Plinius, Solinus u. a. könnten die Elemente der Naturwiſſenſchaften, der Naturphiloſophie, der Aſtronomie, der Geographie, der Bau- und Befeſtigungskunſt und mehre Zweige der mathematiſchen Wiſſenſchaften erlernt und durch die Entdeckungen und Erfahrungen der Neuern weiter geführt werden. Dabei ſollte die Jugend in Verkehr treten mit Jägern und Fiſchern, mit Hirten und Gärtnern, mit Apothekern und Seeleuten, mit Architekten und Inge-

nieuren, um sich von ihnen auf praktische und empirische Weise in Allem, was in das Bereich ihres Wissens oder ihrer Kunst gehört, belehren zu lassen. Aus Plato und Xenophon, aus Cicero und Plutarch, aus den biblischen Schriften und dem Evangelium könnten die Lehren der menschlichen und christlichen Ethik geschöpft, die ewigen Gesetze des Rechts und der Tugend zur Erkenntniß gebracht und dabei aufs neue Liebe zum Guten und Haß zum Bösen eingeprägt werden. Die Ueberreste aus den Gesetzgebungen des Alterthums würden dazu noch manchen lehrreichen Beitrag liefern, und könnten als Uebergang zu der Staatskunde und zum Studium des Aristoteles dienen. Dabei müßte man der Jugend insbesondere Ursprung, Zweck und Ursachen des Staatsverbandes klar machen, „damit sie bei gefahrvollen Lagen des Gemeinwesens sich nicht gleich einem schwachen, schwankenden Rohr hin und her bewegen lassen und ein so unsicheres Gewissen zeigen, wie so manche große Räthe unserer Zeit, sondern daß sie als feste Säulen des Staats dastehen". An Sonntagen und in den Abendstunden sollten fortwährend die hohen Fragen der Theologie, sowie die Kirchengeschichte durchgenommen und die Schriften des Alten und Neuen Testaments im Urtext gelesen werden. Die großen Dichter des griechischen und römischen Alterthums könnten als die edelsten Muster und Vorbilder zur Bildung des poetischen Sinnes, des ästhetischen Gefühls und der Kunst- und Geschmackslehre dienen; die attischen und römischen Redner lieferten nicht nur die Gesetze und Regeln der Rhetorik, sondern auch zugleich so edle Beispiele einer schönen und vollendeten Beredtsamkeit, daß ganze Reden oder doch einzelne

Theile und Stellen derselben auswendig gelernt werden sollten, damit sich die künftigen Parlamentsglieder daran bilden möchten; endlich sollte die Logik, als die höchste Gattung der Philosophie, aus Plato, Aristoteles und andern Weltweisen gründlich gelehrt werden, damit in Schrift und Rede sich der helle Geist der neuen Bildung in seiner ganzen geordneten Schönheit zeige.

Ueber der Bildung des Geistes soll aber keineswegs der Körper eine Vernachlässigung erfahren. Eine oder anderthalb Stunden täglich müssen Waffenübungen aller Art stattfinden und die Glieder durch Ringen, Laufen und andere gymnastische Künste gestärkt und gewandt gemacht werden. Dabei sollen die Jünglinge zugleich an den Beispielen der Geschichte zur Tapferkeit, zum Muth und zur Mannhaftigkeit angefeuert werden, soi daß ein heroischer Sinn in ihnen entstehe, der jede Art von Feigheit hasse und verachte, und der sie antreibe, stets mit Muth und Entschlossenheit auf ihrem Posten zu stehen. Ihre militairischen Uebungen, zu denen sie durch ein plötzliches Sturmzeichen oder Losungswort aufgerufen würden, müßten sich über alle Theile der Kriegskunst, über alle Waffengattungen und über das ganze Feld- und Lagerleben ausdehnen, damit sie, wenn das Vaterland ihrer bedürfte, den Landestruppen als Führer dienen könnten. Bei günstiger Jahreszeit sollten größere Touren in die freie Natur oder auch kleine Fahrten und Ruderübungen auf Flüssen und zur See stattfinden, dabei aber immer das Hauptziel, geistige Ausbildung und körperliche Stärkung mittels praktischer Uebung und Erfahrung, in den Vordergrund treten.

Die Zeit unmittelbar vor und nach der Mahlzeit

möge dem Hören oder Lernen „der feierlichen und göttlichen Harmonien der Muſik und des Geſanges" gewidmet ſein. Während dieſer Zeit ſoll ſich der Geiſt erholen und ergötzen an den Productionen der heitern und edeln Tonkunſt, ſei es, daß ein geſchickter Organiſt ſeine ernſten und tiefſinnigen Töne in ſchwungvollen Fugen hören läßt, oder daß eine ganze Symphonie mit kunſtvollen und zarten Strichen ein ausgewähltes, gut eingeübtes Muſikſtück aufführt, oder daß die Flöte oder ein ſanftes Piano ſeine Geſänge religiöſen, kriegeriſchen oder geſelligen Inhalts begleite; denn Muſik und Geſang üben, nach der Meinung aller Weiſen und Propheten, eine große Gewalt auf Charakter und Sitten, indem ſie rohen Sinn und leidenſchaftliches Weſen umwandeln, beſänftigen und veredeln. Durch eine ſolche Erziehungsweiſe könnten wir die viel bewunderten Tugenden des Alterthums wieder zurückführen, die, verbunden mit der jetzt herrſchenden reinen Religion, das ganze Volk auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit führen würden. Dann bedürften wir keiner Pariſer Hofmeiſter, die durch elegante Dreſſur unſere Jünglinge zu Stutzern und Zieraffen heranbildeten.

Politiſche Schriften.

Areopagitica

Dieſe kleine Staatsſchrift gilt für Milton's Meiſterſtück in dieſer Gattung. Es iſt eine ſchon im Jahre

1644 an das Parlament gerichtete Staatsrede, worin die Presbyterianer, die damals das Uebergewicht hatten und die Intoleranz ihrer bischöflichen Widersacher nun auch ihrerseits gegen alle Andersdenkende nachzuahmen anfingen, aufs feierlichste ermahnt werden, die Freiheit der Presse nicht zu beschränken und den religiösen Ueberzeugungen keine Gewalt anzuthun. Der Parlamentsbeschluß, „daß fortan kein Buch, Pamphlet oder Blatt gedruckt werden dürfe, ohne vorher von der Censur-Commission geprüft und mit der erforderlichen «Licenz» versehen worden zu sein", war die Veranlassung zu dieser, durch Schönheit der Form wie durch Trefflichkeit und Gediegenheit des Inhalts ausgezeichneten Schrift, bei deren Abfassung Milton offenbar die altgriechischen Staatsreden eines Isokrates und Anderer vor Augen gehabt, daher auch hier mehr als in den übrigen Schriften rhetorische Färbung und attische Feinheit vorwaltet. Während Milton in seinen spätern Staatsschriften seine Widersacher und ihre Ansichten und Handlungen oft mit rücksichtsloser Strenge züchtigt, herrscht in dieser eine edle Urbanität, die um so angemessener erscheint, als zugleich die ganze Schrift durch den freisinnigen Standpunkt des Verfassers und die hochsinnige Tendenz den ergreifendsten Eindruck macht. Alles, was zum Nachtheil der Censur, des Preßzwangs und des Religionsdrucks, Alles, was zu Gunsten der Denk- und Glaubensfreiheit, der Rede- und Lehrfreiheit gesagt werden kann, findet man hier ausgesprochen oder angedeutet. Die edle, feurige Beredtsamkeit, die hier und da einen wahrhaft dichterischen Schwung, ja eine pathetische Kraft annimmt, ergreift das Herz des Lesers und reißt ihn mächtig fort,

weil sie aus einer freiheitbegeisterten Seele quillt und das edelste Gut der Menschheit verficht. Wenn irgendwo der alte Ausspruch pectus est, quod disertum facit, seine Anwendung findet, so ist es in dieser warmen Apologie der Geistesfreiheit.

Wollten wir die Stärke und Klarheit der Beweisführung und die echte Humanität und Großmuth der Gesinnung, die sich in der Schrift kund gibt, in ihrer ganzen Fülle anschaulich machen, so müßten wir dieselbe ihrem vollen Inhalte nach übersetzen; ein Unternehmen, das zwar keine vergeudete Mühe wäre, aber durch die uns gebotene Raumbegrenzung unausführbar ist.[12]) Wir müssen uns daher mit der Andeutung des Gedankenganges und mit wenigen bezeichnenden Stellen begnügen.

Nachdem Milton, ohne jedoch zu schmeicheln, die Verdienste und Einsicht des aus vaterländischen Männern bestehenden Parlaments gepriesen und die richtige Bemerkung gemacht, daß ein freies Staatswesen nie daran zu erkennen sei, daß keine Klagen sich erheben, — ein solcher Zustand könne bei der unvollkommenen Lage irdischer Dinge nicht eintreten — sondern darin, daß alle Beschwerden „willig angehört, gründlich erwogen und schleunig abgestellt werden", geht er auf die erwähnte Censurverordnung über und sucht durch Nachweisung ihrer Schädlichkeit deren Zurücknahme zu bewirken. Zu dem Ende bemüht er sich zuerst die Beschränkung und Ueberwachung der Presse durch Censurbehörden, Druckliceuzen (Imprimatur), Bücherverbote u. dergl. m. dadurch in ihrer ganzen Gehässigkeit darzustellen, daß er nachweist, wie die päpstliche Hierarchie dieselbe erfunden und die englische sie nachgeahmt habe.

„Ich leugne nicht, daß es in Kirche und Staat von der größten Wichtigkeit iſt, ein wachſames Auge über die Bücher wie über die Menſchen zu haben und ſie, gleich Uebelthätern, zu beſchränken, einzukerkern und hart zu beſtrafen; denn Bücher ſind nicht abſolut todte Dinge, ſondern enthalten Lebenskraft in ſich ſo wirkſam wie die Seele, aus der ſie entſproſſen ſind, ja ſie bewahren wie in einer Viole die reinſte Kraft und Weſenheit jenes lebendigen Geiſtes, der ſie erzeugte. Ich weiß, daß ſie von ſo mächtiger Lebens- und Productionskraft ſind wie jene fabelhaften Drachenzähne, aus deren Saat bewaffnete Männer entſtanden. Auf der andern Seite weiß ich aber auch, daß das unvorſichtige Tödten eines Buchs gleichkommt dem Todtſchlage eines Menſchen: wer einen Menſchen todtſchlägt, der tödtet ein vernünftiges Geſchöpf, Gottes Ebenbild; aber wer ein gutes Buch zerſtört, der tödtet die Vernunft ſelbſt, der tödtet Gottes Ebenbild gleichſam im Auge. Wir müſſen alſo bei der Verfolgung dieſes koſtbarſten Theils des Menſchenlebens mit Vorſicht zu Werke gehen, um nicht einen Todtſchlag zu begehen, oder ein Märtyrerthum zu ſchaffen, oder gar eine Schlacht zu liefern, die nicht das zeitliche Leben enden, nein, die die geiſtige Quinteſſenz des Daſeins, die den Hauch der Vernunft ſelbſt zerſtören, die mehr die Unſterblichkeit als das Leben vernichten würde.“ Mit dieſen Worten leitet Milton den erſten Angriffspunkt gegen die Parlamentsverordnung ein. Er weiſt darin nach, daß in den alten Culturſtaaten die Erzeugniſſe des Geiſtes ſtets mit vieler Liberalität behandelt worden, daß in Athen nur zwei Gattungen von Schriften, ſolche, die gottesläſterlichen oder atheiſtiſchen

Inhalts gewesen, und solche, die persönliche Schmähungen und Verleumdungen enthalten hätten, von der Obrigkeit verfolgt worden seien, daß in Rom die anfangs von Cato und andern Verfechtern des Altherkömmlichen geübte Strenge bald den humanern Ansichten der Scipionen und ihrer Gesinnungsgenossen hätte weichen müssen, und sucht dann die Ansicht zu begründen, daß geistige Freiheit und Liberalität gegen die Erzeugnisse der Literatur stets mit der allgemeinen Blüte, Geisteszwang, Censurdruck und Bücherverbote dagegen immer mit dem Verfall und Untergange der Staaten verbunden gewesen. Sodann geht Milton auf die Kirche über und weist nach, daß unter der Herrschaft der christlichen Kaiser, als den allgemeinen Concilien noch gesetzgebende Gewalt innegewohnt, heidnische und häretische Bücher erst dann verdammt und den christlichen Lehrern untersagt worden, wenn ein Synodalbeschluß deren Schädlichkeit und Irrthümlichkeit dargethan; daß mit dem zunehmenden Absolutismus des Papstthums auch die Ueberwachung aller wissenschaftlichen und literarischen Erscheinungen zugenommen, bis endlich, in Folge der wachsenden Opposition in der Kirche selbst, ganze Gattungen von Schriften verboten und Prohibitivmaßregeln gegen die Verbreitung und Bekanntmachung neuer dem herrschenden Kirchensystem feindseliger Werke ergriffen worden seien, wie Paolo Sarpi, „der große Entlarver des Tridentiner Concils", klar dargethan habe. Die gegen die Verbreitung der Reformationsideen in Spanien und Italien errichtete Inquisition habe dann durch Index und Censur den Geist unter Schloß und Riegel gelegt. Von der Zeit an sei der Druck einer Schrift erst gestattet worden,

wenn die zu deren Prüfung aufgestellte doppelte Commission ihr „Imprimatur" unter das Manuscript gesetzt; und diese Einrichtung habe die romanisirenden englischen Bischöfe so bezaubert, daß sie die ganze Einrichtung nebst dem fremden Ausdrucke „Imprimatur" in „äffischer Nachahmung" von der päpstlichen Hierarchie entlehnt hätten. Dieser Schergendienst der anglikanischen Geistlichkeit gegen die Erzeugnisse des Geistes habe die bischöfliche Kirche in England in den Augen des Volks mehr als alles Andere herabgesetzt und verhaßt gemacht; welches Urtheil würde nun das Parlament sich zuziehen, wenn es dieses von der päpstlichen Zwingherrschaft erfundene, von den englischen Prälaten nachgeahmte Prohibitivsystem nun seinerseits wieder von den Widersachern entlehnte und so den Haß von diesen auf sich zöge? Mit Recht würde man es einer großen Inconsequenz zeihen und seinen Sieg nicht als einen Sieg der Freiheit über geistigen Despotismus, sondern als den momentanen Triumph einer intoleranten Partei über die andere ansehen. Der große Freiheitskampf, auf den die Blicke von ganz Europa gerichtet wären, würde von seiner Glorie verlieren und zu einem bloßen Parteikrieg herabsinken, aus dem der Menschheit kein höheres Gut erstehen könne.

Den zweiten Theil seiner Beweisführung beginnt Milton mit der Behauptung, daß die aus der Literatur gewonnene Bildung der Tugend und Frömmigkeit mehr nütze als schade. Zum Beweis, daß man selbst aus den Schriften der Feinde nützliche Belehrung schöpfen könne und dieselben folglich lesen müsse, beruft er sich auf Moses, Daniel und Paulus, die ihre Bildung großentheils aus ägyptischen, chaldäischen und griechischen

Werken geschöpft hätten, wie denn der Letztere in seinen Episteln Aussprüche von drei griechischen Dichtern anführe. Darum habe auch Kaiser Julian, der ärgste Christenfeind, seinen christlichen Unterthanen das Studium der heidnischen Literatur untersagt, ein neuer Beweis, daß die äußersten Richtungen stets zusammentreffen. Und wahrlich keine festere Schranke hätte gegen die Verbreitung des Christenthums aufgestellt werden können, als wenn man die Bekenner desselben von der griechischen Bildung ausgeschlossen und zur Unwissenheit verdammt hätte. Gerade darin bestehe der Vorzug des Christen, daß ihm die zeitlichen Güter gleich den Heiden verliehen seien, daß er sie aber nur mit Beziehung auf Christus benutze und genieße, daß der christliche Geist als die höhere Idee allem irdischen Denken und Thun aufgeprägt sei. In den Aussprüchen des Apostels: „Alles ist Euer, ihr aber seid Christi", „Prüfet Alles und das Gute behaltet", „Dem Reinen ist Alles rein", sieht Milton die Richtschnur für das Verhalten des Christen gegenüber den Gütern dieser Erde, und wenn er zur Bekräftigung der Ansicht, daß alle Meinungen, wahre wie falsche, wenn man nur nicht durch Verhinderung der Prüfung und Widerlegung ihre naturgemäße Wirkung störe, der Wahrheit zum endlichen Siege dienen müßten, sich auf den gelehrten Puritaner Selden beruft, so ist dies ein Beweis, daß diese als Fanatiker verschrienen Independenten einen weit freiern und großartigern Gesichtspunkt hatten und eine viel edlere und erhabenere Gesinnung in sich trugen als die Presbyterianer mit ihrem begrenzten, engherzigen Partei- und Sektengeist. Während diese aller Menschen- und Chri-

ſtenbildung die ſpecifiſch-presbyterianiſche Form und Prägung geben wollten, weiſt Milton nach, daß dem menſchlichen Organismus eine Mannichfaltigkeit der körperlichen wie der geiſtigen Nahrung nothwendig ſei. Da ſeit Adam's Sündenfall Böſes und Gutes in dieſer Welt unzertrennlich verbunden wäre, ſo müſſe der Menſch durch die chriſtliche Erziehung in Stand geſetzt werden, beide zu erkennen und das Gute zu ergreifen. Die unbewußte Tugend, die auf der Unkenntniß des Böſen beruhe, ſei wenig werth. „Der Menſch kommt nicht rein und unſchuldig, ſondern vielmehr unrein in die Welt; was ihn rein macht, iſt Prüfung und die Prüfung geſchieht am Entgegengeſetzten. Die Tugend alſo, die nur ein Neuling iſt in der Betrachtung des Uebels und nicht den Reiz Deſſen kennt, was das Laſter ſeinen Anhängern verſpricht und es dennoch verwirft, iſt nur eine weiße, nicht eine reine Tugend."

Nachdem Milton auf ſolche Weiſe nachgewieſen, daß der Chriſt zu ſeiner Erziehung und Bildung aus dem vollen Schatze der geiſtigen Erzeugniſſe ſchöpfen müſſe, ſucht er die Nachtheile aller Prohibitivmaßregeln und die Unmöglichkeit einer vollſtändigen Durchführung derſelben darzuthun. Eine Regierung, die durch Geſetze allem Uebel abzuhelfen und vorzubeugen ſucht, behandelt ein Volk wie unreife Kinder; ſie überläßt nichts dem moraliſchen Einfluß der Lehre und Ermahnung, nichts dem eigenen Urtheil des Menſchen. Und wo iſt die Grenze? Will man alle Bücher entfernen, aus denen der Leſer etwas Böſes lernen könne, ſo muß man zuerſt mit der Bibel ſelbſt anfangen; denn in ihr ſind viele ſchlimme Thaten und viele Gottloſigkeiten enthalten. Man muß auch in dieſem Punkt die

päpſtliche Zwingherrſchaft nachahmen, die ganz folgerichtig die Heilige Schrift den Händen ihrer Bekenner entziehe. Und wird denn das Böſe nur aus Büchern gelernt? Sind nicht auch Geſänge, Muſik, Trinkgelage, Geſpräche, ja die Kleidertracht die Quelle vieler Uebel und Unſittlichkeiten? Sollen darum auch Commiſſionen ernannt werden, welche die Volkslieder und die Balladen der Bänkelſänger prüfen, ſollen ſie die Lauten, die Cithern, die Violinen unterſuchen, daß nicht eine verbotene Sehnſucht, eine lüſterne Regung geweckt werde? Sollen ſie die Arien und Liebeslieder unter den Fenſtern und Balconen überwachen und den ländlichen Tänzen um den Maibaum beiwohnen und des Dorffiedlers Tönen lauſchen? Sollen Commiſſaire die Wirthshäuſer durchſuchen und den Scherzen und dem Muthwillen der Zecher ſteuern? ſoll eine Modecommiſſion die Kleidertracht beſtimmen und Geſetze den Unfolgſamen Strafe auflegen? Solche Geſetze würden uns ſchlaff und lächerlich machen und doch nichts helfen. Nicht dadurch wird unſere Lage gebeſſert, daß wir durch Geſetze utopiſche Zuſtände herbeizuführen trachten, ſondern dadurch, daß wir ſuchen dieſe Welt voll Uebel und Unvollkommenheit, in welche uns Gott geſetzt hat, ſo weiſe als möglich einzurichten, und daß wir eine gute Erziehung zur Tugend und Religion als das echte Band der Staaten, als die Säulen und Träger der Geſetzgebung aufſtellen. „Sicherlich iſt Strafloſigkeit und ſchlaffe Nachſicht das Verderben eines Staats, aber darin beſteht die große Regierungskunſt, zu unterſcheiden, wo Zwang und Strafe am Platz iſt und wo die bloße Vermahnung wirken ſoll.“

Hierauf folgt eine prächtige Stelle über den freien

Willen des Menschen. „Viele klagen die göttliche Vorsehung an, daß sie Adam's Sündenfall zugelassen. Thörichte Zungen! Als ihm Gott die Vernunft verlieh, gab er ihm die Freiheit der Wahl. — Wir können einen gezwungenen Gehorsam, eine gezwungene Liebe, ein gezwungenes Geschenk nicht achten; Gott schuf den Menschen frei und gab ihm die Erkenntniß des Guten und Bösen, in seiner Wahl nun besteht sein Verdienst, sein Recht auf Belohnung; das Lob seiner Enthaltsamkeit. Hat nicht darum Gott in uns die Triebe und um uns die Freuden geschaffen, daß diese in die richtige Harmonie gesetzt, die wesentlichen Bestandtheile der Tugend seien? Die sind ungeschickte Beurtheiler menschlicher Dinge, die da meinen, sie könnten die Sünde entfernen, wenn sie das Object der Sünde wegräumen. Man entziehe einem Habgierigen alle seine Schätze, die Habgier wird ihm darum doch bleiben." — „Und gesetzt, wir könnten durch solche Mittel die Sünde vertreiben, vertreiben wir damit nicht auch zugleich die Tugend? Das Object ist für beide dasselbe, wird es dem Einen entzogen, so entgeht es auch dem Andern." — „Ein Gesetz, das Dingen Gewalt anthut, die ebenso leicht eine gute als eine schlimme Wirkung haben können, ist ein leichtfertiges Gesetz. Und hätte ich zu wählen, ich würde ein Gran freigewählter Tugend einer Masse durch Zwang verhinderten Uebels vorziehen. Denn Gott legt mehr Werth darauf, daß ein einziger Tugendhafter durch sich selbst wachse und gedeihe, als daß zehn Lasterhafte abgehalten werden."

Daß die Censur, daß Preß- und Bücherzwang ein Volk weder religiöser noch sittlicher machen, beweisen

Spanien und Italien. Aber so zweifelhaft und unsicher die Vortheile eines solchen Zwanges sind, so augenfällig und offenkundig sind die Nachtheile. Ist es nicht eine schmachvolle Anmaßung, daß einige wenige Männer sich allein die Befähigung zutrauen, zu beurtheilen, was der Menschheit fromme oder nachtheilig sei? Und welcher Mann von Ehre wird seine Ansichten und Ideen erst durch den Stempel der Censurcommissaire gebilligt sehen wollen? Wo sollen diese Leute die Zeit hernehmen, Alles zu prüfen? Besitzen sie jene vielseitigen Kenntnisse und jenen hohen Bildungsgrad, die zur Beurtheilung und Würdigung von Werken erforderlich sind, in denen vielleicht ein bedeutender Geist seine originellen Ansichten niedergelegt hat? Denn wie oft haben nicht die großartigsten Ideen mit den Vorurtheilen der Zeit und der beschränkten Einsicht der Menschen zu kämpfen gehabt? Und wie entehrend für eine Nation und insonderheit für den gebildeten Theil derselben ist das durch eine solche Einrichtung ausgesprochene Mistrauen in die Urtheilsfähigkeit, Einsicht und Verstandesreife des Volkes? Wahrlich Englands Ehre verträgt eine solche Herabwürdigung nicht! „Als ich einst in Italien den berühmten Galileo in seinem Alter besuchte, der ein Gefangener der Inquisition gewesen, weil er es wagte in der Astronomie anders zu denken als die zu seinen Censoren aufgestellten Dominicaner und Franciscaner, da nahm ich es als eine Vorbedeutung der künftigen Glückseligkeit meines Vaterlandes (obschon ich wußte, daß es damals am stärksten unter dem Prälatenjoch seufzte), daß andere Völker eine so hohe Meinung von dessen Freiheit hatten. Und doch hatte ich noch keine Ahnung

davon, daß bereits ſolche Ehrenmänner die Luft der Heimat athmeten, die mit der Fahne der Befreiung vorangehen würden." Aber gerade darum, fügt Milton hinzu, halte er es für ſeine Pflicht, ſie bei Zeiten vor der verderblichen Bahn zu warnen und ſie mit der öffentlichen Meinung vertraut zu machen. Dieſe aber ergehe ſich in Murren über das neue geiſtliche Joch, über die zweite Tyrannei; und äußere ſich ſehr unwillig, daß die Leute, die noch vor kurzem unter der biſchöflichen Zwingherrſchaft gelitten hätten und kaum zu einer Dorfkanzel zugelaſſen worden wären, nun denſelben Geiſtesdruck übten, nun die freie Rede und Schrift eben ſo zügeln und beſchränken wollten, wie ihre Vorgänger. „Wer gleich ſo in Furcht geräth vor einem uncenſirten Pamphlet, der wird nach einiger Zeit vor jedem Conventikel erzittern, und wieder nach einiger Zeit jede chriſtliche Verſammlung als Conventikel bezeichnen."

Nachdem Milton auf ſolche Art die Schädlichkeit der Parlamentsverordnung nachgewieſen, richtet er noch einige ernſte Reden voll trefflicher Bemerkungen an die Vertreter der Nation, worin er die Nachtheile der religiöſen und geiſtigen Trägheit ſchildert, die Vorzüge eines lebendigen, in ſteter Thätigkeit gehaltenen Glaubens hervorhebt, die Verſchiedenheit der Religionsbekenntniſſe als nützlich darſtellt und die Tugend der Toleranz preiſt. Auch in dieſem Abſchnitte ſind viele goldene Lehren enthalten und die Perlen echter Humanität leuchten allenthalben hervor.

„Uebung und Bewegung hält ebenſo den Glauben und die Erkenntniß wie die Glieder und den Körper in Geſundheit. Die Wahrheit wird in der Heiligen Schrift

einem fließenden Brunnen verglichen; wenn ſein Waſſer nicht in beſtändigem regelmäßigen Laufe dahinfließt, ſo verwandelt es ſich in einen ſchmuzigen Sumpf von Einförmigkeit und Tradition. Wenn Jemand nur darum Dies und Jenes glaubt, weil ſein Paſtor es ſagt oder die Synode ſo beſchloſſen hat, ohne anderweitige Gründe, ſo iſt ſein Glaube, auch wenn er wahr iſt, doch in Beziehung auf die echte Wahrheit eine Häreſie. Es gibt keine Laſt, die der Menſch lieber einem Andern aufbürdet als die Sorge und Pflege ſeiner Religion." Daß dieſer Ausſpruch nicht nur bei Katholiken, ſondern auch bei Proteſtanten ſeine volle Geltung finde, weiſt dann Milton in einzelnen Beiſpielen nach. Von ſolchen Leuten, die ihre ganze Lebenszeit nur zwiſchen Geſchäften und Vergnügungen theilen, halten ſich die Einen einen Gewiſſensrath als Hausfreund, dem ſie ihren Glauben und ihre religiöſen Pflichten in ähnlicher Weiſe anvertrauen wie einem zuverläſſigen Gehülfen einen Zweig des Geſchäftes; die Andern halten ſich an die vorgeſchriebenen Formen und Kirchenſatzungen mit derſelben Pünktlichkeit wie an die Steuer- und Zollverordnungen; Beide ohne alle eigene Anſtrengung, Nachdenken und Mühe. Ebenſo geiſtesträge ſei auch der größte Theil der Geiſtlichkeit aller Confeſſionen, indem ſie ihre gottesdienſtlichen Functionen, ihre Liturgie und ihre Predigten in vorgeſchriebener Ordnung, in herkömmlichem Schlendrian und nach gedruckten Hülfsmitteln abhielten. Das ſei nicht das Forſchen nach Wahrheit, das dem Chriſten obliege, wie aus folgender Parabel hervorgehe: „Die Wahrheit kam einſt in die Welt mit ihrem göttlichen Meiſter und war eine vollkommene Geſtalt von herrlichem Anblick; aber

als der Meister gen Himmel fuhr und seine Apostel eingeschlafen waren, da stand auf eine gottlose Rotte von Betrügern, die, wie der ägyptische Typhon und seine Verschworenen den guten Osiris, die jungfräuliche Wahrheit gefangen nahmen, ihre liebliche Gestalt in tausend Stücke zerhackten und diese nach allen vier Winden zerstreuten. Von der Zeit an wanderten die Freunde der Wahrheit, so viele sich zeigen durften, allenthalben umher, um gleich der Isis, die den zerstückelten Leichnam des Osiris suchte, die einzelnen, zerstreuten Glieder zu sammeln. Wir haben sie noch nicht alle gefunden, meine Lords und Gemeinen! und wir werden sie auch nicht vor des Meisters zweiter Ankunft finden; er erst wird jedes Glied und Theilchen zusammenbringen und sie zu einer unsterblichen Gestalt von Lieblichkeit und Vollkommenheit formen. Gestattet nicht, daß diese Prohibitivgesetze sich an jedem günstigen Orte aufstellen, um Diejenigen zu stören und zu hemmen, die ohne Aufhören suchen wollen, die nicht ermüden dem zerrissenen Leibe unserer heiligen Märtyrerin die letzte Ehre zu erweisen."

Diese Theile der zerstückelten Wahrheit müssen auf verschiedenen Wegen gesucht werden, und Diejenigen, die blos ihren Weg als den rechten vorschreiben, sind die eigentlichen Sektenstifter und Schismatiker. „Immer Dasjenige suchen, was wir noch nicht wissen, mit Hülfe Dessen, was wir bereits kennen, immer Wahrheit an Wahrheit reihen, wie wir sie finden (denn ihr ganzer Leib ist gleichartig und proportionirt), das ist die goldene Regel in der Theologie, wie in der Mathematik und bringt die beste Harmonie in der Kirche hervor; nicht die gezwungene äußere Union kalter, gleichgültiger und

zerrissener Gemüther." — „Wie beim äußern Tempelbau verschiedene Werkleute erfoderlich sind, die Einen um Steine zu brechen, die Andern um den Marmor zu schleifen, die Andern um die Cedern zu fällen, so müssen auch beim innern Tempelbau verschiedene Parteien, Sekten und Genossenschaften bestehen, und wie dort durch die kunstvolle Verbindung und Zusammenfügung verschiedenartiger Materialien ein symmetrischer Bau emporsteigt, so kann auch hier die Vereinigung verschiedener Meinungen und brüderlicher Unähnlichkeiten, sofern sie nicht allzu weit auseinander gehen, nur dazu beitragen, das geistige Tempelgebäude schöner und mannichfaltiger und doch harmonisch zu machen." — „Laßt uns jetzt, wo die Reform der Reformation bewerkstelligt werden soll, besonnene Bauleute sein in dem geistigen Tempelbau. Denn jetzt scheint die Zeit zu nahen, wo Moses, der große Prophet freudig vom Himmel herab jenen seinen denkwürdigen und glorreichen Wunsch erfüllt sehen mag, daß nicht nur unsere siebenzig Aeltesten, sondern daß das ganze Volk des Herrn Propheten geworden sind. Mögen auch immerhin einige Männer, und vielleicht sogar gute Männer, aber, wie Josua damals, noch neu in der Güte, darüber bestürzt werden und sie um die Gabe beneiden. Ihre Schwäche erfüllt sie mit der Angst, daß diese Spaltungen und Trennungen uns verderben möchten. Der Feind frohlockt und wartet auf seine Stunde. Wenn sie sich verzweigt haben werden, sagt er, in Parteien und Fractionen, dann wird unsere Zeit kommen. Der Thor! Er sieht nicht die feste Wurzel, aus welcher alle emporwachsen, wenn auch in verschiedenen Zweigen, und er wird es nicht eher gewahr werden, bis er sieht, wie

unſere wenig getrennten Fähnlein ſeine ſchlecht vereinigte und zuchtloſe Heerſchar in allen Richtungen durchbrechen." Und daß dies ſicher geſchehen wird, dafür bürgt ihm der Geiſt des Volks. „Mir däucht, ich ſehe im Geiſte eine edle und mächtige Nation ſich gleich einem ſtarken Manne aus dem Schlafe erheben und ihr unüberwindliches Haupt ſchütteln: mir däucht, ich ſehe ſie gleich einem Adler ihre mächtige Jugend zum Flug gewöhnen und die geblendeten Augen ſtärken an den Strahlen der vollen Mittagsſonne, reinigend und läuternd ihr lange misbrauchtes Geſicht an dem Brunnen der himmliſchen Klarheit, während der ganze Schwarm furchtſam geſcharter Vögel und Dämmerungsgeſchöpfe umherflattert, erſtaunt über die ungewohnte Erſcheinung, und mit Neid erfülltem Geſchrei ein Jahr voll Sekten und Spaltungen weisſagt." Ja, das Parlament ſelbſt, obſchon es jetzt in einer unglücklichen Stunde die Cenſurverordnung erlaſſen, iſt ihm Bürge, daß die Freiheit, die es der Nation erkämpft und erworben, und die es als ſeine eigene Mutter ehren und beſchützen müſſe, nicht gefährdet werde. „Wir haben die Freiheit und die darauf beruhende Wißbegierde und Forſchungstrieb durch Euere Thatkraft erhalten; ihr könnt uns nicht wieder zu der alten Finſterniß und Knechtſchaft zurückführen, wenn ihr nicht zuvor ſelbſt wieder ſo deſpotiſch, willkürlich und tyranniſch werdet, wie Diejenigen waren, von denen ihr uns erlöſet habt." Und um das Ehrgefühl der Presbyterianer noch mehr anzuregen, führt er ihnen die Worte des geachteten Lord Brooke zu Gemüthe, worin er ſie ermahnt „Geduld und Toleranz zu üben gegen alle jene Chriſten, die einen reinen Wandel führten und Gott nach

den Vorschriften ihres Gewissens verehrten, wenn auch ihre Ansichten in etwas verschieden wären."

Diese Toleranz ist Alles, was er zur Förderung der Wahrheit verlangt. „Die Stärke der Wahrheit grenzt an Allmacht, sie bedarf zu ihrem Siege keiner künstlichen Mittel; man gebe ihr nur Raum, und binde sie nicht im Schlaf, denn dann spricht sie nicht wahr (im Gegensatz zum alten Proteus, der nur gefangen und gebunden Orakel ertheilte), sondern nimmt alle mögliche Gestalten, mit Ausnahme der eigenen an, oder richtet ihre Sprache nach der Zeit, wie Micha that vor Ahab." — „Wie viele Dinge könnten ruhig ertragen werden", heißt es weiter unten, „und dem Gewissen anheimgegeben, hätten wir nur Liebe untereinander und wäre nicht das gegenseitige Richten das stärkste Bollwerk unserer Heuchelei. Ich fürchte, jenes eiserne Joch äußerer Conformität hat unsern Nacken das Brandmal der Sklaverei aufgedrückt; das Gespenst eines farbigen Chorrocks verfolgt uns noch." Mit Recht sieht Milton in diesem Festhalten an bestimmten Formen und Formeln eine Rückkehr zu der alten starren Conformität, zu dem todten und eisigen Zustand einer zusammengefrorenen Masse von „Holz, Heu und Stoppeln".

Zeigt sich Milton in den obigen Sätzen als unbedingten Verfechter der Religionsfreiheit, selbst wenn sie unvermeidliche Uebelstände in ihrem Gefolge habe, so müssen wir billig erstaunen, daß ein so freier und vorurtheilsloser Geist doch hinsichtlich der römisch-katholischen Kirche das Kind seiner Zeit war. Während er den schönen Gedanken ausspricht, daß, da man nicht erwarten dürfe, daß in einer Kirche Alles „Gold, Silber und

Edelgeſtein" wäre, und man nicht immer den Weizen vom Unkraut ſondern könne, es beſſer ſei, daß gegen Viele Toleranz als gegen Alle Zwang geübt werde, will er doch nichts von einer Duldung des „Papſtthums und des offenen Aberglaubens" wiſſen, ſondern hält es für Recht, daß, „da ſie alle Religionen und Obrigkeiten vernichte, auch ihrerſeits vernichtet werde, vorausgeſetzt jedoch, daß zuvor alle Mittel der Liebe und Barmherzigkeit verſucht wurden, um die Schwachen und Verführten zu bekehren und zu gewinnen!"

Iſt dieſe kurze Bemerkung Milton's wahre Anſicht, ſo bildet ſie einen Flecken in dem edeln Charakter dieſes hochſinnigen Mannes und einen häßlichen Strich in dem ſchönen Kunſtwerk, das wir bisher beſprochen haben. Dieſer harte Ausſpruch wäre ein neuer Beweis, wie fern noch das 17. Jahrhundert dem Begriffe allgemeiner Religionsfreiheit ſtand, und wie jede Kirchenpartei für ſich allein den Vorzug der ausſchließlichen Rechtgläubigkeit in Anſpruch nahm und in der Verfolgung des Andersgläubigen ein Werk der Frömmigkeit erblickte. Auch Milton dringt zunächſt nur auf Duldung des Gleichartigen; das feindlich Widerſtrebende will auch er ausrotten. Und während er für alle die loſen Geiſter, die in der „ſtarken und heilſamen Erſchütterung eines Reiches" „aufeinanderplatzen", einen freien Tummelplatz in Anſpruch nimmt und den endlichen Sieg der Wahrheit von Gottes unſichtbarer Waltung mit Zuverſicht erwartet, kennt ſein Haß gegen den „papiſtiſchen Aberglauben" und das „anglikaniſche Prälatenthum" keine Grenzen. Von deutſchen Humanitätsideen waren dieſe Puritaner weit entfernt, aber zum ſiegreichen Kampfe gegen mäch-

tige Widersacher gehört nothwendig eine scharfe Grenzlinie des Für und Wider, des Verwandten und Feindlichen. Milton zog diese Grenzlinie mit sicherm Auge und fester Hand; aber während er mit gründlichem und unversöhnlichem Haß die gegnerische Partei verfolgte, verlangte er, daß man im eigenen Heerlager Denkfreiheit gestatte und eine liberale Fahne aufpflanze. Da sie in dem einen großen Ziel — Bekämpfung des kirchlichen und religiösen Despotismus einig seien, so dürfe man nicht durch engherzigen Geistesdruck und Gewissenszwang den gemeinsamen Zweck verrücken oder entweihen.

(Die zweite Abtheilung dieses Aufsatzes im nächsten Jahrgang.)

Anmerkungen.

1) Wenn Schiller in der Maria Stuart die Eliſabeth ſagen läßt:

— Mein Volk mag wählen,
Ich geb' ihm ſeine Majeſtät zurück;

ſo ſpricht ſie ganz in Milton's Geiſt.

2) Am 9. Dec. 1608.

3) Alle dieſe Schriften werden weiter unten ihrem Inhalt und ihrem Zuſammenhange nach beſprochen.

4) Milton's erſte Frau war bald nach der Hochzeit in das älterliche Haus zurückgekehrt und war trotz der wiederholten Mahnungen ihres Gatten ein ganzes Jahr dort geblieben. Sie und ihre Familie waren royaliſtiſch geſinnt. Als er ſchon mit dem Gedanken an eine Scheidung umging, trat eine Sinnesänderung bei ihr ein. Als ſich Milton eines Tages mit einem Verwandten in St.-Martins-Lane, den er oft beſuchte, unterhielt, wurde auf einmal die Thüre eines anſtoßenden Zimmers geöffnet; er ſah ſeine reuevolle Gattin, die ſich ihm zu Füßen warf und ihn um Vergebung anflehte. Er vergab ihr und nahm ſie wieder auf. Dieſe Scene hat vermuthlich den Dichter zu jener Schilderung im „Verlorenen Paradies" geführt (Geſang X), wo Eva den Adam um Friede und Vergebung bittet.

5) Die weiter unten angeführte Schrift: „Ueber die Stellung der Könige und Obrigkeiten."

6) Zu den bedeutenden Männern, deren Achtung und Freundſchaft ſich Milton durch ſeine Vertheidigungsſchrift erworben, gehörte auch der Athener Leonhard Philaras, der ſich als Ge-

sandter des Herzogs von Parma am französischen Hof befand. Er schickte dem Dichter sein Bildniß nebst einem verbindlichen Brief, worin er den Wunsch aussprach, mit ihm in freundschaftliche Verhältnisse zu kommen. Milton's Antwort ist so fein und zierlich abgefaßt, daß man an die italienischen Humanisten des 16. Jahrhunderts dabei erinnert wird. Da der Brief auch noch ein anderes als blos formales Interesse hat, so wollen wir einen Theil desselben hier beifügen. Nachdem er ihm für sein werthvolles Geschenk gedankt und ihm die Versicherung gegeben, daß er den Beifall eines durch Geburt, Stellung und Eigenschaften so hervorragenden Mannes vor Allen andern schätze, fährt er fort: „Wenn Alexander der Große mitten unter seinen kriegerischen Unternehmungen gestand, daß er sich allen diesen Beschwerden aussetze, nur um das Lob der Athenienser zu erwerben, so kann ich mich in der That glücklich schätzen und es für die höchste Ehre halten, von einem Manne so gelobt zu werden, in welchem das Genie und die Tugend der alten Athenienser, nach einem so langen Zwischenraum, wieder aufzuleben und aufs neue zu blühen scheinen. Da ihre Stadt viele der beredtesten Männer hervorgebracht hat, so gestehe ich es sehr gern, daß ich alle meine Fortschritte in den Wissenschaften hauptsächlich dem langen und unermüdeten Studium ihrer Werke verdanke. Hätte ich von ihnen eine so kraftvolle Beredtsamkeit gelernt, die mich in den Stand setzte, unsere Flotten und Armeen zu bewegen, daß sie Griechenland, den ursprünglichen Sitz der Beredtsamkeit, von der türkischen Tyrannei befreiten (eine glänzende Unternehmung, für welche sie beinahe unsere Hülfe anzuflehen schienen), so würde ich gewiß thun, was alsdann der erste Gegenstand meiner Wünsche wäre; denn was sahen die tapfersten und beredtesten Männer des Alterthums für rühmlicher und ihrer selbst würdiger an, als durch hinreißende Beredtsamkeit und kühne Thaten die Griechen frei und zu ihren eigenen Gesetzgebern zu machen?" Er schließt seinen Brief mit der richtigen Bemerkung, es sei „zuerst nöthig, in den Gemüthern der neuern Griechen den Geist und die Tugenden ihrer Vorfahren zu erwecken", und setzt auf eine verbindliche Weise hinzu, „wenn dieses durch irgend Jemand geschehen

könne, so dürfe man es vorzüglich von dem patriotischen Enthusiasmus und der Erfahrung seines vortrefflichen Freundes in Kriegs- und Staatsangelegenheiten erwarten." Dieser Brief ist vom Brachmonat 1652 datirt. Schon zwei Jahre vorher hatte Milton in dem „Iconoclast" denselben Wunsch ausgesprochen in der pikanten Bemerkung: „das Parlament habe dem König Karl gleich nach seiner Thronbesteigung mehr Geld bewilligt als zur Befreiung Moreas vom Joche der Türken erfoderlich gewesen." Milton wurde bald nachher durch einen Besuch dieses edeln Athenienfers erfreut, welcher einen so zärtlichen Antheil an der Blindheit seines Freundes nahm, daß er bei seiner Rückkehr nach Paris über diesen Gegenstand an ihn schrieb. Die folgende Antwort Milton's enthält die besondern Umstände seiner Augenkrankheit und zeigt zugleich, mit was für einem großen, heitern Muth er dieselbe ertrug.

An Leonhard Philaras.

„Da ich von meiner Kindheit an (wenn je irgend ein Sterblicher) besondere Achtung und Liebe für den griechischen Namen und vorzüglich für Ihre Vaterstadt Athen empfand, so war ich immer überzeugt, daß mir einst diese Stadt mein Wohlwollen gegen sie auf eine ausgezeichnete Weise vergelten würde; und der alte Genius Ihres edeln Vaterlandes hat nicht unterlassen, meine Ahnung zu erfüllen; er gab mir an Ihnen einen athenienfischen, mir auf das zärtlichste ergebenen Bruder. Obschon ich Ihnen nur aus meinen Schriften bekannt, und obschon Ihr Aufenthalt weit von dem meinigen entfernt war, so schrieben Sie mir doch zuerst in den verbindlichsten Ausdrücken und kamen nachher unerwartet nach London, besuchten einen Fremden, der Sie nicht sehen konnte, und setzten in einer Lage, die mich bei Niemand beliebter, vielleicht bei Vielen verachteter machen kann, Ihre Freundschaft gegen mich fort.

„Da Sie nun wollen, ich solle noch nicht alle Hoffnung, mein Gesicht wiederzuerlangen, aufgeben, indem Sie an dem Arzt Thevenot in Paris einen vertrauten Freund hätten, der in Heilung von Augenkrankheiten vorzüglich geschickt wäre, und den Sie meiner Augen wegen zu Rathe zu ziehen wünschten, wenn ich

Ihnen nur einen Bericht ertheilen wollte, der ihn in den Stand setzte, die Quelle und Symptome meiner Krankheit einzusehen, so will ich Ihrer gütigen Auffoderung folgen, daß es nicht scheine, als wollte ich eine Hülfe, die mir vielleicht von der Vorsehung zugeschickt wurde, von der Hand weisen.

„Es mögen ungefähr zehn Jahre sein, seitdem ich eine Abnahme und Verdunklung meines Gesichts bemerkte, indem ich zu gleicher Zeit Blähungen und Druck in den Eingeweiden empfand. Selbst des Morgens, wenn ich, wie gewöhnlich, zu lesen anfing, fühlte ich sogleich Schmerzen in den Augen, und es schien, als ob ihnen das Lesen zuwider wäre, nach einer mäßigen Leibesbewegung aber erholten sie sich wieder; wenn ich auf ein Licht hinsah, so erblickte ich eine Art von Regenbogen um dasselbe. Nicht lange nachher entstand auf der linken Seite meines linken Auges (denn dieses fing einige Jahre früher als das andere an dunkel zu werden) eine Verfinsterung, welche mir Alles, was auf dieser Seite war, verbarg; wenn ich zufälligerweise mein rechtes Auge schloß, so kamen mir auch die Gegenstände, welche vor mir lagen, kleiner vor. In den letzten drei Jahren nahm das andere Auge nach und nach ebenfalls ab, und einige Monate, ehe ich das Gesicht völlig verlor, schien mir Alles, was ich sah, bald rechts, bald links herumzuschwimmen, obschon ich mich selbst nicht bewegte. Hartnäckige Dünste scheinen sich um mein Vorderhaupt und meine Schläfe festgesetzt zu haben und belästigen meine Augen, besonders nach dem Essen bis gegen Abend mit einer schläferigen Schwere, sodaß ich mich oft an den Zustand des Wahrsagers Phineus erinnere: «Schwarze Dunkelheit umgibt ihn, und in Todesschlaf versunken, scheint die Erde unter seinen Füßen hinwegzurollen.»

„Aber ich darf nicht vergessen zu sagen, daß, ehe ich ganz meines Gesichtes beraubt war, sobald ich zu Bette ging und mich auf die eine oder andere Seite kehrte, ein starkes Licht aus meinen verschlossenen Augen strahlte. Als hierauf mein Gesicht täglich schwächer wurde, so schienen dunklere Farben mit Heftigkeit und einer Art von innerm Geräusch hervorzubrechen. Jetzt aber, als ob alles Lichtartige ausgelöscht wäre, ergießt sich gewöhnlich

eine völlige oder mit Aschgrau gleichsam durchflochtene Schwärze auf meine Augen; doch scheint die Dunkelheit, welche sie beständig umschwebt, sich sowol bei Tag als bei Nacht immer eher dem Weißen als dem Schwarzen zu nähern und läßt, je nachdem das Auge sich bewegt, wie durch eine Spalte ein Bischen Licht zu.

„Wenn mir auch ebenso von Seite Ihres Arztes ein wenig Hoffnung übrig bleibt, so suche ich doch mein Gemüth, als gegen ein unheilbares Uebel, gefaßt zu machen und zu beruhigen, indem ich oft bedenke, daß, da der Tage der Finsterniß, wie der weise Mann erinnert, viele uns Menschen zugezählt sind, meine Finsterniß bisher durch besondere Gnade Gottes, unter Arbeit und Muße, in dem Umgang meiner Freunde weit erträglicher war, als die tödtliche Finsterniß, auf die er zielt. Denn wenn der Mensch, wie geschrieben steht, nicht vom Brot allein lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht, warum soll sich Einer nicht auch mit dem Gedanken beruhigen, daß das Licht der Augen für ihn nicht das einzige sei, sondern daß er durch die Leitung oder Vorsehung Gottes genugsam erleuchtet werde?

„So lange er selbst also für mich in die Zukunft hinaussieht, so lange er selbst für mich sorget, wie er es thut, und mich vor- und rückwärts bei der Hand führt, wie mein ganzes Leben hindurch geschah, soll ich nicht mit Freuden meine Augen Sabbath halten lassen, weil es so sein Wille zu sein scheint? Was aber immer der Erfolg Ihrer gütigen Bemühung sein mag, mein theurer Philaras, so sage ich Ihnen mit einem ebenso entschlossenen und standhaften Gemüth, als ob ich Lynceus selbst wäre, mein Lebewohl.

Westminster, Sept. 28, 1654."

7) Dieser Gedanke, daß England vorzugsweise vom Schicksale ausersehen sei, bei allen Reformen den übrigen Nationen als Muster und Vorbild voranzugehen, kommt in Milton's Schriften häufig vor.

8) Von Milton's erhabenen Ansichten über die Liebe geben viele Stellen im „Verlorenen Paradies" Zeugniß. Vgl. unten bei der Schrift über Ehescheidung.

9) Wir werden später noch Gelegenheit haben, durch andere ähnliche Angaben zu beweisen, daß das Lange Parlament ebenso unter dem Drange und Einflusse der Volksmasse stand, wie manche constituirende Versammlung in Deutschland während der Jahre 1848 und 1849. Die Worte lauten: — „in so much that the meanest artisans and labourers; at other times also women, and often the younger sort of servants assembling with their complaints, and that sometimes in a less humble guise than for petitioners, have gone with confidence, that neither their meanness would be rejected, nor their simplicity contemned; nor yet their urgency distasted either by the dignity, wisdom, or moderation of that supreme senate; nor did they depart unsatisfied."

10) Aehnliche Ansichten und Gefühle finden sich häufig im „Verlorenen Paradies", z. B. im vierten Gesange:

——— Heil dir, o Liebe,
Der Ehe Liebe, treu, geheimnißvoll,
Des Menschenstammes Quelle, du allein
Dem Paradies geziemend, du vor Allem!
Durch dich ward schmachvoll, sündhaft wilde Lust
Von Menschen zu der Thiere Schwarm getrieben,
Durch dich, die auf Vernunft begründet, stets
Gerecht und rein, ward jeglich theuer Band,
Der Väter, Söhne, Schwestern, Brüder Liebe
Zuerst erkannt. Fern sei von mir die Lust,
Daß ich als Sünde dich und Tadel kündend,
Dich für unwürdig jenes Ortes halte,
Dich ew'gen Quell der häuslich süßen Lust,
Deß Bett als rein und unbefleckt gegolten
Für jede Zeit, das in Vergangenheit
Die Heil'gen, Patriarchen einst benutzt;
Dorthin nur sendet Liebe gold'ne Pfeile;
Hier glüht nur dauernd ihrer Lampe Schein,
Hier regt sie ihrer Purpurflügel Paar,
Hier herrscht sie voll Entzücken, nicht im Lächeln,
Das lieblos von der Buhlerin man kauft,
Als freudenlos und aller Süße baar,

Zufällige Genüsse nur entbietend;
Noch auch in Liebe, wie sie Höfe bieten,
Gemischter Tanz und üpp'ge Maskerade,
Und mitternächt'ger Ball und Serenaden,
Die schmachtend ein Verliebter seiner stolzen
Und schnöden Schönen singt, als besten Lohn
Verachtung erntend. — — — —
— — — — — — — — — — —

(Im achten Gesang.)

Die Liebe
Verfeinert die Gedanken und erweitert
Des Menschen Herz; sie weilt in der Vernunft
Und ist die Leiter, die zur Himmelsliebe
Dich aufwärts führt, wodurch du nicht versinkst
In Fleischeslust; d'rum ward Genossenschaft
Für dich dort unter Thieren nicht gesucht.
— — — — — — — — — —

(Im neunten Gesang.)

Nichts ertheilt dem Weibe größ're Zier,
Als wenn sie mit Verstand den Haushalt leitet
Und ihres Gatten gute Werke fördert.
Doch hat der Herr uns Arbeit nicht so streng
Befohlen, daß wir uns Erfrischung auch
Versagten, ob an Nahrung oder Rede,
Der Seele Nahrung, oder an Verkehr
Des süßen Lächelns und beglückter Blicke.
Es ist das Lächeln aus Vernunft entsprungen,
Den Thieren all' versagt, und beut die Nahrung
Der Liebe dar, die Liebe selbst gehört
Nicht zu des Menschenlebens niedern Zwecken,
Denn zum Entzücken hat er uns geschaffen,
Nicht zu der mühevollen Arbeit Frohn,
Und hat Vernunft vereint mit dem Entzücken.

11) 1. Kor. 7, 12. 13. 14. 15. Den Andern aber sage Ich, nicht der Herr: So ein Bruder ein ungläubig Weib hat, und dieselbe läßt es sich gefallen, bei ihm zu wohnen, der scheide

sich nicht von ihr. Und so ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und Er läßt es sich gefallen, bei ihr zu wohnen, die scheide sich nicht von ihm. Denn der ungläubige Mann ist geheiligt durch das Weib, und das ungläubige Weib wird geheiligt durch den Mann. Sonst wären eure Kinder unrein; nun aber sind sie heilig. So aber der Ungläubige sich scheidet, so laß ihn sich scheiden. Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gefangen in solchen Fällen. Im Frieden aber hat uns Gott berufen.

12) Als das Manuscript bereits vollendet und abgegangen war, kam uns die mittlerweile erschienene Uebersetzung der „Areopagitica" von Dr. Richard Roepell (Berlin 1851) zu Gesichte. Wir freuen uns dieser gleichzeitigen Begegnung, wenn wir auch keinen Gebrauch mehr von der Arbeit machen konnten.

Neuſeeland in geſchichtlichen Umriſſen von ſeiner Entdeckung bis zur Gegenwart.

Von

Dr. Karl Heinrich Brandes,

Cuſtos der königl. Bibliothek zu Berlin.

Die Inſelgruppe Neuſeeland, dieſer äußerſte Vorpoſten einer größern bewohnbaren Landbildung im antarktiſchen Ocean, hat neuerdings die allgemeine Aufmerkſamkeit in außerordentlichem Grade angezogen. Sie iſt während des letzten Jahrzehnds vornehmlich durch die Beſitznahme von Seiten Englands, durch großartige Anſiedelungsverſuche nach dem modernen (Wakefield'ſchen) Coloniſationsſyſtem, durch neue Erfolge und Richtungen des Miſſionsweſens und durch blutige Kämpfe zwiſchen Europäern und Eingeborenen der Schauplatz ſchwerer Conflicte und merkwürdiger Ereigniſſe geworden. In der That iſt nirgends in der Welt die Entwickelung des Coloniallebens ſo unvermutheten Störungen durch eingreifende Experimente unterworfen geweſen; nirgends hat ſie in raſcherm Verlauf ſo viele Gefahren und Kriſen zu beſtehen gehabt. Weder die freien Inſtitutionen des meerbeherrſchenden Mutterlandes noch die ſchweren Geldopfer ſeiner Staatsbürger ſind im Stande geweſen, dieſe jüngſte britiſche Colonie vor dem Verhängniß verfehlter Verwaltungsmaßregeln und politiſcher Misverſtändniſſe zu bewahren. Die Weisheit der engliſchen Staatsmänner hat eine Zeit lang rathlos und vergebens nach gründlicher und heilſamer Abhülfe jener Uebel ge-

ſtrebt, welche unter allerlei Irrungen und Misgriffen Wurzel ſchlugen und wie mit geheimnißvollem Gifthauch die von der Thatkraft des ſocialen Unternehmungsgeiſtes ins Daſein gerufenen Pflanzungen niederhielten. So hat ſich über den glänzenden, vielverſprechenden Anfängen eine Reihe harter Unglücksſchläge entladen, deren Rückwirkung auf das Schickſal der betroffenen Menſchen ergreifend und erſchütternd war. Indem man es unternahm, die reinſten und höchſten Blüten des europäiſchen Lebens zu den fernſten aller Küſten hinüberzutragen, die Segnungen der Religion und Civiliſation auf dieſe Stätten verrufener Wildheit und Barbarei zu verpflanzen, zeigte ſich, daß man der zerſtörenden Macht des Aneinandertreibens contraſtirender Richtungen auszuweichen nicht im Stande war. Während die Miſſionen ſich eifrig bemühten, die Nacht des Heidenthums durch die Fackel chriſtlicher Wahrheit zu erhellen, entſtand auf dem Arbeitsfelde ſelbſt ein beeinträchtigendes Wetteifern der chriſtlichen Confeſſionen. Die Anſtalten zur Beſtellung eines in öder Vernachläſſigung und tauſendjähriger Brache liegenden Bodens, der nur belebender Arbeitskräfte bedurfte, um in üppige Culturfelder verwandelt zu werden, erlagen jahrelang verdrießlichen Hemmungen. Alles ſchien dem Erlahmen und Verderben preisgegeben, bis nach langem vergeblichen Ringen endlich langſam die Umwege zu dem geſuchten Ziele ſich zu enthüllen ſchienen.

Nimmt man hinzu, daß dieſe für Lehre und Warnung inhaltvollen Vorgänge einem Lande angehören, welches durch ſeine geographiſche Lage und durch den Charakter der eingeborenen Bevölkerung ein hohes Intereſſe darbietet, welches namentlich auch für naturwiſ-

ſenſchaftliche Forſchung ganz eigenthümliche und oft faſt abnorme Erſcheinungen birgt, wie ſie ſich kaum auf dem Erdball wiederfinden; endlich: daß eine reiche und lebensvolle Zukunft dieſer Inſeln zuverläſſig zu erwarten ſteht: ſo wird man hinlänglich motivirt finden, daß wir es wagen den Leſer zu einer Betrachtung der Ereigniſſe einzuladen, unter welchen ſie erkundet und ihrer heutigen Zuſtände theilhaft geworden ſind.

Der natürliche Gang dieſer Betrachtungen wird uns zunächſt auf die Spuren der erſten Entdeckungen führen. Dann wird es darauf ankommen, nach den Hauptereigniſſen zu forſchen, unter denen die Inſelgruppe immer mehr aus dem Dunkel hervortritt; die Natur der früheſten Anſiedelungen und Verkehrsverhältniſſe darzulegen und zu zeigen, wie ſie die erſten Verſuche zur Begründung von Miſſionsſtationen angeregt haben. Ein Blick auf die phyſiſche Ausſtattung und auf die Weltſtellung des Landes, auf die weſentlichſten Eigenthümlichkeiten ſeiner Bewohner wird uns in den Stand ſetzen, den Werth und die Verdienſte jenes Werks zu würdigen. Die Bedrängniſſe und Kämpfe der Boten des Chriſtenthums, welche mit großen Aufopferungen und mit heldenmüthiger Kühnheit beſiegt und durchgeführt wurden, die Gefahren, an welchen ihr erhabener und herrlicher Beruf ſcheiterte, bilden demnächſt ein zwiſchen der reinſten Lichthelle und dunkeler Trübung auf und ab ſchwankendes, bis zur neueſten Gegenwart hin nicht erlöſchendes Moment. In dieſer aber treten, kraft Einmiſchung der oben namhaft gemachten Bewegungselemente, von außen her ſo zahlreiche und unlösbar ſcheinende Verwickelungen ein, ſie drängen bald mit jähem Ungeſtüm, bald in leiſe ange-

bahnter und künſtlich ausgeſponnener Verwebung ſich dergeſtalt in den Vordergrund, daß es eine ſchwierige Aufgabe iſt, ihre Triebkraft zu ermeſſen, ihre Wirkungen aufzuklären, über ihren ſittlichen Gehalt zu urtheilen. Es mag vorläufig nur erinnert werden an die Zerwürfniſſe zwiſchen der neuſeeländiſchen Compagnie und der britiſchen Regierung, die einander zu heftigem Unglimpf und zu herben Ungerechtigkeiten ſteigern; an die Streitigkeiten der Coloniſten mit den Miſſionsanſtalten und mit den Miſſionairen; an die im Stillen oft ſich ſpannenden Verhältniſſe zwiſchen der Regierung und den Miſſionen; an die gegenſeitigen Anfeindungen der confeſſionell unterſchiedenen Miſſionen; an die Attentate der Eingeborenen gegen Perſonen und Eigenthum der Coloniſten, an ihre Erhebung gegen die Regierungsautorität, an ihre innern Fehden und Kriege.

Zunächſt jedoch wenden wir uns von dieſem auf traurige Weiſe überfüllten Schauplatze zu den einfachern Thatſachen der erſten Entdeckung. —

Hier iſt nun die Annahme herrſchend geworden und wir finden ſie in faſt ſämmtlichen Monographien als zuverläſſige Thatſache hingeſtellt, daß der holländiſche Seefahrer Abel Janſſen Tasman im December 1642 das erſte europäiſche Schiff zu den neuſeeländiſchen Inſeln geführt habe. Demnach würden die unglücklichen Begegniſſe, welche er mit den Eingeborenen erlebte, als erſter Anfangspunkt ihrer Berührungen mit den Europäern gelten müſſen. Ja, man hat wol in ominöſem Sinne mit Bedeutung darauf hingewieſen, wie das Land damals, in trüben Nebel und Finſterniß verhüllt, kaum einen freundlichen Blick eröffnete; wie die Bewohner

überall, wo ſie ſichtbar wurden, den Eindruck eines dämoniſchen, unnahbaren Geſchlechts machten; kurz, wie Alles von Anfang an den Anſtrich des Unwirthlichen, Grauſenhaften, Zurückſchreckenden trug. Wenn indeß einerſeits zugegeben werden muß, daß bis jetzt beſtimmte Zeugniſſe oder unzweifelhafte Spuren einer frühern Entdeckung nicht nachgewieſen ſind, ſo fehlt es doch andererſeits nicht an einzelnen Nachrichten und thatſächlichen Spuren, aus welchen die Möglichkeit und ſelbſt die Wahrſcheinlichkeit früherer Beſuche dieſer Auſtrallande namentlich durch die Spanier nahe gelegt iſt. Man muß bei Beurtheilung dieſer Anſicht vor allem bedenken, wie wenig die frühere Geſchichte der Seefahrten dieſer Nationen aufgehellt iſt, wie ſehr die engherzigen Anſchauungen des 16. und 17. Jahrhunderts von denen des 18. und 19. abweichen, wie die Portugieſen, die Spanier und ſelbſt die Holländer noch ihre Entdeckungen und Reiſen geheim hielten, ſtatt am wiſſenſchaftlichen Anbau der Erkundung unſers Planeten oder am Ruhme geographiſcher Entdeckungen Freude zu haben. Namentlich waren die Spanier von engherziger Gewinnſucht geleitet und daher von Beſorgniß vor dem Andrängen der übrigen Seemächte in dem Grade gequält und geängſtet, daß jener höhere Genuß von Wiſſenſchaft in ihnen nicht aufkommen konnte. Sie träumten von einem Eldorado der Südſee; dieſes zu entdecken war ihr Dichten und Trachten. Zu den finanziellen Impulſen kamen die religiös-confeſſionellen, beſonders ſeitdem die holländiſche Seemacht einen mächtigen Aufſchwung genommen hatte und ſelbſt engliſche Schiffe in der Südſee erblickt wurden.

Aus dieſer Zeit hat der britiſche Geograph Alexander Dalrymple († 1808) eine merkwürdige an den König von Spanien gerichtete Denkſchrift aufgefunden, die ſich in einer aus zwei Bänden beſtehenden handſchriftlichen Sammlung der Colbert'ſchen Bibliothek befand und auch in einem Abdrucke ohne Ort und Jahrzahl exiſtirt. Der Verfaſſer dieſer Denkſchrift — er nennt ſich Juan Luis Arias — iſt nicht weiter bekannt und ſelbſt das Jahr derſelben kann nicht genau angegeben werden; nur ſo viel ergibt ſich, daß ſie dem erſten Viertel des 17. Jahrhunderts angehört. Ihr Inhalt iſt im Weſentlichen ein dringendes Anſuchen, die Chriſtianiſirung neuentdeckter Südſeeinſeln betreffend. Es wird darin angeführt, daß die Engländer und Holländer bereits ſich rüſteten, um dieſe Inſeln in Beſitz zu nehmen und das Gift des Ketzerthums dahin zu verbreiten. Der große ſüdliche Continent ſei von dem berühmten Juan Fernandez auf deſſen letzter Reiſe entdeckt, die er von der chileſiſchen Küſte aus in einem kleinen Fahrzeuge mit wenigen Begleitern unternommen. Nachdem ſie ſo, in der Gegend des 40. Grades ſüdlicher Breite nach Weſten und Südweſten zu, einen Monat im großen Ocean fortgeſteuert, hätten ſie ein fruchtbares und angenehmes Küſtenland entdeckt. Die Einwohner, ſagt er weiter, waren von weißer Farbe, ſie hatten unſern Körperbau, trugen ſchöne Kleider und zeigten ſich friedlich und artig; ſie gaben auf jede Weiſe durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie alle Früchte und Gaben des ſcheinbar ſehr reichen und geſegneten Bodens darreichen wollten. Voll hoher Freude über die vermeintliche Entdeckung des erſehnten großen Südlandes kehrte Fernandez nach Chile zurück; ſein Entſchluß war,

mit einer angemeſſenen Ausrüſtung wieder dahin zu gehen, aber dieſe Entdeckung geheim zu halten, bis er mit ſeinen Freunden dieſelbe vollſtändig ausgeführt haben würde. Aber dahin kam es nicht. Das Unternehmen wurde von einem Tage zum andern hinausgeſchoben, bis er darüber hinſtarb. Mit ſeinem Tode fiel die ganze Angelegenheit; ſie wurde vernachläſſigt und bald ganz vergeſſen. Dies iſt ungefähr das Thatſächliche. Der Verfaſſer der Denkſchrift verſchweigt indeß nicht, daß z. B. über den Punkt der Abfahrt verſchiedene Angaben vorhanden ſeien, und daß es ſich möglicherweiſe um zwei verſchiedene Entdeckungsreiſen handele. Die Entdeckung ſelbſt aber werde von Perſonen bezeugt, deren Zuverläſſigkeit anerkannt ſei. Unter den Letztern wird das Zeugniß eines Maeſſo de Campo, de Cortes, namhaft gemacht, der gegen ſechzig Jahre in Chile angeſtellt geweſen ſei und nicht blos den Bericht von Fernandez perſönlich erhalten, ſondern auch die von dem Seefahrer entworfene Küſtenzeichnung geſehen.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Erzählung von fabelhaften Elementen nicht frei iſt, daß ſie zu manchen Zweifeln und Einwürfen Anlaß bietet. Indeſſen darf nicht unbeachtet bleiben, daß die Denkſchrift auch in ihrem übrigen Inhalte einen eigenthümlichen Mangel an geographiſcher Bildung und Präciſion zeigt. Thatſachen, die anderweit vollſtändig conſtatirt ſind, erſcheinen in einem zweifelhaften Lichte. Ueber Entfernungen und Gradmeſſung herrſchen nur ſehr unklare Vorſtellungen. Dagegen iſt augenſcheinlich, wie es im Intereſſe des Verfaſſers liegt, den großen ſüdlichen Continent, der ihm

mächtig vor den Sinnen ſchwebt, möglichſt erreichbar darzuſtellen. Schwerlich ſind wir berechtigt, der ganzen Relation alle Realität abzuſprechen. Halten wir aber das Thatſächliche feſt, ſo werden wir kaum umhin können, den Anſichten von Burney [1]) und Eyries [2]) beizutreten, welche für die von Fernandez entdeckte Küſte auf die neuſeeländiſche Inſelgruppe hinweiſen. Nehmen wir an, daß jene ſpaniſchen Seefahrer an der Oſtküſte der nördlichen Inſel — etwa an der Mündung der neuſeeländiſchen Themſe (denn in ihrer Erzählung wird auch großer Flüſſe gedacht) — gelandet ſind, ſo bieten die Schilderungen in Cook's Reiſen manche übereinſtimmende Beobachtungen. Es wird unter Anderm in dem Bericht über Cook's erſte Reiſe (1768 fg.) erwähnt, daß die Farbe der dortigen Eingeborenen braun ſei: bei einzelnen ein wenig dunkeler als etwa bei Spaniern, die der Sonne ſtark ausgeſetzt waren, bei vielen auch nicht ſo dunkelbraun. Ihrem Naturell nach machten ſie zum Theil den Eindruck der Milde und Freundlichkeit. Namentlich wurden die Begleiter des Franzoſen Surville, die ungefähr 200 Jahre nach der erwähnten Reiſe des Juan Fernandez ohne Wehr und Waffen in hülfsbedürftigem Zuſtande das Geſtade der Inſelbai betraten, von den Eingeborenen derſelben ſehr freundlich und wohlwollend aufgenommen.

Allein, welches auch die Thatſachen ſein mögen, die der Denkſchrift des Arias zum Grunde liegen, gewiß iſt, daß ſie auf die Folgezeit keine merkliche Einwirkung gehabt haben. Sie ſind ein einzeln daſtehendes Phänomen, welches gleichſam ganz in ſich abſchließt und ſchon deshalb nur ein begrenztes Intereſſe haben kann.

Die Reiſe des Fernandez würde übrigens ungefähr in das Jahr 1576 zu ſetzen ſein.

Einen ganz andern Charakter trägt die zunächſt zu erwähnende Auffindung Neuſeelands durch den holländiſchen Schiffshauptmann Abel Janſſen Tasman. Sie fällt in die letzten Tage des Monats December 1642. Tasman war damals durch Anton van Diemen, den damaligen zu Batavia reſidirenden Generalgouverneur von Niederländiſch-Indien, mit einer Entdeckungsreiſe betraut und er iſt ſo glücklich geweſen, ſeine Aufgabe auf eine für jene Zeit überaus befriedigende Weiſe zu löſen. Seit Magellaen's Weltumſegelung und bis zu den Cook'ſchen Reiſen hin iſt kein Unternehmen für die Wiſſenſchaft der Erdkunde in ähnlichem Maße fördernd geworden, hat keines eine ſo bleibende Bedeutung erlangt als Tasman's Fahrten in den Jahren 1642—43. Nicht mit Unrecht wurde Tasman von dem holländiſchen Dichter Helmers als ein zweiter Magellaen und als der niederländiſche Cook gefeiert. Kruſenſtern erkennt ihn als den größten Seefahrer des 17. Jahrhunderts an.[3]) Bevor wir jedoch ſeine Auffindung Neuſeelands erzählen, werden wir einen Blick auf die Beſchaffenheit der darüber vorhandenen Quellen zu werfen haben.

Das von Tasman geführte Reiſetagebuch iſt in mehren Recenſionen oder Redactionen der Nachwelt überliefert. Die erſte Ausgabe beſorgte Dirck Rembrantz van Nierop[4]); der von ihr dargebotene Text wurde von Thevenot[5]), von dem angeblichen franzöſiſchen Ueberſetzer der Reiſen Coreal's[6]) und von Hook[7]) benutzt. Eine zweite ungleich vollſtändigere und zuverläſſige Ausgabe erſchien 1726 in François Valentyn's großem Werke

über Oſtindien, dem wahrſcheinlich ſeine verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zu der Familie des damaligen Secretairs von Batavia zu Statten gekommen ſind. Dieſe Recenſion wurde vorzüglich von Alexander Dalrymple [8]) benutzt, jedoch nicht ohne Vergleichung der übrigen Ausgaben, beſonders der in de Hondt's Sammlung enthaltenen, die ſich rühmte dem handſchriftlichen Originale entlehnt zu ſein. Später gelangte der engliſche Naturforſcher Sir Joſeph Banks, der auch als Reiſegefährte des Weltumſeglers Cook berühmt geworden iſt, in den Beſitz eines Manuſcripts, welches ziemlich unzweifelhaft als die von Tasman's Hand für den Gouverneur und Verwaltungsrath zu Batavia ausgeführte Reinſchrift anzuſehen iſt. Banks ließ dieſes merkwürdige Document durch Karl Gottfried Woide ins Engliſche überſetzen. Nach ſeinem Tode gelangte die Handſchrift mit der Ueberſetzung an das Britiſche Muſeum. Burney hat in ſeiner Geſchichte der Reiſen und Entdeckungen in der Südſee [9]) ziemlich umfangreiche Stücke dieſer Ueberſetzung mit den das Original begleitenden ſehr eigenthümlichen Illuſtrationen aufgenommen. Dieſe Abbildungen bilden eine eigenthümliche Zugabe des Reiſeberichts. Sie geben theils Umriſſe landſchaftlicher Art, theils enthalten ſie charakteriſtiſche Darſtellungen der Menſchen, namentlich der Eingeborenen mit deren Waffen, Kleidung und Kunſtgeräth. Offenbar hatten dieſe Skizzen den Zweck, ein lebendiges, anſchauliches Bild der Erlebniſſe und Phyſiognomien zu geben. Künſtleriſchen Werth haben ſie nicht, ſie ſind eben nur eine ſprechende Ergänzung des Textes; ſie unterſcheiden ſich daher ſtark von den meiſten modernen Illuſtrationen. Dieſe Bilder hat auch Valentyn

in ſeine Textesredaction aufgenommen, aber in einer übel angebrachten Weiſe verſucht, in ſeine Kupferplatten Verbeſſerungen und ſelbſt Ergänzungen des Originals anzubringen.

Von einer Inſtruction für die Tasman'ſche Expedition iſt bis jetzt nichts aufgefunden. Sie gründete ſich ohne Zweifel auf die damalige irrthümliche Vorausſetzung eines großen continentalen Südlandes, welches man in dem ſogenannten Staatenlande, der Südſpitze des Feuerlandes gegenüber, in den nach Dirk Gerritz benannten Inſeln (dem heutigen Neuſhetland) und in verſchiedenen Theilen der neuholländiſchen Küſte entdeckt zu haben glaubte.

Am 14. Auguſt 1642 ging Tasman mit zwei Schiffen — Hemskerk und Zeehaan — zu Batavia unter Segel. Er beſuchte zunächſt die Inſel Mauritius, wo er vom 4. September bis 8. October verweilte. Dann richtete er ſeinen Lauf oſtwärts und kam am 24. November an der Inſel Van-Diemens-Land an, die er freilich nicht als Inſel erkannte. [10]) Indem er von ſeinem Rechte als erſter Entdecker dieſes Küſtenlandes Gebrauch machte, gab er ihm den Namen ſeines hohen Gönners, den es auch bis auf den heutigen Tag trägt. Die Abfahrt verzögerte ſich bis zum 4. December, an welchem Tage man ſich einſchiffte, um die Richtung nach Oſten zu weiter zu verfolgen. Noch am 5. December ſah man die Berge des Eilandes, dann aber keine Spuren irgend einer Landbildung mehr, bis am 13. December ein weit ſich ausdehnendes Hochland im Oſten entdeckt wurde. Es war die ſüdliche Inſel Neuſeelands, die man aus einer Entfernung von 15 Seemeilen, in der Gegend

des 42. und 43. Grades ſüdlicher Breite ſich entwickeln ſah. Am 14. näherte man ſich dem Geſtade bis auf zwei Meilen, ohne jetzt einen Blick auf die Gipfel gewinnen zu können. Dichte Wolken verhüllten die Anhöhen. Die Seefahrer änderten daher die Richtung der Schiffe und ſegelten nordwärts ſo nahe längs dem Geſtade der neuentdeckten Küſte hin, daß ſie den Bruch der Wellen gegen das klippenvolle Ufer deutlich hören konnten. Abends und Nachts wurde es ruhiger; eine Wellenſtrömung von Weſt-Nord-Weſt trieb die Schiffe näher dem Lande zu. Am 15. ſetzten ſie in etwas weiterer Entfernung von dem Ufer ihre Küſtenfahrt nordwärts fort; ſie konnten jetzt das Geſtade in Augenſchein nehmen. Aber ſie ſahen nichts als eine öde Küſte; kein menſchliches Weſen zeigte ſich, keine Rauchſäule, deren Aufwirbeln auf Bewohner hätte ſchließen laſſen können; überhaupt keine Spur menſchlicher Thätigkeit oder Wirkung. Am 16. wurde die nordweſtliche Spitze der ſüdlichen Inſel, das Cap Farewell — Tasman bezeichnet es auf ſeiner Kartenſkizze als „Sand duining hoek" — erreicht. Sie fuhren um daſſelbe herum und indem ſie ſich am folgenden Tage zur Zeit des Sonnenaufgangs der Küſte bis auf eine Meile genähert hatten, ſahen ſie an verſchiedenen Stellen Rauch aufſteigen. Zugleich gewahrten ſie eine nach Süden zu ſich öffnende Bucht, in welche ſie aber erſt am 18. einliefen. Dann wurde die Schaluppe und ein Boot des Zeehaan ausgeſandt, um eine günſtige Stelle zum Ankern und zum Einladen friſchen Waſſers zu erkunden.

Das Wetter war zur Zeit des Sonnenuntergangs ganz ſtill und freundlich geworden. Eine Stunde ſpäter

ſah man einzelne Lichter am Lande und gleichzeitig näherten ſich vier Fahrzeuge vom Ufer her. In zweien erkannte man die beiden ausgeſandten holländiſchen Fahrzeuge; in den andern zwei befanden ſich fremde Menſchen, die mit ſtarken und rauhen Stimmen riefen. Es war unmöglich, ſie zu verſtehen; das Schiffsvolk rief ihnen daher, ſtatt einer Antwort, in ähnlicher Weiſe entgegen. Nun wiederholten jene ihr Geſchrei einige male, hielten ſich aber immer in der Entfernung eines Steinwurfs. Als ſie weiter in ein Inſtrument ſtießen, welches den Ton einer mauriſchen Trompete hatte, glaubten die Holländer ihrerſeits ebenfalls durch Trompetenſtöße antworten zu müſſen. Von beiden Seiten wurden dieſe Signale mehrmals wiederholt. Endlich mit der zunehmenden Dunkelheit zogen ſich die fremden Fahrzeuge zurück und wurden nicht weiter geſehen. Daß dieſes Manoeuvriren keinen freundlichen Eindruck machte, läßt ſich denken. In der folgenden Nacht verſäumte man keine Vorſichtsmaßregeln; es wurden tüchtige Wachtpoſten ausgeſtellt und die Kanonen in Bereitſchaft geſetzt.

Am folgenden Morgen erſchien wiederum ein mit 13 Eingeborenen beſetztes Fahrzeug im Angeſichte der holländiſchen Schiffe. Es wurde wieder gerufen und die Holländer nahmen ein Sprachwörterbuch der Salomonsinſeln, um wenigſtens eines der ihnen zugerufenen Worte zu deuten. Vergebens. Dagegen konnte man jetzt die Geſtalten deutlich wahrnehmen. Sie waren von kräftigem Körperwuchs und von mittler Größe. Die Hautfarbe zwiſchen braun und gelb [11]); das Haar ſchwarz und hinten auf dem Kopfe mit einem Knoten zuſammengeſchürzt, ähnlich wie bei den Japaneſen. In dem

Knoten ſteckte eine große weiße Feder. Das Fahrzeug beſtand aus zwei langen ſchmalen Kähnen, die miteinander verbunden waren. Die Ruderſtangen hatten mehr als die Länge eines Klafters und waren an der Spitze künſtlich ausgeſchnitzt. Die Kleidung ſchien aus Matten oder Baumwolle zu beſtehen; die Bruſt war bei den meiſten ganz unbedeckt.

Die Holländer zeigten nun Fiſche, Leinen und Meſſer hin, um die Wilden heranzulocken. Allein dieſe zeigten ſich nichts weniger als geneigt zur Annäherung, ſie ruderten wieder dem Ufer zu. Es iſt ſonderbar, wie man unter dieſen Anzeichen noch freundliche Geſinnungen vorausſetzen und darauf hin den Beſchluß zum Anlanden faſſen konnte! Nur zu ſchnell ſollten die Holländer eines andern überzeugt werden. Indem ſie ſich eben in Bereitſchaft ſetzten, ſich dem Ufer zuzuwenden, ſahen ſie ſieben Fahrzeuge gegen ſich herankommen. Eines derſelben mit 17 Mann trieb mit großer Raſchheit auf den Zeehaan los und wendete hinter demſelben um. Ein anderes mit 13 ſtarken Männern näherte ſich auf eines halben Steinwurfs Weite dem Hemskerk, auf welchem ſich Tasman ſelbſt befand. Beide Theile riefen einander mehrmals zu; die Holländer verſuchten wiederum weißes Leinen zu zeigen, aber ohne einen Erfolg zu ſehen. Ebenſo war man vergebens weiter bemüht, eines der zugerufenen Worte in dem oben erwähnten Wörterbuch aufzufinden. Zufällig befand ſich der Schiffsführer des Zeehaan auf dem Hemskerk, wo die Offiziere ſich zu einer Berathſchlagung über die zu ergreifenden Maßregeln verſammelt hatten; er war beſorgt, daß das Schiffsvolk die Eingeborenen zu nahe herankommen laſſen

möchte, und ſchickte, um der drohenden Gefahr vorzubeugen, einen Führer mit ſechs Matroſen in ſeinem Boote ab. Kaum war dies geſchehen und das Boot eben unterwegs, als man einen Wechſel von Zurufen und Signalen vermittelſt der Ruderſtangen auf den nahe herangekommenen Fahrzeugen der Eingeborenen bemerkte. Und ehe man noch die Deutung ahnete, war bereits das zwiſchen den beiden holländiſchen Schiffen befindliche Boot aufs wüthendſte angegriffen. Einer der fremden Kähne ſtieß mit großer Heftigkeit gegen das holländiſche Boot, ganz augenſcheinlich, um es zu zertrümmern oder umzuwerfen. Der Steuerer des Boots wurde von einem Wilden mit einer langen, oben ſtumpf auslaufenden Stange mehrmals in den Nacken geſtoßen, bis er über Bord fiel; die übrigen ſchlugen theils mit Rudern, theils mit dicken kurzen Keulen auf die holländiſchen Matroſen los. In dieſem plötzlichen Handgemenge wurden drei Matroſen getödtet und einer ſchwer verwundet. Dem Führer und zwei andern Matroſen gelang es, dem Hemskerk ſo nahe zu kommen, daß ſie durch ein ſchnell herbeieilendes Boot deſſelben gerettet werden konnten. Zugleich wurde mit Musketen und Kanonen gefeuert, allein ohne Wirkung, denn die feindlichen Kähne machten ſich ſchnell davon; es war ihnen gelungen, ſich eines der getödteten holländiſchen Matroſen zu bemächtigen, den ſie wie im Triumphe mit ſich führten. Ein anderer war über Bord gefallen. In dem Boote ſelbſt fand man einen Todten und einen ſchwer Verwundeten.

Nach dieſen Vorgängen war nun keine Wahl mehr gegeben. Tasman konnte nicht daran denken, hier Waſſer oder Erfriſchungen zu erlangen; er ließ die Segel auf-

ſpannen, um ſofort aus dieſer Bucht, der er den Namen Mörderbucht beilegte, ſich zu entfernen. Als die Schiffe eben ſegelfertig waren, kamen nicht weniger als 22 Kähne, unter denen 11 ſtark bemannt waren, wie zum Angriff gegen ſie heran. Man ließ ſie ſich bis auf Schußweite nähern und feuerte dann zwei mal, ſodaß man deutlich das Geräuſch der gegen die Fahrzeuge anprallenden Kugeln vernahm. Einer der Eingeborenen auf dem erſten Kahne, der eine weiße Flagge in der Hand hielt, wurde niedergeſtreckt. Die feindlichen Fahrzeuge eilten jetzt alle in wilder Flucht dem Lande zu.

Am 20. December ſegelten die Holländer oſtwärts in die Cookſtraße, welche ſie, als von allen Seiten Land erblickt wurde, für eine große Bucht hielten und als A. Tasman's baey bezeichneten. Sonderbarerweiſe wird in dem Tagebuche erwähnt, daß die Muthmaßung, hier eine Durchfahrt nach der großen Südſee zu finden, auf einer ſchweren Täuſchung beruht habe! Sie hielten ſich mehre Tage innerhalb der vermeintlichen Bucht, ſahen mehre Inſeln und glaubten in den umliegenden Küſten, welchen ſie ohne Bedenken für einen Theil des großen ſüdlichen Continents erklärten, ſehr gutes und fruchtbares Land zu erblicken. Das Wetter war meiſtens trübe und nebelicht. Noch am 24. wurde von den Offizieren beider Schiffe ein Rath gehalten, ob man nicht die Durchfahrt der vermeintlichen Bucht verſuchen wollte, da man die Flut von Südoſten her beobachtet hatte. Aber auch am Weihnachtstage blieb das Wetter ſo finſter und unheimlich, daß man abſtand und am 26. die Fahrt nach Norden zu richtete. Am 28. Vormittags ſahen ſie einen hohen Berg — ohne Zweifel den 8800′ hohen Egmont —,

der ihnen anfangs auf einer Inſel zu liegen ſchien. Die weitere Fahrt längs der Weſtküſte der nördlichen Inſel iſt ohne Unfälle, aber auch ohne Bedeutung; eine Landung und ſelbſt eine nahe Beſichtigung wurde nirgends unternommen. Am 6. Januar näherten ſie ſich den Drei-Königs-Inſeln (welche ſie aus Anlaß dieſes Tages ſo benannten), um ſich mit friſchem Waſſer zu verſehen. Aber hier zeigten ſich ihnen auf verſchiedenen Seiten Menſchen von hohem Wuchs, mit langen Stäben bewaffnet, die ſie mit ſtarken, ſchreienden Stimmen anriefen. Daher kam man, nach gemeinſamer Berathſchlagung — in der noch ſo friſchen Erinnerung an den Verluſt in der Mörderbucht — zu dem Entſchluſſe, Fahrzeuge und Menſchenleben nicht wieder aufs Spiel zu ſetzen. Zwei Boote, die ſich bereits unterwegs befanden, um einen Landungsverſuch zu machen, wurden durch Schüſſe und Flaggenſignale zurückgerufen.

Dies iſt die Geſchichte der erſten Entdeckung Neuſeelands, die trotz ihrer ärmlichen Ausbeute für die Geographie, trotz ihrer Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit, als erſte Kunde der Exiſtenz eine bleibende Bedeutung hat. Es läßt ſich nicht leugnen, daß dem Benehmen der Holländer der rechte Unternehmungsſinn, Beharrlichkeit, kühner Muth, Entſchloſſenheit ganz abgeht. An einer neu entdeckten, ſtellenweis in einem einladenden Lichte erſcheinenden Küſte fahren ſie 22 Tage umher, ohne ſie irgendwo zu betreten. Ueberall weichen ſie ſcheu und feige zurück und wiſſen den doch nur ſehr unvollkommen bewaffneten Wilden auf keine Weiſe zu imponiren. Wie ganz anders erſcheinen dagegen die Entdecker Amerikas. Und wenn gleichwol dieſe Reiſe als

die erfolgreichſte unter allen, von der Magellaen'ſchen Weltumſegelung bis zu der erſten Cook'ſchen Reiſe hin betrachtet werden muß, ſo fällt dabei um ſo eindrucksvoller der Gedanke ins Gewicht: welche Reſultate ſie für die Wiſſenſchaft hätte haben können, hätte der Führer den Geiſt eines Columbus oder den conſequenten, klaren Ernſt, die Thatkraft, den hohen Unternehmungsſinn eines Cook gehabt.

Dem neuentdeckten Lande gab Tasman den Namen Staaten-Land, wie er ſagt, zu Ehren ſeines Vaterlandes. Es ſchwebte ihm dabei die Möglichkeit vor, daß es mit dem von Schoutens und Lemaire entdeckten und benannten Staaten-Lande zuſammenhängen und mit dieſem einen Theil des vermeintlichen unbekannten ſüdlichen Continents bilden könnte. Allein dies war ein Irrthum, der ſchon am 5. März 1643 durch Hendrik Brouwer aufgeklärt wurde, ſodaß man dort den Namen „Staaten-Land" mit „Staaten-Inſel" vertauſchen zu müſſen glaubte. Dies gab Anlaß, denſelben Namen auch der neuen Entdeckung zu entziehen. Weshalb der neugewählte Name Neuſeeland angenommen wurde, iſt nicht bekannt; wol aber erhellt auf den erſten Blick, daß es kaum zwei Ländergebiete geben kann, die ſich hinſichtlich der Oberflächenbildung und natürlichen Beſchaffenheit auffallender voneinander unterſcheiden als die gebirgigen, zum Theil vulkaniſchen, von Farrnkraut überzogenen und der höhern Thierwelt faſt ganz entbehrenden Inſeln Neuſeelands einerſeits und die heerdenreiche, blumige, ebene, von jeder Gebirgs- und Felsbildung entfernte niederländiſche Provinz Seeland andererſeits.

Es ſind nach Tasman's Entdeckung 122 Jahre ver-

floſſen, ohne daß irgend ein europäiſches Schiff den Beſuch des neuentdeckten vermeintlichen Feſtlandes erneut hätte. Dies kann nicht Wunder nehmen, da die von dem holländiſchen Seefahrer gemachten Erfahrungen nur Furcht und Schrecken einzuflößen geeignet waren. Dieſe Eindrücke verbreiteten ſich über die ganze gebildete Welt, ſie bemächtigten ſich der wiſſenſchaftlichen Lehrbücher und gingen in die geographiſchen Compendien über. So ſchreibt Eberhard Werner Happel im dritten Theile ſeiner Wunderbaren Welt: „Gleichwie die ungemeine Kälte verhindert, daß man die Nordiſche Gegend nicht völlig erkundigen kann, alſo verhindert ſolches bey dem unbekandten Südland das continuirliche Stürmen, das harte ſtröhmen der See und principaliter die Unmanierlich- und Grauſamkeit der Menſchen daſelbſt", und ſchließt zwei Seiten ſpäter ſein Werk mit der Bemerkung: „Anno 1642 haben die Holländer den Abel Tasman mit Schiffen außgeſandt, das Südland zu erkundigen, aber er iſt faſt eben ſo klug wieder davon kommen als er außgefahren iſt." — Wer heute vor 100 Jahren etwa in den neueſten und beſten Büchern über Neuſeeland Auskunft geſucht hätte, würde nur auf ein wüſtes Gemiſch von entſtellter Wahrheit und unbegreiflichen Irrthümern geſtoßen ſein. Weiß doch der ehrliche Joh. Hübner in der neuen Auflage ſeiner „Vollſtändigen Geographie" (1745, II, 832) weiter nichts zu ſagen, als daß es von den Holländern 1642 entdeckt ſei, daß große ſchwarze Menſchen darauf wohnen, welche jene anfangs „vor Rieſen anſahen". Er ſchließt dieſe Notizen mit der für ihn ohne Zweifel ſehr befriedigenden Verſicherung: „Es iſt nichts da zu holen; alſo geben

ſich auch die Engländer keine Mühe darum." Etwas complicirter, aber auch charakteriſtiſch fabelhafter ſind die Aufſchlüſſe, welche das berühmte, und für jene Zeit gewiß ſehr werthvolle Zedler'ſche „Univerſallexikon" [12]) bietet: „Neu-Zeeland iſt eine große Landſchafft in Südamerika um den Süder-Pol, von dem Stillen Meere Südwärts entlegen und eine ziemliche Ecke oſtwärts von Neu-Guinea und den Salomonis-Inſeln. Es iſt ſolches im J. 1642, andere ſetzen 1654 von den Holländern, vornehmlich aber von Abel Tasmann erfunden und entdecket worden u. ſ. w." Man wird nicht wenig überraſcht, am Ende dieſes Artikels, in welchem natürlich die „großen ſchwarzen Menſchen" nicht fehlen, eine Reihe von Gewährsſtellen (bei Hübner, Meliſſantes, Baudrand, Müller, Uhſen, Arnold) genau angeführt zu ſehen.

Indeß nahete die Zeit, welche ein neues Licht über jene Gegenden bringen ſollte, und wenn je irgendwo, ſo hat hier zunächſt ein Irrthum die Impulſe zur Erforſchung der Wahrheit zum Ziele gegeben. Die damalige ſpeculative Geographie beharrte in der eigenthümlichen Hypotheſe von einem großen ſüdlichen Continent, deſſen Größe man dem Flächeninhalt Aſiens mindeſtens gleichſtellen zu müſſen glaubte. Solche gewaltige Landmaſſen hielt man für erfoderlich, um der ſüdlichen Hemiſphäre ein Gegengewicht im Verhältniß der nördlichen zu verleihen. Wie zur Zeit des Columbus die Ahnung von dem Vorhandenſein weitausgedehnter bewohnter Länder jenſeit des Atlantiſchen Oceans von der Phantaſie aufs einladendſte eingekleidet, von den Dichtern in glühenden Farben beſungen, durch den ahnungsvollen Zuſpruch

wiſſenſchaftlicher Reflexion gekräftigt, ſich des Geiſtes der Zeit bemächtigt hatte, ſo gewann nach der Mitte des 18. Jahrhunderts der Gedanke, daß eine planmäßige Erforſchung des unbekannten Südlands unerlaßlich ſei, immer mehr Grund und Boden. Freilich fehlte es hier an jedem Stoff für die Poeſie, keine Gelegenheit bot ſich dar, auf jene unbekannte weit entlegene Welt ein lockendes Zauberlicht fallen zu laſſen. Nur der Ernſt der Wiſſenſchaft und allgemeine philoſophiſche Ideen traten hier vermittelnd, wirkend und pflegend ein.

Als einer der eifrigſten und ehrenhafteſten Beförderer dieſer Forſchungen iſt Alexander Dalrymple hervorzuheben. Er war im lebhafteſten Feuer der Jünglingsjahre von den Plänen und Ausſichten einer umfaſſenden Entdeckungsreiſe nach dem Süden ergriffen und ſetzte alle Mühe, die größte Ausdauer, den uneigennützigſten Fleiß daran, die Löſung dieſer Aufgabe anzubahnen. Anfangs ſcheint in ihm der Wunſch und die Hoffnung herrſchend geweſen zu ſein, ſelbſt als der Führer einer ſolchen Unternehmung aufzutreten. Er hatte ſchon in ſeiner reifern Jugend im Dienſte der Compagnie eine Reiſe nach Oſtindien gemacht und alle Gelegenheiten benutzt, die Geſchichte der frühern Seereiſen ſo unmittelbar als möglich zu ſtudiren. Die zu Madras vorhandenen alten Berichte hatte er mit Sorgfalt durchforſcht. Mit großer Umſicht und unermüdlicher Ausdauer hatte er alle ihm irgendwie ſich darbietenden Materialien zur Geſchichte der Südſeereiſen geſammelt und kein Mittel unverſucht gelaſſen, dieſe Sammlung auf alle Weiſe zu vervollſtändigen. Ueberall ſuchte er mit Seemännern und Gelehrten ſeefahrender Nationen,

vorzüglich mit Spaniern Verbindungen anzuknüpfen, um aus ihren mündlichen Berichten zu lernen, ihre Schriften ſich zugänglich zu machen. Verſchiedene ehrenhafte und einträgliche Stellen, die ihn dieſen Studien entzogen haben müßten, lehnte er ab, um ſich der einen Aufgabe, die ihn ganz erfüllte, auf welche er ſeinen Fleiß und ſeine ganze Wirkſamkeit zu richten entſchloſſen war, ganz zu widmen. Seines Zieles war er angeſichts der Entdeckung von Neuſeeland ſo gewiß, daß er ausdrücklich ſagte: es handle ſich nicht mehr um die Entdeckung des ſüdlichen Continents — denn dieſe ſei unmöglich, da ſie von Juan Fernandez und Tasman bereits gemacht —, ſondern nur um eine Erforſchung. Aber er ſtellte weiter die Frage auf, welche Vorkenntniſſe, Talente und Eigenſchaften dazu gehören, um dieſe Aufgabe angemeſſen, ſicher und würdig auszuführen? Seine Bemerkungen hierüber ſind ſo fein, ſo treffend und zugleich philanthropiſch im edelſten Sinne des Worts, daß ſie von dem Charakter Dalrymple's ein ſchönes und erhebendes Zeugniß ablegen.[13]) Ihn ahnete nicht, daß er noch bei ſeinen Lebzeiten zu einem warnenden Beiſpiel werden ſollte. In ſeinen Unterſuchungen, die ſich durchaus in der Reinheit der echten Wiſſenſchaft hielten und dem herrſchenden Nebeldunſt niederer Sphären jeden Zutritt abſchnitten, concentrirt ſich zum letzten mal, von der Gewalt der vollſten Ueberzeugung getragen, Alles was für das große unbekannte Südland zu ſprechen ſchien. So ſehr war Dalrymple in ſeiner Täuſchung befangen, daß ſelbſt angeſichts der Ergebniſſe der erſten Cook'ſchen Reiſe die Schuppen nicht von ſeinen Augen fielen. Die zweite Reiſe erſt (1772—75) ſetzte ſeinen bisherigen Forſchun-

gen, die ihm Lebensaufgabe geweſen waren, plötzlich ein Ziel. Es muß für ihn ein tief bewegender Moment geweſen ſein. Aber es macht ihm die größte Ehre, daß er nach dieſer ſchweren Niederlage an ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit nicht kleinmüthig verzweifelte. Er war von einem tiefverzweigten Irrthume geheilt, ohne gebrochen und zerſchmettert zu ſein. Er blieb bis an ſein ſpätes Lebensende ein rüſtiger, verdienter Arbeiter für die Förderung der Erdkunde. Sein Name ſteht noch heute in hohen Ehren.

Um jene Zeit war die britiſche Regierung inne geworden, daß ſie als erſte Macht auf den Weltmeeren nicht allein das größte Intereſſe, ſondern auch eine unabweisbare Verpflichtung habe, die bis dahin noch im zweifelhaften Dämmerlicht ſchwebende Kunde der Ländergebiete des Stillen Meeres aufzuhellen. Bald nach dem Regierungsantritte Georg's III. wurde eine Reihe großartiger Expeditionen vorbereitet, und kaum war der Krieg im Jahre 1763 beendet, als mit der Ausführung vorgeſchritten wurde. Den fünf Entdeckungsreiſen, die jetzt wie in ununterbrochener Reihe einander folgten — Byron 1764, Wallis und Carteret 1766, und den drei durch Cook 1768, 1772 und 1776 angetretenen — lag jenes Bewußtſein zum Grunde. Fortan handelte es ſich nicht mehr um Einzelnheiten, nicht um müſſige Neugier oder um kleinliche Vortheile: es kam darauf an, die Hypotheſen entweder zur Wirklichkeit zu erheben, oder aber ſie für alle Zeiten zu zerſtören und richtige Erkundung an deren Stelle zu ſetzen. Anderthalb Jahrzehnde reichten hin, um dieſe Aufgaben glänzend zu löſen. Mit Cook's zweiter Reiſe war die Aufhellung der geographiſchen Ver-

hältniſſe auf einige Zeit zu einem befriedigenden Abſchluſſe gebracht, ſodaß die dritte und letzte dem ungleich größern Theile nach für die nördliche Halbkugel beſtimmt werden konnte.

An der erſten der drei berühmten Reiſen Cook's hat Dalrymple anregend und vorbereitend einen weſentlichen Antheil. Den nächſten Anſtoß gab die Königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London (Royal Society), indem ſie durch ihren Präſidenten dem Könige eine Bittſchrift einhändigen ließ, welche die Wichtigkeit der Beobachtung des im Jahre 1769 zu erwartenden Durchgangs der Venus auch von der ſüdlichen Halbkugel aus erörterte und um die Ausrüſtung eines geeigneten Schiffes für dieſen Zweck nachſuchte. Dalrymple war damals eines der anerkannteſten Mitglieder der Königlichen Geſellſchaft und es läßt ſich leicht erachten, wie er Alles daran ſetzte, mit der Ausführung dieſer Miſſion eine endliche genauere und thatſächliche Erkundung des unbekannten Südlandes, deſſen Anfang er in Neuſeeland erblickte, verbunden zu ſehen. Er war bereits zum Befehlshaber des auszuſendenden Schiffes deſignirt; ſeine Ernennung wurde nicht vollzogen, indem die Verwaltung des Seeweſens Bedenken trug, ihn, der nicht eigentlich gelernter Seemann und Nautiker war, mit der kategoriſch gefoderten Machtvollkommenheit auszuſtatten. In Folge dieſer Verwickelungen fügte es ſich, daß dem damals 40jährigen James Cook, unter Beförderung zum Seelieutenant, die Leitung übertragen wurde. Niemand war aber mehr dazu berufen, die Geſichtspunkte für dieſes Unternehmen klar und feſt hinzuſtellen, mit allſeitiger kritiſcher Benutzung der bisherigen Leiſtungen Ziel und

Maß der gegenwärtigen Aufgabe aufzuſtellen und den definitiven Plan zu entwerfen, als Dalrymple. Für ihn zeugte ſeine bei dieſer Gelegenheit im Jahre 1767 — als Vorläufer einer Sammlung der Relationen herausgegebene — „Darlegung der Entdeckungen im Stillen Ocean vor 1764". Mit großer Wahrſcheinlichkeit iſt ihm die Ausarbeitung der an Cook ertheilten Inſtruction zuzuſchreiben.

Die Reſultate der Cook'ſchen Reiſen ſind weltbekannt. Wir beſchränken uns darauf anzuführen, daß der große Seefahrer auf ſeiner erſten Reiſe am 6. October 1769 die beiden neuſeeländiſchen Inſeln wieder auffand und zuerſt die nördliche, dann die ſüdliche Inſel vollſtändig umſegelte. In vieler Beziehung bildet das Verfahren Cook's das ſchroffſte Gegenbild der Tasman'ſchen Leichtfertigkeit im Aufgeben jeder Erkundung. Cook hat keine Gefahr, keine Anſtrengung geſcheut, hier alle Hinderniſſe zu beſiegen. Er wurde ebenſo abſchreckend empfangen als jener, allein er ruhete nicht, bis ein Verkehr mit den Einwohnern auf vielen Theilen der Küſte angeknüpft und großentheils, vornehmlich auf den Punkten die ihm wichtig ſchienen, die Kenntniß der äußern Umriſſe gewonnen war. Gegen dieſe Ausbeute iſt ein faſt ſechsmonatlicher Zeitverluſt ein nicht zu hohes Opfer. Die neuſeeländiſchen Inſeln haben Cook's Namen unſterblich gemacht, ſo lange noch ein Reſt der jetzigen Cultur bleibt. Seine Karten waren bis zum Anfange des letzten Jahrzehnds die beſten; die von ihm den einzelnen Vorgebirgen, Meerengen, Baien, Flüſſen, Inſeln u. ſ. w. gegebenen Namen ſind dem größten Theile nach in die natürliche und politiſche Geographie übergegangen.

Ob auch die Benennungen Eaheinomauwe für die nördliche und Tovy oder Tavai Poenammoo für die ſüdliche Inſel, die Cook den Eingeborenen abgelauſcht zu haben glaubte, wegen zweifelhafter Berechtigung und wegen des gar zu fremden Klanges allmälig aufgegeben worden, ſo führt doch die für den Welthandel belangreiche Straße welche beide Inſeln trennt, ſeinen Namen. Und ſelbſt in den Erzählungen der Wilden pflanzt ſich das Andenken ſeiner für die Dauer nachhaltigen Gaben und ſeiner freundlichen Geſinnungen noch fort.

Auf der zweiten ſeiner großen Reiſen hat Cook Neuſeeland drei mal beſucht. Er hatte es zum Erfriſchungsplatz und Ausgangspunkt für ſeine Reiſen nach dem tiefern Süden auserſehen. Zuerſt wurden die einſamen Umgebungen der Duskybai beſucht, wo Fiſche in reichſter Fülle und von ganz vorzüglicher Qualität, und ſelbſt Geflügel den heilſamſten Einfluß auf das Wohlbefinden der Mannſchaft ausübte. Ueber ſechs Wochen verweilten ſie hier, auf einem vor ihrer Ankunft in tiefſter Wildniß liegenden Boden, der durch die verſchiedenen Thätigkeiten der 120 Seefahrer urplötzlich in eine lebendige Culturgegend verwandelt wurde. Da waren die wilden Schlinggewächſe, die bisher ungeſtört einander verdrängt hatten oder ineinander verwachſen waren, hinweggeräumt; ihre Stelle erſetzte ein momentaner Gartenbau. Die rieſigen Bäume wurden gefällt und zu Brettern geſägt oder als Brennholz geſchichtet. Die Böttcher ſtellten nach und nach eine Reihe neuer oder ausgebeſſerter Fäſſer auf. Den Bierbrauern bot ſich in dem bisher ganz vernachläſſigten Sprucekraut Stoff zu einem wohlſchmeckenden heilſamen Getränke und den Köchen lieferten die auf Jagd

und Fiſchfang ausgehenden Schiffsmänner unerſchöpfliche Vorräthe. Von allen Seiten loderten die Feuer, während in naher Ferne die Schläge der Schmiedehämmer in abgemeſſenen Schlägen durch die Wildniß tönten. Selbſt Kunſt und Wiſſenſchaft fehlte nicht; man ſah auf der Staffelei eines jungen Künſtlers naturgetreue Bilder der von friſchem Naturglanze ſtrahlenden Gegend entſtehen und auf einer Sternwarte wurden Forſchungen ausgeführt, die den Geſichtskreis der damaligen gebildeten Welt weit überſchritten. Ein ſchönes, aber auch nur ganz ephemeres Bild der erhöhten Menſchheit und Natur, deren Spuren eine vernichtende Zukunft bald wieder begierig verſchlingen ſollte. [11])

Cook ſegelte von hier zum Königin-Charlotten-Sund, deſſen Geſtade er noch zwei mal auf dieſer zweiten großen Reiſe beſuchte. An beiden Orten gelang es ihm, einen Verkehr mit den Eingeborenen zu eröffnen. Die Eigenſchaft einer eigentlichen Entdeckungsreiſe hatte dieſe Reiſe indeß für Neuſeeland nur in beſchränktem Maße. Die Aufgabe, welche damals vorlag, war auf der erſten Reiſe hinlänglich gelöſt, zumal vor der Hand eine dauernde Anſiedlung nicht beabſichtigt werden konnte. Auf ſeiner dritten und letzten großen Reiſe hatte Cook wiederum die Küſte des Königin-Charlotten-Sundes zum Erfriſchungsorte auserſehen. Sein Verweilen beſchränkte ſich diesmal auf 15 Tage; aber der Verkehr mit den Eingeborenen glückte immer mehr und ſeine Kunde von ihrem Leben und Weſen erfuhr auch dies mal eine erhebliche Bereicherung. Unter Anderm ermittelte Cook mit einer nicht anzuzweifelnden Gewißheit, daß ungefähr im Jahre 1766 ein europäiſches Schiff hier vor Anker ge-

legen hatte und mit den Eingeborenen in ſehr nahen Verkehr getreten ſein mußte. Es exiſtirte nämlich noch ein neun- bis zehnjähriger Knabe als Frucht des Umgangs, den der Capitain des Schiffes während ſeines Aufenthalts mit einer Eingeborenen gepflogen. Eine nähere Auskunft über dieſes Schiff war indeß auf keine Weiſe zu erlangen, trotz der angelegentlichen Mühe, die man ſich gab.

An dieſem Orte iſt zunächſt noch eines ſeltſamen Zuſammentreffens zu erwähnen. Gleichzeitig mit Cook, der auf ſeiner erſten Reiſe ungefähr zehn Wochen thätig geweſen war, die Oſtküſte der nördlichen Inſel vom Cap Turnagain ab zu erforſchen, war auch ein franzöſiſcher Schiffshauptmann, Jean François Marin de Surville auf einer eigenthümlichen Expedition an derſelben Seite und der nördlichen Inſel Neuſeelands angekommen. Beide Seefahrer hatten ſich am 16. oder 17. December 1769 in gleicher Breite befunden, ohne einander gewahr zu werden; es würde müſſig ſein zu fragen, was wol die Folge einer perſönlichen Begegnung geweſen ſein möchte. Surville war dermalen kaum mehr als ein kühner Abenteurer. Er hatte in frühern Jahren ſich zwar bei den Seegefechten zwiſchen Franzoſen und Engländern an der oſtindiſchen Küſte durch Muth und Entſchloſſenheit ausgezeichnet. Dagegen fehlte ihm höhere Bildung, Humanität und Alles, was über die Intelligenz einer gemeinen Speculation hinausgeht. Er hatte zu jener Zeit in Gemeinſchaft mit zwei Genoſſen, Law de Lauriſton und Chevalier ein anſehnliches Schiff angeblich für den oſtindiſchen Küſtenhandel ausgerüſtet, als ein vages Gerücht über eine kürzlich von den Engländern

in der Südſee entdeckte reiche Inſel ſeine Habgier und ſeinen Unternehmungsſinn reizte. Man erzählte ſich, daß eine jüdiſche Colonie dort feſten Fuß gefaßt und unermeßliche Schätze in edeln Metallen an ſich gezogen. Es kam darauf an ſich dieſer Inſel zu bemächtigen, ehe die Engländer mit ihren Schiffen ſie wieder erreicht haben würden. Surville ſcheint die Einwilligung der Miteigenthümer des Schiffs und die Stimmen der Mannſchaft unſchwer für ſeinen Plan gewonnen zu haben. Am 3. März ſegelte er von der Bay Ingely im Ganges aus, um ſeine Raubfahrt (denn mehr war es wol nicht) anzutreten, und hatte bereits unterwegs eine Reihe unnöthiger Grauſamkeiten begangen, als er vor Neuſeeland ankam. Am 16. dublirte er das Nordcap, dem er beſcheidenerweiſe den Namen Cap Surville beilegt. Ein Kahn mit Eingeborenen kam ihm entgegen, die ſich äußerſt geneigt zeigten, mit ihm in Verkehr zu treten. Am 17. lief Surville in eine Bai ein, der er den Namen Lauriſtonbai gab und die wahrſcheinlich mit der von Cook als Doubtleßbai bezeichneten identiſch iſt.

Surville's Expedition befand ſich in einem traurigen Zuſtande. Ein großer Theil ſeiner Mannſchaft war vom Skorbut hinweggerafft, ein anderer lag krank darnieder. Dazu kam, daß er in der klippenvollen Bucht nur wie durch ein Wunder vom Untergange gerettet wurde. Nach einigen Tagen wurde die Schaluppe, in welcher ſich auch der Arzt mit den Kranken befand, durch einen heftigen Sturm verſchlagen und fand in einer kleinen Bucht, der man den Namen Anse du réfuge beilegte, ſichere Zuflucht. Allein der Zuſtand der in dieſem Fahrzeuge befindlichen Mannſchaft war im höchſten Grade kläglich;

ſie war dem Mangel der nöthigſten Lebensbedürfniſſe und großentheils auch dem unfreundlichen Wetter preisgegeben. In dieſer Hülfloſigkeit überraſchte ſie ein Häuptling der dortigen Eingeborenen, Namens Nanguinui. Er bot dem ausgehungerten Schiffsvolk gedörrte Fiſche dar; auf die Andeutungen der Franzoſen, daß ſie keine Gegengabe zu ſpenden hätten, erwiderte er aufs treuherzigſte, daß er ein Geſchenk ſolcher Art auf keine Weiſe erwartet. Man ſah ihn beim Anblicke der Kranken von Theilnahme ergriffen; er bot ſeine Hütte zum Obdach und fernern Verpflegung an. Von einigen Kranken wurde dieſe Einladung gern angenommen, bis ein paar Tage ſpäter die Wuth des Wetters nachgelaſſen und die Rückkehr zum Schiffe möglich geworden war. Nun traf es ſich, daß während des Stürmens ein leeres Boot, welches hinten am Schiffe befeſtigt geweſen war, losgeriſſen und vermeintlich in die Zufluchtsbai verſchlagen war. Surville wurde auf die Vermuthung geführt und glaubte Spuren entdeckt zu haben, daß es in einem kleinen Küſtenfluſſe, der dort ausmündete, aufgebracht und dort verſteckt ſei. Alle Nachforſchungen blieben vergeblich; das Boot war nicht aufzufinden. Surville gerieth in die äußerſte Wuth und Entrüſtung. Er rief einige Wilde an, die von fern ſtanden; aber nur einer von ihnen kam. Es war Nanguinui, der uneigennützige Pfleger und Wohlthäter der kranken Schiffsleute, von welchem eine Betheiligung oder eine Mitwiſſenſchaft des angeblichen Diebſtahls — ſelbſt vorausgeſetzt, daß derſelbe überhaupt geſchehen — auf keine Weiſe angenommen werden konnte. Allein Surville's wilder Sinn lechzte nach Rache; er ließ den unglücklichen Häupt-

ling, der in jammervollen Klagetönen und herzzerreißenden Geberden die Gemüther des Schiffsvolks erweichte, der ihrer Fürſprache und ihres tiefſten Mitleids gewiß nicht unverdient theilhaft war, niederwerfen und an Händen und Füßen gebunden in ſein Schiff tragen. Dann verbrannte er die an der Küſte befindlichen Canots der Eingeborenen und ihre in der Nähe vorfindlichen Hütten, und verließ am 31. December die neuſeeländiſchen Geſtade, da er nach dieſen Unthaten einer weitern Hülfeleiſtung der Einwohner nicht gewärtig ſein konnte. Der unglückliche Wilde, den er ſo unbarmherzig und grauſam der Heimat entriß, überlebte ſein Schickſal nicht lange. Er ſtarb am 12. März des folgenden Jahres im Angeſichte der Inſel Juan Fernandez. [15])

Schon im Frühjahr 1772, zu derſelben Zeit als Capitain Cook ſeine zweite große Reiſe vorbereitete, wurde die ſpäter in den Vordergrund tretende Inſelbai (an der nordöſtlichen Küſte der nördlichen Inſel Neuſeelands) — nur einige Wegſtunden von der Bucht, in welcher Surville vor Anker gelegen — von einem andern franzöſiſchen Seefahrer beſucht. Es war dies der Capitain Marion, der auf eigene Koſten zwei von der franzöſiſchen Regierung ihm überwieſene Schiffe ausgerüſtet hatte, zunächſt um einen von Bougainville mitgenommenen Eingebornen aus Tahiti nach ſeiner Heimat zurückzuführen und dann weiter ſich auf einer Fahrt durch das Stille Meer zu verſuchen. Er war am 24. März in der Gegend des Berges Egmont bei der neuſeeländiſchen Küſte angekommen, hatte dann die Küſte nordwärts hin befahren, das Nordcap dublirt und war ſo am 3. Mai in der Inſelbai angelangt. Die Eingeborenen kamen den

Reiſenden freundlich und anfangs zwar etwas ſcheu, ſpäter aber unbeſorgt entgegen. Da die Schiffe ſtark beſchädigt waren und die Mannſchaft durch die lange Seefahrt zum Theil unpäßlich geworden war, faßte Marion den Entſchluß, auf einer der Küſte gegenüber liegenden kleinen Inſel Motu Rua Zelte aufzuſchlagen und einen Aufenthalt von einigen Wochen zu nehmen. Er hatte nicht die geringſte Kunde von dem Aufenthalte und den Thaten ſeines Landsmannes Surville. Auch Cook's Entdeckungsreiſen waren ihm, ſo viel man ſieht, noch nicht bekannt geworden. Augenſcheinlich glaubte auch er an der Küſte des großen unbekannten Südlandes zu ankern.

Mehre Wochen hindurch ging Alles vortrefflich. Die Neuſeeländer näherten ſich immer mehr und der Verkehr mit ihnen gewann einen beſtimmten Halt, ſeitdem man die Entdeckung gemacht hatte, daß ein durch den Intendanten von Isle-de-France der Ausſtattung des Schiffs beigefügtes tahitiſches Wörterbuch zur Verſtändigung erſprießlich war. Mit jedem Tage wuchs die gegenſeitige Zuverſicht. Die Einladungen der Eingeborenen auf einen Beſuch ihrer Dörfer wurden gern vernommen. Anfangs kam man ihnen nur ſehr vorſichtig mit einer Abtheilung bewaffneter Soldaten nach. Daran reihten ſich verſchiedene Ausflüge in der Umgegend, die ſtets in Begleitung der Wilden gemacht wurden. Die Franzoſen erkannten zu ihrer Ueberraſchung, daß dieſe Gegend weit bewohnter war, als ſie je vermuthet hatten; ſie zählten da 20 Dörfer, von welchen nach ihrer Schätzung die größern für 400, die kleinſten für 200 Perſonen Wohnungen darboten. Am 23. Mai fand Marion ein Gehölz mit ausgezeichneten Kauriſtämmen,

welches zwei französische Meilen vom Ufer entfernt lag. Nichts konnte ihm besser zu statten kommen, da das eine Schiff (der Castries) seine Masten verloren hatte. Er ließ dort sofort Anstalten zum Aufenthalte zweier Drittheile der Schiffsmannschaft treffen und einen Zimmerplatz einrichten. Der Betrieb und Mechanismus der Schiffsbauarbeiten, der Verkehr und Verbrauch der dabei Beschäftigten brachten auf ein paar Wochen das Geräusch und die Töne des europäischen Culturlebens in die Gegenden dieser öden Wildniß. Zugleich war ein Theil der Schiffsmannschaft thätig, einen bequemen Weg von dem nächsten Punkte der Bai aus durch Gebüsch und Sumpf zu dem Bauplatze zu bahnen, damit den Arbeitern regelmäßig und bequem die erfoderlichen Lebensmittel geschickt und die für die Schiffe verarbeiteten Gegenstände und Geräthe an die Bai befördert werden könnten. Bei diesen Arbeiten wurden die Franzosen von den kräftigen Armen der Wilden aufs treuste und unverdrossenste unterstützt. An dem Punkte der Bai, wo die vom Schiffe expedirten Lebensmittel ausgeladen wurden und andererseits die von dem Zimmerplatze herbeigeschafften Gegenstände eingeladen werden sollten, hatte man zugleich einige Baraken aufgestellt, die durch 10 Mann Soldaten bewacht wurden. Unter dieser Organisation gedieh das Unternehmen vortrefflich; mehr als zwei Wochen lang nahmen die Arbeiten einen Fortgang, wie man ihn nicht besser hoffen konnte. Alles ging nach bestem Wunsch von statten; die Hülfleistungen der Eingeborenen, deren Geneigtheit durch allerlei ausgetheilte Geschenke noch erhöht wurde, beschleunigten das Werk und schon sah man dem Zeitpunkt des Abschlusses nahe

entgegen. Marion ſchien nicht blos in der Gunſt, ſondern ſelbſt in der Achtung der Eingeborenen täglich zu ſteigen. Es wird erzählt, daß er eines Tages (am 8. Juni) von ſechs Häuptlingen umringt und zum Zeichen, daß ſie ihn als ihren Oberhäuptling (grand chef) anerkannten, feierlich mit vier Federn, welche ſie oben in ſeinem Haupthaar befeſtigten, geſchmückt wurde. Nur eine Beobachtung war in dieſen Tagen auffallend und hätte zum Nachdenken oder zur größten Vorſicht leiten ſollen. Der Sohn eines der Häuptlinge, ſonſt ein munterer, lebhafter Knabe, zeigte ſich plötzlich ſtill und befangen. Er brachte einen ſehr ſchönen Grünſtein zum Geſchenk und war auf keine Weiſe zu bewegen, Gegengaben, wie ſie ihm ſonſt Freude gemacht, anzunehmen; in trüber Stimmung ging er von dannen und ließ ſich dann nie wiederſehen. So kam der 12. Juni, der Tag einer furchtbaren Kataſtrophe, herbei. Marion war an dieſem Tage mit 12 Mann und zwei Offizieren zu einer Luſtpartie, wie es ſcheint, ausgefahren; er wollte ſich einer Auſternmahlzeit erfreuen und zugleich einen Fiſchfang verſuchen. Der befreundete Häuptling Takuri hatte ſich zu ihm geſellt, mit ihm ein anderer Häuptling, der fünf oder ſechs Wilde bei ſich hatte. Abends kehrte er nicht zu dem Schiffe zurück, wo man ihn gewiß erwartet hatte. Das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens auf die gute Geſinnung der Wilden war ſo groß, daß man keine ernſtliche Beſorgniß wegen ſeines Außenbleibens ſchöpfte. Man ſetzte voraus, er werde in dem am Ufer befindlichen Baraken übernachtet haben, um am folgenden Tage in aller Frühe den Zimmerplatz beſuchen zu können.

Am 13. Morgens fünf Uhr wurde von dem Schiff Caſtries aus eine Schaluppe abgeſandt, um den täglichen Bedarf an Waſſer und Holz vom Ufer zu holen. Etwa vier Stunden ſpäter bemerkte man im Meere einen Menſchen, der ſchwimmend ſich zu nähern ſuchte, und es wurde ſogleich ein Boot ausgeſchickt, welches ihn glücklich erreichte und aufnahm. In dem Geretteten erkannte man ſofort einen der Matroſen, die an demſelben Morgen mit der Schaluppe abgefahren waren. Schon der Anblick dieſes Menſchen, der ſich in der äußerſten Erſchöpfung befand und an deſſen Körper verſchiedene ſchwere Schlag- und Stoßwunden bemerklich waren, erregte Entſetzen und Sorge. Das Schlimmſte war die folgende von ihm gebrachte Botſchaft. Bei dem Anlanden der Schaluppe hatten ſich die Wilden, anſcheinend ohne Waffen und mit derſelben Freundlichkeit wie immer genähert, ja ſie hatten einige der Matroſen, die das moraſtige Ufer vermeiden wollten, auf ihren Schultern ans trockene Land getragen. Kaum aber hatte ſich die Mannſchaft vereinzelt, um ihre Holzbündel zuſammenzuleſen, als alle von einer offenbar zu dieſem Zwecke verſteckt gehaltenen Ueberzahl (jeder Einzelne ſah ſich von acht bis zehn Wilden umringt) mit ſteinernen Beilen, ſchweren Keulen u. ſ. w. angegriffen und niedergeſchlagen wurden. Nur durch einen glücklichen Zufall gelang es dem Ueberbringer dieſer Schreckensnachrichten, ſich im Gebüſch zu verbergen. Von ſeinem Verſtecke aus hatte er furchtbare Scenen geſehen. Während die Wilden beſchäftigt waren, ſeinen getödteten Genoſſen ſofort den Bauch aufzureißen, die Leichname in Stücke zu zerſchneiden, war es ihm geglückt, unbemerkt zum Meeres-

ufer zu ſchleichen und ſich dann weiter durch Schwimmen zu retten.

Der erſte Gedanke fiel nach dieſer Kunde auf den vermißten Hauptmann Marion und ſeine Begleiter. Kaum war jetzt noch zu zweifeln, daß auch ſie von den Wilden grauſam ermordet waren; es kam faſt nur darauf an, ſich hierüber Gewißheit zu verſchaffen und wo möglich die auf den drei Poſten — auf der Inſel Motu Rua, bei den Baraken am Ufer der Inſelbai und auf dem Zimmerplatze — befindliche Mannſchaft zu retten und zuſammenzuziehen. Eine ſtark bemannte und für den Kampf gerüſtete Schaluppe wurde ausgeſandt, um zuvörderſt die beim Schiffsbau beſchäftigten Matroſen und Soldaten zu ſichern, die von der Gefahr, abgeſchnitten und durch die Ueberzahl der Eingeborenen vernichtet zu werden, aufs Aeußerſte bedroht waren. Man näherte ſich zuerſt dem Dorfe des Häuptlings Takuri, welches nahe an der Küſte lag. Unterhalb dieſes Dorfes ſah man die an demſelben Morgen ausgeſchickte Schaluppe am Strande und daneben das Canot des Marion; ringsum ſtand eine Anzahl Eingeborener, mit Beilen, Säbeln oder Flinten bewaffnet, welche letztere Waffen ſie von den getödteten Franzoſen erbeutet haben mußten. Aber hier war jeder Aufenthalt zu vermeiden; es galt, zunächſt den Zimmerplatz zu erreichen. Dies gelang um zwei Uhr Nachmittags. Als der dortige Befehlshaber, dem von allen jenen blutigen Scenen nichts bekannt geworden, die Truppen herankommen ſah, ergriff ihn ſogleich eine dunkele Ahnung; er ging ihnen ſtillſchweigend entgegen, und traf die Verabredung, daß ſeinen Leuten vor der Hand Alles geheim gehalten werden ſollte,

bis die erfoderlichen Maßregeln getroffen ſein würden. Die Arbeiten wurden ſofort eingeſtellt und ſämmtliche Geräthſchaften, die man fortbringen zu können meinte, unter den Matroſen vertheilt. Den Reſt derſelben vergrub man innerhalb der errichteten Blockhäuſer unter der Erde und zündete dieſe an, damit zugleich der Aſchen- und Schutthaufen das Auffinden verhindern möchte. Dann wurde angeſichts der Wilden, welche die umliegenden Höhen beſetzt hatten, der Rückzug in wohlbedachter Anordnung angetreten. In der Mitte gingen die mit dem Gepäck belaſteten Matroſen; an der Spitze, an beiden Flügeln und im Rücken Soldaten und bewaffnete Matroſen. Der ganze Trupp belief ſich auf 60 Mann. Einen Angriff unternahmen die Wilden nicht, aber unaufhörlich hörte man aus ihren Haufen den Zuruf: Takuri mate Marion (Takuri hat Marion erſchlagen). Der franzöſiſche Berichterſtatter (Lieutenant Crozet) betrachtet dieſen Zuruf als einen Verſuch, die Mannſchaft in die äußerſte Verzweiflung zu ſtürzen, da die Wilden nach dem Falle ihres Oberhaupts ihre Sache verloren achten und jeden Widerſtand aufgeben.

Der Zug erreichte glücklich die Schaluppe und das Benehmen der Mannſchaft imponirte den zahlreichen Feinden — man glaubte ihrer 1000 rechnen zu können — dergeſtalt, daß ſie die Einſchiffung nicht hinderten. Kaum aber war das Fahrzeug vom Lande abgeſtoßen, als ſie mit wildem Geſchrei heranſtürmten und ſelbſt ein paar Schritt bis ins Meer hineinliefen, als wollten ſie jetzt noch angreifen. In dieſem Augenblicke ließ der Befehlshaber ein lebhaftes Flintenfeuer einige Minuten lang eröffnen. Es wurde vor allem auf die Häuptlinge ge-

zielt. Sehr ſeltſam war der Eindruck, welchen dies Blutbad unter den Eingeborenen hervorbrachte. Sie ſchienen keinen Begriff davon zu haben, daß es Waffen geben könnte, die auch aus der Ferne den Menſchen Tod und Verwundung brächten. Sie hatten nie auch nur Bogen und Pfeile geſehen, ſchwere Keulen und ſteinerne Beile waren ihre einzigen Waffen. Daher betrachteten ſie mit unbeſchreiblichem Stumpfſinn, mit der gräßlichen Starrheit des Irrſinns, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, die Wirkungen der Feuergewehre.

Nachdem der Ankerplatz der beiden großen Schiffe an der kleinen Inſel Motu-Aro glücklich erreicht war, wurden ſofort unter Leitung des Lieutenant Crozet alle Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen. Man beeilte ſich, die Zelte, Baraken und Arbeitsſtätten abzubrechen oder aufzuheben, den nöthigen Vorrath an friſchem Waſſer, Holz u. ſ. w. einzuladen. Auch bei den ſonſt ſo befreundeten Bewohnern der kleinen Inſel machte ſich mit einem male eine entſchieden feindliche Stimmung bemerkbar; Crozet ſah ſich genöthigt oder fand es wenigſtens für angemeſſen, ſie mit Gewalt der Waffen und unter ſtarkem Blutvergießen aus ihren Wohnſitzen zu vertreiben, die Inſel völlig von Feinden zu ſäubern. Einem ſpätern Angriff, der liſtig genug durch Eingeborene, die ſich in von den getödteten Franzoſen geraubte Kleidung geſteckt hatten, geleitet und verdeckt werden ſollte, wurde mit ſolcher Entſchiedenheit begegnet, daß hinfort von hier aus eine weitere Störung der Vorbereitungen zur Abfahrt nicht verſucht ward. Auf der gegenüber liegenden Küſte aber ließ ſich eine ſtete Bewegung großer Schwärme von Wilden beobachten, die beſtändig die

Schiffe im Auge hatten und am Tage durch laute Zurufe, Nachts durch Feuerſignale auf den Anhöhen untereinander verkehrten.

Dem einen der beiden Schiffe, de Caſtries, fehlten noch immer Bogſpriet und Fockmaſt. Beide lagen fertig auf dem Zimmerplatz, allein wie hätte man jetzt darauf denken können, ſie herbeizuholen! Dagegen foderte das beleidigte Nationalgefühl der Franzoſen ſein Recht. Unmöglich konnte man dieſe Stätten verlaſſen, ohne es zuvor durch eine impoſante Waffenthat an den rohen Barbaren zu verſöhnen. Die ganze ſtreitbare Mannſchaft der Expedition wurde zu einem Kriegszuge ausgerüſtet, auf welchem man zugleich der Pflicht, über das Schickſal der Perſon des muthmaßlich ermordeten Oberbefehlshabers definitive Gewißheit zu erlangen, nachkommen wollte. Zunächſt wandte man ſich dem Theile der Küſte zu, auf welcher die beiden franzöſiſchen Boote, deren Mannſchaft die Wilden erſchlagen hatten, an den vorhergehenden Tagen geſehen waren. Als man von ihnen keine Spur fand, wurde die Landung unternommen und der Zug gegen das Dorf Takuri's in Bewegung geſetzt. Die Hoffnung, mit dem Häuptlinge ſelbſt zuſammenzutreffen und ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, wurde getäuſcht; Takuri war, mit dem Mantel des erſchlagenen Marion bekleidet, nach dem Innern zu entflohen. In ſeinem Dorfe fand man nur einige ſchwache Greiſe, die ruhig an den Thüren ihrer Hütten ſaßen. Man wollte ſie anfänglich gefangen nehmen; allein einer von ihnen ſchlug mit auffallender Kaltblütigkeit einen Soldaten nieder, der ſich an ihm vergriff. Dieſen allein tödtete man; allen andern wurde kein Leid

zugefügt. Die Hütten wurden ſorgfältig durchſucht. In Takuri's Wohnung fand man einen gekochten Hirnſchädel mit einigen Fleiſchfetzen, auf welchen die Spuren menſchlicher Zähne noch ſichtbar waren, außerdem andere abgenagte Menſchengebeine. In andern Hütten entdeckte man das blutige Hemde des Marion, Kleider und Waffen der beiden Offiziere, Kleidungsſtücke der Matroſen u. ſ. w. Nachdem dieſe Nachforſchungen, welche furchtbares Grauſen und unausſprechliche Erbitterung hervorriefen, planmäßig zu Ende geführt, wurde das Dorf und ein anderes in der Nähe, wo man ebenfalls jene gräßlichen Spuren des Cannibalismus gefunden, völlig zerſtört und niedergebrannt. Zwei am Ufer befindliche Kähne der Wilden wurden zum Schiffe mit hinübergenommen und dort ebenfalls, nachdem man die brauchbaren Bretter und Planken herausgenommen, den Flammen geopfert.

Die barbariſche Ermordung Marion's und ſeiner Gefährten iſt durch mehre Menſchenalter hin auf Neuſeeland in ganz beſonders lebhaftem Andenken geblieben. Sie iſt nicht blos als ein unzweifelhaftes Beiſpiel der wilden, tückiſchen Grauſamkeit jener Inſulaner in den Vordergrund getreten und allen Beſuchern der Inſel bedeutſam entgegengetreten, ſondern ihr Einfluß erſtreckt ſich auch, wie wir im Verlauf unſerer Darſtellung ſehen werden, äußerlich fühlbar bis auf die neueſte Zeit. Beſonders haben franzöſiſche Schiffer ſeitdem das nördliche Neuſeeland gemieden oder doch nur mit großer Vorſicht jenen Boden betreten, da der Rachezug des Lieutenant Crozet einen unauslöſchlichen Ingrimm der Eingeborenen gegen die Franzoſen, welche ſie von den Engländern ſehr wohl zu unterſcheiden wußten, erregt hatte.

Das Ereigniß selbst ist sehr verschieden erklärt. Zuerst unter dem frischen Eindrucke des Thatbestandes dachte man kaum an bestimmte Motive in dem Benehmen oder in der Handlungsweise der Franzosen. Es wurde ganz übersehen, daß die Neuseeländer den Eindruck der liebenswürdigsten Gesinnung in den Gemüthern der Franzosen zurückgelassen haben müßten, wenn diese etwa am Tage vor der gräßlichen Katastrophe abgereist wären. Die gierige Mordlust der Neuseeländer, meinte man, habe es von jeher auf die Metzelei abgesehen und nur mit tückischer Hinterlist langsam und sicher den günstigen Augenblick für den Ueberfall abgewartet. [16]) Später wurde die Ansicht geltend gemacht, daß eine Art von religiösem Fanatismus im Spiele gewesen sei, daß die Neuseeländer, sobald sie in Marion und dessen Gefährten Landsleute des Surville erkannt, von blindem Pflichteifer getrieben, den Entschluß gefaßt hätten, ihren in Fesseln gewaltsam entführten Häuptling und die andern damals verübten Grausamkeiten zu rächen. [17]) Allein auch diese Deutung ist auf schwer nachzuweisende Mittelglieder gebaut. Surville's Landungsplatz ist eine Anzahl Meilen von der Inselbai entfernt und eine so langsam brütende Heimtücke, in einer so abgemessenen Virtuosität, in einer so glatt verstellten Falschheit ist bei einem einfachen Naturvolke, wie die Neuseeländer damals noch waren, völlig unerhört. Am wahrscheinlichsten möchte daher die dritte Erklärungsart sein, welche die ganze Katastrophe aus dem Misverständniß der Sprache und der Sitten Neuseelands herleitet. Marion wollte, meint man, seine Netze an einer unter dem Tabu stehenden, mithin aus religiösen Gründen verbotenen Stelle auswerfen. Diesem

Verſuche ſetzten die Wilden Widerſtand, zuerſt in Worten, dann thätlich entgegen. Daraus entſtand das Handgemenge, welches mit dem Unterliegen der Franzoſen und mit Cannibalismus endete.[18]) Aber auch dieſer Erklärungsverſuch entbehrt der genügenden hiſtoriſchen Grundlage. Der unmittelbare Anlaß des beklagenswerthen Ereigniſſes wird ſchwerlich jemals aufgehellt werden. Deſto ſchwerer und unauslöſchlicher haften bis jetzt die Erinnerungen daran. Sie haben mehr als ein halbes Jahrhundert lang eine bittere Stimmung der Eingeborenen des nördlichen Neuſeelandes gegen das Volk des Marion rege erhalten. Sie ſind ſagenhafter Einkleidung theilhaft geworden und von neuſeeländiſchen Barden zu Volksgeſängen benutzt.[19]) Der Engländer J. S. Polack[20]) hat während ſeines Aufenthalts in Neuſeeland (1831—37) ein Haus bewohnt, welches auf der Stätte des Kampfes gegen Marion erbaut, früher Eigenthum des Te Kuai, eines Großſohns des Takuri, geweſen und erſt in neueſter Zeit durch Tauſch und Kauf den Europäern zugefallen war.

Während dieſe Erzählung, deren Kunde im Frühjahr 1773 nach Europa gelangte, von Mund zu Mund ging, und als ein unerhörtes Beiſpiel des wildeſten Cannibalismus nach allen Seiten hin den Eindruck der tiefſten Verabſcheuung verbreitete, während Philoſophen, Dichter und Neuigkeitsſchriftſteller eben noch beſchäftigt waren, den dargebotenen neuen Stoff nach ihren Theorien oder in ihrer Weiſe auszubeuten, ereignete ſich ein neuer Conflict, der das ungünſtigſte Urtheil über den Charakter der neuſeeländiſchen Bevölkerung noch beſtätigte.

Cook hatte bekanntlich ſeine zweite gefahrvolle Reiſe um die Welt mit den beiden Schiffen Reſolution und Adventure angetreten. Der Zweck dieſer doppelten Ausrüſtung, die gegenſeitige Ermuthigung, Hülfe und Unterſtützung wurde aber nur ſehr mangelhaft erreicht. Zuerſt verloren beide Schiffe am 8. Februar 1773 einander im 50. Grade ſüdlicher Breite unter einem ſehr ſtarken Nebel aus dem Auge, und trafen erſt nach Mitte des Mai im Königin-Charlotten-Sund wieder zuſammen. Aber am 29. October deſſelben Jahres, als Cook von einer zweiten Excurſion in das ſüdliche Eismeer nach Neuſeeland zurückkehren wollte, trennte ein widriger Sturm die beiden Schiffe abermals und nun waren alle fernern Bemühungen, einander wieder anzutreffen, ohne Erfolg. Cook und ſeine Gefährten, unter denen ſich die beiden Forſter befanden, kamen glücklich in Charlotten-Sund auf Neuſeeland an und harrten mehre Tage vergebens der Adventure. Dann ſegelten ſie voll Ungeduld ab und erfuhren erſt ſehr ſpät das traurige Schickſal, welches einen Theil der Mannſchaft der Adventure an jener Stelle getroffen. Sie ſchöpften nach 11 Monaten, während ihres dritten Aufenthalts in Neuſeeland (1774, vom 17. October bis 9. November) dunkle Ahnungen, die ſich erſt während des Verweilens am Vorgebirge der guten Hoffnung (im April 1775), auf der Rückreiſe nach England, in Gewißheit verwandelten.

Hätte Cook ſeinen zweiten Aufenthalt in Neuſeeland nur um vier oder fünf Tage länger ausgedehnt, ſo würde ihn dort Captain Furneaux noch erreicht und wahrſcheinlich der ganze unglückliche Vorgang vermieden ſein. Schon am 30. November 1773 lief die Adventure im

Königin-Charlotten-Sund ein und fand auch ohne Schwierigkeit das von Cook hinterlaſſene Memorandum, welches in einer Flaſche vergraben und deſſen Stelle durch die Inſchrift an einem Baume bezeichnet war. Dieſer Inſtruction gemäß ſuchte Furneaux ſeine Abreiſe möglichſt zu beſchleunigen; denn nur dadurch konnte er hoffen, die Reſolution wieder zu erreichen. Schon waren alle Zurüſtungen vollendet und das Schiff ſegelfertig, als man für gut fand, aus einer nahen Bucht (Grass-Cove) eine Ladung Gras und antiſkorbutiſche Kräuter mitzunehmen. Eine Abtheilung der Schiffsmannſchaft unter Anführung eines Verwandten von Capitain Furneaux (Rowe war ſein Name) wurde abgeſchickt, um dieſen Auftrag auszuführen. Voll Ungeduld harrte man zwei Tage lang der Rückkehr dieſes Bootes; dann erwachten ſchlimme Vermuthungen und eine ſtark bewaffnete Schaluppe wurde unter Anführung des Lieutenant Burney [21]) zur Nachforſchung ausgeſandt. Der erſte auffallende Anblick war ein großer ganz mit Wilden beſetzter Kahn, der vor den Engländern ſich zu verbergen und zu entfliehen ſuchte. Als es dennoch gelang, ihm nahe zu kommen, ſprangen ſämmtliche darin befindliche Perſonen ins Waſſer und ſchwammen dem Ufer zu. In dem Kahne entdeckte man Kleidungsſtücke und angenagte Gliedmaßen der vor drei Tagen ausgeſchickten Reiſegefährten. An der Grasbucht ſelbſt ſah man eine große Anzahl kampffertiger Wilden und als oben aus dem Gehölz des nahen Berges Rauchſäulen emporſtiegen, die man auf die Zubereitung des Fleiſches der erſchlagenen Gefährten deutete, erwachte in den Europäern die höchſte Wuth und Entrüſtung. Die an der Küſte verſammelten Wilden wurden durch ein

heftiges Gewehrfeuer vertrieben, ihre Fahrzeuge zertrümmert, die nächſten Hütten durchſucht. Man fand mehre von den Erſchlagenen geſammelte Bündel Löffelkraut, einige mit den zerhackten Gliedmaßen derſelben angefüllte Körbe, darunter die Hand des unglücklichen Rowe, endlich, um das grauſenhafte Bild zu vollenden, ſah man eine Anzahl neuſeeländiſcher Hunde am Strande in den Eingeweiden der Hingemordeten freſſen. Auf Furneaux machte die Schilderung dieſer Erlebniſſe einen ſolchen Eindruck, daß er ſeinen Lauf ſogleich zum Vorgebirge der guten Hoffnung wandte, um ſein Vaterland wieder zu erreichen.

Indem das Detachement unter Rowe bis auf den letzten Mann umgekommen war, und die Wilden bei dem nächſten Aufenthalte Cook's es ſcheu vermieden, ihn von den Vorgängen vollſtändig in Kenntniß zu ſetzen, ſo ließ ſich erſt von dem Beſuch Neuſeelands auf der dritten Weltumſegelung nähere Kunde erwarten. Durch die Vermittelung eines Indianers von der Inſel Rainta, der Furneaux begleitet hatte und jetzt von Cook mitgenommen wurde, gelang es, wenigſtens einigermaßen der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Es war unter der Mannſchaft bekannt, daß Rowe in ähnlicher Weiſe, wie wir es oben bei Surville fanden, tiefe Verachtung gegen alle Wilden hegte und ſich jede Behandlung derſelben geſtatten zu dürfen glaubte. Dazu kam, daß er ſich der Zuverſicht hingab, mit einigen Flintenſchüſſen Legionen Wilder verjagen zu können, und daß er ſchon früher bei unbedeutenden Anläſſen kaum zurückgehalten werden konnte, auf jene unglücklichen Menſchen, wie auf Wildpret, zu feuern. Ob ein Misverſtändniß oder ein

Diebſtahl der Wilden, den man ſogleich mit Feuer und Schwert an Unſchuldigen rächte, erſte Veranlaſſung geweſen, iſt nicht recht klar; nur ſo viel iſt gewiß, daß die Engländer zuerſt zu den Waffen gegriffen hatten. Cook ſelbſt urtheilt, daß der ganze Streit durch etwas mehr Mäßigung ſeitens ſeiner Landsleute nicht entſtanden ſein könnte, und er war weit entfernt, die Niederlage derſelben als einen Mord zu betrachten, der blutige Rache oder Strafe verdiene. Derſelbe Häuptling, der den Angriff gegen Rowe geleitet hatte und dabei in Lebensgefahr gekommen war, nahete ſich ihm bei ſeiner letzten Anweſenheit in Neuſeeland mit der größten Ruhe, indem er den in ſeiner Gegenwart ausgeſprochenen Auffoderungen zur Rache an ſeiner Perſon Kaltblütigkeit oder Stumpfſinn entgegenſetzte. [22]) —

Mit dieſen Vorgängen iſt ein Zeitpunkt erreicht, der zu einem kurzen Rückblick einladet. Die Unternehmungen der engliſchen Nation auf der ſüdlichen Hälfte der Erdkugel waren mit den glänzendſten Fortſchritten der geographiſchen Wiſſenſchaft belohnt, mit rieſenhaftem Erfolge gekrönt. Die früher herrſchenden Hypotheſen und Vermuthungen und alle jene Träume und Phantaſien, welche ſie angeregt oder hervorgerufen, waren zerſtört; durch die zweite große Entdeckungsreiſe waren die kühnen Behauptungen von der Exiſtenz eines großen, bewohnten Südlandes entſcheidend widerlegt und in den Bereich alter Irrthümer verwieſen. In den vermeintlichen Küſten des vermutheten Erdtheils war das Inſelpaar Neuſeeland entdeckt und wie aus einem nebelhaften Dunkel an das Licht der Erdkunde getreten. Die rieſigen ſchwarzen Menſchen waren als eigenthümlich bevorzugter Schlag

der malaiiſchen Race erkannt, und ob auch ihr Charakter, ihre Herkunft, ihre Sitten verſchiedenartige und ſcheinbar widerſprechende Züge darboten, ein Bild ihrer Lebensweiſe, ihrer Culturſtufe, ihrer politiſchen Einrichtungen, ihrer tiefen religiöſen Verſunkenheit war gewonnen. [23]) Der Umfang und die Beſchaffenheit der äußern Umzäumung waren im Allgemeinen aufgeklärt, aber nur an einzelnen Punkten der Küſte waren genauere Forſchungen angeſtellt. Das Innere beider Inſeln blieb „terra incognita"; nur ſo viel hatte man aus dem Anblicke geſehen, daß man nicht die flache Oberflächenbildung des ſogenannten auſtraliſchen Feſtlandes, ſondern ein mit hohen Bergen geziertes und ſelbſt durch maſſenhafte Erhebung ausgezeichnetes Land vor ſich hatte, deſſen Einfluß auf die kräftige körperliche und geiſtige Entwickelung der Bewohner ſich leicht vorausſetzen ließ. Man kam von der Anſicht zurück, daß dort nichts zu holen ſei, aber die traurigen Erfahrungen des bisherigen Verkehrens mit den Einwohnern und die Entlegenheit dieſer Inſeln waren keineswegs geeignet, zur feſten Anſiedelung einzuladen. Vorſchläge dieſer Art ſtehen vereinzelt da; Cook lebte nicht lange genug, um ein definitives Urtheil auszuſprechen oder ſeine Anſichten in beſtimmter praktiſcher Faſſung geltend zu machen. Selbſt die günſtigen Aeußerungen eines Benjamin Franklin [24]) blieben ohne reelle Folgen; ſie erſchienen als Meinung merkwürdig und beachtenswerth, aber verhallten ohne weitere Wirkung. Im Ganzen blieb vorläufig eine ſehr ungünſtige Anſicht über die Neuſeeländer auch bei den engliſchen Staatsmännern überwiegend. Dies zeigten die Verhandlungen, welche im Jahre 1788 zur Gründung der

Sträflingscolonie in Neuſüdwales geführt haben. Die Stimmen, welche ſich unter Anderm auch im Parlamente bei dieſer Gelegenheit für die Wahl Neuſeelands erhoben, wurden durch vielfache Bedenken wegen des wilden, grauſamen und tückiſchen Charakters der dortigen Eingeborenen beſeitigt.

Deſto weniger fehlt es an beherzten und verwegenen Abenteurern, die in ihrer Weiſe ſich des von den Regierungen aufgegebenen Terrains zu bemächtigen ſuchten. Die Geſchichte dieſer Verſuche liegt großentheils im Dunkel, und es läßt ſich wohl denken, daß manche derſelben mislungen oder mit dem Verderben der Unternehmer geendet ſind. So erzählten z. B. die engliſchen Blätter im Jahre 1785 von einem ſchottiſchen Edelmann, der ſein Landgut auf der Inſel Herries verkauft und mit dem Erlös (7000 Pfd. Sterling) ein Schiff ausgerüſtet hatte, um ſich mit ſeinen Dienſtleuten, 60 an der Zahl, an der Themſe in Neuſeeland niederzulaſſen. Sie hatten Tauſchwaaren, Sämereien aller Art, Früchte und Vieh mitgenommen; ihr Plan ging dahin, ſich vorläufig auf einen geringen, durch Felsklüfte und Lage geſchützten Umkreis zu beſchränken und Schiffe zur Flucht, im Fall ſie bedrängt werden würden, bereit zu halten. Der Führer war entſchloſſen, eine Neuſeeländerin zur Ehe zu nehmen, um zugleich das gute Einverſtändniß mit den Wilden zu ſichern und ſpäter die Gründung eines unabhängigen Fürſtenthums zu verſuchen. Die Abreiſe aus Glasgow fand, wenn man dieſen Nachrichten trauen darf, im Jahre 1783 ſtatt; allein über die Ankunft, geſchweige denn über die Niederlaſſung dieſer Expedition fehlt jede Kunde. [25])

Das erſte europäiſche Schiff, welches, abgeſehen von unverbürgten Geſchichten ſolcher Art, nach Cook's letzter Anweſenheit in Neuſeeland (im Februar 1777) dieſe Inſeln wieder beſuchte, wurde von einem ſeiner Begleiter, dem Schiffshauptmann Georg Vancouver [26]) geführt. Er landete auf ſeiner großen Entdeckungsreiſe in der Dusky-Bai und verweilte dort vom 4. bis 23. November 1791, ohne einen Neuſeeländer zu ſehen. Bei ſeinen Nachſuchungen fand er nur verlaſſene Hütten, deren Bewohner ſich längere Zeit ſchon entfernt haben mußten. Zu neuen Entdeckungen glaubte er hier keinen Anlaß zu haben; denn es iſt wol kaum mehr als ein geographiſcher Scherz, daß er einen von Cook unerforſchten und mit dem Namen Nobody-knows-what bezeichneten Arm des Hafens genauer unterſucht und „Somebody-knows-what" genannt hat. Deſto beſſer erreichte er ſeine Hauptzwecke, die Kräftigung der Mannſchaft und die Herſtellung des beſchädigten Schiffes. Indem er aufs neue die lebensvollen Schilderungen, die Cook und ſeine Reiſegefährten aufbehalten haben, mit der Natur dieſer Landſchaft verglich, erfüllten die Erinnerungen an das Wirken und Walten des unſterblichen Weltumſeglers und die Anerkennung ſeiner Verdienſte um ſo lebendiger und kräftiger ſeine Seele. Funfzehn Monate ſpäter, vom 11.—14. März 1793 befuhr der franzöſiſche Seelieutenant Dentrecaſteaux — der Hauptzweck ſeiner Reiſe waren die Nachforſchungen über das Schickſal des verunglückten Schiffs La Pérouſe — einen Theil der nördlichen Küſte vom Cap Maria van Diemen bis gegen die Inſelbai. Die Eingeborenen näherten ſich ihm in ihren Kähnen aufs zutraulichſte, aber er entſagte jedem

weitern Verkehr in der Ueberzeugung, daß dieſe Bevölkerung ſo oft beſucht, ſo genau bekannt und ſo vortrefflich geſchildert ſei, daß dem bereits Geſagten nur ſchwer etwas hinzugefügt werden könnte. [27])

Ungleich ergebnißreicher als dieſe Beſuche wurde ein etwas bedenklicher Auftrag, den der engliſche Seelieutenant Hanſon im April deſſelben Jahres (1793) ſehr glücklich ausführte. Die faſt zwiſchen Neuſeeland und Neuſüdwales belegene Norfolkinſel, welche unter Cook im J. 1774 entdeckt und ganz unbewohnt gefunden war, hatte ſeit 1788 ebenfalls eine engliſche Verbrechercolonie erhalten, und man hatte die Abſicht, hier eine Flachsmanufactur einzurichten. Da ſich die Neuſeeländer, wie man meinte, außerordentlich gut auf die Behandlung der dortigen Flachspflanze (Phormium tenax) verſtänden, lag es nahe genug, von ihnen dieſe Kunſt zu erlernen zu ſuchen. Das ließ ſich kaum anders erreichen, als dadurch, daß man ein paar Neuſeeländer herbeiholte, die man, ſobald der Zweck erreicht war, ihrem Vaterlande wiedergeben konnte. Lieutenant Hanſon wurde mit dieſer Miſſion beauftragt; er lockte zwei junge neuſeeländiſche Männer — der eine war Sohn eines Kriegers, der andere Sohn eines Prieſters — an Bord und ſtieß unverſehens vom Lande ab. Die beiden Fremdlinge geberdeten ſich wie verzweifelt, als ſie ſich ſo überliſtet ſahen und zugleich nicht wußten, was man mit ihnen vorhatte. Sie zerbrachen die Fenſter der Kajüte und wollten ſich ins Meer ſtürzen. Ihren zurückgebliebenen Landsleuten winkten ſie, ſich zu entfernen, damit ſie nicht auch ihres Schickſals theilhaft würden. Als man ihnen in der Folge freundlich zuſprach, faßten ſie ſich. Der Hauptzweck des

Unternehmens wurde an ihnen verfehlt, da die Neuſeeländer alle Handarbeiten von den Frauen verrichten laſſen und namentlich die Männer aus höhern Ständen, denen die beiden Gepreßten angehörten, ſich immer um dergleichen wenig kümmerten. Dafür aber erregten die Proben natürlichen Verſtandes, der Klugheit und Geſchicklichkeit, welche ſie ablegten, um ſo größere Ueberraſchung. Der eine von ihnen, es war der Prieſterſohn, zeichnete auf den Fußboden eine topographiſche Skizze des von ihm bewohnten Küſtentheils mit einer ſolchen Klarheit und Treue, daß die Kenner erſtaunten. Man fand ſeine Darſtellung dem von Cook angefertigten Plane faſt vollkommen entſprechend. Eine ſpätere ausgeführtere Zeichnung auf Papier iſt von Collins als Zugabe des unten angeführten Werkes wiedergegeben. Außerdem gaben ſie eine Reihe anziehender Nachrichten und Aufſchlüſſe über Lebensweiſe, Sitten, Gebräuche und politiſche Verhältniſſe ihres Heimatlandes, die ſich freilich nicht durchgängig beſtätigten, gleichwol aber zur Kenntniß und Würdigung wichtige Beiträge und ſprechende Bilder enthalten und für Forſcher noch immer ſehr beachtenswerth ſind. [28]) Der engliſche Gouverneur King hatte ſich den beiden Fremdlingen mit beſonderer Vorliebe zugewandt; er ließ es ſich nicht nehmen, ſie perſönlich nach ihrem Vaterlande zurückzugeleiten. Die Schilderung des Empfangs bei ihren Landsleuten, die den Verluſt der beiden Männer ſchmerzlich betrauert hatten und wol nicht die geringſte Hoffnung gehegt haben mochten, ſie jemals wiederzuſehen, liefert ein ſchönes idylliſches Gemälde. Die Sehnſucht der Zurückkehrenden, die lebhafte Freude bei der erſten Begegnung ihrer Landsleute, die offene

Herzlichkeit, welche in den Scenen des erſten Wiederſehens ſich abſpiegelt und die zuverſichtsvolle Freundlichkeit, mit der man ſich dem engliſchen Schiffe nahete — Alles dies ſtand im hellſten Contraſte gegen die ſchaudervollen Vorgänge der Ermordung des Marion, des Rowe und deren Genoſſen. Eine ganz neue Seite der Anſchauung war jenem Naturvolke abgewonnen; man hatte jetzt geſehen, daß ſeine Herzen den Regungen des Familienlebens zugänglich, den Sorgen, Schmerzen wie den glücklichen und heitern Eindrücken des menſchlichen Umgangs geöffnet waren.

Nachdem die erſten Jahre der neubegründeten Colonie in Neuſüdwales und Norfolk vorübergegangen waren, entſtand von hier aus ein wachſender Verkehr mit Neuſeeland. Die Dusky-Bai an der ſüdweſtlichen Küſte der großen ſüdlichen Inſel wurde wegen der dortigen Menge von Seehunden vorzüglich häufig beſucht und ſchon im Juni 1793 ſehen wir den Schiffsführer Raven einen Theil ſeiner Mannſchaft auf einige Wochen dort ausſetzen, um dieſem Erwerbszweige nachzugehen. Dieſes Verfahren fand während der nächſten Jahrzehnde, und namentlich für dieſe den bequemſten und ſicherſten Landungsplatz darbietende Bucht, mehrfache Nachahmung. Als Raven etwas ſpäter wie er gehofft, Ende October zurückkehrte, traf er ſeine Leute wohlbehalten an; ſie hatten 4500 Seehundsfelle erbeutet und waren eben beſchäftigt geweſen, ein Schiff zu bauen, da ſie ſich nach langem Warten von ihrem Führer verlaſſen glaubten. Mit den Einwohnern waren ſie in keine Berührung gekommen; alle Geſchenke, die ſie für dieſelben bei ihren Wohnungen niedergelegt, fanden ſie unberührt; die Fol-

gerung, daß die Europäer von den dortigen Wilden verabſcheut waren, ſcheint nicht unberechtigt. Eine andere Gegend Neuſeelands, das Delta der Themſe an der Oſtſeite der nördlichen Inſel, ungefähr 20 Meilen ſüdlich der Inſelbai, wurde ihres vortrefflichen Schiffsbauholzes wegen aufgeſucht. Hier weilte der Seefahrer Dell am Ende des Jahres 1794 drei Monate lang und brachte zweihundert ſchöne Bäume von 3½ Fuß Durchmeſſer und 60—140 Fuß Länge als Reſultat ſeines Aufenthalts. Mit den Einwohnern kam er faſt gar nicht in Contact; nur einmal, als er ſich von ihnen bedroht ſah, griff er zu den Feuerwaffen, tödtete zwei Männer und eine Frau und trieb, wenn man ſeiner Erzählung Glauben beimeſſen will, bei 1000 Eingeborene in die Flucht. Wie wenig gefahrvoll dieſe Angriffe waren, ergibt ſich übrigens ſchon daraus, daß er in der Nähe ſtreitbarer und zahlreicher Stämme ſo lange Zeit vor Anker liegen konnte, ohne daß ſeine Fahrzeuge angegriffen wurden. Vier Jahre ſpäter (1798) beſuchte ein vom Capitain Fern angeführtes Colonialſchiff denſelben Küſtenſtrich. Die Matroſen hatten eine große Menge von Baumſtämmen abgeholzt und zu ſpät erkannt, daß ſie nicht im Stande ſein würden, den Transport zum Schiffe zu bewerkſtelligen. Aus dieſer großen Verlegenheit wurden ſie durch die dort wohnenden Eingebornen gerettet, die mit ihren kräftigen Armen und Schultern äußerſt bereitwillig, unverdroſſen und heiter die willkommenſte Hülfe leiſtet.

So kam das Ende des Jahrhunderts heran, während Neuſeeland allmälig immer bekannter, ſeine Küſten immer häufiger beſucht wurden. An eine neue formelle

Beſitznahme wurde von keinem Staate gedacht. Die dermalige Spannung unter den ſchlachtenreichen Kriegen und die Verwickelungen, welche aus den unaufhörlich weitern Kriegslaſten entſprangen, ſetzten jeder neuen Verkehrsbegründung unüberſteigliche Schranken in den Weg. Unter dieſen Umſtänden konnten Privatunternehmungen mannichfacher Art um ſo freiern und ungehemmtern Aufſchwung nehmen. Vor allem waren es die Walfiſchfahrer, denen hier ein gewinnreiches Feld ſich öffnete. Von Jahr zu Jahr ſteigerte ſich die Menge, zumal der engliſchen, franzöſiſchen und nordamerikaniſchen Schiffe, denen die zahlreichen Häfen beſonders an den Weſtküſten Neuſeelands eine Reihe von Stationen darboten, wie ſie kaum beſſer gewünſcht werden mochten. Ihr Aufenthalt war anfangs nur immer von kurzer Dauer und ſie machten im Verkehre mit den Eingeborenen ſehr verſchiedene Erfahrungen, je nachdem ſie mehr oder weniger das Geſchick und den guten Willen hatten, ein gutes Einvernehmen mit ihnen zu ſichern. Nach und nach entſtanden hier und da kleine Anſiedelungen an einzelnen günſtigen Punkten, indem die Seefahrer eine Anzahl ihrer Leute zurückließen, ſei es um einer anderweitigen Beſitznahme, die bei der immer häufigern Concurrenz leicht möglich war, zu begegnen, oder aber den von ihnen ergriffenen Induſtriezweig an Ort und Stelle nach beſten Kräften auszubeuten.

Aber man darf kaum fragen, was das für Menſchen waren, die in dieſer Weiſe ſich des Landes bemächtigten und durch ihr unvermeidliches Verkehren mit den Eingeborenen einen Einfluß übten, deſſen Tiefe und Weite gar nicht zu berechnen ſteht. Von den Seefahrern und

Matroſen, die blos um ihres Gewinns willen ſo entlegene Inſeln beſuchten, verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie ein thatkräftig unternehmendes, keine Gefahr ſcheuendes, rohes und wildes Geſchlecht waren. Von Humanität und Sitte, von moraliſchen Intereſſen, von irgend einem höhern Streben konnte nicht die Rede ſein. Allein zu ihnen geſellte ſich eine noch ungleich ſchlimmere Claſſe von Menſchen, der eigentliche Auswurf der britiſchen Inſeln, Matroſen, die flüchtig geworden, und was noch ominöſer iſt, Verbrecher, die aus den Strafcolonien in Neuſüdwales und auf den Norfolkinſeln entſprungen waren. In dieſen Menſchen kam die gemeinſte Habgier, die roheſte Sinnlichkeit, die furchtbarſte Entartung an die neuſeeländiſchen Geſtade. Wie konnte es anders ſein, als daß die armen Wilden faſt überall, wo ſie mit dieſen ruchloſen Repräſentanten der Civiliſation in Contact kamen, von unbegrenztem Abſcheu gegen alle Weißen erfüllt wurden!

Die Geſchichte dieſes Verkehrens liegt größtentheils und faſt ganz im Verborgenen; ſie lebt faſt nur in den Erinnerungen der Neuſeeländer, von denen ihm ſo viele ſei es moraliſch oder phyſiſch als Opfer gefallen ſind. Daß es an ſchaudervollen und blutigen Conflicten nicht fehlen konnte, läßt ſich leicht ermeſſen. Bei der gewaltigen Thatkraft und dem muthigen Ungeſtüm jener Wilden konnte es nicht fehlen, daß oft ganze Anſiedelungen zerſtört und deren Bewohner bis auf den letzten Mann niedergeſchlagen wurden. Es fehlt in der That nicht an Spuren ſolcher Vorgänge. Wir begnügen uns eines einzigen zu gedenken. Im Jahre 1806 ungefähr ſetzte das Schiff Sidney-Cove aus Jackſon an der Weſtküſte

der ſüdlichen Inſel, in der Nähe des Südcaps ein kleines Boot mit 13 Seehundjägern aus. Dieſe Expedition war unglücklich genug; die Mannſchaft wurde von den Eingeborenen angegriffen und ermordet. Nur einem 13jährigen Burſchen, Namens James Caddell, gelang es, ſich zu einem Häuptling zu retten, der damals unter dem Tabu ſtand. Dadurch wurde ſein Leben vor der Hand geſichert. In der Folge blieb ihm nichts übrig, als ſich unter jenen Wilden völlig zu naturaliſiren. Er unterzog ſich den ſchmerzvollen Operationen des Tätowirens und wußte ſich ſo beliebt zu machen, daß der Oberhäuptling des dortigen Stammes ihm ſeine Tochter zur Frau gab. So gingen faſt 20 Jahre dahin, die in den Verhältniſſen der Bevölkerung und in den Anſichten derſelben einen großen Wechſel mit ſich brachten. In jenen ſpätern Zeiten, als es bei den neuſeeländiſchen Häuptlingen ſo oft vorkam und faſt Mode geworden war, Neuſüdwales und ſelbſt Europa zu beſuchen, erſchien eines Tages dieſer James Caddell in Begleitung ſeiner Frau zum großen Erſtaunen Aller, die ſich ſeiner noch erinnern mochten, zum Beſuch in Sidney. Aber kaum mochte man ihn wiedererkennen. Er hatte die engliſche Sprache faſt ganz verlernt, ſodaß er ſchlechterdings ſelbſt nicht als Dolmetſcher zu brauchen war; er war äußerlich und innerlich ein ſo veränderter Menſch geworden, hatte ſich aus Zwang und Noth oder aus Neigung ſo ganz und gar die Natur und Denkweiſe der Wilden, ihren Glauben und ihren Cannibalismus angeeignet, daß man ſich nicht die Mühe einer nähern Verſtändigung mit ihm gegeben zu haben ſcheint. Man vermied ihn vielmehr

als einen ränkevollen, hinterliſtigen und gefährlichen Menſchen. [29])

So kam es, daß lange Zeit hindurch nur kurze und fragmentariſche Nachrichten über Neuſeeland verbreitet und in den gewöhnlichen Schilderungen die grauſenhaften und ſchreckenerweckenden Seiten in den Vordergrund gerückt wurden. Unter allen den zahlreichen Beſuchern der Inſel war keiner, der ein Intereſſe gehabt hätte, über ſein Thun und Treiben oder über ſeine Erlebniſſe Mittheilungen zu machen. Aus den erſten 16 Jahren unſers Jahrhunderts iſt nur eine kleine Schrift von 110 Seiten zu nennen, die von dem engliſchen Arzt Savage [30]) verfaßt iſt und einen höchſt anſpruchloſen Bericht über ſeine Erfahrungen während eines fünfwöchentlichen Aufenthalts an der Küſte der Inſelbai im September und October 1805 enthält. Die Eingeborenen Neuſeelands erſcheinen hier in einem milden und ſelbſt freundlichen Lichte; der Verfaſſer kann den Cannibalismus nicht ganz wegleugnen, aber er verſucht ihn durch die Nahrungsloſigkeit der Einwohner zu entſchuldigen und ſpricht die erfreuliche Ueberzeugung aus, daß ſeit der Einführung des Kartoffelbaus die Menſchenfreſſerei im Aufhören begriffen ſei. Von der Thatkraft und Klugheit der Einwohner, von ihrer Körperſtärke und Geſchicklichkeit, von ihrer Nüchternheit und ihrem Familienſinn iſt er ſehr eingenommen. Mehrfach hatte er Gelegenheit zu beobachten, wie Aeltern und Kinder, Geſchwiſter, Verwandte und Freunde einander treu und zärtlich liebten. Freilich hatte er blos den cultivirteſten, volkreichſten Theil des Landes geſehen und faſt nur Günſtiges während ſeines kurzen Aufenthalts erlebt. Bei

ſeiner Abreiſe nahm Savage einen Wilden aus der Claſſe der Krieger mit, den er ſehr lieb gewann und dem auch in London viel Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde. Moyhanger war der erſte Neuſeeländer, der überhaupt nach Europa kam. Seine Urtheile über die Sitten, Gebräuche, Leben und Verkehr in London ſind originell, oft höchſt naiv; ſie bekunden nicht ſelten einen lebensvollen natürlichen Verſtand und eigenthümlichen Scharfſinn. Aber in dieſem Fremdlinge zeigte ſich auch Heimweh und Sehnſucht zur Rückkehr nach dem Vaterlande; auch er blieb, wie die beiden Wilden, von welchen Collins erzählt, mit lebhafter Anhänglichkeit ſeinen Aeltern und Freunden in der Heimat zugethan. Der Walfiſchjäger Skelton übernahm es, ihn wieder nach Neuſeeland zu bringen. Später haben ihn die Miſſionaire und andere Reiſende dort wieder gefunden, allein leider in einer beklagenswerthen Lage. Er konnte unter ſeinen Landsleuten nicht die Anerkennung erlangen, welche er vielleicht in einem gewiſſen Selbſtgefühl der Vorzüge, welche ihm ſeine Erlebniſſe und Erfahrungen gaben, erſtrebte. Die Standesvorurtheile waren gegen ihn, und die Claſſe der Häuptlinge ließ ſeine Erhebung nicht zu. Vergebens ſuchte er die mitgebrachten Schätze geltend zu machen, die er bald genug eingebüßt zu haben ſcheint. Als er ſpäter ſich unterfing, von einem engliſchen Schiffe ein Beil zu entwenden, wurde er von ſeinen Stammgenoſſen verbannt. So fand ihn Nicholas 1815 in der Nähe von Bream-Head. Erſt ſpäter kam er wieder zu Ehren; im März 1827 fand ihn Dumont d'Urville und im Juli deſſelben Jahres Capitain Dillon unter dem Namen King-Charley in großem Anſehen zu Kororarika. Sowol dieſen beiden

Seefahrern, als auch manchen andern europäiſchen Beſuchern Neuſeelands hat er ſich als Dolmetſcher nützlich gemacht und mittelbar manchen Beitrag zur Kunde Neuſeelands in Umlauf geſetzt.

Ungefähr zu derſelben Zeit, als Savage die Inſelbai beſuchte, hatte Tipahi, ein mächtiger Häuptling derſelben Gegend — wir finden ihn hin und wieder ſelbſt als König bezeichnet — mit fünf Söhnen die engliſchen Colonien auf den Norfolkinſeln und in Neuſüdwales beſucht. Ueberall war er aufs beſte aufgenommen; der Gouverneur, dem er auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch vorgeſtellt war, hatte ihn reich beſchenkt. Als Tipahi den Wunſch ausſprach, zu ſeinem Volke zurückzukehren, wurde ein Colonialſchiff für ihn und die Seinen ausgerüſtet. Unterwegs verfiel er in eine ſchwere Unpäßlichkeit und dies gab dem engliſchen Matroſen Georg Bruce, aus London, Gelegenheit zu manchen Dienſten, die ihm die Gunſt des Kranken in hohem Grade zuwandten. Nach der Ankunft in Neuſeeland äußerte Tipahi den Wunſch, ſeinen treuen Pfleger bei ſich behalten zu können, und da Bruce gern einwilligte, der Schiffscapitain keinen Anſtand nahm, ſeinerſeits die erbetene Erlaubniß zu ertheilen, nahmen Beide von der engliſchen Mannſchaft Abſchied. Der junge Engländer ſah ſich von dem Häuptling behandelt, als ob er zu ſeiner Familie gehörte; er ſcheint die Sprache ſchnell erlernt, auch in Sitten und Bräuche ſich ſchnell gefunden zu haben. Das Land gefiel ihm wohl, und ſeine Bewohner entwickelten ihm gegenüber ihre vortheilhafteſten Seiten; ſie betrachteten ihn faſt als ein Weſen höherer Art. Auch in der Gunſt des Häuptlings ſtieg er fortwährend, beſonders ſeitdem er durch

die Marter des Tätowirens zu einem Krieger erſten Ranges geweiht und fähig geworden war, an die Spitze der waffenfähigen Mannſchaft zu treten. Bald wurde ihm die ſchöne Tochter des Häuptlings, deren zarte Geſichtszüge freilich durch die Marken der Tätowirung einen Theil der natürlichen Reize eingebüßt hatten, zur Frau gegeben. Jetzt ſtand er in einer höchſt einflußreichen, achtunggebietenden Stellung da; unter ſeinem Walten und durch ſeine Vermittelung wurde die Inſelbai ein Lieblingsaufenthalt der ehrenhaftern Schiffer, welche Neuſeeland beſuchten. Auf das Gedeihen des Stammes, dem er angehörte, hatte ein ſolcher Verkehr den glücklichſten Einfluß. Europäiſche Geräthſchaften und Waffen wurden in Menge erworben, der Gebrauch derſelben erlernt; die Pflanzungen von europäiſchen Gartenfrüchten gewannen immer mehr Aufſchwung; die Viehzucht hob ſich und der Kartoffelbau, deſſen Ertrag zum Eintauſchen der Geräthe, der Samen- und Staudengewächſe oder des Zuchtviehs diente, gewann eine beträchtliche Ausdehnung. So mochten ein paar Jahre ſeit der Erhebung Bruce's verfloſſen ſein, als ein unglücklicher Zwiſchenfall hemmend und zerſtörend einfiel.

Als nämlich eines Tages Bruce mit ſeiner Frau an einem von dem Sitze des Häuptlings etwas entlegenen Theile der Küſte verweilte, traf es ſich, daß der Oſtindienfahrer „General Wellesley" dort anlegte, um einiges Schiffsbauholz einzuladen. Dalrymple, der Capitain dieſes Schiffes, freute ſich der Begegnung des Bruce, der ihm vielfach behülflich war, ſeinen Zweck zu erreichen. Beide traten in nähern Verkehr. Der Capitain erzählte, daß er den Plan habe, das Nordcap von Neu-

ſeeland zu beſuchen, wo ſichern Berichten zufolge Goldſtaub zu finden ſei. Er bat Bruce aufs inſtändigſte, ihn mit ſeiner Frau dorthin zu begleiten, und verſprach aufs bündigſte, beide nach der Inſelbai zurückzufahren. Nicht ohne Bedenken ging Bruce zuletzt auf dieſe Bitte ein; das Nordcap war nicht eben fern, die lockende Ausſicht, ſeinem neuen Vaterlande eine ungekannte Quelle des Reichthums zu eröffnen, mag mit im Spiele geweſen ſein. Das Ziel der Excurſion wurde glücklich erreicht, aber mismuthig wieder verlaſſen, da ſich keine Spur von Goldſtaub dort fand. Anfangs ſcheint Capitain Dalrymple guten Willen gehabt zu haben, ſeinem Gaſt das gegebene Verſprechen zu halten; aber nachdem ihn ein paar Tage widrige Winde an der Ausführung dieſes Verſprechens verhindert, ließ er ſich trotz aller Bitten und Vorſtellungen auf keine weitern Verſuche ein und gab ſeinem Schiffe eine andere Richtung. Zunächſt wurde an den Fidſchiinſeln angelegt und dort dem Ehepaar angeboten, auszuſteigen. Ein ſolches Anerbieten war faſt höhnend; hätte Bruce es angenommen, ſo würde er unfehlbar von den grauſamen Inſulanern getödtet und verzehrt worden ſein. An eine Rückkehr nach Neuſeeland war von hier aus gar nicht zu denken. Bruce war in der traurigen Lage, es als eine Wohlthat betrachten zu müſſen, wenn man ihn weiter mitnahm; er konnte nur ſich leidend verhalten, als die Geſchenke, welche er für ſeine Dienſtbezeigung auf Neuſeeland erhalten, ihm ohne Weiteres wieder geraubt und unter den Fidſchiwilden vertheilt wurden. Die Fahrt. ging weiter nach Sulu, wo ein mehrtägiger Aufenthalt genommen wurde, und nach Malacca. Hier ſtiegen Dalrymple und Bruce aus;

Letzterer in der Abſicht, ſich bei dem commandirenden engliſchen Offizier zu beſchweren. Unglücklicherweiſe war es ſchon ſo ſpät Abends, daß er ſeinen Zweck nicht erreichen konnte. Am andern Morgen zeigte ſich, daß Dalrymple weiter nach Penang geſegelt und Bruce's Frau, welche an Bord geblieben war, mit ſich geführt hatte.

Der commandirende Offizier zu Malacca nahm ſich des Klagenden aufs kräftigſte und wohlwollendſte an; er ſuchte den unglücklichen Mann zu tröſten und verſprach ſogleich nach Penang zu ſchreiben, um die Zurückſendung ſeiner Frau zu erwirken. Als aber nach drei oder vier Wochen ſich eine Gelegenheit darbot, nahm Bruce nicht Anſtand dorthin nachzureiſen. Zu ſeinem größten Unmuthe erfuhr er bei der Ankunft, daß ſeine Frau an einen Capitain Roß „verkauft" ſei. Glücklicherweiſe fand er aber bei dem dortigen Gouverneur Zutritt, der von dem Schickſale des Betrogenen bewegt fragte: welche Genugthuung er für dieſen Frevel verlange. Bruce erwiderte, daß ihm nur daran gelegen ſei, ſeine Frau wieder zu erhalten und mit ihr nach Neuſeeland zurückzukehren. Der erſte dieſer Wünſche wurde durch kräftiges Einſchreiten des Gouverneurs ſchnell gewährt, deſto mehr Hinderniſſe fand der zweite. Bruce hatte ſich dann zuerſt mit ſeiner Frau nach Malacca begeben, in der Hoffnung, von dort wenigſtens nach Neuſüdwales gelangen zu können. Allein es zeigte ſich bald, wie wenig Ausſicht dort zu einer ſolchen Schiffsgelegenheit war. Man bot ihm an, die Flotte der Oſtindiſchen Compagnie, die auf ihrem Wege von Kanton nach London erwartet wurde, zur Ueberfahrt nach England zu benutzen, da von dort Sidney ſich unſchwer errei-

chen ließ. Bruce war nicht abgeneigt, hierauf einzugehen; er mochte auch Freude daran haben, ſein altes Vaterland wiederzuſehen und ſich ſelbſt Vortheile davon verſprechen. Unglücklicherweiſe aber legte die Flotte diesmal nur ein paar Stunden während der Nacht an und die Wärter der Rhede verſäumten, ihn zu benachrichtigen. Voll ſteigender Ungeduld erſuchte er den Commandanten, um Rückbeförderung nach Penang, wo er ein nach Europa fahrendes Schiff der Compagnie zu erreichen hoffte. Er traf dieſes Schiff an; aber zu ſeiner bitterſten Täuſchung wurden 400 Dollars für die Ueberfahrt dahin verlangt, und da er dieſe Summe zu zahlen nicht vermochte, blieb ihm kaum etwas weiteres übrig, als mit einem in denſelben Tagen unter Segel gehenden Schiffe nach Bengal zu reiſen und hier erſt eröffneten ſich beſſere Ausſichten. In Bengal fand das Schickſal des hartgeprüften Ehepaars die größte Theilnahme; man ließ es ſich angelegen ſein, die beiden Fremden gaſtlich aufzunehmen und ſie für die erlittenen Beſchwerden durch freundliche Zuvorkommenheit zu entſchädigen, und ſie, ihren lebhaften Wünſchen gemäß, in ihre Heimat zurückzuſchicken.[31])

Bald nachher, im Monate December 1809, trat ein Ereigniß ein, welches faſt alle friedlichen Beziehungen mit dem nördlichen Neuſeeland augenblicklich verſtörte und auch die philanthropiſchen Entwürfe, welche zur Beſſerung ſowol der äußern Lage, als des ſittlich-religiöſen Bildungsſtandes in Gang geſetzt waren, auf mehre Jahre der Ausführung entzog.

Zu Anfang des Jahres 1809 war ein engliſches Schiff, welches der Firma Boyd, Buckle und Buchanan

zu London gehörte und den Namen Boyd führte, im Auftrage der engliſchen Regierung mit Sträflingen und Waaren nach Neuſüdwales abgeſchickt. Capitain John Thompſon, der es führte, erreichte glücklich das Ziel und erhielt den Auftrag, auf ſeiner Rückkehr eine Anzahl Schiffsſparren aus Wangaroa in Neuſeeland einzunehmen, die auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgeliefert werden ſollten. Viele Europäer benutzten die Gelegenheit, auf einem ſo bequemen und ſichern Fahrzeuge nach ihrer Heimat zurückzukehren. Zugleich hatten auch einige Neuſeeländer, die ſich in Neuſüdwales befanden, das Schiff mit beſtiegen. Unter dieſen letztern befand ſich Tarra, Sohn eines Häuptlings am Hafen Wangaroa, wo man anzulegen gedachte. Er hatte ſchon früher mit dem engliſchen Capitain Wilkinſon ein paar Seereiſen gemacht, theils ſeiner Ausbildung, theils auch wol des Gewinns wegen, welcher beim Walfiſchfang oder bei der Perlenfiſcherei zu hoffen ſtand. Ein Beiſpiel dieſer Art konnte keineswegs als Ausnahme betrachtet werden; denn es kam in jener Zeit oft vor, daß junge Neuſeeländer von edler und ſelbſt von „hoher" Abkunft ſich auf europäiſche Schiffe begaben, um ihre Arbeiten und Dienſtverrichtungen gegen einen Antheil des Gewinnes der Fahrt darzubieten und zugleich europäiſche Cultur kennen zu lernen.

Capitain Wilkinſon hatte den jungen Neuſeeländer, der von den Engländern Georg oder auch wol Prinz Georg genannt zu werden pflegte, dem Capitain Thompſon empfohlen oder überwieſen. Unter welchen Bedingungen derſelbe auf dem engliſchen Schiffe aufgenommen wurde, iſt nicht recht feſtzuſtellen.[32]) Vielleicht iſt es

darüber gar nicht zu einer beſtimmten Verſtändigung gekommen. Als nun unterwegs der Capitain von dem neuſeeländiſchen Häuptlingsſohn allerlei Arbeiten und Dienſtverrichtungen foderte, die dieſer ablehnte, weil er ſie mit ſeinem Stande nicht vereinbar hielt (z. B. Theilnahme an dem Auskehren der Schiffsräume, Reinigung der Kleider und des Schuhwerks), ließ er ſich zu ernſten Nöthigungen und Zwangsmaßregeln hinreißen. Tarra glaubte, ſo ſcheint es wenigſtens, jene Zumuthungen endlich beſeitigen zu müſſen, indem er Krankheit vorſchützte. Aber zu derſelben Zeit wurde eine zweite, noch viel ſchlimmere Anſchuldigung gegen ihn erhoben, die im höchſten Grade ungerecht war. Der Koch des Schiffes hatte nämlich durch ein Verſehen mit dem Spülwaſſer einige, zu dem Tiſchgeräth des Capitains gehörige, zinnerne Löffel über Bord gegoſſen und ſuchte der ihm deshalb drohenden Auspeitſchung dadurch zu entgehen, daß er auf Tarra den Verdacht ſchob, dieſe Löffel geſtohlen zu haben. Der Capitain gerieth in die äußerſte Entrüſtung; er nahm nicht Anſtand, über Tarra eine ſtrenge körperliche Züchtigung zu verhängen, die der Hochbootsmann auf dem Verdeck, wo der Unglückliche angebunden war, ſchonungslos ausführte. Tarra's Einreden und Verſicherungen, daß er zu Wangaroa Beweiſe ſeines Häuptlingsſtandes geben werde, blieben unbeachtet. Wie Capitain Thompſon ſo rückſichtslos verfahren und ganz vergeſſen konnte, daß die Stammgenoſſen des Beſtraften, deren Gebiet er beſuchen wollte, eine ſolche Schmach nicht ungerächt laſſen würden, iſt unerklärlich. Er kam vor Wangaroa an, ehe noch die Striemen des gezüchtigten Häuptlingsſohnes vernarbt waren, und wurde ein Opfer derſelben ſchlauen Hinterliſt,

welcher früher ſchon manche Europäer anheimgefallen waren.

Tarra ſtellte ſich bei der Ankunft, als habe er Alles vergeſſen. Er zeigte den bequemſten Ankerplatz. Dem Verlangen des Capitains gemäß, ſtieg er ans Land, um einige ſeiner kundigen Landsleute zu holen, welche Schiffszimmerleute und Matroſen an ſolche Stellen der Waldung führen ſollten, wo das beſte Schiffsbauholz zu finden wäre. Sie wußten Thompſon mit drei Booten in einen dem Geſichtskreiſe des Hauptſchiffs entzogenen Küſtenfluß zu locken, wo die in Ausſicht ſtehenden Sparren eingeladen werden ſollten. Die Mannſchaft der Boote folgte den angeblichen Führern arglos in die ſchwer zugänglichen Urwälder, in welchen die überwuchernden Schlinggewächſe und dichtes Geſtrüpp nur ein ſehr langſames Fortſchreiten geſtatteten. Der überlegſame Sinn der Neuſeeländer zeigte ſich in vielfachen Beziehungen bei der Ausführung der von ihnen gefaßten Mordanſchläge. Sie hatten mit planmäßigem Bedacht ihren Angriff oder Ueberfall auf die Stunde verſchoben, in welcher die eingetretene Flutzeit die Boote Denjenigen, die etwa dem Gemetzel entrinnen möchten, unerreichbar machen und alle etwaigen Verſuche, zum Hauptſchiff zu entfliehen, abgeſchnitten ſein würden. Sobald dieſer Moment gekommen war, änderten ſie ihr Benehmen. Es zeigte ſich Roheit, Hohn und Uebermuth in ihren Worten und Geberden. Capitain Thompſon, der ſich des vergeblichen Umherirrens müde und ungeduldig zeigte, wurde mit bitterm Spott auf einzelne unbrauchbare Ueberreſte früher gefällter Baumſtämme verwieſen. Tarra deutete mit wilder Leidenſchaftlichkeit auf die noch ſichtbaren Wunden der ihm zugefügten Mis-

handlung; ſeine Gefährten ſtanden ihm zornig und rache-ſchnaubend zur Seite. Da erkannte der Getäuſchte die Lage, in welche er gerathen war. Sein Ruf zur Rückkehr nach den Booten wurde den Wilden das Wahlzeichen zum Angriff; ſie zogen ihre Aexte und Streitkolben unter den Kleidern hervor. Die Engländer waren überwältigt, ehe ſie ſich zur Wehre ſetzen oder von ihrer Schußwaffe Gebrauch machen konnten. Sie wurden alle beim erſten wüthenden Anfall auf eine fürchterliche Weiſe erſchlagen.

Allein dies war nur der erſte Act des barbariſchen Mordſpiels. Die lange verhaltene, aber deſto tiefer eingeſogene Rachewuth war nur halb befriedigt; ſie richtete ſich jetzt auf die im Hauptſchiff zurückgebliebenen Europäer. Die Neuſeeländer beſtiegen gegen Abend die in dem Küſtenfluß angelegten drei Boote und ruderten den Boyd zu, während die Dunkelheit der Nacht ihre Anzahl und Rüſtung verdeckte. Den wachehaltenden Offizier täuſchten ſie durch die Meldung: daß Capitain Thompſon an der Küſte übernachte und daß ſie von ihm beauftragt ſeien, die bis jetzt eingebrachten Sparren abzuliefern. Durch dieſe Hinterliſt öffneten ſie ſich den Zugang zu dem Schiffe, ſchlugen zuerſt die Wächter, dann die übrigen auf dem Schiffe befindlichen Perſonen nieder, ſowol die Soldaten und die Matroſen als auch eine Anzahl unſchuldiger Paſſagiere. Unter den letztern wird ein ehemaliger oſtindiſcher Hauptmann Burnſides genannt, der durch glückliche Speculationen ein Vermögen von 30,000 Pfd. St. erworben hatte und jetzt ſeine Tage in der Heimat, bei Dublin, ſtill zu beſchließen gedachte. Nur zwei Frauen aus Port Jackſon, die eine mit ihrem Kinde, und ein Kajütenburſche wurden verſchont; der Letztere,

weil er ſich theilnehmend und freundlich gegen Tarra benommen.

Am folgenden Morgen nahete der alte Häuptling Tipahi, den wir als einen Freund und Verbündeten der engliſchen Coloniſten zu Sidney kennen lernten, in einem Nachen dem Schiffe, welches in der Nacht zum Schauplatze der grauſenhafteſten Scene geworden war. Offenbar kam er in wohlwollender Abſicht. Einige wenige Matroſen, denen es gelungen war, während des Mordens in der Nacht oben zwiſchen den Segeln ein Verſteck zu finden und ſich dem Anblicke der ſiegestrunkenen Feinde zu entziehen, erblickten in ihm ihren Retter. Sie riefen ihn um Hülfe an. Es gelang ihm durch ſein feſtes Auftreten, ſie wohlbehalten in ſein Fahrzeug zu leiten. Auch die Küſte wurde glücklich erreicht. Allein auf dem Wege zu ſeinem Pah wurde er von blutdürſtigen Rotten umſchwärmt, denen er nicht auf die Länge zu widerſtehen vermochte. Sie ließen nicht eher nach, als bis ſie ihn von ſeinen Schützlingen getrennt und dieſe ſämmtlich niedergeſtreckt hatten.

Gleichzeitig war das Schiff auch für die Neuſeeländer ein Schauplatz der Zerſtörung und des Todes geworden. Indem ſie ſich mit rohem Ungeſtüm der Vorräthe bemächtigten, welche die verſchiedenen Räume in reicher Maße darboten, und vorzugsweiſe der erbeuteten Pulvertonnen ſich freuten, wurden ihnen dieſe im unvorſichtigen Taumel der Freude zu Werkzeugen eigenen Verderbens. Eins der Pulvergefäße wurde vom Feuer ergriffen und entzündete die übrigen. Der ganze Obertheil des Schiffs wurde in einer fürchterlichen Exploſion zerſtört, und alle auf demſelben verweilenden Perſonen wurden in die Luft geſprengt.

Die Kunde der ganzen beklagenswerthen Kataſtrophe gelangte zunächſt zu den Führern eines engliſchen Schiffs, welches in der Inſelbai vor Anker lag. Sie waren die erſten Europäer, die davon hörten. Anfangs erzählte man, es ſei zu Wangaroa ein engliſches Schiff erobert. Auf weitere Nachfragen wurden unbeſtimmte und verworrene Nachrichten von der Ermordung der Mannſchaft hinzugefügt. Aber die zehn Meilen weit nur durch Hörenſagen verbreitete Gerüchte hatten eine Geſtalt angenommen, welche den Kern der Thatſache nicht ahnen und errathen ließ. Man wurde irre und zweifelhaft; Manche zweifelten, ob nicht die ganze Erzählung lediglich dem nach müßigem Muthwillen und kecken Einfällen lüſternen Sinne der Eingeborenen zuzuſchreiben ſein möchte. Allein dem Capitain Simeon Pattiſon erſchien doch die Sache ernſthaft genug. Er ſchickte drei wohl armirte Boote nach Wangaroa ab, die ſich über die etwaigen Vorgänge Gewißheit verſchaffen und ſchlimmſten Falls Denen, die ſich aus dem Blutbade gerettet hätten und in den Schluchten oder Waldungen der Umgegend ſich verborgen halten möchten, eine Zuflucht zu bieten. Es muß eine entſetzliche Ueberraſchung geweſen ſein, alle gehegten Vermuthungen und Ahnungen ſo gräßlich überboten zu ſehen. Von dem Schiff war nur noch der Rumpf zu ſehen, und als einzige Gerettete kamen die oben erwähnten vier Perſonen herbei, die ſich in einer elenden Hütte am Strande verborgen gehalten. [33])

Es läßt ſich leicht ermeſſen, daß dieſe blutigen Vorgänge auf die ganze civiliſirte Welt einen tiefen, erſchütternden, erſchreckenden Eindruck machen mußten. Die Europäer, welche an einzelnen Punkten Neuſeelands verweilten,

und die zu Neuſüdwales wohnenden Engländer, welche zum Theil unmittelbar durch dieſe Botſchaft in Trauer verſetzt waren, wurden natürlich am heftigſten betroffen. Der unerſchrockene Geiſtliche Samuel Marsden, den man als Apoſtel der Südſeeinſeln bezeichnet hat, gab ſich auf mehre Jahre dem Verzweifeln an dem eben vorbereiteten Miſſionswerk Neuſeelands hin. Ihm ſchien der Weg dahin plötzlich wie abgeſperrt. Einzelne Mordſcenen an Walfiſchfahrern, die in der nächſten Zeit folgten, trugen dazu bei, den ſchlimmen Eindruck noch zu ſteigern. Das Wrack des Boyd wurde noch nach zehn Jahren (Ende März 1820) von Cruiſe im Hafen von Wangaroa geſehen, und welches fremde Schiff konnte ſich in der Nähe eines ſo ſprechenden Denkmals oder Erinnerungszeichens neuſeeländiſcher Tücke und Hinterliſt ſicher fühlen! Kein anderes Ereigniß hatte bis dahin eine ſo plötzlich ertödtende Wirkung auf das Verkehren der Europäer mit den Eingeborenen geübt; kein Angriff der letztern war bis dahin ſo planmäßig erſonnen, in ſolchem Umfange, mit ſolcher eclatanten Präciſion und Geſchicklichkeit, aber auch mit ſo unerſättlicher Blutgier und Mordluſt ausgeführt. Das Andenken an die Ermordung des Marion iſt zwar länger im Gedächtniß beider Völker geblieben, es hat ſelbſt im letzten Jahrzehnd noch ſeine Früchte getragen. Aber das war nicht eine natürliche oder unmittelbare Folge jener That, es war vielmehr das künſtliche Ergebniß einer mit unermüdlichem Eifer betriebenen Agitation. Die engliſchen Anſiedler glaubten dadurch das Eindringen der Franzoſen, durch welche ſie ihre nationalen Intereſſen gefährdet anſahen, verhindern zu können; die engliſchen Miſſionaire benutzten jene Erinnerungen, um den Plänen

der katholiſchen Propaganda, welche hier ausſchließlich durch Franzoſen gefördert werden ſollten, entgegenzuwirken. Für den erſten Augenblick war die Botſchaft von der Vernichtung des Boyd gleichwol von weit tieferer Wirkung, nicht ſowol blos, weil ſie umfaſſender war, ſondern weil ſie in eine bereits ſich anbahnende Entwickelung mit zerſtörender Gewalt hineinfiel.

Auch im Innern Neuſeelands iſt die Schreckensthat nicht ohne Einfluß geblieben. Zuerſt erhielt ſich die Erinnerung an die furchtbare That den Eingeborenen in weiterm Umkreiſe an manchen erbeuteten Gegenſtänden lebhaft gegenwärtig. Ob auch die verſchleppten Kleidungsſtücke raſch abgenutzt und die Feuergewehre bald in unbrauchbaren Zuſtand verſetzt wurden, ſo fand man doch nach vielen Jahren noch gar manche Häuſer oder Hütten im Innern des Landes mit verſchiedenen Wahrzeichen des Boyd geſchmückt. Die Kanonen wurden über Berg und Thal, durch Wald und Moraſt weithin geſchleppt, um den befeſtigten Pahs als Schmuck und Armirungsſymbole zu dienen. Ein ſilberner Löffel mit den Anfangsbuchſtaben des Capitain Thompſon wurde im elften Jahre nachher um einen geringen Preis verhandelt. Die erbeuteten Geldmünzen wurden nach Jahrzehnden noch als Halsſchmuck weit und breit geſehen. Bald nachher aber wurde die Beobachtung des geſtörten Verkehrs den Nachbarſtämmen gehäſſig, es entſtanden Anfeindungen, die zu Kriegen und Blutvergießen und mit der Zeit zur gänzlichen Vernichtung des Stammes geführt haben, der die Kataſtrophe angerichtet hatte.

Aus dieſen Betrachtungen ergibt ſich, wiefern wir die Zerſtörung des Boyd für ein epochemachendes Ereig-

niß anzuſehen berechtigt ſind. Es ſchien — wir möchten ſagen, wie zum Scheiden — die Blicke der ganzen civiliſirten Welt auf eine ergreifende und eclatante Weiſe der neuſeeländiſchen Inſelgruppe zuzuwenden. Was bisher von der Empfänglichkeit ihrer Bewohner für Geſittung, für feinere, menſchliche Gefühle, für höhere und edlere Cultur gehofft war, ſchien durch dieſen Streich der Hinterliſt und des Cannibalismus gründlich widerlegt. Dabei lag es am Tage, daß es kaum gelingen konnte, nach dieſen entlegenen Zonen einen Aufwand von Cultur- und Civiliſirungskräften hinüberzuführen, der den Kampf mit ſo feindlichen Mächten beſtehen könnte. Die Andeutungen eines Cook und Georg Forſter, die Pläne eines Franklin waren aus dem Gebiete der nahen Ausſicht einer Realität in das Reich philanthropiſcher Träume und ideologiſcher Entwürfe verſetzt. Dem bis jetzt in ſteigender Progreſſion begriffenen Verkehre folgte eine Art von Stillſtand, eine Anwandelung, als ob man zu dem Entſchluſſe gekommen ſei, die von den Reiſebeſchreibern ſo oft in glänzendem und lockendem Lichte geſchilderten Inſeln aufzugeben und dieſes Gebiet wilden Abenteurern, verzweifelten Matroſenflüchtlingen und Verbrechern ohne Habe und Ehre zum Tummelplatz oder zur Beute zu überlaſſen.

Dennoch hielt dieſer Stillſtand nur kurze Zeit an. Die Heftigkeit des erſten Eindrucks milderte ſich im Laufe dreier Jahre, während die einmal in Bereitſchaft geſetzten Mittel und Kräfte einer anderweiten Verwendung nicht theilhaft geworden waren.

Das Verdienſt des erſten Gedankens und der erſten That in Beziehung auf die neuſeeländiſche Miſſion ge-

hört dem damaligen Oberkaplan der Colonie Neuſüdwales, Samuel Marsden, an. Und wenn dieſer Geiſtliche durch irgend eine Wirkſamkeit oder Gründung während ſeiner fünfundvierzigjährigen Berufslaufbahn des Namens eines chriſtlichen Heros oder des Apoſtels der Südſeeinſeln, die ihm die bewundernde Anerkennung der Zeitgenoſſen unter dem Eindruck ſeines Waltens früh beigelegt, würdig erſcheinen konnte, ſo ſind es ſeine Bemühungen um Neuſeeland. Schon lange hatten die kräftigen und ausdrucksvollen Eingebornen der Doppelinſel, die um jene Zeit immer häufiger im Hafen von Jackſon erſchienen, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Die Lebhaftigkeit ihres Naturells, die unverkennbare geiſtige Begabung, welche ſie über alle andern Südſee-Inſulaner erhob, das friſche und freie Selbſtgefühl, welches ſich bei ihnen reiner und edler zu zeigen pflegte, ſobald ſie ſich von ihrem heimatlichen Boden entfernt, waren ihm wunderbar aufgefallen. Dazu kam die Bereitwilligkeit, mit welcher einige neuſeeländiſche Häuptlinge ſeine Anträge und Schilderungen, wie er ihre äußere Lage zu beſſern und ihre Seelen der Segnungen richtiger Erkenntniß theilhaft zu machen beabſichtigte, aufnahmen.

Marsden war nicht blos der Mann einer feurigen Begeiſterung für weittragende Entwürfe dieſer Art; er wußte auch für Das, was ſeine Phantaſie ergriffen hatte, jene kalte und ernſte Ueberlegung zu finden, die ſo oft unentbehrlich iſt, um die beſten Gedanken für die Ausführung umzubilden und ihnen einen praktiſchen Werth zu verleihen. Wir finden ihn im Auguſt 1809 auf der Rückkehr von einer Reiſe nach England, welche für die Verwirklichung entſcheidend geworden iſt. Er hatte zu

London der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft über die Ausſichten, welche die Miſſionsarbeit auf Neuſeeland darbot, Rechenſchaft abgelegt und zunächſt den einflußreichen Mitgliedern des Vereins das geiſtige und leibliche Elend, den Jammer und die Verkümmerung der neuſeeländiſchen Eingeborenen dargeſtellt. Keinem konnte es beſſer gelingen, die brennende Pflicht zur Hülfeleiſtung ſowol gegen das natürliche Verderben des innerlich ausgearteten Volks, als auch gegen die moraliſche Peſt, welche durch den Ausſatz der engliſchen Bevölkerung an ſeinen Küſten überhand nahm, ans Herz zu legen. Aber auch in weitern Kreiſen ſuchte Marsden zu wirken, indem er das britiſche Nationalgefühl für das erhabene und große Werk in Anſpruch nahm. Seine beredten Mahnungen zur Antwort auf den Nothſchrei aus der Südſee fanden tiefen Anklang. Die Anträge auf Verwilligung der erfoderlichen Geldzuſchüſſe wurden genehmigt; zwei für den Miſſionsdienſt auf Neuſeeland ſpeciell vorbereitete und ausgerüſtete Männer, William Hall und John King, ſchifften ſich mit ihm nach Sidney ein.

Ein beſonders günſtiges, alsbald als ein Fingerzeig der Vorſehung geprieſenes Zuſammentreffen wies ihm auf dieſer Reiſe einen Neuſeeländer zu, der durch Geburtsrang und Sinnesrichtung den gefaßten Entwürfen äußerſt nützlich zu werden verſprach. Dies war der Häuptlingsſohn Duaterra, der ſich hatte verleiten laſſen, mit einem engliſchen Schiffe die weite Reiſe nach den britiſchen Küſten zu unternehmen. Da fand ihn Marsden verlaſſen und mismuthig, in einer Lage, die ihm Gelegenheit gab, ſich hülfreich und menſchenfreundlich zu beweiſen. Selten hat eine zufällige Begegnung dauerndere Früchte

getragen. Duaterra ergriff mit der höchſten Freude das Anerbieten, mit dem engliſchen Schiff nach ſeiner Heimat zurückzukehren. Als er unterwegs erkrankte, nahm ſich Marsden ſeiner pflegend und vorſorgend an; die Freundſchaft zwiſchen Beiden wuchs, je mehr ſie ſich im täglichen Umgange näherten. Die Pläne zur Begründung der Miſſion ſchienen einer nahen Ausführung entgegengereift zu ſein. Duaterra war für das Unternehmen gewonnen; durch ſeine Mittheilungen und Anerbietungen war man in Stand geſetzt, ſelbſt ſchon auf Einzelnheiten einzugehen, über die erſten Einrichtungen, über die beim Verkehre mit den Eingeborenen zu befolgenden Grundſätze und Maßregeln, über die Methode des Unterrichts oder der Civiliſirung mehr oder weniger klar zu werden. Marsden und ſeine Begleiter dachten den Zeitpunkt ganz nahe, in welchem ſie von Duaterra in die Wildniſſe des Landes ihrer Hoffnungen und Entwürfe, in den Verkehr mit ſeinen Bewohnern eingeführt werden würden.

Als man aber zu Port Jackſon landete, fanden ſie Alles in Schrecken und Beſtürzung. Die kurz vorher eingetroffene Nachricht von dem Schickſal des Boyd fiel wie ein vernichtender Wetterſchlag auf die von Marsden und ſeinen Begleitern gehegten Entwürfe.

Schon im Jahre 1813 finden wir indeß die Miſſionsgedanken wieder erwacht und Marsden aufs lebhafteſte mit der Wiederaufnahme der frühern Vorbereitungen beſchäftigt. Duaterra hatte nach langer Abweſenheit in ſeinem Vaterlande die beſte Aufnahme gefunden; ſeine Stammgenoſſen faßten großes Zutrauen zu ihm und bezeugten vielfaches Verlangen nach den Werkzeugen und Vortheilen der europäiſchen Civiliſation; der Name Mars-

den wurde fortan mit Liebe und Verehrung unter ihnen genannt. Durch ihn waren von Zeit zu Zeit allerlei Früchte, Sämereien und Gewächſe zur Anpflanzung hinübergeſchickt. Die Wilden gewannen eine kindliche Freude am Weizen- und Maisbau. Freilich gelangen dieſe Verſuche nicht ſogleich. Als zuerſt die Halme auf dem mühſam beſtellten Boden aufſchoſſen, regte ſich in ihnen die Ungeduld nach dem Anblicke der Frucht, die ſie nicht in den Aehren, ſondern, wie bei den Kartoffeln, unter der Erde ſuchten. Es kam anfangs vor, daß ſie in Unmuth und Entrüſtung, nur verweſte Saatkörner zu finden, ganze Felder zerſtörten. Deſto größer und nachhaltiger war aber dann ihre Beſchämung, als ſie bald nachher Duaterra's Ernte ſahen und von dem Brote aßen, welches er aus dem mittels Handmühlen gewonnenen Mehle gebacken. Erlebniſſe und Erfahrungen dieſer Art ſind für die Anfänge der Miſſion von Erheblichkeit; wir ſehen unter ihnen die Wege zu vervielfachtem Verkehr mit den Männern ſich bahnen, die ihre Lebensaufgabe darein ſetzten, Chriſtenthum und menſchliche Geſittung in Neuſeeland zu gründen. Im Anfange des Jahres 1814 befanden ſich zwei Häuptlinge der Inſelbai in der Umgebung Marsden's, deren Zweck war, den Getreidebau zu lernen und ſich die Mittel für denſelben zu holen. Ihnen folgten bald einige andere. Von allen Seiten floſſen den harrenden Arbeitern für die Miſſion ermuthigende Nachrichten aus ihrem künftigen Arbeitsfelde zu.

Am 23. Mai 1814 beſtiegen Kendall, der kürzlich aus England angekommen war, und Hall eine kurz vorher von Marsden aus ſeinen Fonds für den neuſeeländiſchen Miſſionsdienſt angekaufte Brigg, um zum erſten

male den Boden ihrer künftigen Wirkſamkeit in Augenſchein zu nehmen und ſich perſönlich von der Lage der Dinge daſelbſt zu überzeugen. Marsden konnte von dem Colonial-Gouvernement den erfoderlichen Urlaub zur Theilnahme an dieſer gefahrvollen Unterſuchungsreiſe nicht erhalten. Er mußte ſich darauf beſchränken, ein eindringliches Schreiben an Quaterra mitzugeben, und ſtattete außerdem die kleine Expedition mit Saatweizen, Ackergeräthſchaften, Kleidungsſtücken, Waaren verſchiedener Art (Thee, Käſe, Zucker, Rum) reichlich aus. Nach ungefähr zwei Monaten kehrten die Reiſenden glücklich zurück; einige Neuſeeländer hatten ſich ihnen angeſchloſſen. Die gehegten Erwartungen waren von Dem, was man geſehen und gehört, übertroffen.[34]) Sofort wurden die Anſtalten zur definitiven Ueberſiedelung aufs angelegentlichſte betrieben.

Von allen Seiten waren nunmehr vielverſprechende Ausſichten auf das Gelingen eröffnet. Geldmittel ſtanden reichlich zu Gebote; außer der durch das londoner Directorium verwilligten jährlichen Unterſtützung von 500 Pfd. St., hatte Marsden durch die am 20. December 1813 von ihm geſtiftete Neuſüdwales-Geſellſchaft zum Schutz und zur Hebung der Civiliſation der Eingeborenen auf den Südſeeinſeln eine Hülfsquelle gewonnen, die ihm beſonders für den Anfang durch Subſcriptionen bedeutende Beiträge verſchaffte. Auch für anderweite äußere Unterſtützung waren günſtige Ausſichten vorhanden. Da Neuſeeland als eine der Dependencien der Colonie Neuſüdwales angeſehen zu werden pflegte, war es von Wichtigkeit, die Gunſt des zeitigen Gouverneurs, Macquarrie, dem Unternehmen zuzuwenden; und auch das ge-

lang nach Wunſch. Die Oberleitung der in Neuſeeland zu begründenden kirchlichen Miſſion war vom Directorium der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft auf Marsden übertragen und der von ihm vorgelegte Miſſionsplan wurde durch eine officielle Proclamation des Gouvernements zu Sidney vom 9. November 1814 förmlich ſanctionirt. Drei für dieſen Zweck empfohlene Häuptlinge, Duaterra, Schonghi und Korrakerra, wurden zu Friedensrichtern (magistrates) im Bezirke der Inſelbai ernannt, neben ihnen Kendall, auf deſſen Talent und Vielſeitigkeit beſondere Hoffnungen geſetzt wurden, mit dem Amte eines reſidirenden Friedensrichters bekleidet. [35])

So ſchien jetzt endlich der erſehnte Augenblick zur Ausführung des jahrelang verſchobenen, gegenwärtig mit äußerſter Umſicht vorbereiteten Planes herbeigekommen zu ſein. Am 27. November 1814 beſtieg Marsden, begleitet von 34 Perſonen, ſeine vom Captain Dillon geführte Brigg, deren beſchränkte Räume faſt überladen ſchienen und durch die mitgenommenen Hausthiere, Geflügel ꝛc. an die Arche Noah erinnerten. Außer den drei zu Friedensrichtern ernannten Häuptlingen befanden ſich noch fünf andere Neuſeeländer an Bord. Hall, King und Kendall nahmen ihre Frauen und Kinder mit; ſie betrachteten den Boden der Niederlaſſung als neue, bleibende Heimat. Die Fahrt ging langſam, aber ohne Gefahr; erſt am 20. December kam das Schiff vor der Inſelbai an. Die nächſten Tage wurden dazu verwandt, auf dem Gebiete des Stammes, welchem Duaterra angehörte, den Platz für die erſte Niederlaſſung auszuſuchen. Bald war eine einladende Stelle an einer kleinen Bucht in der Nähe des Dorfes Rangi Hu, wo Duaterra zu wohnen pflegte,

aufgefunden; ſofort folgten Voranſtalten zur Errichtung von Häuſern, Ställen, ſowie zur Anlage von Gärten und Feldern. Der erſten feierlichen Verkündigung des Evangeliums wurde der auf den nächſten Sonntag fallende erſte Weihnachtstag gewidmet. Auf einem in der Eile nothdürftig eingezäunten Stück Landes war aus Brettern und aus dem Gerumpel alter Kähne eine Kanzel und ein Leſepult hergerichtet, beide mit ſchwarzem Tuch überhangen; ringsum ſtanden Bänke, auf welchen die Verſammelten Platz nahmen. Sämmtliche in der Nähe anweſende Europäer und eine noch größere Zahl Eingeborner wohnten der gottesdienſtlichen Feier bei, die durch Geſang und Gebet eröffnet wurde. Unbeſchreiblich erhebend war die Predigt, für welche Marsden die Worte des Feſtevangeliums Luc. 2, 10: „Siehe, ich verkündige euch große Freude!“ zum Grunde legte. Der Eindruck dieſes Zurufs auf den Redner und auf die Verſammelten war überwältigend; man kann ſagen, daß dieſe Bibelworte kaum jemals ſinnvoller, oder bedeutungsreicher angewandt ſind. Für die Geſchichte Neuſeelands iſt der 25. December der Geburtstag eines neuen Lebens, der Anfangspunkt einer neuen beſſern Aera. Von dieſem Tage iſt die Grundlegung einer geregelten Civiliſation, einer mächtigen Entſcheidung für die Höhen und Tiefen des Familien- und des Geſammtlebens zu datiren; mit ihm treten die Gegenſätze cannibaliſcher Wildheit und chriſtlicher Lebensentwickelung in unmittelbare Berührung.

Ehe wir indeß Fortgang und Wachsthum dieſer Stiftung ſowie die Hinderniſſe und Conflicte, mit welchen ſie zu kämpfen gehabt hat, weiter verfolgen, werden wir

einige Blicke auf den neu betretenen Boden, auf Land und Volk von Neuſeeland zu werfen haben. [36])

Die Inſelgruppe Neuſeeland liegt ziemlich iſolirt gegen 20 Breitegrade (man rechnet 1200 engliſche Meilen) vom auſtraliſchen Continent entfernt, und zugleich etwas weiter ſüdlich hinausgeſtreckt. Sie beſteht aus zwei größern Inſeln — die den Namen der nördlichen und mittlern führen [37]) —, einer kleinern, der Stewartsinſel, die am ſüdlichen Ende der mittlern Inſel liegt, und aus verſchiedenen Inſelbildungen, beſonders an der nördlichen Oſtſeite der nördlichen Inſel und in der die beiden Hauptinſeln trennenden Straße, welche nach Cook benannt iſt.

Die Schätzungen des Flächeninhalts ſind ſehr verſchieden ausgefallen und zuverläſſige Vermeſſungen bis auf die neueſte Zeit noch nicht vorgenommen. Darüber herrſcht indeß kein Zweifel, daß die Angaben aus früherer Zeit ſämmtlich zu niedrig geweſen ſind. Den neueſten Berechnungen zufolge enthält die nördliche Inſel 31,174,000 engliſche Acres, die mittlere 46,126,080, die ſüdliche ungefähr eine Million. Die drei Inſeln zuſammengenommen ſcheinen ungefähr dem Flächeninhalt von Großbritannien und Irland gleichzukommen. Man wird die nördliche Inſel auf 2350, die mittlere auf 3500 und die ſüdliche oder Stewartsinſel auf ungefähr 50 Quadratmeilen rechnen können. [38])

Im Geſammtüberblicke erinnert das chartographiſche Bild von Neuſeeland an die Form eines Unterbeins, deſſen Spitze oder Fuß nach Norden gekehrt iſt. Eine gewiſſe äußere Aehnlichkeit mit der eigentlichen Halbinſel Italien, die freilich dem Umfange nach um das Vier- bis Fünffache zurückbleibt, iſt nicht zu verkennen. Die Cooks-

ſtraße bildet einen Durchbruch und Einſchnitt über dem Fußgelenk. Einer andern Anſchauung zufolge geben die beiden Hauptinſeln, die man paſſend als Doppelinſel bezeichnet, in ihrer 200 Meilen ſich hinziehenden Ausdehnung das Segment eines großen Kreiſes, deſſen innere durch vorherrſchende Weſtwinde ausgehölte und in der Cooksſtraße durchbrochene Seite dem Sonnenuntergange zugekehrt iſt. Als äußerſte Punkte der Inſelgruppe treten das Nordcap, das Oſtcap und das Südcap hervor. Die Geſtadeentwickelung iſt äußerſt reich und mannichfaltig. Mehrfach wiederholen ſich jene kühnen Auszackungen, die durch weitauslaufende, ſchmale Landzungen und durch enge tief einſchneidende Meeresbuchten an die Geſtalt einer ausgeſpreizten Hand erinnern.[39]) Daneben aber begegnen uns auch, vornehmlich im Süden der nördlichen und am Oſtrande der mittlern Inſel, jene gefälligern und ſanftern, faſt halb eiförmig ausgerundeten Ausſpülungen zu größern Buchten, aus welchen dem Auge über die zunächſt vorgelagerte Deltalandſchaft hinaus eine umfaſſende Fernanſicht auf verſchiedene hintereinander hervortretende Gebirgsreihen im Innern ſich eröffnet.

In den Tagen der erſten hochgehenden Erregung für die Coloniſation Neuſeelands wurde von den begeiſterten Vorfechtern der Angelegenheit gern dem Gedanken gehuldigt, daß jene Doppelinſel ſich zur Britannia Auſtraliens erheben werde.[40]) Unleugbar hat der Eindruck der äußern Formen mit gewirkt, dieſem kühnen Worte einen gewiſſen Anklang zu leihen. Die nördliche Inſel erhält, ſeitwärts angeſehen (die Linie vom Port Nicholſon nach dem Oſtcap als Baſis betrachtet), auffallende Aehnlichkeit mit der Geſtalt der Inſeln England und Schottland,

nur iſt im Norden die Breite geringer, und zumal fehlen die wilden Granitformen der Hochgebirge ganz. Ueberhaupt trägt der nördliche Auslauf Neuſeelands in ſeinem abweichenden Umſchweife nach Nordweſten den Charakter eines verjüngten Anhangs zu den übrigen maſſenhaftern Gliederungen, wiewol in ihm der Schwerpunkt für die frühere Geſchichte ruht. Denn kein anderer Theil wurde lange Zeit hindurch ſo häufig von Europäern beſucht. Vorzugsweiſe gilt dies von der ſogenannten Inſelbai am Oſtrande der nördlichen Inſel, welche hier ungefähr zwei Tagereiſen (12—14 deutſche Meilen) breit iſt. Die an dieſer Stelle vorgelagerten Inſelchen bilden im Verein mit tiefeinſchneidenden Meeresarmen und weit hinausragenden Landengen einen wahren Archipelagus, in deſſen Hintergrunde ſich allmälig ein terraſſenförmiges Anſteigen des Binnenlandes von 5—600 Fuß, mit einigen Hügeln von 10—1200 Fuß Höhe bemerkbar macht. Dieſe Abhänge und Niederungen, vormals vielleicht mit dichten Urwäldern bedeckt, ſind ſeit Menſchengedenken mit über Manneshöhe emporſchießenden, tief grünen Farrngewächſen überkleidet, von deren anmuthigem Eindruck aus der Ferne der liebliche Name „grüne Inſeln“ ſich herleitet. [41]) Der landſchaftliche Eindruck iſt ſtill, düſter und ſchwermüthig, mit den mannichfaltig belebten heitern Triften der auſtraliſchen Culturgegenden ſtark contraſtirend. Schon hier tritt der vulkaniſche Charakter der nördlichen Inſel, deren einheimiſcher Name [42]) bedeutungsvoll genug iſt, an den zerklüfteten Küſten in zuckerhutförmigen Baſaltbergen und mit entſprechenden Erſcheinungen im Innern auf. Als höchſte Berggipfel zwiſchen der Inſelbai und dem Hafen Hokianga erhebt ſich mit unverkennbarer Krater-

bildung ein erloſchener Vulkan (Puki Nui) von 1240 Fuß Höhe, deſſen vormalige zerſtörende Thätigkeit den Blicken des Kundigen an ſelbſtredenden Spuren und Trümmern überall ſich entdeckt.[43]) In der Nähe liegen mehre merkwürdige Seen 6—700 Fuß über dem Meere, neben welchem heiße Quellen von verſchiedenen Wärmegraden und mit verſchiedenem Gehalte den Beſucher überraſchen.

Gleichwol ſind alle dieſe Zeugen vulkaniſcher Thätigkeit nur verſchwächte Andeutungen und gleichſam Vorſpiele der ſüdlichern Landſchaft, deren erweiterte Ausbreitung gewaltigen Naturkräften einen größern Spielraum darbot. Dort erhebt ſich eine Anzahl kühner Piks wie urplötzlich weit über die Schneelinie hinaus. Unter ihnen glänzen die erloſchenen Vulkane Egmont (Taranaki), am Vorgebirge gleichen Namens im Weſten, und Edgecombe (Putawaki), an der Plenty-Bai im Oſten der Inſel, mit der impoſanten Gipfelerhebung von 9000 Fuß aus den niedern Nebelſchichten weit in das offene Meer hinaus. Etwas weiter ſüdlich als der Edgecombe, ungefähr in gleicher Breite mit dem Egmont ragen aus dem von Norden nach Süden hinſtreichenden Gebirgsgrat des Innern unter andern der Ruapehu und der noch thätige Vulkan Tongariro (6200 Fuß) empor. Dieſe Gegend iſt durch ihre eigenthümlichen Erſcheinungen und Bildungen für die geologiſche Wiſſenſchaft ſowol als für dilettaniſche Anſchauung eine der merkwürdigſten unſers Erdballs. Sie iſt die Heimat von zahlreichen Geyſern, Fumarolen, Cement-, Schwefel- und andern Mineralſprudeln, deren heilkräftige Wirkungen, von den Eingeborenen ſchon längſt bemerkt und benutzt, in neuerer Zeit viele Leidende, namentlich invalide Offiziere und Militairperſonen

herbeigezogen haben. Schon aus weiter Ferne bezeichnen unaufhörlich emporſteigende Dampfſäulen den außerordentlichen Reichthum heißer Naphtha- und Salpeterquellen, aus deren Ergießungen ſich große ſiedende Waſſerbecken bilden. Den Blick des Beſchauers überraſchen von den Höhen herab mehr als zwanzig wunderreiche Seen, in deren Zuflüſſen das kalte Eiswaſſer der nahen Bergreihen mit den Ausſtrömungen von Tauſenden heißer Quellen brauſend und ziſchend ſich miſcht. Das umfangreichſte dieſer Waſſerbecken, der von maleriſch terraſſirten Trappfelſen bis zu 1000 Fuß Höhe eingehegte Taupoſee, nimmt in einer Ausdehnung von acht Meilen Länge und fünf Meilen Breite faſt die Mitte dieſes bis zur Breite von 50 — 60 Meilen erweiterten kelchartig geſtalteten Theiles der Inſel ein.

Die mittlere Inſel iſt durch Geſtalt, Oberflächenbildung und Naturbeſchaffenheit von der nördlichen ſehr verſchieden. Ihr weſtlicher Rand läuft faſt gleichmäßig 85 Meilen weit von Nordoſt nach Südweſt. Die Ufer ſind hier meiſt ſchroff und unzugänglich, nur die Umgebungen des Buller-Fluſſes (Kawatiri) am Cap Foulwind (41° 8′ S. B.) und der Flüſſe Grey (Mawhera), Teramakau und Arahua, welche ungefähr 12 Meilen weiter ſüdlich ausmünden, machen eine Ausnahme. Der Gebirgsgrat der ſüdlichen Alpen, welcher mit zahlreichen ſchneebedeckten Gipfeln die ganze Inſel von Nord nach Süd durchzieht, endet hier in ſteilem Abfall. Heftige Stürme vom Weſten her und Mangel an guten Häfen machen jene zerklüfteten Küſten gefahrvoll. Einen ganz abweichenden Charakter trägt die Oſtküſte, nach welcher zu ſich die Gebirge verflachen. Zwiſchen dem 43. und 44. Grad tritt eine hafenreiche Halbinſel, nach dem be-

rühmten Naturforſcher Banks benannt, 10 — 12 Meilen weit in das Meer hinaus. An dieſem Punkte machen ſich vorzugsweiſe Spuren früherer vulkaniſcher Erhebungen bemerkbar; dagegen ſind bis jetzt im Innern der mittlern Inſel feuerſpeiende Berge und ſelbſt Krater noch nicht entdeckt, obgleich anſehnliche Binnenſeen, ſelbſt hoch in den Bergen, vielfach die Aufmerkſamkeit der Reiſenden beſchäftigen. Die Halbinſel Banks ſcheint vor nicht langer Zeit noch durch eine Meerenge vom Feſtlande der mittlern Inſel getrennt geweſen zu ſein [45]), ſodaß für Cook's irrthümliche Vermuthung eine thatſächliche Grundlage ſich anbietet. In ihrer Umgegend breitet ſich, von ſchneebedeckten Bergen fern umkränzt, eine Niederung aus, welche neueſter Zeit durch die Canterbury-Geſellſchaft in eine belebte Culturgegend verwandelt wird. Weiter ſüdlich weicht das Geſtade in einer bogenförmigen Einbiegung zurück und tritt dann ungefähr 30 Meilen von der Banks-Halbinſel in zwei Vorgebirgen hervor, zwiſchen welchen der Hafen Otago oder Otako liegt. Hier wurde in dem letzten Jahren die Colonie Neu-Edinburg gegründet.

Abgeſehen von der Umgegend der Cooksſtraße, ſind dies die einzigen Culturpunkte der großen Inſel, die nur um ein Neuntel kleiner ſein ſoll als England und Schottland zuſammengenommen. Das Innere iſt noch ſehr wenig erforſcht; die rauhe, wilde Gebirgsnatur und die vorherrſchende Oede macht die Reiſen dorthin äußerſt ſchwierig und wenig lohnend. Erſt in neueſter Zeit hat Thomas Brunner auf jahrelangen Reiſen den Anfang einer Erkundung der nur ſehr ſpärlich bewohnten, ſchwer zugänglichen Gebirge und der Weſtküſte gemacht, und die Geographiſche Geſellſchaft zu London hat ſeinen mühevollen Wanderungen

eine glänzende Anerkennung angedeihen laſſen.[46]) Am Nordoſt- und Südweſtende der mittlern Inſel treten wiederum jene Auszackungen der Küſte in zahlreichen, faſt labyrinthiſchen Buchten mit vorgelagerten Inſelbildungen auf, die den erſten Entdeckern und Schifffahrern große Mühe gemacht und anfangs Viele irre geleitet haben.

Eine der merkwürdigſten Seiten Neuſeelands iſt ſeine natürliche Ausſtattung. Von der höhern Thierwelt fehlt für die Zeiten vor den Beſuchen der Europäer faſt jede Spur; kein vierfüßiges Thier hat in den wilden Gebirgen der ſüdlichen, an den fruchtbaren immergrünen Küſten der nördlichen Inſel oder unter den mächtigen Kauribäumen, die aus dem undurchdringlichen, wildverwachſenen Geſtrüpp der Urwälder aufragten, ſeine Wohnſtätte gehabt. Vergebens hat man in den ſagenhaften Erinnerungen des Volks, oder in den Erdſchichten und Felsgebirgen nach Repräſentanten einer frühern Säugethierwelt geſucht. Die erſten Beſucher, deren Kunde uns aufbehalten iſt, fanden nur Hunde, deren Einführung durch ſpaniſche Schiffe durch den Namen, welchen ſie bei den Eingeborenen führten, überaus wahrſcheinlich wird, und — Ratten. Es klingt lächerlich, aber iſt gleichwol factiſch und äußerſt charakteriſtiſch, daß dieſe von uns mit Abſcheu und Widerwillen betrachteten Thiere von den Maoris als Wildpret geſchätzt wurden. Ein Häuptling hat einſt den Wunſch ausgeſprochen, daß man zur Verbeſſerung des einheimiſchen Rattenſchlages eine Anzahl dieſer Thiere aus engliſchen Schiffen ausſetzen möchte.[47]) Noch ſprechender iſt eine Verhandlung, welche der engliſche Capitain Fitzroy während ſeines Aufenthalts an der Inſelbai im Jahre 1835 bezeugte. Damals hatte ein

Stamm Anſprüche auf ein im Beſitz ſeiner Nachbarn befindliches Gebiet erhoben und zum Erweiſe der Rechtmäßigkeit ſeiner Foderung dargethan, daß ſeine Vorfahren einſt auf dieſem ſtreitig gemachten Terrain Ratten getödtet und verzehrt hätten. Als man ſich nicht einigen konnte, wurden die Miſſionaire zu Schiedsrichtern aufgerufen und ſie konnten nach reiflicher Ueberlegung jene Anſprüche nicht anders als begründet erklären. Sie ſtellten der in Nachtheil geſetzten Partei vor, daß es eine nimmer vergeßliche Unbill, eine undenkbare Rechtsverletzung geweſen ſein würde, wenn Männer eines Stammes auf einem ihnen nicht zugehörigen Gebiete Ratten zu erlegen und verzehren gewagt hätten. [48])

Seit Cook's Zeiten ſind neben dieſen Säugethieren auch Schweine in einzelnen Theilen Neuſeelands einheimiſch geworden, da ſie in den Wäldern reichliche Nahrung fanden und vor den Verfolgungen der Menſchen geſichert waren. Dagegen blieben die von dem großen Entdecker wiederholten Verſuche, auch Schafe, Ziegen und europäiſches Hofgeflügel zum Beſten der armen Inſulaner anzuſiedeln, ohne allen Erfolg.

Während ſo die höhern Thiere fehlen, treten die gefiederten Bewohner der Wälder und Küſten deſto mannichfaltiger und zahlreicher auf. [49]) Sie ſind, wie Leopold von Buch ſagt [50]), durch lange Jahrhunderte hin Alleinbeherrſcher der Inſeln geweſen und haben durch eine in gigantiſch koloſſalen Körperformen auftretende Art, für welche nur auf der Inſel Madagaskar in ganz neueſter Zeit Analogien aufgefunden wurden, der ſpeculativen Ornithologie Fingerzeige zur Löſung eines intereſſanten wiſſenſchaftlichen Problems geliefert. In den Alluvial-

Erdſchichten fand man nämlich Knochenreſte von einer flügelloſen 17 Fuß hohen Vogelgattung, „die mit drei mächtigen fürchterlichen Krallen am Ende der Zehen die Erde aufriſſen und einen gleich kräftigen Schnabel an einem Schädel trugen, der an einen Crocodillſchädel erinnert“. Nachdem zuerſt Owen [51]) aus einem von andern Naturforſchern misdeuteten Knochenfragment im Jahre 1839 mit bewundernswürdiger Beſtimmtheit Natur und Bau des Thiers conſtruirt, wurde die Exiſtenz des Rieſenvogels Moa durch nähere Entdeckungen [52]) außer Zweifel geſetzt und die unter den Eingeborenen lebenden Sagen und Meinungen, daß jetzt noch Thiere dieſer Art in den unzugänglichen Bergen der mittlern Inſel hauſen, haben das lebhafteſte Intereſſe erregt.

Die Erſcheinungen der Pflanzenwelt Neuſeelands entſprechen beziehungsweiſe ſeiner Fauna. Die Farrnpflanzen treten uns in überwiegender Entwickelung entgegen; die Gräſer und Fruchtarten ſind mehr nur Reſultat menſchlichen Anbaus. Der Mineralreichthum iſt noch nicht aufgedeckt; man fand indeß reiche Kohlenlager und Kupferadern, Zinn, Eiſen, Magneſia, Steinſalz u. ſ. w. Die Erzeugniſſe, welche zuerſt die Aufmerkſamkeit der Europäer erregten und Handelsunternehmungen veranlaßt haben, ſind folgende: Die Kauriſtämme, welche das vorzüglichſte Schiffsbauholz der Welt liefern ſollen (an der Wurzel oft 20 — 30 Fuß im Umfange; man zeigt noch jetzt einen Stamm, der 75 Fuß Umfang hat); das Phormium tenax, aus deſſen großen Blättern ein ganz vorzüglicher Flachs gewonnen wird; die Seehunde und Robben, vorzüglich an den Südküſten der mittlern und an der Stewartsinſel; die Walfiſche, deren Zahl unter

der zunehmenden Frequenz der Walfiſchfahrer, die oft auch die Brut der Thiere leichtſinnig zerſtörten, ſehr abgenommen hat.

Ueber die Zahl der Einwohner Neuſeelands ſind ſehr abweichende Angaben und Berechnungen aufgeſtellt. Reinhold Forſter, der die zweite Weltumſegelung Cook's begleitete, nahm 100,000 an und dieſe Schätzung, die älteſte, auf verbürgte Weiſe uns aufbehaltene, zeigt ſich zugleich als die niedrigſte. Man darf nicht vergeſſen, daß jener Reiſende eigentlich nur die minder bewohnte mittlere Inſel beſucht hat und daß der Umfang der Inſeln damals viel zu gering angeſehen wurde. Die höchſte Schätzung gehört dem Miſſionair Kendall an, der umgekehrt faſt nur den volkreichen Theil der Doppelinſel, die Inſelbai, kennen gelernt hatte und gegen den franzöſiſchen Reiſenden Dumont d'Urville oft wiederholt hat, daß Neuſeeland eine Million Einwohner zähle.[53]) Ihr zunächſt ſteht die Meinung vom Miſſionair Henry Williams und Will. Ellis: 500,000.[54]) Nicholas ſchätzte 150,000. Miſſionair Will. Williams ſchlug 1834 die nördliche Inſel auf 106,000 und 1835 die Geſammtbevölkerung auf nicht über 200,000 an[55]). J. S. Polack auf 130,000.[56]) Dumont d'Urville, der ſich öffentlich rühmte, ſeit 20 Jahren mehr als irgend jemand ſonſt mit Neuſeeland beſchäftigt geweſen zu ſein[57]), nimmt 200,000 an. Mittels einer tabellariſchen Ueberſicht der 11 Hauptſtämme gewinnt E. Dieffenbach[58]) für die nördliche Inſel die Zahl 113,690. Terry rechnet auf die nördliche Inſel und auf die Nordküſte der ſüdlichen 105,400[59]); Halswell auf beide Inſeln 107,265, wobei 4404 auf die mittlere und 20 auf die

Stewartsinſel kommen.[60]) Die neueſte uns bekannte Annahme iſt 108,000 für die nördliche und 2000 für die ſüdliche Inſel.[61])

Im Ganzen ergibt ſich, abgeſehen von der Meinung Reinhold Forſter's, ein umgekehrtes Verhältniß der Anſichten über den Flächeninhalt einerſeits und der Zahl der eingeborenen Einwohner andererſeits. Jener wurde früher immer zu geringe angeſehen, daher ſind hier die neueſten Angaben die höchſten; dieſe ſcheint bei näherer Erkundung faſt immer mehr zuſammenzuſchmelzen. Daß die Zahl der Maoris — dies iſt der nationale Name der Eingeborenen — im Sinken begriffen ſei, ergibt ſich als übereinſtimmende Ueberzeugung aller Beobachter; es iſt eine Erfahrung, die ſich auf faſt allen bekannten Südſeeinſeln wiederholt.[62])

Für Neuſeeland liegen die Urſachen dieſer Erſcheinung nahe genug. Die Maoris zerfallen in eine Anzahl von Stämmen, die meiſt von jeher die feindlichſten Geſinnungen gegeneinander zur Schau trugen. Schon dem engliſchen Entdecker drängte ſich dieſe Bemerkung als eine traurige Eigenthümlichkeit auf. Die Kriege waren immer äußerſt blutig und beinahe unaufhörlich, da jeder Schlag von neuem rächende Vergeltung erheiſchte. Die Angreifenden ſahen es nicht darauf ab, ihre Feinde zu unterwerfen; ſie ſuchten ſie zu vernichten. Die gefangenen Männer fielen dem Cannibalismus zur Beute; Frauen und Kinder wurden geknechtet. Nirgendwo kann das Loos der Sklaven fürchterlicher und hoffnungsloſer geweſen ſein. Sie erlagen den härteſten und beſchwerlichſten Arbeiten, der roheſten Behandelung; dem Mangel und Hunger waren ſie preisgegeben und dabei keinen

Augenblick ihres Lebens ſicher. Es liegt eine Anzahl verbürgter Beiſpiele vor, wo die plötzliche Anwandelung cannibaliſcher Luſt den Herrn trieb, ſein Beil auf den Kopf des Unglücklichen zu ſchleudern, deſſen Leichnam dann gebraten oder gebacken zur ſcheußlichen Mahlzeit bereitet wurde. Freilich hat man in ſolchen Unthaten nur Exceſſe einer rohen Ausartung erkennen wollen. Der Cannibalismus, meint man, wurzelte urſprünglich in einem religiöſen Aberglauben, indem durch den Genuß des Fleiſches eines Feindes der in ſeinem Körper lebende Gott verſöhnt werden ſollte. Daß aus einer ſolchen religiöſen Sitte ſinnliches Wohlgefallen entſtand und daß Mangel an Speiſen oder wenigſtens an anderweiter animaliſcher Nahrung die Verbreitung der ſchauderhafteſten Unmenſchlichkeiten begünſtigte, iſt an ſich nicht unwahrſcheinlich. Daher iſt die Vermuthung, daß ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts etwa, wenigſtens bei einzelnen Stämmen, die Menſchenfreſſerei ihren höchſten Gipfel erreicht hatte, nicht als haltlos zu verwerfen.

Eine zweite Urſache des Abnehmens der Bevölkerung iſt die unverhältnißmäßige Minderzahl der Frauen, ein Uebelſtand, der durch die vorherrſchende Polygamie der Stammhäuptlinge noch an Fühlbarkeit und Erheblichkeit gewann. Die Erklärung dieſes bis auf den heutigen Tag vorherrſchenden Misverhältniſſes finden wir theils in der Barbarei, neugeborene Töchter nach Gutdünken und beſonders wenn ſie ſchwächlich oder misgeſtaltet ſchienen, durch Eindrücken der Naſe zu tödten, theils in der Sitte des Selbſtmordes der Frauen nach dem Tode des Mannes, theils endlich in der übeln und verächtlichen Behandelung, welcher das weibliche Geſchlecht in Neuſeeland un-

terworfen war. Auch Hungersnoth, wie ſie leicht entſtehen konnte, wo ſo oft verheerende Kriege wütheten oder ganze Stämme zum Angriffe auszogen und ihre Arbeiten am Ackerbau einſtellten, hat man wol als Urſache der Entvölkerung angeführt. Allein dagegen iſt mit Recht geltend gemacht, daß die überall üppig wuchernden Farrnſtauden allezeit durch ihre Wurzeln ein leicht zu gewinnendes Nahrungsmittel darboten. Indeſſen foderten Krankheiten und Siechthum in Folge der höchſt ungeſunden Wohnungen, der vorherrſchenden Unreinlichkeit zahlreiche Opfer. Abergläubiſche Vorurtheile und Vorſchriften bei der Behandelung der Kranken und Wöchnerinnen hemmten die Geneſung und machten ſie in vielen Fällen unmöglich.

Dieſe Urſachen des Hinſchwindens der Maoris ſind zum großen Theil beſeitigt, ſeitdem die Einwanderungen der Europäer mehr überhand genommen haben. Der Cannibalismus iſt, Dank den Fortſchritten der Verbreitung des Chriſtenthums, gegenwärtig ganz verſchwunden. Leichtſinnige Tödtungen von Kindern weiblichen Geſchlechts kommen nicht mehr vor. Die Polygamie ſchwindet immer mehr. Die frühere Luſt an verheerenden Kriegen, welche großentheils aus Mangel an Beſchäftigung und aus dem fanatiſchen Eifer der Blutrache entſtand, weicht zuſehends, wo der Sinn für friedliche Künſte aufblüht, wo edlere Impulſe oder auch nur Freude an ungeſtörterm Lebensgenuß erwachen. Die blutigen Heerfahrten früherer Jahre haben entweder aufgehört oder einen mildern Charakter angenommen mit der Verbreitung unſerer Feuergewehre. Das Wohlgefallen an beſſern und reinlichern Wohnungen verdrängt die alten finſtern, unſaubern Hütten, die man

wegen ihrer Enge mit Schäferkarren verglichen hat. Allein leider iſt eine Reihe neuer Uebelſtände ins Leben getreten, die ebenfalls, wenn auch im geringerm Maße, das Hinſchwinden der Maoris befördern. Dahin gehören: europäiſche Krankheiten, deren erſte Spuren auf die Beſuche engliſcher und franzöſiſcher Schiffe in den Jahren 1770 u. ſ. w. zurückführen; der Misbrauch der Eingeborenen zu Arbeiten, die ihrer Geſundheit nachtheilig werden; die Einführung wollener Decken und Kleidungsſtücke, deren unzweckmäßige Anwendung katarrhaliſche Seuchen und Schwindſuchten herbeiführt; endlich das Ueberhandnehmen von hitzigen Getränken und ſchädlichen Speiſen. [63]) Es kann nicht Wunder nehmen, daß ſelbſt ein ſo kräftiges Volk unter dem günſtigſten Himmel und umgeben von einer faſt paradieſiſchen Natur unter dem Einfluſſe ſolcher Misverhältniſſe einem langſamen, aber allen Bemühungen der Abhülfe zum Trotz unaufhaltſam ſcheinenden Untergange entgegenſieht. [64])

Es würde zu weit führen, wenn wir uns hier auf Unterſuchungen über Herkunft und Einwanderung, über den religiöſen und ſittlichen Charakter, über die politiſchen und häuslichen Einrichtungen und Geſetze der Neuſeeländer einlaſſen wollten. Die Nachrichten nicht blos der Reiſenden und Anſiedeler, ſondern auch der Eingeborenen ſelbſt ſind über dieſe Punkte oft widerſprechend und die verſchiedenen Vermuthungen, Urtheile und Folgerungen bewegen ſich nicht ſelten in den ſchärfſten Gegenſätzen. Gewiß iſt, daß die neuſeeländiſchen Maoris mit den malaiiſchen Bewohnern der Südſeeinſeln und vorzugsweiſe mit den Sandwich-Inſulanern verwandt ſind. Dies erzibt ſich aus der Aehnlichkeit der Sprache, der Gebräuche,

der Sitten, der äußern Erſcheinung. Die körperlichen und geiſtigen Vorzüge der Neuſeeländer ſind aus der bevorzugten Natur ihres Bodens und Klimas erklärlich. Entfernter und unbeſtimmter hat man aus dem Kunſtbetriebe in Holzſchnitzereien u. ſ. w. wol auf Mexico [65]), aus andern Lebensäußerungen bald auf Oſtindien [66]), bald ſelbſt auf Abyſſinien, oder Aegypten, oder Aſſyrien als unvordenkliches Heimatland hingewieſen. In ihren Traditionen haben Einige Spuren der Argonautenfahrt oder der Nilüberſchwemmungen finden wollen und ein Sprachforſcher war beſtrebt, den Zuſammenhang ihrer Sprache mit der helleniſchen aufzudecken. [67]) Aber das ſind Verſuche und Hypotheſen, die der Zuverläſſigkeit entbehren, wenn ſie nicht gar ins Abgeſchmackte ſich verirren.

Im Allgemeinen macht das Volk, wie es die erſten Entdecker und die ſpätern Beſucher fanden, den Eindruck eines dem Verfall und der Endſchaft entgegengehenden. Zwar ſind die einzelnen Geſtalten kräftig und imponirend in ihrem Auftreten; viele Individuen haben eine erſtaunliche Energie des Geiſteslebens und überraſchende Begabung gezeigt. Allein die geſellſchaftlichen oder wenn man will die politiſchen Verhältniſſe zeigen einen unrettbar zerrütteten Zuſtand; die Sitte iſt in tiefem Verfall, die einfachſten und natürlichſten Geſetze des Völkerlebens ſcheinen aufgelöſt und untergraben. Die Urſachen dieſer Zuſtände ſind mannichfach; ſie liegen in der phyſiſchen Ausſtattung der Inſeln, in dem Mangel an wahrhaft befruchtenden und erhebenden Elementen, in der wüſten Feindſeligkeit der einzelnen Stammgenoſſenſchaften gegeneinander. Das überlegene Anſehen einzelner Perſönlichkeiten wurzelte in dem immerwährenden Kriegen und Fehden. Von dieſen mögen

zuerst Misbräuche der ihnen überwiesenen gesetzgebenden und regierenden Macht ausgegangen sein, von welcher die herkömmliche Sitte durchbrochen, die Schranken des Gewohnheitsrechts niedergerissen wurden. Unter dem Mangel an animalischer und belebender Speise und an allen höhern Interessen der Lebensbeschäftigung scheint ein gewisses Siechthum, ein moralischer Stumpfsinn, eine Entartung zu starrer Trägheit eingetreten zu sein. Selbst die Einwirkungen des Meers gingen an dem geistig und moralisch abgeschwächten Volke verloren; es hat sich nicht in das offene Meer hinausgewagt und selbst die Küstenfahrten waren äußerst beschränkt, bis die Ankunft der Europäer neue Impulse gab. Früher trugen sie ihre Kähne von einem Küstenfluß zum andern über Land! Ein räthselhafter, unglücklicher Zustand, der durch die unaufhörlichen Kriege nur noch verschlimmert wurde, sofern diese zu den ärgsten Barbareien und Unmenschlichkeiten führten.

Wir müssen uns übrigens wohl hüten, diese Betrachtung zu allgemein und zu tief aufzufassen. Aeußere Bande und Grundlinien der althergebrachten religiösen und gesetzlichen Normen bestanden fortwährend noch bis auf das letzte Jahrzehnd. Vor allem zog sich das System oder die Form des Tabu in den mannichfaltigsten und überraschendsten Anwendungen durch den ganzen Lebensverkehr hin. Die Herrschenden bemächtigten sich desselben als einer Handhabe, um in ihrem Sinne und nach ihrer Willkür zu regeln, auszuschweifen und zu beschränken. Es kommen in dieser Hinsicht die abgeschmacktesten, unbegreiflichsten Anwendungen vor, die gleichwol unter dieser Form geltend gemacht wurden, da der Sinn des

Neuſeeländers unfähig war, ſich über ſie zu erheben. Dieſe bewältigende Macht, mit welcher das Tabu alle Verhältniſſe umſpinnt, die ſtete Anregung oder Spannung ſeines magiſchen, geiſterhaften Eindringens in den ganzen Verkehr des öffentlichen und Familienlebens verlieh ihm eine ſtille Macht und einen Zauber, der nur durch eine große und allgemeine Regeneration geſtürzt werden konnte. Und ſo iſt es dann auch gekommen.

Sieht man von dieſen Zuſtänden des Verfallens und Sinkens, von dem damit in Wechſelwirkung ſtehenden Cannibalismus ab, ſo entdecken ſich im Kleinen manche Erſcheinungen, die an jene alten Völkerſchaften erinnern, aus deren Untergange oder Neubelebung die weltbeherrſchenden Nationen des weſtlichen Europa hervorgegangen ſind. Wir ſtoßen in Neuſeeland auf zahlreiche Völkernamen, die das bunte Gewirr der ethnographiſchen Nomenclatur Deutſchlands zur Zeit des 4. Jahrhunderts unwillkürlich ins Gedächtniß rufen. Wir ſehen Kriegsfürſten auftreten, die mit germaniſchen Heerführern jener Zeit verglichen werden könnten, deren Macht zum Theil auf Herkunft, zum Theil zugleich auf perſönlicher Auszeichnung, Tapferkeit und Thatenruhm, auf Erfahrung, Beredtſamkeit und zum Theil ſelbſt auf jener imponirenden Macht der äußern Erſcheinung an ſich beruhen. Selbſt eine Art von Völkerwanderung läßt ſich in den Jahren 1822 bis gegen 1830 hin nachweiſen, die im Norden der nördlichen Inſel anfing, ſich dann die ganze faſt 100 Meilen lange Inſel hinzog, in die entlegenen Gebirgsſchluchten eindrang, auf die ſüdliche Inſel verpflanzt wurde, und deren Wellenſchläge ſelbſt über die Banks-Halbinſel hinaus fühlbar waren.

An den Heerfahrten nahmen, wie erwähnt, meiſt auch Frauen und Kinder Theil; den erſtern war das Verpflegungsweſen der ſtreitbaren Mannſchaft übertragen. Die Dörfer und Pahs, die Felder des angreifenden Stammes erſchienen vorläufig verödet; alles Eigenthum, welches die Ausziehenden nicht mit ſich führen konnten, wurde entweder verſteckt oder zerſtört oder aufgegeben. Mislang die Heerfahrt, ſo endete ſie nicht ſelten mit völliger Vernichtung; die alten Wohnſitze wurden dann zur dauernden Einöde. Aus der beſtändigen Gefahr vor unerwarteten Ueberfällen entſprang die Nothwendigkeit befeſtigter und äußerlich möglichſt geſchützter Wohnplätze, die bei der dürftigen Einfachheit der Nahrungsmittel und des Haushalts äußerſt enge auf einem ſehr kleinen Raume concentrirt waren. Sie lagen auf hohen ſteilen Bergen, mit Paliſſaden und Gräben im Uebermaße, an der Außenſeite wie im Innern, verſehen. Die Ueberlegſamkeit, von welcher dieſe Befeſtigungen zeugten, hat immer das Erſtaunen der Reiſenden erregt. Freilich war die ängſtliche Sorge für Sicherheit gegen plötzliche Ueberfälle und raffinirte Anſtalten zur Abwehr das Dichten und Trachten ihres Lebens. An behagliche Exiſtenz und Wohlleben wurde nicht gedacht, ſelbſt die Anfoderungen der Reinlichkeit und Geſundheit blieben ganz unberückſichtigt; ja, ſo verſunken war der Sinn dieſer Maori, daß ſich von eigentlichem Streben nach Lebensgenuß keine Spur bei ihnen findet.

Engliſche Beobachter haben ſich häufig darin gefallen, Aehnlichkeiten zwiſchen den Maori und den Irländern aufzuſtellen; die Eigenſchaften der Indolenz und Unreinlichkeit, die Liebhaberei an Taback und an Kartoffeln, der eigenthümliche Hang zu enthuſiaſtiſchen Auffaſſungen ſind

hierbei geltend gemacht.[68]) Vergleichungen dieſer Art haben oft den Scharfſinn und Witz der Anſiedler beſchäftigt; und es darf nicht auffallen, wenn wir dabei auf eine ermüdende Mannichfaltigkeit von Einfällen und Anſchauungen ſtoßen. Die frühern Zuſtände der Eingeborenen, die an einigen Orten theilweiſe mehr oder weniger noch in ungeſtörter Kraft vorwalten, die folgende innere Zerrüttung, welche bei den meiſten Stämmen zu abweichenden Modificationen geführt hat, und endlich der jetzt in der Entwickelungsphaſe begriffene Umbildungsproceß bieten manche Phänomene dar, die ſich nicht auseinander erklären und untereinander vereinigen laſſen.

Die Urtheile über den moraliſchen Charakter, über die geiſtige Befähigung, über den intellectuellen Bildungsgrad, über den Sinn für religiöſen Glauben und Gebräuche der Maoris ſind daher contraſtirend. Bald werden ſie als ein finſteres, grauſames, immer nur Hinterliſt und Tücke brütendes Geſchlecht geſchildert, deſſen Blutgier unerſättlich ſei, deſſen Grauſamkeit keine Schranken kenne. Bald ſehen wir ſie als gutherzige, gefühlvolle, theilnehmende Menſchen dargeſtellt, die der zarteſten Empfindungen und großer Aufopferungen für Freunde und Familienglieder fähig ſind, die mit rührender Innigkeit und patriarchaliſcher Einfachheit aneinander hangen. Von vielen Beobachtern iſt ihnen eine dämoniſche Luſt am unſteten Leben, unerſättlicher Hang zu Abenteuern und Kriegsfahrten beigelegt, während andere nicht minder zuverläſſige Stimmen ihre Vorliebe für Frieden und ſelbſt zarte Empfänglichkeit für Religion und Geſittung rühmen.[69]) Bald finden wir ihre Keuſchheit und ernſtes Feſthalten an Pflicht und Recht geprieſen; bald einen vor-

herrſchenden Hang zu müßigen Spielen der Laune und des Witzes hervorgehoben, in welchen ſie Alles, was ihnen ſonſt als heilig und edel gilt, mit frecher Ausgelaſſenheit ſchänden und verſpotten. Man erinnert dabei an die widerwärtigſten Verhöhnungen der Sittlichkeit, des Anſtandes und der Zucht in Wort und That; an triviale Neckereien gegen Jeden, der ihnen nahe komme; an ihre unerſchöpfliche und unermüdliche Fruchtbarkeit im Erfinden von höhnenden Bezeichnungen und Spottnamen; — und es läßt ſich leicht denken, wie ſchwer den Miſſionairen das Arbeiten unter einem ſolchen Volke werden mußte! Dieſe leichtſinnige Luſt am Scherzen neben enthuſiaſtiſcher Empfänglichkeit hat zu übertreibenden Vergleichungen mit dem franzöſiſchen Nationalcharakter Stoff gegeben.

Wie weit indeß die Wahrnehmungen über Gemüth und Charakter der Maoris auch auseinandergehen, darin ſtimmen alle competente und vorurtheilsfreie Beurtheiler überein, daß ihnen ein überlegenes Talent für ſcharfe Beobachtung, eine außerordentliche Leichtigkeit der Auffaſſung, eine unverwüſtliche Volubilität des Seelenlebens beiwohnt. Als einzelnes Beiſpiel mag angeführt werden, daß die Maoris für jede Art ihrer Gewächſe einen eigenthümlich bezeichnenden Namen, für das männliche und weibliche Element der Pflanzenerzeugung einen entſprechenden beziehungsvollen Ausdruck hatten. [70]) Allein alle den Neuſeeländern nachgerühmte Anlagen und Eigenſchaften haben ſich nichts weniger als hinlänglich erwieſen, um ſie auf die Bahnen einer der menſchlichen Natur und Beſtimmung angemeſſenen ſocialen oder familiellen Exiſtenz hinzuleiten. Das Leben ſchwand ihnen in öder Einförmigkeit dahin; keine Freude an Reichthum oder dauerndem

Erwerb, an geiſtiger Bildung, an höherm Genuß. Die Milde und Geſundheit des Klimas [71]), die unleugbare natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, die maleriſchen und faſt paradieſiſch ſchönen Landſchaften, die zur Entwickelung der Thatkraft auffodernde Nähe des Meers haben auf ihre geiſtige und körperliche Organiſation kaum erhebende, befruchtende und läuternde Einflüſſe geübt, weil das höhere leitende Vermittelungselement fehlte. Dies mußte ihnen von außen gebracht werden. Ein tiefes, ſtilles Bewußtſein dieſes Mangels ſpricht ſich in den wehmüthigen Ahnungen aus, welche ſich der Maoris den Europäern gegenüber bemächtigten. Einzelne haben es nicht verſchwiegen, wie ſie an ihrer Zukunft verzweifelten, wie ſie ſich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ihr ſchönes Land dermaleinſt den Weißen anheimfallen werde. [72])

Wenden wir uns nun zur Geſchichte der neuſeeländiſchen Miſſion zurück, die wir oben bis zu dem Moment ihrer Stiftung am Weihnachtstage 1814 verfolgt haben. [73]) Marsden verweilte bei dieſem erſten Beſuche des Bodens, der ſo lange ſchon ſeinen Geiſt beſchäftigt hatte, ungefähr drei Monate; er unternahm im Januar eine Beſichtigungsreiſe in die Umgegenden der Themſemündung, ſpäter eine Reihe kleiner Ausflüge in die nähern Umgebungen der Inſelbai. Am 24. Februar ſchloß er mit dem Häuptling Ahodi o Gunna einen förmlichen ſchriftlichen Kaufcontract Namens des Comité der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft zu London ab. Statt der Unterſchrift des Häuptlings trägt dieſes Document unter Anderm eine Nachbildung der Tätowirungszüge ſeines Geſichts [74]), die dem Brauche der Wilden gemäß zugleich als Familienwappen und Siegel gelten. Für das er-

worbene Grundſtück, deſſen Umfang man auf mehr als 200 engliſche Acres ſchätzte, wurden 12 Aexte als Zahlung gegeben. Eine Woche ſpäter ſollte Marsden noch Zeuge eines Verluſtes werden, der ihn nicht blos perſönlich ſchwer betraf, ſondern auch die immer noch ſchwachen Anfänge der Miſſion hart gefährdete. Duaterra wurde am 3. März das Opfer eines plötzlichen Krankheitsanfalls und mit ihm ſank eine Hauptſtütze des Unternehmens, auf welcher große Hoffnungen ruheten, ins Grab. Dennoch verzagten die Männer der Miſſion nicht und als Marsden gleich nachher an ſeinen Wirkungsplatz in Paramatta zurückkehrte, konnte er die feſte Ueberzeugung, eine große zukunftreiche Sache dauernd begründet zu haben, mit ſich nehmen.

Anfangs waren indeß die Erfolge gering genug, die Gefahren und Mühen deſto größer. Dem hohen Muthe, der Ausdauer und Beharrlichkeit der erſten Glaubensboten können wir unſere Bewunderung nicht verſagen. Sie haben jahrelang mit den größten Beſchwerden, zu Zeiten ſelbſt mit Mangel an den erſten Lebensbedürfniſſen gekämpft; ſie haben unſagliche Anſtrengungen ohne Erfolg gemacht, fürchterliche Scenen der roheſten Barbarei erlebt, ihr Leben oft in größter Gefahr, ihr Eigenthum dem Raube und der Zerſtörung preisgegeben geſehen. Nicht ſelten fielen die niederſchlagendſten Rückfälle mit Augenblicken ſanguiniſcher Hoffnungen zuſammen. Alles dies ſpricht ſich in den Miſſionsberichten mit eigenthümlicher Färbung aus. Einmal hochgeſpannte Erwartungen von der nächſten Zukunft, weithinreichende Entwürfe in bilderreicher, triumphirender Sprache; ein anderes mal tiefer Schmerz, trübe Zweifel an dem baldigen Gelingen;

Klage über bittere Erfahrungen, über die entgegenſtehenden Hinderniſſe der Sprache, der Sitte, des Naturells. Es bedurfte des Bewußtſeins und der lebendigen Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit ihres Unternehmens, unter ſolchem Wechſel und Schwanken unerſchüttert zu bleiben und vor ſolchen Hemmungen und Hinderniſſen nicht zu verzagen. So erblickten die Miſſionaire ſelbſt in den Ausbrüchen des wildeſten Cannibalismus nur das Zeugniß eines misleiteten Volkscharakters, der auf den Bahnen chriſtlicher Geſittung herrliche Früchte tragen werde, oder die Ankündigung einer geiſtigen Neugeburt, die jetzt unter dem Lichte des Evangeliums im Vollzuge begriffen ſei. Die thieriſche Verwilderung und der Mangel an ſittlichem Gefühl war ein um ſo gewichtvolleres Motiv für die Anſicht, daß hier die Zeit zur Einführung des Evangeliums erfüllt ſei. Im Angeſichte der tiefſten Nacht ergriff ſie das Vorgefühl des nahenden Tageslichts um ſo kräftiger. Aus bibliſchen Weiſſagungen, die ſich vor ihrer erregten Stimmung leicht auf die Verhältniſſe der neuſeeländiſchen Heidenwelt übertrugen, floß ihnen Troſt, Zuverſicht oder ein unverſieglicher Stoff zur gegenſeitigen Ermuthigung zu.

Die Methode, mit welcher ſie das Werk begannen, war dem individuellen Charakter des Landes und Volks angepaßt. Leibliches und geiſtiges Elend gingen dort Hand in Hand, beide bedingten einander; das eine ſteigerte und erhöhte das andere. Beidem ſollte gleichzeitig abgeholfen werden. Indem ſich nun die Erwachſenen der Glaubensbotſchaft ſelten irgend zugänglich zeigten, ſuchte man ſie zunächſt durch Einwirkung auf ihre äußere Lage zu gewinnen. Für dieſe Zwecke wurden die

unter der Miſſion angeſiedelten Laien und Handwerker beſchäftigt. Sie wandten ſich natürlich, vorerſt an die ärmern Claſſen, um ſie zu Handarbeiten zu erziehen. Man unterrichtete ſie im Ackerbau, reichte ihnen die Mittel und Werkzeuge dar; man zeigte ihnen die Vortheile des civiliſirten Lebens, der Ordnung, der Reinlichkeit; man verſorgte ſie hin und wieder mit europäiſchen Producten und Waaren. Andere wurden förmlich in Koſt und Miethe genommen, in Werkſtätten an regelmäßige Arbeit und Zucht gewöhnt. Drei Schmiedewerkſtätten wurden zu dieſem Zwecke errichtet. Andere wurden angehalten, die ſchönen Baumſtämme der Umgegend zu zerſägen. Ein Theil dieſer Bretter wurde zur weitern Verwendung an Marsden nach Port Jackſon geſchickt. Als Entgelt foderte man ſie auf, ihre Kinder in das Schulhaus zu ſchicken, wo die vier Miſſionslehrer ihren Wirkungsplatz hatten. Aber welche Mühe machte es dort, mit dieſen zu verkehren, ihnen ſich verſtändlich zu machen, ſie in Zucht zu erhalten! Kleine Lock- und Reizmittel zeigten ſich nur ſehr kurze Zeit wirkſam und hatten dazu die ſtörende Schattenſeite, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Kinder ableiteten. Noch größere Vorſicht war beim Strafen der Unarten der Kinder nöthig; es kam gar leicht vor, daß ſie nach empfangener Züchtigung entliefen und von ihren Aeltern oder Angehörigen, die die Anſtalten der Miſſionaire mit Mistrauen betrachteten oder wenigſtens nur ſelten Intereſſe dafür an den Tag legten, zurückbehalten, mithin den Miſſionairen unerreichbar wurden, ſodaß alle früher auf ſie verwendete Mühe verloren ſchien. Nichtsdeſtoweniger hat auch hier die Schule den erſten ſichern Anhalt gegeben und ſich fortdauernd eines

ſteigenden Fortſchrittes erfreut. Kendall eröffnete ſie im Auguſt 1816 mit 33 Kindern, im September hatte er 47, im October 51. Dann erfolgte durch Mangel an Lebensmitteln eine mehrwöchentliche Unterbrechung. Schon im Januar 1817 konnte der Unterricht wieder begonnen werden und jetzt wuchs die Zahl der Kinder auf 60, vier Monate ſpäter auf 70, darunter einige Söhne von Häuptlingen. Die ungleich größere Hälfte der Schulkinder beſtand anfangs aus Töchtern, doch glich ſich dies Misverhältniß zuſehends aus. Der Unterricht wurde in neuſeeländiſcher Sprache ertheilt; er erſtreckte ſich beſonders auch auf Leſen und Schreiben und die Freiſtunden wurden dem Geſange, dem Tanze und allerlei Kinderſpielen gewidmet. Die Frauen beſchränkten ſich nicht darauf, die zum Haushalt der Miſſion gehörigen Geſchäfte zu beſtreiten, ſie nahmen am Unterrichte Theil und unterwieſen die Kinder namentlich in Handarbeiten.

Zugleich kam Marsden den Pflichten, die ihm ſein Amt als Oberaufſeher der Miſſion in Neuſeeland auflegte, aufs treueſte und unverdroſſenſte nach. Zur Unterſtützung der Arbeiten ſeiner Sendboten auf Neuſeeland gründete er ein Seminar für neuſeeländiſche Jünglinge, welches 1816 vom Directorat förmlich dotirt und in ſeinem Fortbeſtande geſichert wurde. Dieſe Anſtalt hatte den wichtigen Nebenvortheil, daß ſie die perſönliche Sicherheit der Miſſionaire erhöhte, indem die Neuſeeländer zu Paramatta faſt als Geißeln betrachtet werden konnten. Außerdem unterhielt Marsden mit der Miſſionsſtation einen ſteten Verkehr, ſandte fortwährend Vieh, Geflügel, Früchte, Waaren und Arbeitswerkzeuge. Denn es dauerte einige Jahre, ehe die Anſiedelung ſo weit vorſchritt und die

Beſtellung des Bodens den Umfang erreichte, der erfoderlich war, um ſie äußerlich unabhängig zu machen. Allmälig konnte auch zur eigentlichen Begründung der Kirche geſchritten werden. Kendall war der Sprache in ſoweit mächtig geworden, daß er die engliſche Liturgie und einzelne Abſchnitte der Bibel überſetzen konnte. Als im Jahre 1818 zwei junge Neuſeeländer mit einem Empfehlungsſchreiben von Marsden in England angekommen waren, ergriff der Sprachforſcher Lee dieſe Gelegenheit, um Grammatik und Wörterbuch anzulegen. Die Kirchliche Miſſionsgeſellſchaft zu London zeigte ebenfalls fortwährend die lebhafteſte Theilnahme an dem Fortgange des von Marsden geleiteten Werks. Sie entſendete im Anfange des Jahres 1819 wiederum drei Männer (Miſſionair Butler, Lehrer F. Hall und den Laien J. Kemp), die am 27. Juni zu Port Jackſon ankamen und die zweite Reiſe Marsden's nach Neuſeeland (Auguſt bis November 1819) veranlaßten, als deren Hauptreſultat die Begründung und Einweihung der zweiten Miſſionsſtation Kiddi-Kiddi im Gebiete des Häuptlings Schongi anzuführen iſt.

Schongi hatte durch ſeine Tapferkeit, Thatkraft und Kriegsglück ſchon damals eine Art Oberherrſchaft im Norden Neuſeelands begründet. Er ſtand an der Spitze eines mächtigen Bundes, welcher ſo ziemlich ſämmtliche Stämme in der Umgegend der Inſelbai umfaßte. Die Krieger dieſes Bundes waren mit Feuergewehren ungleich beſſer bewaffnet, als die zahlreichern Stämme an der Kaiparabai in der Gegend des heutigen Auckland. Schongi zeichnete ſich von jeher durch einen unruhigen, eroberungsſüchtigen, beuteluſtigen Sinn aus.

Im Vertrauen auf die Ueberlegenheit der Bewaffnung ſeiner Krieger zog er 1818 gegen jene ſüdlichern Stämme, die von dem Oberhäuptling Mudi-Panga angeführt wurden, erlitt aber einen empfindlichen Verluſt. Dadurch ſetzte ſich in ihm die Meinung feſt, daß eine vollſtändigere Ausrüſtung mit europäiſchen Waffen erfoderlich ſei, um ſeine weitgehenden Pläne zu erreichen. Durch den Verkehr mit Walfiſchfahrern bot ſich hierzu nur vereinzelte Gelegenheit gegen erſchöpfende Opfer, die ſeine Kräfte überſtiegen. Seine Blicke richteten ſich daher nach Europa, nach England. Er faßte den Entſchluß, eine Reiſe dorthin zu unternehmen. Zunächſt ſcheint er ſich deshalb mit Kendall in Verhandlung geſetzt zu haben, wobei er natürlich ſchlau genug war, ſeine eigentliche Abſicht nicht ſogleich zu verrathen. Nicht unmöglich iſt, daß er den unternehmenden Miſſionair mehr oder minder für das Geheimniß ſeiner ausſchweifenden Pläne gewonnen hat. Wie dem auch ſei: das oſtenſible Bekenntniß der Wünſche und Hoffnungen, welche er für dieſe Reiſe vorgab, klingt naiv genug [75]); es iſt ſpäter nur zu klar geworden, wie der ſchlaue Wilde die Miſſionaire gleichſam zum beſten hatte. Daß er niemals daran dachte, ſich für Civiliſation irgend zu intereſſiren, außer wo ſeine Eroberungspläne dadurch begünſtigt wurden und daß er zumal chriſtliche Ermahnungen mit verhaltenem Spotte aufnahm, iſt ſpäter auf eine eclatante Weiſe außer Zweifel geſtellt.

Im März 1820 trat Schongi in Begleitung eines ſeiner Unterhäuptlinge (Waikato) mit Kendall die Reiſe nach London an und ſah ſich dort in den höchſten und höhern Kreiſen mit großer Aufmerkſamkeit behandelt. Er war conſequent genug, ſich von dem Glanze der Haupt-

ſtadt nicht blenden zu laſſen und ſein Selbſtgefühl nie zu vergeſſen. Ueberall wußte er mit wunderbarem Takt ſich in die Verhältniſſe zu fügen; er zeigte Sinn für die chriſtliche Lehre, für Cultur und Geſittung, weil er nur auf dieſem Wege Sympathien erregen konnte. Von allen Seiten überhäufte man ihn mit Geſchenken; auch einige koſtbare Waffenſtücke wurden ihm dargereicht. Allein wenn er ſich gedacht, etwa eine beträchtliche Ladung Flinten und Pulver mitzubringen, ſo wurde er ſehr getäuſcht. Bald erkannte er zu ſeinem größten Unmuth, daß man mit den Waffen zurückhielt. Kendall reiſte mit den beiden Wilden nach Cambridge, um ſie dem Sprachforſcher Lee vorzuſtellen und mit dieſem über die Fixirung des Neuſeeländiſchen durch die Schrift, über das Syſtem einer Grammatik und die Zuſammenſtellung eines Wörterbuchs zu conferiren. Hier trafen ſie auf den Baron Thierry, der mit Kendall ein nicht unbedeutendes Landankaufsgeſchäft vorläufig abſchloß und den wir ſpäter mit großartigen Anſprüchen ſich bis auf den Vordergrund der Geſchichte Neuſeelands drängen ſehen werden.

Während der Abweſenheit Schongi's hatte Marsden zum dritten male Neuſeeland beſucht, und die ausgedehntere Urlaubsfriſt von neun Monaten zu genauern und umfaſſendern Erkundungen benutzt. Im vorhergehenden Jahre waren ihm nur drei Monate verſtattet geweſen; er hatte damals mit lebhaftem Bedauern der ausgedehntern und ſtark bevölkerten Mitte der nördlichen Inſel fern bleiben müſſen. Deſto höher gingen ſeine Hoffnungen und Entwürfe bei den lockenden Erzählungen, welche ihm von dieſen Gegenden gemacht wurden. Aus ſeinem Berichte ſpricht der lebhafteſte Enthuſiasmus, überſchwellend

von der Ueberzeugung, daß die chriſtliche Welt, ſobald ſie die Bedürfniſſe jener armen Götzendiener kennen gelernt, ſicherlich nicht ſäumen werde, ſchnelle Abhülfe zu bringen. Dann werde ſich dieſe finſtere Wildniß mit reichem Ernteſegen bedecken; jubelnde Freude werde herrſchen, wo zur Zeit Unwiſſenheit, Aberglauben, Grauſamkeit und Sündhaftigkeit Alles verdunkelten.

Die neue Erforſchungsreiſe erſtreckte ſich von dem obern Themſegebiet bis zur Mercurbai und auf die Völkerſchaften des Meerbuſens von Kai-Para. Sie hätte in keine günſtigere Zeit fallen können. Es war, als ob Friedensſtille und Verſöhnung mit der Abweſenheit Schongi's an die Stelle der unaufhörlichen Fehden früherer Jahre getreten wären. Auch die beiden Miſſionsniederlaſſungen ſchienen plötzlich aufzublühen. Gartenbau, Viehzucht und gewerblicher Betrieb nahmen einen unverhofft glücklichen Aufſchwung. Die Sicherheit des Verkehrens mit den Eingeborenen wurde nirgends geſtört, man ſah die Miſſionsarbeiter ungefährdet in den Umgegenden ihrer Anſiedlung umhergehen. Die Eingeborenen freuten ſich des Anblicks der neuen Culturfelder, von deren Früchten ihnen reichliche Gaben zufloſſen; die Fortſchritte des Miſſionswerks ermunterten zu neuen Anſtrengungen.

Dieſe Ausſicht veränderte ſich mit der Rückkehr Schongi's. Hatte man die Hoffnung gehegt, ihm durch den Anblick des engliſchen Bodens und der engliſchen Hauptſtadt zu imponiren, ſo ward nie eine Erwartung ſchlimmer getäuſcht; hatte man gedacht, ihn durch Gaben und Geſchenke zu gewinnen oder gar dankbar zu ſtimmen, ſo hat niemals eine Rechnung widerwärtiger getrogen. Schongi klagte mit bitterm Groll, daß der König ihm

Kriegsgeräth abgeschlagen; er setzte zu Sidney den ganzen reichen Ertrag seiner Reise gegen Waffen und Schießbedarf um. Die Missionaire schilderte er als bloße Sklaven des Königs Georg, als Menschen, die in dem englischen Staate eine ganz unglückliche Rolle spielten, während sie auf Neuseeland als die ersten Männer der Weißen glänzen wollten. Aeußerungen dieser Art machten sofort den ungünstigsten Eindruck auf die Maoris, deren Neigung zu einem wilden, zuchtlosen Leben ohnehin stets das Haupthinderniß und nur durch die sorgfältigste Beharrlichkeit und Umsicht zurückzuhalten gewesen war. Jetzt schienen plötzlich die Schleusen der alten wilden ungezähmten Natur gegen die Mission aufgezogen zu sein. Die Werkstätten wurden gemieden; die Schüler entliefen; das Eigenthum der Missionslehrer und Ansiedler wurde durch freche Diebstähle, ja selbst durch offene Räubereien verletzt; ihr Leben war aufs äußerste gefährdet, als einige Misverständnisse die Wuth Schongi's plötzlich erregt hatten. Es mochte indeß Politik des Häuptlings sein, die Mission nicht ganz zu verderben; er sah weit genug, um zu erkennen, daß mit ihrer völligen Vernichtung auch der Verkehr mit den Europäern, denen er doch seine Uebermacht größtentheils verdankte, aufhören und vielleicht gar seinen Feinden zugewandt werden würde.[76])

Schongi begann die neue Kriegslaufbahn mit außerordentlich umfassenden Rüstungen, die überallhin Erstaunen und Schrecken erregten. Noch nie hatte man auf Neuseeland eine solche Armirung gesehen. Er hatte gegen 100 Krieger mit europäischen Feuergewehren; sein Heer zählte ungefähr 3000 Mann. Frauen und Kinder ließ er zurück; nur streitfähige Männer zogen zum Kampfe

aus. Der Hafen von Wangaroa war zum Sammelplatze beſtimmt. Von hier aus beginnt er eine Reihe furchtbarer Kriegsfahrten nach verſchiedenen Theilen der Inſel. Vielfach wurde behauptet, daß die Erzählungen von Napoleon's Thatenruhm Schongi zur Nacheiferung gereizt, daß er ſich gern mit dem Namen des franzöſiſchen Kriegsfürſten habe nennen laſſen. Noch heute lebt er in den Erinnerungen ſeiner Landsleute als „der große Krieger" und er hat offenbar nicht blos entſchiedenes Talent im Schlagen, ſondern auch einen überraſchenden Scharfblick in der Organiſation ſeiner Kräfte, in der Vereinigung befreundeter und bedrohter Stämme für ſeine Zwecke an den Tag gelegt. Aber alle ſeine Kämpfe ſtarrten von dem ungezügeltſten Cannibalismus, von maßloſer Grauſamkeit. Wohin ſein Fuß ſich wandte, da herrſchte Verwüſtung und Grauſen; er trank das Blut ſeiner Feinde im eigentlichſten Sinne. Jeder ſiegreichen Schlacht folgten die ſcheußlichen Acte des Verzehrens der Erſchlagenen und Gefangenen. Es würde ermüdend und ſehr wenig lohnend ſein, der Reihefolge dieſer Kämpfe im Einzelnen nachzugehen; überall wiederholen ſich in unheimlicher Monotonie die entſetzlichen Gräuelthaten. Seine vernichtenden Schläge fielen auf die Anwohner der Schurakibai, auf die Umgebungen der Themſe, auf die weiten Landſchaften des Oſtcap. Einmal gingen faſt zwei Jahre hin, ehe er zurückkehrte. Die mächtigen und zahlreichen Waikatoſtämme in der Gegend des heutigen Auckland, welche Schongi's Scharen früher wiederholt zurückgeſchlagen, fühlten ſich jetzt zu ſchwach. Nachdem ſie eine Zeit lang vergeblichen Widerſtand geleiſtet, verließen ſie ihre Wohnſitze und warfen ſich auf weiter ſüdlich woh-

nende Ngatitoa- und Kawiastämme, die sich so gegen die Cookstraße hin gedrängt sahen, von der Insel Kapiti aus die Nordküste der mittlern Insel einnahmen und ihre Raubzüge bis zur Halbinsel Banks oder selbst bis zum Port Otago hin ausdehnten. Sogar in den Einöden am Nordcap trafen spätere Reisende versprengte Ueberreste eines in jener Zeit zerstörten Volksstammes. So sehen wir jetzt Alles in großer Bewegung. Ueberallhin verbreiten sich die blutigsten Fehden; eine allgemeine Erschütterung und Zerrüttung durchströmte unter den wilden Schlägen der Kriegsthaten Schongi's fast alle Theile Neuseelands.

Für die Mission waren diese Jahre eine schwere Prüfung. In ihren Ansiedelungen herrschte bald das Brausen der äußersten Gefahren, bald unheimlich erwartungsvolle, peinliche Stille. So lange Schongi mit seinen Scharen im Süden Schrecken und Jammer verbreitete, blieben die Missionsarbeiter unangefochten. Aber dies war nicht ein Zustand gedeihlichen Friedens. Aengstliches Harren, spannende Sorge vor der bevorstehenden Rückkehr seiner ausgearteten Horden erschwerten ihre Einwirkung auf die Zurückgebliebenen. Der Gedanke an Das, was auf dem Schauplatz der Kämpfe geschah, erfüllte sie mit Schmerz und Grausen. Als dann die übermüthigen Sieger mit ihrer Beute zurückkehrten, wurden sie Zeugen der ärgsten Unmenschlichkeiten; Ruhe, Sicherheit und alle Früchte der frühern Arbeit waren mit einem male dahin. Keinen Augenblick waren sie vor Räubereien und Mishandlungen sicher. Die Frau des Missionairs King erzählte noch nach vielen Jahren dem Capitain Fitzroy [77]) von den Scenen dieser Tage, wo oftmals am Abend angekündigt wurde:

in der kommenden Nacht gehe ihr Haus in Flammen auf und der Steinherd ſei ſchon heiß, auf welchem ihr Leichnam gebacken werden ſolle!

Dennoch ſind gerade dieſe Zeiten für die innere und äußere Entwickelung des Werks von großer Bedeutung geweſen. Zuerſt macht ſich im Innern ein Streben nach principieller Umgeſtaltung bemerkbar, deren Anlaß theils in trüben Erfahrungen an einigen Mitgliedern der Miſſion, theils auch in der Betrachtung ihrer Zuſtände und Reſultate zu ſuchen iſt. Bei dem erſten Auftreten gingen die Miſſionaire von dem Grundſatze aus, die Eingeborenen vor allem zur Cultur und Civiliſation zu führen, um ſie auf dieſem Wege dem Chriſtenthum zugänglich zu machen. Aus verſchiedenen Andeutungen von Marsden läßt ſich ſchließen, daß er mit dieſem Wege einverſtanden geweſen iſt. Im Gefolge der Miſſionaire und Katecheten [75]) war eine Anzahl von Laien-Miſſionairen, Zimmerleute, Grobſchmiede, Weber, Handarbeiter verſchiedener Art werkthätig. Nicht mit Unrecht wurde geſagt, daß die Anſtalt eher auf eine Factorei als auf Heidenbekehrung angelegt zu ſein ſchien.

Die Miſſionsberichte geben über Hergang, Zeit und Thatſachen dieſer Reformation keinen genügenden Aufſchluß, ſie enthalten höchſtens verhüllte Anſpielungen. Am auffallendſten ſind die Zerwürfniſſe mit Kendall, der ſich nach ſeiner Reiſe mit Schongi ganz losſagte und durch ſein ſpäteres Leben die gegen ihn erhobenen Vorwürfe gerechtfertigt hat. Es iſt möglich, daß ſein Verhältniß zu Schongi ſchon früh enger und näher geworden war als das zur Miſſion; und daß er an den Intereſſen der letztern bei dem eroberungsluſtigen Wilden ein verrätheri-

sches Spiel trieb.[79]) Früher muß er sich durch seine Vielseitigkeit und durch sein Talent sehr nützlich gemacht haben; er war es namentlich, dem die Katecheten die Erlernung des Neuseeländischen verdankten. Zugleich wußte sich keiner bei den Eingeborenen so beliebt zu machen, als Kendall. Die Freundlichkeit seines Wesens gewann ihm ihre Herzen und ihr Vertrauen; die Leichtigkeit, mit welcher er sich der Maorisprache bemächtigte, trug nicht wenig dazu bei, ihn in ihrer Gunst zu heben. Ein Stamm am Flusse Hokianga schenkte ihm ein ziemlich umfangreiches Landgebiet, in der Voraussetzung, daß er es selbst anbauen und unter ihnen wohnen werde. Allein Kendall trug kein Bedenken, gegen empfangenes Geld dieses Geschenk auf den Baron Thierry zu übertragen, und die spätern excentrischen Plane dieses Mannes mögen in den Vorspiegelungen des englischen Missionairs, der sich bei dieser Gelegenheit wieder stark compromittirte, ihren Ursprung haben. Wie dem auch sei, die Entfremdung Kendall's leitet sich aus der mit Schongi unternommenen Reise her. Bis dahin hatte Marsden seinen Verdiensten in derzeitigen Berichten an das Directorialcomité zu London stets das glänzendste Lob gezollt, seine Ernennung zum Intendanten der Mission und seine Ordination, die 1820 in England vollzogen wurde, befürwortet.

Seitdem aber Kendall und eine Anzahl Laien-Missionaire der ersten Zeit entfernt oder zurückgedrängt, dagegen mehre Männer herbeigezogen waren, von denen man erwarten durfte, daß sie sich mehr den geistigen Interessen des Volks im christlichen Sinne widmen würden, erlitt das anfangs adoptirte System allmälig eine Umbildung. Die Kirchliche Mission nahm jetzt erst eine

ihres Namens würdige Geſtalt an und ſuchte den gegen ihre weltliche Richtung erhobenen Anſchuldigungen zu begegnen. Leider zeigte ſich, daß die Reformation auf halbem Weg ſtehen blieb, indem auch die neuen Miſſionaire leiſe und unmerklich durch die Reizmittel des Landbeſitzes und der Erwerbung umfangreicher liegender Gründe für ihre Familienglieder gefangen genommen wurden. Indeß wurden doch Kirchen erbaut, Bibelſtunden und Predigten gehalten und Verſuche zur Gründung von Kirchengemeinen gemacht. Allein der weltliche Sinn blieb bei den Miſſionairen vorherrſchend. Die neu ankommenden Diener der Kirche wurden faſt alle, wenn auch anfangs widerſtrebend, durch die Gewalt des einmal angebahnten Zuges fortgeriſſen.

An äußerer Bedeutung wuchs die Miſſion durch eine Anzahl neuer Gründungen, vermittelſt der aus England von Zeit zu Zeit nachkommenden Kräfte. So folgte der im Jahre 1819 geſtifteten zweiten Station Kiddikiddi (oder Kerikeri) ſchon 1823 die Stiftung der dritten zu Pyhea, 1825 die der vierten zu Kawakawa. Das Miſſionsperſonal war ziemlich zahlreich, indem faſt alle Miſſionaire Frauen und Kinder hatten und auch Eingeborene nach und nach zur Unterſtützung und Aushülfe ausgebildet wurden.

Ein anderes wichtiges Ereigniß dieſer ſtürmiſchen und drangvollen Jahre iſt die Begründung der Wesleyaniſchen Miſſion. Auch hier führt wenigſtens die urſprüngliche Anregung auf Marsden zurück, der dem wesleyaniſchen Miſſionair Leigh zu Neuſüdwales für die Stärkung ſeiner geſchwächten Geſundheit im Jahre 1819 den Aufenthalt auf Neuſeeland empfohlen hatte. Obgleich nun

unter der damaligen Lage der Dinge der Charakter der Neuſeeländer an der Inſelbai ſich in der abſchreckendſten Entartung zeigte, obgleich Leigh fortwährend Augenzeuge des raffinirteſten Cannibalismus geworden war, blieben ihm dennoch die günſtigen Seiten ſo wenig verborgen, daß er ſich gedrungen fühlte, dem Comité der Wesleyaniſchen Miſſionsgeſellſchaft die Ausbreitung ihrer Wirkſamkeit nach Neuſeeland dringend ans Herz zu legen. [80]) Er verſchwieg ſeine traurigen Erfahrungen nicht, hob aber auch die geiſtige Begabung und die von ihm bei wiederholtem Verkehren mit den Eingeborenen beobachtete Empfänglichkeit für religiöſe Belehrung hervor und erwähnte, daß er von mehren Häuptlingen dringend aufgefodert ſei, ſeine Wohnung unter ihnen zu nehmen. Leigh's Bericht hatte den beſten Erfolg. Das Comité faßte den Beſchluß, an einem Orte, wo Colliſionen mit den Anſtalten der Kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft nicht zu fürchten wären, eine Station anzulegen.

Am 1. Januar 1822 ging Leigh zu Sidney unter Segel, um die nächſten Vorbereitungen zu treffen. Er ſah ſich zunächſt in die Nothwendigkeit verſetzt, mit dem mächtigſten Häuptling der nördlichen Inſel, deſſen Waffenthaten damals jene Gegenden beherrſchten, in Unterhandlung zu treten. Schongi hatte, als er bei ſeiner Rückkehr aus England im Jahre 1821 Sidney beſuchte, auf die Mercursbucht, einige Meilen ſüdlich von der Inſelbai, hingewieſen; einige Häuptlinge jenes Diſtricts, die zufällig in Sidney anweſend waren, hatten die Wesleyaner unter den freundlichſten Zuſicherungen eingeladen, unter ihnen zu wohnen. Leider hatte die inzwiſchen verfloſſene Zeit dieſe Ausſicht untergraben, indem Schongi wegen

einer ihm zugefügten Unbill jene Gegenden mit Krieg überzog und dort mit einer ſolchen Grauſamkeit wüthete, daß an eine Niederlaſſung füglich nicht zu denken war. Schongi mahnte ſelbſt ausdrücklich davon ab, mit dem Bemerken, daß er ſämmtliche Völkerſchaften an der Mercursbucht und Themſe vertilgen werde, und empfahl Hududu, einen Punkt im Norden der Inſelbai. Auch hier zeigten ſich die Eingeborenen ſehr erfreut über die Ausſicht, künftig weiße Männer in ihrer Mitte zu haben; die Häuptlinge beſuchten Leigh in ſeinem vorläufigen Aufenthalte bei den kirchlichen Miſſionairen, und verſicherten ihn der freundlichſten Aufnahme. Im September 1822 ſiedelte er ſich mit ſeiner Frau und mit den beiden Miſſionairen Turner und White, die inzwiſchen mit ihren Familien von Sidney angekommen waren, nach Wangarea über. Wie es kam, daß gerade dieſer Ort, an welchem wiederholt eclatante Feindſeligkeiten gegen die Europäer begangen waren, zur Miſſionsſtation erſehen wurde, erhellt nicht recht. Dagegen erwähnen die wesleyaniſchen Berichte, daß Leigh mit ſeinen Gefährten von demſelben Häuptling Georg, der 13 Jahre früher die Zerſtörung des Boyd und den Tod von mehr als 70 Europäern veranlaßt hatte, anfangs mit augenſcheinlichem Wohlwollen aufgenommen wurde. Das liebliche und fruchtbare Thal eines Küſtenfluſſes, welchem ſie den Namen Wesleythal beilegten, wurde zur Anſiedelung auserſehen. Sie bauten ſich ungefähr zwei Stunden Weges vom Meere an, beſtellten ſofort etwa zwei Acres Land mit Weizen und Gerſte, legten einen Garten an, in welchem ſie bald allerlei Gemüſe und Früchte zogen. Allein ihre eigentliche Berufswirkſamkeit erlitt bald viele Beſchränkung

und Störung durch das rohe und willkürliche Benehmen Georg's. Es kam ein paar mal zu Plünderungen und Mishandlungen der Miſſionaire. Schon im März 1825 fand man es gerathen, Frau und Kinder des Miſſionair Turner zu den ungleich ſicherern Niederlaſſungen der kirchlichen Miſſion, mit welchen unausgeſetzt das herzlichſte und freundlichſte Verhältniß beſtand, an die Inſelbai überzuſiedeln. Aber die Männer hatten ſich entſchloſſen, ihr Wesleythal, dem ſie ſo viele Mühe und Arbeit gewidmet hatten und welches ihnen theuer geworden war, ſo lange als irgend möglich zu behaupten. Sie hatten dort einen 200 Seelen zählenden Stamm, in deſſen Mitte ſie wohnten, für ihre Sache gewonnen; eine Schule mit 20 Kindern wurde gegründet, chriſtlicher Unterricht ertheilt und unter anderm die Sonntagsfeier als erſter Anhaltpunkt des chriſtlichen Lebens eingeführt. Bei einem andern etwa 1½ Meile entfernt wohnenden Stamm von 6—700 Seelen hatte das Miſſionswerk ebenfalls guten Fortgang und die Hoffnung auf größere Erfolge erwachte von neuem.

Da führte Schongi in den erſten Tagen des Januar 1827 den verderblichen Schlag aus, welcher ſchon einige Wochen vorher in dunkeln Gerüchten ſich angekündigt hatte. Er überfiel die Stämme in der Umgebung der Miſſion mit großer Uebermacht. Seine Scharen brachen in die Miſſionsniederlaſſung ein, zerſtörten die Gebäude. Nur mit Mühe und Anſtrengung entkamen die Miſſionaire. Sie konnten nichts weiter retten, als ihre Kleidung und einige Bündel Gepäck, welche ſie auf dem ungebahnten und gefahrvollen, acht bis neun deutſche Meilen weiten Weg zur nächſten Station der Kirchlichen Geſellſchaft

mit ſich trugen.[81]) Einige Mitglieder der letztern kamen den Vertriebenen, deren Schickſal und Ankunft ſie erfahren haben mochten, eine Strecke Weges entgegen und nahmen ſie aufs liebevollſte auf. Den Methodiſten-Miſſionairen blieb indeß keine Wahl. Nachdem die Botſchaft, daß ihre Häuſer niedergebrannt ſeien und ihre Anlagen vollſtändig verwüſtet liegen, ſich aufs unzweifelhafteſte beſtätigt hatte, fügten ſie ſich in die Nothwendigkeit, vor der Hand nach Sidney zurückzukehren, um bei ihren dortigen Genoſſen einen vorläufigen Zufluchtsort, Rath und Hülfe zu ſuchen. Die Reſultate ihrer eifrigen vierjährigen Arbeiten, denen ſie ſich unter beſtändigen Sorgen und Entbehrungen, aber immerfort mit der freudigen Zuverſicht des Gelingens hingegeben hatten, ſchienen vor der Hand ſpurlos vernichtet.

Sehr bald zeigte ſich, daß die niederſchlagenden Erfahrungen dieſes erſten Miſſionsverſuches ihren Muth und ihre Hoffnungen nicht beſiegen konnten. Die alte Begeiſterung erwachte wieder und ſtählte den Muth der Männer zu neuen, größern Anſtrengungen. Am Ende deſſelben Jahres noch finden wir zwei wesleyaniſche Miſſionaire, Stacks und Hobbs, mit ihren Gehülfen auf dem Wege nach Neuſeeland, um an einem andern Punkte das Werk wieder aufzunehmen. Sie kamen jetzt ohne Familie, eine Tochter und eine Sklavin des Häuptlings Tepui, der ſich ihnen früher günſtig bewieſen, machten die ganze weibliche Dienerſchaft aus. Zur Stätte ihrer Wirkſamkeit hatten ſie eine volkreiche offene Landſchaft am Hokiangafluß, gegen drei Meilen von dem Hafen gleichen Namens, auserſehen. Dort umgab ſie derſelbe Stamm, der ſchon früher das Verlangen, den kirchlichen

Miſſionair Kendall in ſeiner Mitte zu haben, ſo ſprechend an den Tag gelegt, der noch vor kurzem, als Schongi's Scharen in das Wangaroagebiet einbrachen und die Anlagen im Wesleythal zerſtörten, einige von da entflohene Häuptlinge aufgenommen hatte. So entſtand an einem Orte, den die Eingeborenen Mangongu nannten, die erſte bleibende europäiſche Anſiedelung der neuſeeländiſchen Weſtküſte. Sie iſt der Zeit und dem Range nach zugleich die erſte wesleyaniſche Miſſionsſtation auf Neuſeeland.

In die Wochen der erſten äußern Vorbereitungen zu dieſer Gründung fällt ein Ereigniß, welches in der politiſchen und religiöſen Geſchichte Neuſeelands entſcheidend Epoche gemacht hat. Schongi hatte ſich in Folge ſeiner ſiegreichen Kämpfe nichts weniger als glücklich geſehen. Nachdem er eine Reihe blutiger Kriege, wie er es nur wünſchen mochte, geführt, eine Anzahl von Stämmen vor ſeinem Zorn niedergeſtreckt, war er ſelbſt gewahr geworden, daß auch der Kreis ſeiner treueſten Freunde und Verwandten unter den Stürmen und Unruhen ſich vermindert. Seine Stimmung verdunkelte ſich bei den Erinnerungen an ſo viele Verluſte. Auf dieſe Weiſe war er zu dem Entſchluſſe gekommen, ſeinen Wohnort weiter nördlich nach Wangaroa zu verlegen. Engliſche Anſiedler haben wol geltend gemacht, daß der Gedanke, die Zerſtörung des Boyd zu rächen, der leitende Beweggrund dieſer letzten Expedition des alten Kriegers geweſen ſei. Wie wenig dies auch denkbar iſt, ſo liegt gleichwol nahe, daß der ſchlaue Häuptling, der ſich gern Freund der Engländer nannte, bei dieſer Gelegenheit der einträglichen Gunſt der Anſiedler ſich zu

verſichern ſtrebte. In dieſen letzten Kämpfen, deren Zeugen die Wesleyaner waren, wurde Schongi, den ſeine Krieger für unbeſieglich und ſelbſt für ſchußfeſt hielten, tödtlich verwundet. Eine feindliche Flintenkugel ſchlug in ſeine Bruſt. Fortan ſiechte er langſam dem Grabe zu. Seine Blicke wurden matt, ſeine Züge ſanft und ſchmerzlich; außer wenn glühende Erinnerungen auf Augenblicke den alten Geiſt in ihm entzündeten. Dann ſah man wol ſeine Adern ſchwellen, ſeine Geſichtsmuskeln unter den Marken der Tätowirung zu ſtolzem Ausdruck ſich heben, ſeine Augen in wildem Feuer aufblitzen. Allein immer ſeltener und ſchwächer wurden auch dieſe Momente, je mehr die Körperkraft dahinſchwand. Jene friedliche Ruhe, die ſich mit einem male über die Inſeln verbreitete, ſeitdem er in ſeinen Heerfahrten ſich unterbrochen ſah, mag ihm Stunden der Höllenpein gebracht haben. Aber die Aufmerkſamkeit aller Stämme im Norden blieb noch auf ihn gerichtet. Wie früher die Gerüchte von ſeinen Thaten, ſo jagten ſich jetzt die Gerüchte von ſeinem Befinden. Oft wurde Schongi todt geſagt und als er endlich am 6. März 1828 verſtarb, fand dieſe Botſchaft kaum Glauben, obgleich noch nie das Sterbelager eines Maorihäuptlings von ſo vielen angeſehenen Perſonen umſtanden war. [82]) Die Miſſionsberichte erzählen, daß Schongi ſterbend zur Einigkeit ermahnt, Begünſtigung der Miſſionaire empfohlen, dagegen die herkömmliche Sitte, zur Todtenfeier der Häuptlinge eine Anzahl Sklaven zu tödten, ſtreng verboten habe. —

Mit dem Tode Schongi's beginnt die neue Zeit für Neuſeeland. So viel aus den dunkeln und vielfach ein-

ander widerſprechenden Nachrichten über die frühern innern Verhältniſſe ſich erkennen läßt, war die Erhebung der Stämme im Norden der nördlichen Inſel über ihre ſüdlichen Nachbarn das Ziel ſeiner Entwürfe und das Hauptergebniß ſeiner Heerfahrten. Mit eiſerner Conſequenz hatte er dieſe Bahn verfolgt, durch perſönliche Ueberlegenheit hatte er ſich von einer kleinen Häuptlingsſchaft zum Herrſcher in einer Art Hegemonie erhoben. Die Verbindung mit Europäern war ihm in hohem Grade lehrreich und erſprießlich geworden, aber er betrachtete ſie offenbar nur als Mittel zum Zweck. Während ſeines Verweilens in England hatte er die Civiliſation in ihrem glänzendſten Mittelpunkt angeſchaut, ohne innerlich davon berührt, geſchweige denn für höhere Intereſſen gewonnen zu werden. Unmittelbar nachher ſchwelgte er im empörendſten Cannibalismus. Den Bemühungen der Miſſionaire ſetzte er kalte Verachtung, höhnenden Spott entgegen. Von Dem, was die nächſten Jahre bringen ſollten, hatte er keine Ahnung. Man mag ihn als den letzten und furchtbarſten Repräſentanten jener finſtern Richtung nennen, die mit ſeinem Tode ihrer Endſchaft entgegenſah. Die ſchnelle Vergeſſenheit, in welche ſein Andenken unter dem Anwachſen der europäiſchen Cultur hinabſank, erklärt ſich leicht; ja, Schongi ſcheint in ſeinen letzten Lebenstagen von einem Anfluge ſolcher Ahnungen getroffen zu ſein. Mit ihm liefen die Fäden ſeiner Beſtrebungen ab; die Ereigniſſe der nächſten Folgezeit verwiſchten die ſichtbaren Spuren ſeiner Thätigkeit. Sein Grab blieb ohne Denkſtein und war ſieben Jahre nachher kaum noch zu entdecken. [83])

Die Miſſionaire hatten als unmittelbare Folge dieſes

Todesfalls einen gefahrbringenden Rückſchlag befürchtet. Es waren auf Neuſeeland nicht ſelten bei dem Tode der Oberhäuptlinge Unruhen und Kriege ausgebrochen, da ihre Erbfolgegeſetze nicht geordnet waren und feindliche Stämme die Zuſtände einer ſolchen Rathloſigkeit für ſich auszubeuten ſuchten. Diesmal zeigten ſich die gehegten Beſorgniſſe grundlos. Man war längſt auf Schongi's Tod vorbereitet und von den angeſehenen Häuptlingen war auf die Vermeidung aller Exceſſe und Unruhen Bedacht genommen. Die Nachbarſtämme befanden ſich in einem ſo geſchwächten Zuſtande, daß ihnen der Friedenszuſtand erwünſchter war als neue Kämpfe.

Dagegen trat ſogleich hervor, daß für die Thätigkeit der Miſſionaire eine neue erfolgreichere Zeit angebrochen war. Das letzte ruhige Lebensjahr Schongi's hatte den ankündigenden Dämmerſchein und die erſten Morgenſtrahlen des kommenden Tages gebracht; die lange erſehnte Epoche, in welcher die Macht des Heidenthums gebrochen, „die löwenartigen Eingebornen zu Schafen Chriſti" werden ſollten, ſchien jetzt aufgegangen. Das Bekehrungswerk nahm einen neuen Aufſchwung; die Zahl der Getauften vermehrte ſich in ſteigenden Progreſſionen, das Verlangen nach religiöſen Büchern und chriſtlichem Unterricht wuchs von Jahr zu Jahr. Die engliſchen Sendboten gewannen ſowol auf die Familien als auf die Stammgenoſſenſchaften vorwiegenden Einfluß, ſeitdem ſie ungefährdet die Wohnorte und Dörfer der Maoris beſuchen konnten. In den nächſten Jahren beſeitigten ſie mehr als einmal ausgebrochene Zwiſtigkeiten durch die Stimme der Verſöhnung. Als der „heroiſche" Marsden, der den Fortſchritt des Werks mit unermüdlicher Vorſorge und Theilnahme

überwachte, im Jahre 1830 zum fünften mal nach Neuſeeland kam, wurde er von dem Anblicke dieſes Wechſels wunderbar ergriffen. Wir finden ihn im März mit dem Miſſionair Williams als Friedensſtifter im Lager eines feindlichen Stamms; ſeiner Stimme gelang es, ein Zerwürfniß, deſſen Schuld auf die frevelhafte That eines engliſchen Walfiſchfängers fällt, vollſtändig auszugleichen, obgleich bereits Blut gefloſſen und nach dem früher herrſchenden Syſtem der Rachefoderung (Utu) jede Pacification ſcheinbar unmöglich geworden war.[84]) Während die bisherigen Stationen der Kirchlichen Miſſion ſämmtlich am äußern Saume der Inſelbai angelegt waren und die dortigen Eingeborenen jede bleibende Wohnſtätte in ihrer Mitte mit ſchroffer Entſchiedenheit abgewieſen hatten, konnte man nun daran denken, von dieſen Vorpoſten ins Innere nach Waimate vorzurücken. In einer durch die reizendſten Naturſchönheiten ausgezeichneten, fruchtbaren und ſtark bevölkerten Ebene wurde das erfoderliche Grundſtück (vier Stunden landeinwärts von Kerikeri, ſechs Stunden von Paihia) angekauft, die erſte europäiſche Fahrſtraße durch Wälder, Sümpfe und Schluchten mit großen Opfern gebahnt.[85]) In den umliegenden Dörfern entſtanden Kapellen für den ſonntäglichen Gottesdienſt, deſſen Leitung durch die Miſſionsgehülfen beſtritten wurde.

So war die Miſſion auf Neuſeeland aus dem Zuſtand des ſchweren Drucks und der äußerſten Gefahr wie mit einem Schlage in das Stadium des Triumphs und des Sieges verſetzt. Die Anſtalt tritt alsbald vollſtändig organiſirt und imponirend auf. In der Umgegend der Inſelbai war ſie feſt und dauernd begründet. Die Ci-

viliſation ſchritt nach dem Innern zu fort. Bald kam es dahin, daß die Söhne der Eingeborenen ſich in großer Zahl zu Miſſionsgehülfen bildeten. Wie von ſelbſt erſtanden mitten in den Pahs, neben den jämmerlichen Hütten der Bevölkerung, einladende Kapellen, in welchen zu Zeiten die Sonntagsfeier ſelbſt von Eingebornen geleitet wurde. Ueberſetzungen bibliſcher Stellen, Gebetbücher, Tractätlein wurden in unermeßlicher Anzahl über die Inſel verbreitet und von den Reiſenden oft an ganz abgelegenen Punkten in den Händen der Maoris geſehen. Nachdem man ſich anfangs auf handſchriftliche Blätter und kleinere gedruckte Fragmente beſchränkt, waren 1830 zu Sidney in einem Bande von 117 Seiten die drei erſten Capitel der Geneſis, die neun erſten Capitel des Evangelium Matthäus, die vier erſten des Evangelium Johannis, die ſechs erſten des 1. Briefs an die Korinther, die Morgen- und Abendandachten des engliſchen Kirchengebetbuchs, die zehn Gebote, der kirchliche Katechismus und 11 Kirchenlieder in der neuſeeländiſchen Sprache gedruckt.[86]) Fünf Jahre ſpäter, im Januar 1835, kam die erſte Druckerpreſſe nach Kororarika, die ſofort durch die Ueberſetzung des Evangelium Lucä, durch religiöſe Tractaten und durch die Publicationen der dortigen Mäßigkeitsgeſellſchaft in Anſpruch genommen wurde, bis im Juli deſſelben Jahres der Druck des erſten vollſtändigen Neuen Teſtaments begonnen ward.[87])

Die engliſchen Behörden unterſtützten die Bemühungen der Miſſionaire noch beſonders dadurch, daß ſie den Umtrieben der engliſchen Anſiedler und Beſucher, die ſich dem Miſſionswerk im Ganzen misgünſtig und feindlich zeigten, Schranken ſetzten. Die oben erwähnten Aufſtel-

lungen von Friedensrichtern hatten dieſen Zweck im Auge, ohne ihn mit Erfolg wahren zu können. Daher erfolgte 1828 auf Antrag der Colonialregierung zu Sidney die Beſtimmung: daß dem oberſten Gerichtshof zu Neuſüdwales Macht und Befugniß zuſtehe, alle in Neuſeeland von britiſchen Schiffsherren und Matroſen an Inſulanern oder britiſchen Unterthanen begangenen Ungeſetzlichkeiten nach engliſchem Rechte zu unterſuchen und zu beſtrafen. Als auch dieſe Maßregel trotz der eifrigen Wachſamkeit der Miſſionaire und der unermüdeten Sorgfalt Marsden's ſich unzulänglich zeigte, nahm am 17. Mai 1833 ein engliſcher Reſident ſeinen bleibenden Aufenthalt, der merkwürdigerweiſe bei den Miſſionairen accreditirt und von ihrem Einfluſſe abhängig war, da ihm keine polizeiliche Mannſchaft zur Seite ſtand. Die Handhabe zu dieſer Maßregel entſprang aus ſonderbaren Misverſtändniſſen von der Exiſtenz eines Congreſſes der vereinigten Stämme Neuſeelands, auf welchen wir bald zurückkommen werden.

Die Eintracht, welche unter den kirchlichen und wesleyaniſchen Sendboten herrſchte, war ohne Zweifel dem Gedeihen ihrer Arbeiten im höchſten Grade günſtig. Sie hielten die Kreiſe ihrer Wirkſamkeit in Folge einer allgemeinen Verabredung gegeneinander in abgeſchloſſenen Grenzen. Die Kirchliche Miſſion hatte ihre Niederlaſſungen auf der Oſtküſte; die Wesleyaner verbreiteten ſich, nachdem ihre erſte Station Wangaroa unter Trümmern begraben war, längs der Weſtküſte den erſten Anſiedelungspunkten der Kirchlichen gegenüber. Bald bahnten ſich von beiden Seiten die Wege durch das Binnenland, und wenn der Verkehr bei der Natur des Landes auch nicht ſogleich

ein täglicher und wöchentlicher werden konnte, ſo wurde er doch von Zeit zu Zeit durch gegenſeitige Beſuche unterhalten, je nachdem die Umſtände und Schickſale es mit ſich brachten. Das Einverſtändniß iſt unzweifelhaft ein recht herzliches geweſen; wir finden, daß beide unaufgefodert einander Hülfe und Unterſtützung gewähren; in Krankheitsfällen oder beim Eintreffen von Nachrichten, welche die beiderſeitige Theilnahme oder Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, bei plötzlichen Ereigniſſen und Bewegungen auf der Inſel berathen ſie in Frieden. Die Schatten confeſſionellen Eifers wurden fern gehalten. Keine Ahnung des Unterſchiedes oder Gegenſatzes zwiſchen Hochkirchlichen und Diſſenters in Lehre und Liturgie beirrte dermalen die Eingeborenen.

Der äußere Gang des Bekehrungswerks auf Neuſeeland in ſeinem Geſammtverlauf iſt leicht zu überſehen. Die Kirchliche Miſſion bemächtigte ſich in den nächſten Jahren des ſchmalen nördlichen Auslaufs der nördlichen Inſel; 1833 wurde die Station Kataia errichtet, 1839. blühete auf dem untergegangenen Arbeitsfelde der Wesleyaner zu Wangaroa bereits die Kirchliche Miſſion. Hier waren kaum die Mühen, Gefahren und Sorgen der erſten Stiftung zu erkennen; es war faſt, als hätte man nur die allmälig gereiften Früchte mit dem Siegel des chriſtlichen Namens und der chriſtlichen Formen zu befeſtigen.

Nach Süden zu ſchritten die beiderſeitigen Miſſionsſtationen faſt in parallelem Vorangehen der Cooksſtraße entgegen. In der nachherigen Hauptſtadt Auckland, wo das Land ſich verengt und die Geſtade nahe aneinander rücken, finden wir ſowol kirchliche als Wesleyaniſche

Kapellen, Schulen und Begräbnißſtätten. Es mag bemerkt werden, daß in dieſen ſüdlichen Gegenden zwar manche Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu beſeitigen waren, daß kriegeriſche Bewegungen im Innern hin und wieder ſtarke Rückſchläge gebracht haben. Dagegen war es günſtig, daß die chriſtlichen Sendboten hier nicht, wie in der Umgegend der Inſelbai, mit den Anfeindungen und Umtrieben profaner europäiſcher Anſiedler und Beſucher zu kämpfen hatten und daß die Eingeborenen, im Gegenſatz der Zerſplitterungen an der Inſelbai, in größern Stammgenoſſenſchaften vereinigt waren.

Ueber den Erfolg und das Geſammtreſultat der neuſeeländiſchen Miſſionen kann kein Zweifel ſein. Der officielle Jahresrückblick des Gouverneurs Sir George Grey vom 9. Juli 1849 ſtellt es als ausgemachte Thatſache hin, daß faſt die ganze Nation zum Chriſtenthume bekehrt ſei.[88]) Der Cannibalismus hatte ganz aufgehört. Die Eingeborenen waren den Europäern weſentlich genähert; viele unter ihnen konnten nicht blos leſen, ſondern auch ſchreiben und beſchämten die Matroſen auf engliſchen Schiffen. Der Same des Chriſtenthums hatte ſich in die abgelegenſten Gegenden verbreitet. Im tiefſten Innern der nördlichen Inſel fanden die Reiſenden ſeine Spuren und ſelbſt an den von Europäern früher nicht beſuchten Punkten im Weſten der ſüdlichen Halbinſel, wo in den öden Wildniſſen abgeſchloſſener Schluchten nur ſelten und einſam elende Hütten eine armſelige Bevölkerung bergen, fand Brunner Erbauungsſchriften und Bibelauszüge in der Landesſprache.

Man darf indeß an jene Aeußerung des officiellen Berichts nicht einen ſtrengen qualitativen Maßſtab legen.

Sie iſt nur ein oberflächlicher Geſammtausdruck des Reſultats, daß die chriſtliche Lehre vorherrſchend Eingang gefunden hat, daß die finſtern Exceſſe des alten Heidenthums vor ihr gewichen ſind. Ueber die Fortſchritte im Beſondern geben die Miſſionsberichte in Aufzählungen der Schulen und kirchlichen Gebäude, in ſtatiſtiſchen Nachrichten über den Beſuch der Kirchen und Schulen, über die Zahl der Communicanten, der Täuflinge u. ſ. w. ein weitläufiges Material zu nähern Unterſuchungen. Manche dieſer Angaben mögen den Einwürfen einer prüfenden Kritik nicht vollſtändig gewachſen ſein. Das Geſammtergebniß erhebt ſich über alle Zweifel: die Lehrer des Chriſtenthums und die Sendboten der Miſſion haben ſich um die leibliche und geiſtige Wohlfahrt die größten Verdienſte erworben, ihre wilden Sitten und Gebräuche, die unerſättliche Kriegsluſt mit ihren Motiven und Folgen, Menſchenfreſſerei, Kindermord und Sklaventhum beſeitigt. Es iſt eine große Ungerechtigkeit und Härte, ein Verkennen des rechten Geſichtspunktes darin, wenn die erbitterten Gegner ausſchließlich die Zahl der Communicanten als maßgebendes Reſultat der Kirchlichen Miſſion betrachten wollten und ſo weit gingen, nachzurechnen, daß bis zum Jahre 1839 jede Bekehrung 2000 Pfd. Sterlinge gekoſtet habe. [89])

Eine andere Frage iſt: ob die Werkzeuge der Miſſion auf eine untadelhafte oder billigenswerthe Weiſe dieſes Ziel erreicht haben? Sie wird von vielen Seiten mit dem heftigſten Ausdrucke verneint. Unter den ſchwierigen Anfängen ihres Werks, in den Zeiten der Reſignation und äußerſten Gefahr, erſcheinen die Miſſionaire in hohem Grade ehrenwerth, aufopfernd, hingebungsvoll

für ihre Sache. Seitdem ſie aus dem Zuſtande des Elendes ſich emporgerungen, unter dem Umſchwunge der Verhältniſſe Einfluß und Macht über die Eingeborenen und eine imponirende Stellung nach außen hin erlangt, zeigt ſich ſelbſtſüchtige Vielgeſchäftigkeit, hochfahrendes Weſen, ja Verſunkenheit in irdiſche Intereſſen. Durch ſchnöde Kälte und Unfreundlichkeit gegen Leidende und Bedrängte wurden ſie förmlich berüchtigt.[90]) Sie hatten in ähnlicher Weiſe, wie etwa die Mönche des Mittelalters, die einladendſten und fruchtbarſten Stellen des Landes zu erlangen gewußt, ihren Landbeſitz auf eine fabelhafte Weiſe ausgedehnt und trieben mit den Erzeugniſſen ihres Bodens einen einträglichen Handel.[91]) Sie betrachteten ſich faſt als Herren des Landes und waren aufs eifrigſte thätig, fremden Eingriffen zu wehren. Die Häuptlinge waren von ihnen noch weit abhängiger, ihren Winken und Wünſchen gehorſamer, als jemals die germaniſchen Fürſten und Grafen des Mittelalters es den Biſchöfen und geiſtlichen Herren gegenüber geweſen ſind. Daher erklärt ſich ſpäter der Mismuth, mit welchem ſich die Väter der neuſeeländiſchen Kirche den wachſenden Anſiedelungen der Europäer entgegenſtellten; ihr ſtetes Ringen und Trachten, jede Mediatiſirung der äußeren Machthaber von ihrem theokratiſchen Boden fernzuhalten. Wir werden unten ſehen, wie ſie ſich dadurch in die ſeltſamſten Widerſprüche verwickelt und in beſchämende Verlegenheit geſtürzt haben. —

Im Jahre 1838 erhob ſich neben den beiderſeitigen proteſtantiſchen Miſſionen ein gemeinſamer Nebenbuhler. Papſt Gregor XVI. hatte in der Pfingſtoctave 1835 die Errichtung des apoſtoliſchen Vicariats von Weſt-Oceanien

decretirt, deſſen weites Gebiet nördlich und ſüdlich durch die Polarkreiſe, weſtlich durch die oſtaſiatiſchen Küſten, die oſtindiſchen Inſeln und Neuholland begrenzt werden ſollte. Joh. Bapt. F. Pompallier, Prieſter der Mariſten-Congregation zu Lyon, am 30. Juni 1836 in Rom zum Biſchof von Maronea geweiht, war zum Vicar von Weſt-Oceanien ernannt und hatte am 24. December d. J. zu Havre-de-Grace die Reiſe nach ſeiner weitausgedehnten Domaine angetreten. Damals hatten die Fortſchritte der proteſtantiſchen Miſſionen auf Neuſeeland die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt; es lag, abgeſehen von nationalen Hoffnungen und Rückſichten, dem neuen Vicar nahe genug, die merkwürdige Doppelinſel zu fixiren. Nachdem er daher unterwegs im Jahre 1837 auf den Inſeln Wallis und Futuna Miſſionen errichtet und am Ende des Jahres zu Sidney nähere Nachrichten erholt, landete er am 10. Januar 1838 zu Hokianga, unweit der wesleyaniſchen Station Mangunga. Ein dort wohnender iriſcher Holzhändler überwies ihm ſein Haus zur einſtweiligen Wohnung; ein kleiner Saal deſſelben wurde, ſo gut es die Umſtände geſtatteten, zum Gottesdienſte hergerichtet und am folgenden Sonnabende, am 13. Januar, floß, wie Pompallier in ſeiner Sprache berichtet, zum erſten male das Blut des Herrn auf dieſer Inſel. [92]) Eine Anzahl engliſcher und iriſcher Katholiken, die dort vor kurzem, meiſt als Holzhändler und Arbeiter ſich niedergelaſſen, wohnten der Meßfeier bei. Da Pompallier der Landesſprache nicht mächtig war, übte er einſtweilen ſeine geiſtliche Wirkſamkeit an dem Heidenthum auf dem franzöſiſchen Schiffe Héroine, welches damals unter Capitain Cécile an der neuſeeländi-

ſchen Küſte vor Anker lag. Achtzehn erwachſene Matroſen, darunter einer der 48 Jahre zählte, an welchen die Weihe der Firmelung verſäumt war, wurden von ihm unterrichtet und nachträglich mit der Weihe des Sacraments verſehen.

In dem angeführten Buche hat Pompallier die Erzählung ſeiner Arbeiten, Verlegenheiten, Erfahrungen und Reiſen an den Küſten Neuſeelands niedergelegt. Die Schilderung iſt offenbar auf den großen Leſerkreis der katholiſchen Welt berechnet; in ihr drängen ſich ſentimentale Ergießungen und allerlei auf den Reiz des Wunderbaren angelegte Ausmalungen. Manche Stellen ſind der Apoſtelgeſchichte gar zu ſichtlich nachgebildet; es fehlen z. B. weder wunderbare Heilungen, noch Rettung aus Fährlichkeiten zu Lande und zur See. Die confeſſionelle Einſeitigkeit drängt ſich ungezügelt in den Vordergrund. Die Klage über den großen Verluſt heilsbegieriger Seelen, welche ſich zum Proteſtantismus wenden, weil dem apoſtoliſchen Vicariat Geldmittel und das erforderliche Perſonal abgehen, wiederholen ſich in ermüdender Eintönigkeit. An einer Stelle (S. 186) wird dieſer Verluſt auf 16—18,000 Eingeborene angeſchlagen.

Die Zahlenangaben der katholiſchen Miſſion über ihre Bekehrten belaufen ſich unglaublich hoch.[93]) Aber ihnen iſt noch weit weniger Gewicht beizumeſſen als proteſtantiſchen Zählungen dieſer Art. Wie expeditiv und tumultuariſch die Katholiken z. B. bei ihren Taufen verfahren, iſt bekannt. Auf Neuſeeland kommen unglaubliche Geſchichten vor, wie ſie gleichſam im Hinterhalt den Eingeborenen auflauern, um ihnen unter Recitationen der Weihformel etwa mit einem naſſen Tuch über den

Kopf zu fahren. Ihre unbedachte Freigebigkeit mit Kreuzen, Mutter-Gottesbildern und Heiligen-Medaillen führt zu den ſonderbarſten Misbräuchen und zu craſſen Profanationen ſeitens der unwiſſenden Maſſe, die ſelbſt ihre Götzen und Hunde mit Roſenkränzen u. ſ. w. ſchmückte! Für das religiöſe Leben und für den Glauben der Neuſeeländer zeigen ſich die unaufhörlichen confeſſionellen Händel und Streitereien äußerſt verderblich und ſie führen zu betrübendem Aergerniß. Heuchelei, Lüge, Hohn und Spott gegen das Chriſtenthum ſelbſt ſind nur zu häufig das Ergebniß geweſen. Abgeſehen von dem Antreiben der confeſſionellen Conflicte wird der katholiſche Biſchof als ein liebreicher, menſchenfreundlicher und höchſt uneigennütziger Geiſtlicher gerühmt, der mit außerordentlicher Energie ſeinem Beruf oblag und binnen kurzer Zeit auf Neuſeeland eine Reihe glänzender äußerer Erfolge gewann. Aber ob man ſeine Wirkſamkeit eine ſegensreiche nennen kann, ſteht dahin. Er brachte in ein von kirchlicher Polemik rein gehaltenes Feld zuerſt das Unkraut des Parteieifers und ſelbſt der religiöſen Verfolgungsſucht. Der Reiz des Neuen und Pikanten, und die ſpielende Vorliebe der Neuſeeländer am äußern Gepränge und Bilderdienſt kam der Verbreitung des Katholicismus zu Hülfe. Aber von einer Vergleichung der Reſultate hinſichtlich der Bekehrungsverſuche kann in der augenblicklichen Kriſis nicht die Rede ſein. Es werden noch Jahre darüber hingehen, bis ſich die Unruhen und Schwankungen geſetzt, die Trübungen abgeklärt haben.

Am 16. April 1846 verließ Pompallier ſein Gebiet auf mehre Jahre, um dem Papſte und der Geſellſchaft zur Verbreitung des Glaubens (Association pour la

propagation de la foi) zu Lyon über die Erfolge ſeiner Thätigkeit Rechenſchaft abzulegen und ſeinen Unternehmungen Unterſtützung und neue Hülfsquellen zu ſichern. Er iſt in Europa Zeuge verhängnißvoller Ereigniſſe geworden, welche die von ihm gehegten Hoffnungen und Entwürfe ſchwer trafen und wol beigetragen haben mögen, die Rückkehr nach dem weſtoceaniſchen Vicariat von einem Jahr zum andern hinauszuſchieben. Im Mai 1849 finden wir ihn zu London, um für ſechs junge Geiſtliche aus England und Irland, die er dem neuſeeländiſchen Miſſionsdienſt gewonnen, 900 Pfd. Sterlinge Subvention von dem Colonialſecretair Earl Grey zu erbitten, wobei er ſich auf frühere Begünſtigungen ſeiten des Colonialgouvernements zu Auckland beruft.[94])

Dem greiſen Marsden, deſſen Augen ſo viele Wechſel auf dem von ihm geſtifteten Miſſionsfelde geſehen, war es nicht vorbehalten, Zeuge dieſer neuen Wendung zu werden. Er war am 12. Mai zu Paramatta verſtorben, während Pompallier noch mit den Vorbereitungen beſchäftigt war; kurz vorher, im 73. Lebensjahre, hatte er eine Anzahl kirchlicher und wesleyaniſcher Miſſionsſtationen beſucht und im Vorgefühle des nahen Todes ſeinen Abſchiedsſegen über das reife Erntefeld geſprochen.

Endlich iſt hier noch ein Schritt anzuführen, der darauf berechnet war, der jüngern proteſtantiſchen Kirche in Neuſeeland neuen Glanz, neue Erhebung und den Stempel einer feſten, abgeſchloſſenen Gründung zu verleihen. Im Frühjahr 1840 hatte der Biſchof von London ein Sendſchreiben an den Erzbiſchof von Canterbury gerichtet, in welchem er die Mängel der kirchlichen Pflege innerhalb der engliſchen Colonien auf eine ergreifende

Weise ans Licht stellte und als geeignetes Mittel zur Abhülfe den Plan zur Gründung einer Reihe von evangelischen Colonialbisthümern hinzufügte.[95]) Dieser Gedanke wurde sofort mit dem größten Beifall aufgenommen; die großen kirchlichen Gesellschaften beeilten sich in regem Wetteifer, sehr bedeutende Summen zur schleunigen Ausführung zur Disposition zu stellen. Die Society for the promotion of christian knowledge zeichnete 10,000 Pfd. Sterling, die Society for the propagation of the Gospel 5000 u. s. w.[96]) Zugleich kamen auch von Geistlichen und Laien namhafte Summen ein. Unter den zu stiftenden und auszustattenden Bisthümern stand Neuseeland in erster Reihe. Sehr bald war auch in dem Pfarrassistenten Georg August Selwyn zu Neu-Windsor der Mann gefunden, welchen man für den neuen Posten tüchtig und befähigt hielt und für dessen Erwählung sich die Stimmen vereinigten. Dr. Selwyn wurde, nachdem man noch in mehrfachen Versammlungen und bei vorkommenden Feierlichkeiten zu seiner Ausstattung Beiträge gesammelt, mit der bischöflichen Würde bekleidet. Als er am 26. December 1842 mit fünf Geistlichen und drei Katecheten unter Segel ging, folgte ihm das Vorurtheil, daß seit den Zeiten der Apostel Niemand das Amt eines Bischofs der Mission mit reinerem Eifer, mit selbstverleugnender Hingabe in größerm Maße überkommen habe. Seine ersten Visitationen auf Neuseeland glichen Triumphzügen[97]) und er spendete mit freigebiger Hand die ihm anvertrauten Mittel, um Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser zu bauen, um Bildungsanstalten für neuseeländische Geistliche zu gründen, um Collegiatschulen für Söhne der Ansiedler

und Lehranſtalten für die Kinder der Eingeborenen zu ſtiften.

Indeſſen ließ ſich leider ſehr bald erkennen, daß der erſte kirchliche Biſchof nicht blos gegen das Heidenthum ſeine Kräfte aufbot, ſondern daß er auch gegen die wesleyaniſchen Methodiſten den Glanz und die Herrſchaft ſeiner Kirche zu wahren entſchloſſen war. Es wurde von uns erwähnt, daß bisher die Einigkeit und das Zuſammenwirken der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen ihre Arbeiten aufs glücklichſte gefördert hatten, daß den Eingeborenen jede Andeutung der Gegenſätze zwiſchen beiden Kirchen fern geblieben war. Der gemeinſame Kampf gegen den Aberglauben und das tiefe ſittliche Elend war zu ernſt und zu umfaſſend, als daß er nicht hätte ihre confeſſionellen Differenzen geringfügig und unweſentlich erſcheinen laſſen ſollen. Ihre Arbeitsfelder waren getrennt; „wie einſt Abraham und Lot“ hatten ſie ein friedliches und freundliches Abkommen getroffen, welches bis dahin genügte, um allen Hader fern zu halten. Dazu kam, daß die Gründung der Wesleyaniſchen Miſſion recht eigentlich auf Anregung des gefeierten kirchlichen Apoſtels der Südſee unternommen und daß er ihren Fortſchritten mit ſteigender Theilnahme gefolgt war. Im Februar 1837 noch hatte Marsden zwei Wochen an ihrem Hauptorte verweilt und über das religiöſe und kirchliche Walten daſelbſt ſeine Anerkennung und Freude ausgeſprochen. Die Wesleyaniſche Miſſionsgeſellſchaft hat dem neuſeeländiſchen Werk große Opfer gebracht, die erſt nach Jahren vergeblicher Arbeit unter dem unermüdlichen Eifer ihrer Boten durch Erfolge des Aufblühens und Gelingens gekrönt wurden. Es erſtreckten ſich 15 ihrer Stationen auf

der nördlichen Inſel vom Flußgebiet des Hokianga bis zur Cookſtraße; außerdem wirkte ſie auf der mittlern Inſel an drei Punkten (zu Nelſon, Cloudy-Bai und Otago). Sie zählte unter den mächtigſten Stämmen Tauſende von Bekennern. Beide Kirchen hatten dieſelbe Form beim Gottesdienſte und bei der Austheilung der Sacramente, dieſelbe Bibelüberſetzung, gleiche Andachtsbücher. In ihren Predigten über Glauben und Sitte ſtimmten ſie überein. Es hatte ſich hier in der Antipodenwelt praktiſch dieſelbe heilſame und verſöhnende Richtung entwickelt, die faſt gleichzeitig in der engliſchen Hauptſtadt ſich auch doctrinell und theoretiſch Bahn brach, und in ſolennen Jahresverſammlungen [98]) unter begeiſtertem Zuruf innerlich und äußerlich Wurzel faßte. Alles dies wurde von dem neuen Biſchofe entweder verkannt und misachtet oder es blieb ſeinem Auge verborgen. Selbſt die traurigen Beiſpiele confeſſioneller Beirrung, welche ihm das Treiben der Katholiken und Jeſuiten in nächſter Nähe vor Augen ſtellte, blieben bei ihm ohne Eindruck. Unter Selwyn's Anordnung drangen im Spätjahr 1843 Prediger und Katecheten von ſtreng hochkirchlicher Richtung in die wesleyaniſchen Diöceſen ein und verkündeten, daß nicht-kirchliche Sendboten der göttlichen Autorität ermangeln, daß ihren Lehren der wahre chriſtliche Halt, der Stempel der Göttlichkeit abgehe, daß ihr Taufen als unbefugt, ihre Austheilung des Abendmahls als unwirkſam zu betrachten ſei. Dabei blieb es nicht; die Sendlinge des Biſchofs fingen ſofort an, unter den Communicanten diejenigen auszuſcheiden, welche von Wesleyanern getauft waren, um den Taufritus aufs neue an ihnen zu vollziehen. [99])

Von wie ſtörendem und verderblichem Einfluſſe dieſe unweiſe und ſchonungsloſe Behandlung war, läßt ſich leicht ermeſſen. Zuvörderſt darf man nicht überſehen, daß bei den ſcharfblickenden Eingeborenen die Wesleyaner reiner und achtbarer erſchienen, weil ſie nicht, gleich den Kirchlichen, in materiellen Intereſſen befangen waren und ihre Hand durch ſchnödes Trachten nach Landerwerb nicht beſudelt hatten. Und dieſe Männer, die als Vorbilder uneigennützigen Strebens leuchteten, ſah man plötzlich als falſche Boten, als unechte Lehrer des Chriſtenthums dargeſtellt. Da konnte es denn nicht anders kommen, als daß die Wesleyaner mit Entrüſtung das unchriſtliche und unweiſe Benehmen bekämpften, daß unter ihren Anhängern und Bekehrten der tiefſte Unmuth und ſelbſt Erbitterung gegen die Werkzeuge ſo gehäſſiger Inſinuationen und ärgernißvoller Thaten erwachte. Die Eingeborenen waren von Natur nicht eben friedlich und ſanftmüthig; es hatte unendliche Mühe gekoſtet, ihr rohes und wildes Temperament durch den Einfluß chriſtlicher Lehre und Sitte zu mäßigen. Was hätte wol Unglücklicheres und unabſehbar Verderblicheres kommen können, als dieſe Conflicte, durch welche ihre alte Luſt am Streite und Parteimachen auf das religiöſe Gebiet zum Theil durch ihre alten Lehrer hinüberverpflanzt wurde? Die unheilvollen Folgen zeigten ſich bald in den betrübendſten Erſcheinungen. Intoleranz und Fanatismus zerſtörte die Familienbande; alte Verträge wurden misachtet und gebrochen; chriſtliche Erkenntniß und Sitte wurden misachtet; ſelbſt Grauſamkeiten unter der Maske kirchlicher Orthodoxie geübt. Es kam vor, daß ein ſiegreicher Volksſtamm, der unter dem Einfluſſe wesleya-

nischer Geistlichen seinen geknechteten Feinden Freiheit und Rückkehr in die alte Heimat gewährt hatte, nun plötzlich Miene machte, wiederum die Ansprüche der alten Barbarei zu erheben. Der katholischen Commission aber öffnete diese schreiende Inconsequenz und die in ihr sich manifestirende Haltlosigkeit die erwünschteste Gelegenheit, mit ihren hohen Ansprüchen sich über beide zu erheben.

Ungleich wohlthuender und erfreulicher als jene rivalisirenden Anstrengungen ist das stille friedliche Wirken der Norddeutschen Missionsgesellschaft, die sich seit dem Jahre 1843 an der Christianisirung Neuseelands betheiligt und auf der nördlichen Insel zu Warea (bei Neu-Plymouth), außerdem auf einer kleinen Insel der Foveaurstraße (Ruapuki) am Südende der mittlern Insel ihre Arbeiten begonnen hat.

Hier brechen wir die Missions- und Kirchengeschichte Neuseelands vorläufig ab; ihre Fäden mischen sich von jetzt mit der Colonisations- und politischen Geschichte, deren Ueberblick wir schließlich noch versuchen wollen. —

Die Ansichten über Colonisation haben sich in dem Laufe der letzten 80 Jahre außerordentlich umgeändert. Erst in den letzten 20 oder 25 Jahren sind sie einer rationellen Begründung und Entwickelung theilhaft geworden. Eine Uebersicht der verschiedenen Entwürfe, welche aus den Ideen der Zeit in Beziehung auf Neuseeland hervorgegangen sind, wird an diesem Orte nicht ohne Interesse sein.

Die ersten Besucher Neuseelands scheinen sich nicht mit Gedanken und Plänen fester Ansiedelungen daselbst beschäftigt zu haben; sie hatten zu traurige Erfahrungen von dem wilden und grausamen Charakter dieser Insu-

laner gemacht. Dem Capitain Cook waren ſchon bei ſeiner erſten Erkundung in den Jahren 1769 und 1770 an mehren Stellen unzweifelhafte Spuren des Cannibalismus entgegengetreten; allein bis dahin hatten die Neuſeeländer in weit höherm Grade philanthropiſches Mitleid wegen ihrer bejammernswerthen Lage als eigentlichen Abſcheu erregt. In den Berichten dieſer Reiſe, die freilich nicht von Cook, ſondern nach dem von ihm gelieferten Material durch einen damals ſehr angeſehenen Literaten Namens Hawkesworth [100]) ausgearbeitet wurde, fließt gelegentlich die Erwähnung ein, daß das Themſegebiet und die Inſelbai vorzugsweiſe zu Niederlaſſungen ſich eignen. Zuerſt iſt Benjamin Franklin, der einige Monate nach Cook's Rückkehr von ſeiner erſten Reiſe um die Welt in London anweſend war, in Gemeinſchaft mit dem Geographen Dalrymple, dem Gedanken der Coloniſirung Neuſeelands näher gekommen. Von ihm ſind förmliche Vorſchläge zu einer großen Handelsexpedition dahin gemacht. Die Mittel zur Ausrüſtung ſollten vorläufig durch Subſcriptionen herbeigeſchafft und die Theilnehmer durch die einzutauſchenden oder einzuſammelnden Producte gedeckt werden. Dieſe Speculation war indeß nur Nebenſache; das Hauptmotiv war: das Elend und die Verſunkenheit der Inſulaner zu beſſern, ihr Verkehren mit der civiliſirten Welt anzubahnen. Schweine, Geflügel, Ziegen, Rindvieh, Korn, Eiſen und die Werkzeuge zum Ackerbau ſollten ihnen zuvörderſt zugeführt werden, um ſie vorerſt zu einem Hirten- oder Ackerbauvolke zu machen und ihrer unſteten und zweckloſen Lebensweiſe ein Ziel zu ſetzen. In dem eindringlichen Aufrufe, welcher jene Subſcriptionseinladung begleitete, erinnert Franklin an

die einſtige Armſeligkeit Großbritanniens, deſſen Boden in alten Zeiten nur Schlehen erzeugt und gegenwärtig zum erſten Culturlande der Welt entwickelt ſei. Die Vorſchläge Franklin's ſind ohne Erfolg geblieben. Sie fielen mit den Vorbereitungen zu der zweiten größern Entdeckungsreiſe Cook's zuſammen, auf welcher ein Theil der Mannſchaft von den beleidigten Eingeborenen mit empörender Grauſamkeit niedergemetzelt und verzehrt wurde. Gleichzeitig traf die Kunde von der tückiſch ausgeführten und von viehiſcher Roheit zeugenden Ermordung Marion's und ſeiner Gefährten ein. Endlich dämmerte bereits der Vorabend jener Ereigniſſe, welche vor der Hand eine große Kluft zwiſchen Franklin und der britiſchen Nation befeſtigten.

Es läßt ſich indeß nicht behaupten, daß fortan auch nur für die nächſte Folgezeit alle Gedanken auf Anſiedelung der neuſeeländiſchen Inſeln aufgegeben wären. Man erinnerte ſich ihrer, wie wir ſahen, bei den Verhandlungen über die Anlage von Verbrechercolonien in Auſtralien. Abenteuerliche Pläne Einzelner ſind nicht ohne Beiſpiel. Beiläufig kommt es wol vor, daß man kleine Abtheilungen von Seehundjägern an den faſt ganz unbewohnten Küſten im Süden der mittlern Inſel auf mehre Wochen ausſetzte, um ſie dann mit ihrer Beute wieder abzuholen.

Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts geſtaltete Marsden Coloniſationsentwürfe vom Standpunkte der Miſſion aus. Seine muſterhafte Ausdauer und Umſicht wußte die erfoderlichen Hilfsmittel und Kräfte für die Ausführung zu ſichern; ſie haben Erfolge herbeigeführt, deren Dauer und Umfang noch lange nicht durchmeſſen ſind. Dies iſt oben dargelegt.

Bald wandte ſich auch die Speculation des britiſchen Handelsgeiſtes wieder auf Neuſeeland. Im Jahre 1825 entſtand zu London eine Geſellſchaft, welche, anfangs unter dem beſcheidenen Namen New-Zealand-Flax-Society Niederlaſſungen und Factoreien zu gründen beſchloß, um neuſeeländiſche Producte, vorzüglich Flachs und Kauriſtämme, zu Handelsartikeln zu machen. Graf Durham war zum Präſidenten erwählt; eine Anzahl namhafter und reicher Perſonen hatte ihren Beitritt erklärt und ein bedeutendes Capital zur Dispoſition geſtellt. Der damalige Colonialminiſter erklärte ſich dem Unternehmen günſtig und verhieß der Geſellſchaft officielle Anerkennung, ſobald die Niederlaſſung wirklich ausgeführt ſein würde. Dieſer Zuſicherung folgte ſofort ein raſcher Verſuch. Zwei Schiffe führten mehr als 30 Schiffszimmerleute, Schmiedewerkleute, Seiler u. ſ. f. mit Holz- und Flachsbereitungsmaſchinen noch in demſelben Jahre aus dem Hafen von Graveſand den neuſeeländiſchen Küſten zu. Der Miſſionair Shepherd gab dem Führer Capitain Herd den Rath, ſich an der Küſte des Schurakigolfs anzuſiedeln. Allein dieſe friedlich geſinnte Expedition war nicht im geringſten auf Das gefaßt, was damals jeder Ankömmling in Neuſeeland hören und ſehen mußte. Als die kräftigen Geſtalten der Eingeborenen ſich zu einem wilden Kriegstanze ſcharten, erregten ihre durch Tätowirung zur Scheußlichkeit entſtellten Geſichtszüge, ihr wildes Geſchrei und ihre drohenden Bewegungen, die doch nur als poſſenhaftes Gaukelſpiel aufzufaſſen geweſen wären, bei der Mannſchaft Angſt und Beſtürzung. Alle liefen davon und beſchloſſen einmüthig, um keinen Preis mit dieſen barbariſchen Menſchen in Verkehr zu

treten. Ein zweiter Landungsversuch wurde in der Nähe der spätern wesleyanischen Missionsstation am Hokianga gemacht. Aber auch hier wiederholten sich jene schreckhaften Eindrücke und Besorgnisse. Die Erzählung von den unbeschreiblichen Gräueln, deren Schauplatz die nördliche Insel gerade damals, in den Tagen der höchsten Machtentwickelung Schongi's, geworden war, mochte dazu kommen. Capitain Herd beschloß das ganze Unternehmen, welches gegen 20,000 Pfd. Sterling gekostet haben soll, aufzugeben. Einige der Passagiere zogen es vor, in Sidney zurückzubleiben und vier oder fünf derselben haben sich später in Neuseeland angesiedelt. Die meisten kehrten unverrichteter Sache nach England zurück. [101])

Ungeachtet dieses Mislingens eines umfassenderen Versuchs mehrten sich neben den Missionen die einzelnen Niederlassungen und die Zahl der Europäer von Jahr zu Jahr. Ein Theil der Inselbai erhielt allmälig ein europäisches oder englisches Aussehen. Die Missionsgebäude waren freundlich und einladend; in ihrer Nähe erhoben sich immer zahlreicher einzelne Landhäuser oder Oekonomiegebäude, welche von Colonisten bewohnt wurden. Selbst an Herbergen und Kaufläden, oder wenigstens an Waaren- und Victualienvorräthen für anlandende Fremde fehlte es bald nicht mehr, seitdem die Besuche von Handels- und andern Fahrzeugen sich mehrten. Im Jahre 1830 hatten 28 Fahrzeuge, in Durchschnitt von je 111 Tonnen, 56 mal Neuseeland besucht [102]); aus dem Jahre 1838 zählt Capitain Petit-Thouars [103]) 120 verschiedene Fahrzeuge namentlich auf, die vor der Inselbai, freilich dem besuchtesten Punkte, Anker geworfen hatten. Die europäische Bevölkerung Neuseelands

war im Verlaufe dieſer acht Jahre von etwa 250 auf 1200 [104]), die der Inſelbai von 100 auf 5—600 geſtiegen. Am Hokianga wohnten 1830 ungefähr 50, auf der Inſel Kapiti, im weſtlichen Eingange der Cooksſtraße, gegen 30 Europäer. Die übrigen waren oft in abenteuerlicher Weiſe an verſchiedenen Punkten angeſiedelt. Es waren meiſtens entſprungene oder entlaſſene Sträflinge aus den engliſchen Verbrechercolonien, flüchtige Schuldner, bankbrüchige Kaufleute, verlaufene Matroſen von Walfiſchfahrern und andern Schiffen, Schwindler und Gauner aller Art. Selbſt von der Inſelbai wurde behauptet, daß verhältnißmäßig auf keinem Flecke der Erde eine gefährlichere und entartere Bevölkerung hauſe als dort.

An verſchiedenen Attentaten der Neuſeeländer auf europäiſche Fahrzeuge und Anſiedler hat es nach der Zerſtörung des Boyd nicht gefehlt. Man kann annehmen, daß die Mehrzahl derſelben unbekannt geblieben, manches Schiff mit ſeiner Mannſchaft und ſelbſt manche einzelne Anſiedlung auch damals noch ſpurlos vertilgt worden iſt.

Der Schoner Paramatta war 1812 beim Anlegen vor der Inſelbai von den Eingeborenen mit Victualien verſorgt; als dieſe Bezahlung verlangten, wurden ſie abgewieſen und durch Flintenſchüſſe verjagt. Unglücklicherweiſe war das Fahrzeug gleich nachher wieder an die Küſte verſchlagen, wurde jetzt in hülfloſem Zuſtande von den Wilden angegriffen und die ganze Mannſchaft gefreſſen. Vier Jahre ſpäter (20. Auguſt 1815) gingen zwei engliſche Schiffe (Trial und Brothers) bei Cap Colville, zwiſchen dem Themſedelta und der Mercursbai vor Anker. Eingeborene der Umgegend näherten

ſich in anſcheinend friedlicher Abſicht. Man ließ ſie arglos auf das Verdeck des Trial treten. Plötzlich wurde der engliſche Capitain Howell, als er eben friedlich mit Neuſeeländern verkehrte, von einem Keulenſchlag getroffen und behielt kaum ſo viel Kraft und Beſinnung, ſich durch einen Sprung in die Kajüte zu retten. Deſſelben Augenblick war das ganze Verdeck von feindlichen Wilden überſtrömt, die ſich in den Beſitz des Schiffs ſetzen wollten. Allein die in der Kajüte befindlichen Engländer eröffneten durch das Schrägfenſter auf jene ein ſo wirkſames Gewehrfeuer, daß ſie nach vergeblichen Verſuchen, ſich zu behaupten, mit großem Verluſte auf ihren Kähnen ans Land fliehen mußten. Zugleich war auch das Verdeck des zweiten engliſchen Schiffs von Eingeborenen beſetzt, allein die Geſchütze des Trial unterſtützten jetzt die Gegenwehr der in den Kajüten befindlichen Mannſchaft und räumten die Angreifer hinweg. In dieſem Gemetzel ſind fünf Engländer und gegen 100 Neuſeeländer umgekommen. [105])

Noch viel unglücklicher erging es der nordamerikaniſchen Brig Agnes im März des folgenden Jahres. Dieſe wurde, als ſie in der Nähe das Oſtcap innerhalb einer Bai verweilte, plötzlich von 200 bewaffneten Neuſeeländern überraſcht, die anfangs friedliche Geſinnungen zeigten, aber bald mit der Mannſchaft in Kampf geriethen. Die Ueberzahl ſiegte und furchtbare Scenen der roheſten Blutgier und des Cannibalismus folgten. Zwölf Matroſen waren lebend in Gefangenſchaft gerathen; ſechs derſelben wurden auf der Stelle getödtet, gebacken und verzehrt, die übrigen unter den Siegern vertheilt. Unter ihnen befand ſich der Amerikaner Rutherford, den man

mit einem ſeiner Leidensgefährten dem Häuptling Emai überwies. Beide wurden in das Innere abgeführt. Jeden Augenblick des Todes gewärtig, bemerkten ſie neugierige Blicke der Frauen und Töchter des Landes. Noch mehr, ſie wurden betaſtet und angefühlt wie Schlachtvieh und glaubten ſchon ihr Schickſal erreicht zu haben, als ſie plötzlich niedergeworfen und mit Gewalt tätowirt wurden. Dann wurde ein Tabu über ſie verhängt, kraft deſſen wochenlang nur Frauen ihnen Nahrung zutheilen durften. Rutherford's Genoß wurde bald einem eigenthümlichen Verhängniß des Tabu geopfert; er ſelbſt zeigte ſich als Krieger, Jäger und Fiſcher ſo tüchtig, daß man ihm eine Flinte mit Munition anvertraute. Drei Jahre gingen ihm peinvoll dahin; endlich bequemte er ſich vollſtändig zu dem neuſeeländiſchen Coſtum. Sein Bart wurde mit einer ſcharfen Muſchel abgeſchnitten, ſein Körper mit Oel und Ocker eingerieben, eine neue ſchmerzensvolle Tätowirungsoperation vollzogen. Dann erhielt er die übrigen Inſignien der Häuptlingsclaſſe. Jetzt erſt war ſein Leben mehr geſichert. Er nahm der Landesſitte gemäß zwei Frauen und wußte ſich im Frieden wie im Kriege das Vertrauen der Eingeborenen zu erhalten. Sein Auge gewöhnte ſich an die gräßlichen Unſitten, an den Schmutz und das Elend, welches ihn umgab. Seine Gedanken waren nicht auf Abhülfe oder Belehrung gerichtet, die ihm hätten gefährlich werden können. Aber die ſtille Sehnſucht nach Erlöſung aus dem Zuſtande dieſer unfreiwilligen Gefangenſchaft wuchs mit den Jahren. Rutherford war vorſichtig genug, in Geduld einer ſichern Gelegenheit zu harren; er wußte, daß jeder mislungene Verſuch zur Flucht die äußerſte Ge-

fahr bringen mußte. Endlich, nach 10 Jahren unſaglich troſtloſer Einförmigkeit, erſchien ein Walfiſchfahrer am nahen Meeresufer. In den Häuptlingen erwachte das Verlangen, ſich dieſes Fahrzeuges mit ſeiner Mannſchaft zu bemächtigen; Rutherford wurde mit fünf Eingeborenen in einem Nachen ausgeſchickt, es an den Strand zu locken. Sie wurden ohne Anſtand auf das Verdeck gelaſſen. Als der Führer, es war ein Nordamerikaner, Rutherford erblickte, rief er überraſcht aus: „Seht da, ein weißer Neuſeeländer.“ Der Mann mochte noch mehr erſtaunen, als Rutherford entgegnete: „Vielmehr ein tätoirter Engländer“, und nun ſeine erlebten Schickſale, ſeine jetzige Lage und die von den Wilden drohenden Gefahren ſchilderte. [106]) Ein anderes Beiſpiel eines tückiſchen Ueberfalles, der nur Raubgier und Mordluſt zu Motiven gehabt haben kann, erlebte die engliſche Brig Haweis in der Nähe der Turangabai zu Ende Februars 1829. Mehre engliſche Matroſen wurden getödtet und verzehrt, der zweite Führer gefangen fortgeſchleppt. Unter tauſend Gefahren war der Eigenthümer, der während der Kataſtrophe nicht zugegen war, in einem ganz kleinen Fahrzeuge entkommen und hatte glücklicherweiſe ein engliſches Schiff in der Nähe gefunden, welches ihm nicht blos Zuflucht, ſondern auch die erforderliche Hülfe gewährte, um ſein Schiff wieder in Beſitz zu nehmen. Aber man fand nur die zerſchmetterten Hirnſchädel der Getödteten und nicht ohne Mühe gelang es, den Gefangenen gegen mehre Schießgewehre wieder einzulöſen. [107])

Sehr traurig iſt, daß zu gleicher Zeit die Roheit und Mordluſt der Eingeborenen durch die Gewinnſucht

der besuchenden Europäer in einer Weise aufgestachelt und unterstützt wurde, welche die Colonialregierung zu Sidney zum Erlaß von Prohibitivgesetzen nöthigte. Den nächsten Anlaß gab das Benehmen jenes Capitain Stewart, nach dessen Namen schon früher die südliche Insel benannt war. Dieser kam im J. 1830 mit der englischen Brigg Elisabeth vor der Insel Kapiti an, um von dort aus sich eine Ladung Flachs zu holen. Zufällig befand sich dort der Häuptling Raupera, der eben in der Ausführung eines Rachezuges gegen die Eingeborenen der Halbinsel Banks begriffen war und dem englischen Capitain 50 Tonnen Flachs (im Werthe von 1200 Pfd. Sterling) anbot, wenn er seine 300 Krieger in der Brigg zum Wahlplatze transportiren wollte. Der englische Capitain Briggs, welcher drei Monate früher dort anlegte, hatte eine solche Zumuthung mit Entschiedenheit abgelehnt. Capitain Stewart ließ sich in Uebereilung oder aus schmachvoller Gewinnsucht verleiten, darauf einzugehen; er hat dadurch die Theilhaberschaft an dem Blutvergießen und an den cannibalischen Excessen auf sich geladen. Ja noch mehr, er gab sein Schiff dazu her, die arglosen Eingeborenen der Banksinsel heranzulocken, während die 300 wohlbewaffneten Feinde in den Kajüten den günstigsten Augenblick zum Ueberfall erwarteten. 50 Eingeborene der Banksinsel wurden getödtet, ebenso viele gefangen. Gefäße mit gesalzenem Menschenfleisch, Körbe mit Knochen und Gliedmaßen der Getödteten brachte das englische Fahrzeug als Fracht nach Kapiti. Der gefangene Häuptling, den Stewart bis dahin in Verwahrung gehabt zu haben scheint, wurde den Mördern ausgeliefert, die dann sein Blut schlürften, der

unglücklichen Witwe ſeine Eingeweide als „Halsband“ umhingen und das Herz zur Vertheilung an Raupera's Bundeshäuptlinge in eine Anzahl Stücke zerſchnitten. Zu Port Jackſon und Sidney wurde mit beſonders präparirten Köpfen von Neuſeeländern ein empörender Handel getrieben, der gleichwol die Kaufluſt von Curioſitätenliebhabern reizte. Selbſt Töpfe mit geſalzenen menſchlichen Gliedmaßen gelangten dahin. Der Gouverneur verbot dieſe gräßlichen Einſchleppungen, welche die unheilvollſten Conſequenzen hatten, bei Strafe der Confiscation und ſtrengern Maßregeln; allein es erhoben ſich Stimmen, welche ihm das Recht zum Erlaß ſolcher Geſetze abſprachen, da Neuſeeland weder als Colonie der Krone noch als Dependenz von Neuſüdwales betrachtet werden könne. Auch gelang es nicht, Capitain Stewart als Mörder zur Strafe zu ziehen, da die Jury in Neuſüdwales ihn freiſprach. Auf der Rückkehr nach England fiel er in der Nähe des Cap Horn unverſehens über Bord und kam in den Wellen um.[108]) —

Mit der neuen Periode des Gedeihens der neuſeeländiſchen Miſſion und Coloniſation treten wir in die Jahre, welche in wachſendem Maße die Aufmerkſamkeit der europäiſchen Regierungen auf die entlegene Inſelgruppe lenkten. Unter den Auſpicien der franzöſiſchen Krone wurde eine Reihe von Entdeckungs- und Unterſuchungsreiſen ausgeführt, welche auch auf die Erkundung Neuſeelands in hydrographiſcher, commercieller, ethnologiſcher und politiſcher Beziehung eifrig Bedacht nahmen. Die engliſche Regierung ſcheint es mit Fleiß vermieden zu haben, irgendwie beſtimmt in die neue Entwickelung einzugreifen; ſie beharrte in dem Princip objectiven

Wahrnehmens, bis der Drang der Umſtände im Jahre 1839 eine entſchiedene That herbeiführte. Wie dies erfolgte, wollen wir kurz darzuſtellen verſuchen.

Die innern Verhältniſſe auf Neuſeeland waren um 1831 eigenthümlicher Art. Das Hauptelement der Bevölkerung bildeten 1) die Eingeborenen, die in verſchiedenen Völkerſchaften und Stämmen das geſammte Binnengebiet der nördlichen Inſel beſetzt hielten und untereinander vertheilt hatten. In den ſüdlichen und mittlern Theilen hielten größere Gruppen oder Völkerſchaften ungleich enger zuſammen als in der Gegend der Inſelbai, wo einzelne Stämme bald in Bündniß miteinander, bald in Fehde und Kriegszuſtand gegeneinander ſtanden. Die ſüdlichſten Theile vom Manawatufluß und der Hawkesbucht ab waren ſchwächer bevölkert. Die ganze mittlere Inſel konnte keine ſeßhafte Population, ſondern nur einzelne Familien zerſprengter Stämme aufweiſen.[109]) Daneben entfaltete ſich in rieſenhaftem Fortſchritte 2) die äußere und innere Macht der Miſſionen, welche allmälig von den Küſtenlandſchaften aus ins Innere vordrangen und mit der Zeit gleichſam die ganze nördliche Inſel zu umſpannen ſuchten. Das Hauptgewicht des äußern Einfluſſes beſaß die Kirchliche Miſſion, deren Wurzeln von der Inſelbai aus vorzugsweiſe den Oſten beherrſchten. Dieſe Miſſionaire hatten von jeher für ihre weltliche Exiſtenz mit gefliſſentlicher Betriebſamkeit geſorgt, beſonders ſeitdem das Directionscomité zu London durch einen Erlaß vom 27. Juli 1830 mäßige Landerwerbungen für ihre erwachſenen Kinder ausdrücklich geſtattet hatte. Wie ſie das benutzt und ſtatt des dargebotenen Fingers die ganze Hand an ſich riſſen, wurde bald offenkundig.[110])

Miſſionair Shepherd hatte bedeutende Grundſtücke in der nördlichen Station, neben ſeinen umfangreichen Ländereien in Neuſüdwales. Miſſionair Fairbarn's Eigenthum an der Schurakibai wurde auf 35—40,000 Acres geſchätzt. Daneben dehnte ſich das Landgebiet des Miſſionair H. Williams bis gegen die Inſelbai aus; in einem Briefe vom 23. October 1843 nimmt dieſer Geiſtliche nicht weniger als 30,720 Acres für ſich und ſeine Familie in Anſpruch.[111]) Clark und Davis am Hokianga, ſowie Kemp und King im Norden der Inſelbai hatten einen nicht minder anſehnlichen Flächeninhalt an ſich zu bringen gewußt. Es war in der That von den Miſſionen aus eine Art levitiſcher Oberherrſchaft errichtet, die mit großer Umſicht gehandhabt und mit nicht minderer Eiferſucht gegen anderweit ſich eindrängende Anſiedler bewacht wurde. Ein weiteres Element bildeten 3) Speculanten, Kaufleute, Krämer, Herbergsbeſitzer und ſelbſt auch Ackerbautreibende, die auf den mit ſteigender Frequenz ſich öffnenden Waſſerſtraßen hier anlangten und ihr Glück verſuchten. Nach und nach war es weltbekannt geworden, daß in Neuſeeland für ein geringes Quantum Taback oder höchſtens für einige Schießgewehre und Pulver große Strecken Land zu Kauf ſtanden. Dabei kam es vor, daß Mangel an ſprachlicher Verſtändigung die unentwickelten Begriffe der Wilden über Landerwerb und Landbeſitz zu unlösbaren Conflicten führten; daß ſie unter dem Vorwande des Tabu und der einbegriffenen Begräbnißſtätten ihrer Vorfahren oder Verwandten beträchtliche Nachfoderungen erhoben; oder auch wol, daß ſchlaue Häuptlinge entweder Grundeigenthum verkauften, deſſen Eigenthümer ſie nicht waren; oder endlich, daß ſie ihre

Ländereien doppelt und dreifach an verſchiedene Käufer verhandelten und dieſen es überließen, ſich zu einigen. Man kann ſich denken, welche Verwirrungen aus einem ſolchen Verfahren hervorgehen mußten. Es mag noch bemerkt werden, daß ein nicht geringer Theil der oben bezeichneten Anſiedler bemüht war, mit den Miſſionairen, die ihnen Schutz, Hülfe und Verſtändigung vermitteln konnten, friedliche Verhältniſſe aufrecht zu erhalten. 4) Als letztes Bevölkerungselement ſind die Abenteurer ohne Ehre und Habe zu nennen, deren oben wiederholt gedacht iſt. Sie wohnten oft einſam und verſteckt und haben ſich bisweilen ganz mit den Wilden vermiſcht.

Wie verſchieden die Intereſſen dieſer Bevölkerungsclaſſen auch ſein mochten, in einem Punkte liefen ſie genau zuſammen: in der gemeinſamen Oppoſition gegen jedes umfaſſende und planmäßige Coloniſationsunternehmen von außen, mochte dieſes von irgend einer Staatsregierung oder von einer größern Privatgeſellſchaft ausgehen. Unverkennbar tritt dieſe Richtung bei den Miſſionairen am ſtärkſten hervor. Je mehr ihre Hoffnungen aufblüheten und ihre Lage glänzende Ausſichten eröffnete, deſto eifriger oder ängſtlicher ſuchten ſie jede von fern drohende Gefahr einer weltlichen Obermacht abzuwehren.

Als Capitain la Place im Jahre 1831 mit der franzöſiſchen Fregatte Favorite vor der Inſelbai hielt und dann gar auf einer der dortigen Inſeln ſein Zelt aufſchlug, mit dem hydrographiſchen Apparat neben dem franzöſiſchen Tricolore operirte, da verbreitete ſich unter der ganzen europäiſchen Geſellſchaft Neuſeelands Schreck und Beſorgniß. Selbſt in Sidney liefen die ſeltſamſten Gerüchte von einer bevorſtehenden franzöſiſchen Occupa-

tion. In Neuſeeland rathſchlagte man über Mittel und Wege, ein ſolches Unternehmen zu hintertreiben; der erfinderiſche Sinn des Miſſionair Yate verſagte diesmal nicht. Es iſt kaum anders denkbar, als daß ein Schreiben 13 neuſeeländiſcher Häuptlinge an König Wilhelm IV.[112]) („das große Haupt der andern Seite des Waſſers"), welches demnächſt in England einlief, dort mit großer Senſation aufgenommen und vom Miniſter Goderich förmlich beantwortet wurde, ſein Machwerk war. Auf keinen Fall konnte es ſo von den unterſchriebenen Neuſeeländern herrühren. Der Inhalt bewegte ſich um die Bitte, daß der König als Freund und Schützer der Inſeln gegen anderweite Eroberer, namentlich gegen den Stamm Marrim (d. h. Marion; dieſen Namen hatte das Sprachgenie Yate's für die Franzoſen ausgefunden), auftreten möge. Mit der Antwort erfolgte die Ernennung eines gewiſſen Busby, der für das neuſeeländiſche Coloniſationsweſen Eifer und Geſchick an den Tag gelegt hatte, zum großbritanniſchen Reſidenten. Busby landete am 17. Mai 1833; die Miſſionaire hatten ihm zum feſtlichen Empfang eine Art Volksfeſt vorbereitet. Eine Anzahl Häuptlinge hielten Bewillkommnungsreden; an Tanz und Flintenſchüſſen ſeitens der Eingebornen fehlte es nicht; als Gegengabe wurden wollene Decken und einige Pfunde Taback geſpendet.[113])

Die amtliche Stellung dieſes Reſidenten war eine ſehr beſchränkte, oder doch zweifelhafte. Offenbar war man von der Einbildung ausgegangen, als ob in Neuſeeland eine feſt organiſirte Regierungsgewalt beſtände, bei welcher die Intereſſen der britiſchen Krone vertreten ſein müßten. Busby's Beglaubigungsbrief war in

Ermangelung einer andern zugänglichen Behörde an die Miſſionaire gerichtet. Sein nächſter Vorgeſetzter war der Gouverneur von Neuſüdwales. Seine Wirkſamkeit hing lediglich von den Umſtänden, zunächſt von ſeinem perſönlichen Eindrucke ab. Den Eingeborenen, ſo beſagte die Inſtruction [114]), ſollte er ſeinen Beruf, unter ihnen zu bleiben, ankündigen, ihnen anſchaulich machen, welcher Rechte und Privilegien britiſche Botſchafter und Reſidenten an fremden Höfen in Europa und Amerika theilhaft ſeien und gleiche Anſprüche für ſeine Stellung geltend machen.

Nichts hätte den Wünſchen der Miſſionsbehörden beſſer entſprechen können als dieſe eigenthümliche Auskunft. Die Miſſionaire hielten durch ihren Einfluß auf die Eingeborenen, und vorläufig ſelbſt ſchon durch ihre Kenntniß von Sprache und Sitte, den Reſidenten in einer gewiſſen Abhängigkeit; ihre geiſtliche und äußere Macht war durch ſeinen Eintritt eher gehoben als geſchwächt. Busby's ſelbſtändige Thätigkeit iſt eine faſt unmerkliche geblieben; auf jeden Fall tritt ſie mehr beobachtend als eingreifend auf. Neben ſeiner Wohnung entfaltete ſich zwar an einer Flaggenſtange die britiſche Fahne, aber es fehlten ihm alle Mittel, ſelbſt einer geringen Anzahl von Angreifern irgend Widerſtand entgegenzuſetzen. Dennoch wies er Anerbietungen der ihm befreundeten und für ſeine Sicherheit intereſſirten Coloniſten, welche zu ſeinem Schutze ſich als Schutzmannſchaften zu organiſiren bereit waren, wiederholt zurück. Als ihm einſt Unbill von den Eingeborenen zugefügt war, erklärte er, aus ihrer Mitte den Urtheilsſpruch über die Uebelthäter erwarten zu wollen. [115])

Nachdem man ſich füglich allgemein überzeugt haben mochte, daß die Beſorgniß vor einer franzöſiſchen Beſitznahme zur Zeit aus blinden Vorurtheilen und lächerlichen Misverſtändniſſen entſprungen war, nahete plötzlich ein wirklicher Prätendent, mit ganz eigenthümlichen Plänen und Anſprüchen, die von neuem die zeitigen europäiſchen Machthaber auf Neuſeeland in Harniſch brachten. Wir erinnern uns, daß der ehemalige Miſſionair Kendall von einem Baron Thierry Aufträge und Geldmittel zum Ankauf bedeutender Territorien erhalten und angenommen hatte. Der Miſſionair hatte nun wirklich im Jahre 1822 von drei Häuptlingen am Hokianga ein Territorium von 40,000 Acres für 36 Aexte gekauft. Ein förmliches Document, welches mit den Marken dreier Häuptlinge unterzeichnet und von Kendall, von dem Führer und dem erſten Offizier des Schiffes Providence unterſchrieben war, befand ſich in Thierry's Hand. Vidimirte Abſchriften waren dem Foreign Office in London und dem auswärtigen Miniſterium in Paris zur Kenntnißnahme eingeſchickt. Das Document war ſo bindend, daß ein Einwand gegen ſeine Gültigkeit, abgeſehen von dem unbegreiflich geringen Zahlungspreiſe, ſich ſchwerlich denken ließ. Denn der Umſtand, daß Kendall 700 Pfd. Sterlinge von Thierry erhalten hatte, über deren Verbleib ein ſehr verdächtiges Dunkel ſchwebt [116]), kam jetzt nicht in Betracht.

Thierry war der Sohn eines franzöſiſchen Emigranten, in England geboren und erzogen, ſeinem Range nach engliſcher Offizier. Wann und wie er aus dem activen Dienſte kam, iſt unbekannt; die Uniform trug er fortwährend. Der Mann ſcheint von einer ſeltſamen Mono-

manie befangen geweſen zu ſein: ſein Sinnen und Verlangen war, ein „Souverain" zu werden. Dazu glaubte er ſich berufen. Jahrelang iſt er in Südamerika umhergereiſt, um ſich Land und Volk zu ſuchen; aber kein Indianerſtamm wollte ſich ihm unterwerfen. Später irrte er für denſelben Zweck bei den verſchiedenen Gruppen der Südſeeinſeln umher, unermüdlich ſeinem Ziele zuſtrebend, bis er endlich die Freude hatte, ſich zum König von Nukahiva, einer der kleinſten Inſeln unter den Marquiſen, erhoben zu ſehen. Von hier aus beſchloß er ſein Reich in Neuſeeland in Beſitz zu nehmen. Sein Weg führte ihn über Taiti und Sidney, wo ihn ſo ungünſtige Nachrichten in Betreff ſeines Eigenthumsrechts und ſeiner Anerkennung entgegenliefen, daß er Anſtand nahm, perſönlich zu erſcheinen, und vielmehr vorläufig durch Unterhandlungen zu wirken verſuchte. Von Taiti aus ſchickte er eine förmliche Notification an den engliſchen Reſidenten Busby ab, um dieſen von ſeinem Vorhaben in Kenntniß zu ſetzen. Den Cabineten und Regierungen zu London, Paris und Washington, ſagte er, ſei die betreffende Anzeige bereits früher zugefertigt; er ſehe nur der Ankunft eines von Panama abgeſchickten, angemeſſen bemannten Kriegsſchiffes entgegen, um dann ſofort in der Inſelbai zu landen und ſeine Anſprüche mit dem nöthigen Nachdruck geltend zu machen.

Gleichzeitig erließ Thierry an die Miſſionaire der Kirchlichen Geſellſchaft eine vollſtändige Darlegung ſeiner Pläne, in welcher er ſowol Europäern als Eingeborenen, ſofern ſie ſich als ſeine Unterthanen bekennen würden, glänzende Ausſichten eröffnete und den Miſſionairen beſonders lockende Anſtellungen in ſeinem Staatsdienſte zuſicherte.

Thierry dachte in ähnlicher Weiſe wie einſt William Penn — nur mit dem ſehr großen Unterſchiede, daß er das Traumbild ſeiner Souverainetät mit ſtärkſter Betonung in den Mittelpunkt ſtellte — ein Reich der allgemeinen Duldung und Freiheit aufzurichten. Farbige und Weiße, Eingeborene und Europäer ſollten durchaus gleichberechtigt, die freieſte Religionsübung garantirt, aber jedes Spiel verbannt ſein. Früher hatte er ſich wol König Thierry (d. h. Dieterich) I. von Nukahiva und Neuſeeland genannt und gelegentlich dabei der Könige von England und Frankreich als ſeines Gleichen erwähnt; je mehr er indeß in ſeinen überſpannten Erwartungen herunterkam, deſto mehr ließen dieſe Titelanmaßungen nach. Als er ſich zum erſten male an Busby wandte, beſchränkte er ſeine Anſprüche bereits darauf, unter dem Namen „Karl Baron von Thierry, ſouverainer Häuptling in Neuſeeland und König von Nukahiva" einen unabhängigen Staat am Hokianga auf den von ihm erkauften 40,000 Acres zu begründen und dieſen mit einer von ihm octroyirten Verfaſſung [117]) zu regieren.

Die dermaligen Machthaber an der Inſelbai waren aber nicht in der Stimmung, die abenteuerliche Ankündigung des Barons mit objectiver Ruhe, geſchweige denn mit kaltem Lächeln aufzunehmen. Sie ſetzten ſeiner erſten Botſchaft ſofort den bitterſten Ernſt, den Grimm der entſchiedenſten Feindſeligkeit entgegen, und waren höchſtens nebenbei bedacht, dieſen Incidenzfall für ihre Lage und Stellung klüglich auszubeuten. Der greiſe Marsden ſcheint ihre Beſtrebungen in ſeinen letzten Jahren noch unterſtützt zu haben. Am 28. Juni unterzeichneten 35 Häuptlinge jene merkwürdige Unabhängigkeitserklärung der

„Vereinigten Stämme von Neuſeeland", — eines Staatenbundes, deſſen Exiſtenz bis dahin unbekannt war und auch nachmals nie thatſächlich bekundet worden iſt, der jetzt plötzlich wie aus Minervens Haupt mit Ordnungen und Ideen hervortritt, wie ſie weder ſprachlich noch factiſch den Mitgliedern klar oder geläufig ſein konnten. Zwei kirchliche Miſſionaire und zwei an der Inſelbai anſäſſige Kaufleute bezeugten die Richtigkeit der Unterzeichnungen eines ſo gut wie untergeſchobenen Machwerks, deſſen ſpäter offen eingeſtandene Entſtehungsart die Ehrlichkeit der Miſſionaire in zweideutigem Lichte darſtellte. Ein Exemplar wurde dem Könige von England überſchickt, dem für die Anerkennung der neuſeeländiſchen Flagge gedankt, deſſen Schutz und Protectorat gegen all und jedes Attentat auf die Unabhängigkeit des jungen Staats, als Entgegnung für die den engliſchen Anſiedlern zugewandte Freundſchaft, angelegentlich erbeten wurde. [118])

Allein Thierry war nicht ſo leicht zu ſchrecken; er zeigte durch ſein Beiſpiel, daß es Menſchen gibt, die neben ihren excentriſchen Entwürfen Klugheit und Erfindungsgabe genug beſitzen, um ſelbſt Beſonnene in ihre Netze zu ziehen. Er hatte in ſeiner rathloſen Lage weder Geldmittel, noch Credit, noch Beſitz. Aber die ungemeſſene Beſorgniß, welche ſein Unternehmen der europäiſchen Geſellſchaft auf Neuſeeland einflößte, erfüllte ihn mit neuer Zuverſicht; ſie gab ihm Gelegenheit, wenigſtens auf kurze Zeit Anhänger und ſogar Gläubiger zu finden. Indem Thierry's Name und Herkunft auf Frankreich hinwieſen und franzöſiſche Reiſende ihn als Landsmann begrüßt hatten, glaubten Busby und die Miſſionaire, denen ſoeben in

Pompallier ein neuer energiſcher Gegner erſtanden war, von neuem ein Coloniſationsproject ſeitens der franzöſiſchen Regierung in verdecktem Anzuge. Sie verkündeten laut, daß die engliſche Krone ihre Macht aufbieten und ſelbſt vor einem Kriege mit Frankreich nicht zurückſchrecken werde. Dadurch erſchien Thierry als eine höchſt bedeutende Perſon; er wurde Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit; Viele glaubten große Dinge von ihm erwarten zu müſſen. Dies machte er ſich zunutze; er fertigte eine Anzahl beträchtlicher Wechſel auf franzöſiſche Handlungshäuſer in verſchiedenen entfernten Hafenplätzen aus; es gelang ihm, dieſelben unterzubringen und dadurch eine Summe Geldes zu erlangen, die hinreichte, um eine Expedition von 60 Menſchen zu vorläufiger Beſitznahme ſeiner Herrſchaft auszurüſten. Im November 1837 kam er zu Hokianga an, nachdem er kurz zuvor noch einladende Proclamationen erlaſſen und die Grundzüge der Verfaſſung für ſein Reich bekannt gemacht.[119]) Anfangs wurde er von mehren Häuptlingen freundlich aufgenommen; allein bald wußten die Miſſionaire und die engliſchen Anſiedler gegen ihn zu wirken. Pompallier ſcheint ihn, obgleich er ganz in der Nähe ſich befand, ganz vermieden zu haben. Als dann die Beſitznahme ſeiner weitläufigen Beſitzungen mislang, als ſich bald zeigte, daß ihm die Geldmittel ausgingen, als die ſtolze Verkündigung, daß noch Hunderte ſeiner Unterthanen nachkommen würden, bei den Häuptlingen mit den unzweideutigſten Drohungen der Abwehr aufgenommen wurde, da ſah er ſich bald von Allen verlaſſen und in die größte Noth verſetzt. Ein paar Jahre wohnte er noch in einer elenden Wohnung und wurde von verſchiedenen Reiſenden (z. B.

Wilkes, Martin u. A.) beſucht. Alles zeugte von bitterer Verlegenheit und Entbehrung; aber ſein Stolz und ſeine Hoffnungen hafteten. Täglich erwartete er von einer franzöſiſchen Flotte ſeine Erhebung, und ſeine Seele lebte unabläſſig in Phantaſien jenes mit Ungeduld erſehnten Umſchwunges für ſein Schickſal [120]).

Die europäiſche Geſellſchaft in Neuſeeland ſtand jetzt am Ziele ihrer Wünſche. Die erklärte Unabhängigkeit der Vereinigten Stämme, von den „erblichen Häuptlingen" derſelben in einem oſtenſiblen Actenſtück ausgeſprochen, wurde — wie handgreiflich auch deſſen Fabrikation ſein mochte — von dem Comité der Kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft in ſtarker Färbung hervorgehoben; bei den geſetzgebenden Körpern Großbritanniens ſchlüpften gelegentlich und faſt verſtohlenerweiſe mittelbare Anerkennungsacte durch. Während den Eingeborenen freie regierende und geſetzgebende Gewalt zuerkannt war, erfreuten ſich die Miſſionaire des leitenden und herrſchenden Einfluſſes auf die Eingeborenen und das genannte Comité, ſtolz auf die ſiegreichen Erfolge ſeiner Gründung, konnte ſich als höchſten Repräſentanten, als oberleitende Behörde der Doppelinſel geltend machen.

Ohne alle Schatten blieb dieſer Zuſtand indeß nicht. Unter den Beſtrebungen nach Landerwerb entbrannten die heftigſten Colliſionen zwiſchen den weltlichen und den geiſtlichen Anſiedlern. Die Miſſionaire, denen ihre Wünſche ſeltener verſagten, ſahen ſich deſto mehr dem Neide und boshaften Anfeindungen ausgeſetzt. Bei dem fortwährenden Einſtrömen zuchtloſer Abenteurer war die öffentliche Ruhe und Sicherheit immerfort gefährdet und geſtört.

Aber auch dieſe Uebelſtände ſchwanden mit der Zeit oder wurden wenigſtens minder fühlbar. Je vollſtändiger die Ländereien in der Umgegend der Inſelbai definitiv unter den Europäern vertheilt waren, deſto mehr hörten ſie auf, Zankapfel roher Habſucht und Misgunſt zu ſein. Am 23. Mai 1838 trat in der Aſſociation zu Kororarika eine Polizeibehörde ins Leben, die durch eine Reihe von Verordnungen alle dort anſäſſigen waffenfähigen Europäer unter hoher Geldbuße nöthigte, mit entſprechender Waffenrüſtung jeder Ruheſtörung entgegenzutreten und zugleich vermittelſt Lynchgeſetzes furchtbare Strafen verhängte [121]). Es kam vor, daß Uebelthäter an einen Baum gebunden, körperlich ſtark gezüchtigt und nachträglich noch gezwungen wurden, über den Empfang dieſer Strafe ſchriftliches Anerkenntniß niederzulegen. Räuber und Diebe wurden unter unbeſchreiblichem Gelächter der Eingeborenen gefedert (d. h. erſt mit Theer beſtrichen und dann in einen Federhaufen geworfen) [122]), an dem Hafen umhergeführt und, unter Androhung furchtbarer Strafen bei ihrer Rückkehr, verbannt. [123]) Wie man auch vom Standpunkte der Humanität aus über ſolche Maßregeln urtheilen mag, ſie haben ſich hier praktiſch vollkommen bewährt. Nirgends in der Welt herrſchte fortan größere Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, als an jenem Platze, der früher als Aufenthaltsort der ſchlimmſten Heft der Menſchheit verrufen geweſen war. —

Inzwiſchen nahete mit ſtarken Schritten die Epoche, welche großartiger und umfaſſender, als je bis dahin geahnt war, in die Zukunft Neuſeelands eingreifen ſollte. Den nächſten Anſtoß gab die Neuſeeland-Aſſociation deren Urſprung zunächſt darzulegen ſein würde. Es iſt

uns indeß für diesmal nicht geſtattet, mehr als einen kurzen Ueberblick der neu eintretenden Entwickelung und ihrer Rückſchläge zu geben.

Im Jahre 1836 war ein Comité des Hauſes der Gemeinen mit der Frage über die Verwendung unangebauter Landſtriche in den engliſchen Colonien beſchäftigt. Dabei war gelegentlich Neuſeelands und der Vorzüge, die es Auswanderern bieten müßte, Erwähnung geſchehen. Dieſer Gedanke wurde mit ſolcher Vorliebe und Lebhaftigkeit aufgefaßt, er zeigte ſich bei näherm Eingehen ſo außerordentlich beachtenswerth und fruchtbar, daß man die entgegenſtehenden Schwierigkeiten gering achtete. Francis Baring wurde der vorſitzende Leiter, Eduard Gibbon Wakefield die eigentliche Seele eines Vereins, der Berathung der Wege und Herbeiſchaffung der Mittel zur Coloniſation Neuſeelands als ſein Ziel ausſprach. Wakefield ſtand damals in hohem Anſehen; er hatte die Fehler des bisherigen Coloniſationsverfahrens nachgewieſen, die Urſachen des Mislingens früherer Coloniſationsverſuche aufgedeckt, und zugleich die Grundzüge einer neuen rationellen Anſiedelungsmethode ſo einleuchtend dargeſtellt, daß ſeiner Theorie ſofort das Intereſſe von Praktikern und Sachverſtändigen, die Beiſtimmung der Nationalökonomen und die Aufmerkſamkeit der Regierung ſich zuwandte. Eine befriedigende Darlegung dieſes Syſtems und ſeiner Principien iſt nicht dieſes Orts; wir beſchränken uns darauf, zu erwähnen, daß Wakefield zunächſt von den misgünſtigen Folgen unentgeltlicher Landvertheilungen oder der niedrigen Preiſe des Grund und Bodens in neuen Colonien ausging; daß er dagegen zeigte, wie angemeſſen erhöhte Preiſe auf

die Verhältniſſe von Arbeit und Capital, auf Production und Credit, auf die ganze nationalökonomiſche Organiſation und auf das Gedeihen des innern und äußern Lebens von dem wohlthätigſten Einfluß ſind; daß er endlich treffend und überzeugend nachwies, wie das aus den verkauften Ländereien gelöſete Geld zum Beſten der Käufer und Anſiedler zu verwenden ſei.

Ein ſolches weiſes und gerechtes Colonialſyſtem zu den grünen Inſeln der Südſee, die nahezu als Antipoden Britanniens betrachtet werden konnten, hinüberzubringen: das war der Plan, den die Neuſeeland-Aſſociation [124]) mit flammender Begeiſterung aufgriff. Der berechnende Sinn der großen Banquiers, Kaufleute und Schiffseigenthümer, der ruhig kalte Verſtand der Politiker, ja ſelbſt überſättigte Diplomaten und einige durch theoretiſches Experimentiren für die Wirklichkeit abgeſtumpfte Gelehrte wurden fortgeriſſen von der Macht des neuen Gedankens, ein zweites oder vielmehr drittes England im Südmeer zu gründen, die in Neuſeeland ſeit Jahrtauſenden ſtill ſchlummernden Naturkräfte zum Nutzen und zur Freude der Menſchheit zu wecken, dort das Elend und den Jammer des Mutterlandes in ein neues zukunftvolles Leben aufzulöſen und den Eingeborenen die ſegensreichen Inſtitutionen der Cultur und Civiliſation anzueignen. Ein erhebendes Gefühl, in welchem die Elemente nationaler und kosmopolitiſcher Philanthropie ſich gegenſeitig ſteigerten. Der idealiſirende Zug einer tiefen innern Erregung, ein höheres Selbſtbewußtſein durchdrang und belebte dieſen Verein. Dies iſt eine Seite, die nicht überſehen werden darf, wenn man ſein Auftreten, ſeine Thaten verſtehen und würdigen will.

Die Association bestand aus zwei Classen von Theilnehmern: 1) solche Personen, die nach Neuseeland auszuwandern gedachten; 2) vermögende Männer, die ohne irgend einen selbstsüchtigen oder eigennützigen Zweck ihre Zeit, ihre Mühe oder ihre Geldmittel diesem Nationalunternehmen zuzuwenden entschlossen waren. Das Comité war ausschließlich aus der zweiten Classe gewählt; seine Mitglieder gehörten fast alle dem Hause der Gemeinen an; es war eine Körperschaft von Männern, die alle in hoher Achtung standen und schon durch den Klang ihrer Namen dem Werke einen imponirenden Glanz verliehen.

Nachdem der Verein sich constituirt, kam es darauf an, die Stimmen der Minister für eine demnächst einzubringende Bill zu erlangen. Die Unterhandlungen mit Melbourne ließen sich anfangs günstig an. Allein der Tod Wilhelm's IV. (20. Juni 1837) und die deshalb erfolgte Auflösung des Parlaments verzögerten die Entscheidung und schoben sie in eine ungünstigere Ferne hinaus. In der Zwischenzeit gewann der Verein unter anderm durch den Beitritt der alten Neuseeland-Company von 1825 eine gewichtvolle Verstärkung; aber es war auch den Widersachern Zeit und Gelegenheit gegeben, sich zu sammeln und auf Gegenmaßregeln zu sinnen. Als Hauptgegner trat die Kirchliche Missionsgesellschaft auf; sie hatte mit den Wesleyanern ein förmliches Bündniß zur Abwehr verabredet. Schon früh hatten die handelnden Personen der Association diese Gefahr erkannt und der Vorwurf kann ihnen am wenigsten gemacht werden, daß sie nicht Alles aufgeboten hätten, um sich mit diesem mächtigen Feinde zu verständigen. Jedermann wußte,

daß der damalige Colonialminiſter Lord Glenelg und der Unterſtaatsſecretair des Colonialamts Stephen Mitglieder der Kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft waren; aber von der Natur der weitausgeſponnenen Pläne ihrer levitiſchen Allein- oder Oberherrſchaft auf Neuſeeland hatten doch nur Wenige eine Ahnung.

Der damalige Secretair der Kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft Dandeſon Coates war Mittelpunkt und Vorfechter dieſer Tendenz. Es fragte ſich zunächſt, ob es nicht gelingen könnte, mit ihm ſich in Frieden zu vereinbaren. Im Juni 1837 entſchloß ſich die Neuſeeland-Aſſociation mit ihm in Unterhandlung zu treten. Drei angeſehene Mitglieder des Comité ſtellten ihm das Erſuchen um Rath und Mitwirkung für ihre Sache. Coates antwortete im Gefühle ſeiner Ueberlegenheit: er habe alle perſönliche Achtung vor den Mitgliedern der Geſellſchaft, zweifle auch gar nicht an der Reinheit ihrer Abſichten, aber er werde Alles aufbieten, um ihre Pläne, ſich in Neuſeeland feſtzuſetzen, zum Scheitern zu bringen. Das Comité ließ ſich durch dieſe abweiſende Antwort nicht zurückſchrecken; ſein Trachten ging nun dahin, andere einflußreiche Perſonen der Kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft anzuziehen; mit ihnen wollte man die ins Parlament einzubringende Bill Punkt für Punkt beſprechen, ihre Suggeſtionen ſoweit irgend möglich adoptiren. Darüber zeigte ſich Coates aufs höchſte gereizt. Er beſchuldigte in anonymen Streitſchriften, die auf der Stelle von Wakefield und Hinds angemeſſen beantwortet wurden, die Aſſociation der Gewinnſucht und wahrheitswidrigen Vorgebens uneigennütziger Pläne zur Verlockung der Gemüther. Lord Melbourne wurde von ihm völlig ungeſtimmt; als

die von Baring eingebrachte Neuſeeland-Bill am 20. Juni im Hauſe der Gemeinen zum zweiten mal verleſen werden ſollte, wurde ſie mit ſtarker Majorität (92 gegen 32 Stimmen) abgelehnt. Vergebens hatte man frühern Andeutungen zufolge dem Vereine den Charakter einer Actiengeſellſchaft (joint-stock-company) gegeben. Der Haupteinwand der Miniſter war: Neuſeeland ſei ein unabhängiges Gebiet und ſchon deshalb Niederlaſſungen unter den Auſpicien der Krone unſtatthaft und undenkbar.

Es blieb dem Vereine, der bald unter dem Namen Neuſeeland-Compagnie auftritt, nichts weiter übrig, als in der Form eines Privatvereins ſein Vorhaben auszuführen. Am 2. Mai wurde der Plan bekannt gemacht. Binnen wenigen Tagen waren 100,000 Pfd. St. unterzeichnet; ehe fünf Wochen vergingen, waren bereits andere 100,000 Pfd. St. von Landankäufern baar eingezahlt. Man ſäumte nicht, den Agenten der Geſellſchaft Oberſt Wakefield ſofort nach den neuſeeländiſchen Küſten zu entſenden, um durch ihn die Auswahl der Anſiedelungslandſchaften, den Ankauf des Landes und die nöthigen Voranſtalten zur Empfangnahme der Anſiedler beſorgen zu laſſen. Das Schiff Tory war für dieſe Expedition ausgerüſtet; es lief am 12. Mai von Plymouth aus in feſtlichem Aufzuge in die See. Unter den Theilnehmern dieſer Fahrt haben ſich E. Jerningham Wakefield (Neffe des Agenten), Secretair der Compagnie, der deutſche Naturforſcher Dieffenbach, der Landſchaftszeichner Heaphy, ſpäter durch Schriften über Neuſeeland bekannt gemacht. Am 2. Auguſt ging der Cuba, das zweite vorläufige Schiff der Compagnie, mit der Vermeſſungscommiſſion unter Segel und Mitte Septembers folgten auf fünf mit

Wimpeln und Flaggen reich geſchmückten Schiffen bei 120 Emigranten, die gegen 200,000 Pfd. St. Capitalwerth mit ſich führten. Am 9. September wurden beim feierlichen Abſchiedsmahl ergreifende Reden über Zweck und Ziel der Auswanderung, über die Pflichten der Anſiedler gegeneinander, gegen ihr Vaterland, gegen die Eingeborenen gehalten. Die Vergangenheit bot in den Bildern der erſten britiſchen Colonie zur Zeit der Königin Eliſabeth und der Pilgrim-Väter, die Zukunft in der Vergegenwärtigung des Berufs des engliſchen Volks als erſte Seemacht der Welt, Stoff zu angemeſſenen Betrachtungen. Als dann am 14. September die Directoren der Geſellſchaft im Hafen vor Graveſend die abſegelnden Schiffe nacheinander beſuchten, um ſich von dem Befinden der Auswanderer zu überzeugen und ihre freie Einwilligung für eine vorläufig auf Grundlage der engliſchen Geſetze entworfene Rechtsverfaſſung einzuholen, da trat ihnen allüberall Jubel, Einſtimmigkeit, Klarheit des Strebens entgegen. Von allen Seiten zeigte ſich Muth und Hoffnung auf das Gelingen des thatkräftig begonnenen Werks. Seit Jahrhunderten war keine Colonie mit ſolcher Begeiſterung, in ſo erhebender Stimmung gegründet. Selbſt die Unternehmungen eines Raleigh ſchienen verdunkelt. Ein lebendiges Gefühl der Aufgabe, welche ſie zu löſen unternahmen, durchdrang alle Theilnehmer; ein gemeinſames, feierlich ernſtes Gefühl lebte in jeder Bruſt. Dieſe Auswanderung ſollte in den ſtrengſten Gegenſatz jener frühern Anſiedlungen der Europäer treten, die den Eingeborenen nur Unglück und Verderben gebracht hatten bis auf die neueſte Zeit.[125]) Sie gingen zu einem Lande, deſſen Zukunft durch die ſich thürmende Maſſe von Ver-

derbniſſen und Misbräuchen aller Art verfinſtert wurde Da häufte ſich an einer Reihe von Plätzen der ärgſte Ausſatz der europäiſchen Bevölkerung, die theils als fahrende Vagabonden, theils als Gaukler, als Begründer von Branntweinſchenken und Kneipenwirthſchaften ſich umtrieb; da griffen habgierige und abenteuerliche Speculanten mit rieſenhaften Ankäufen der fruchtbarſten und beſtbelegenen Ländereien um ſich; da wogten confeſſionelle Aergerniſſe, ſeitdem Pompallier's Miſſionen mit Mariſten und Jeſuiten ihr Werk begonnen, und dazu noch ſchienen ſelbſt die politiſchen Händel Europas ſich überſiedeln zu wollen, indem in Frankreich Geſellſchaften zur Coloniſation Neuſeelands ſich bildeten und daneben ſelbſt Plane der Regierung über eine an der Bankshalbinſel zu gründende Sträflingsniederlaſſung die unaufhörlich nach pikantem Stoff begierige Zeitungspreſſe beſchäftigten.

In der That war die Auffaſſung der Coloniſation, wie ſie damals vorſchwebte, des Strebens und der Opfer edler Männer werth. Die geiſtige und leibliche Rettung der Neuſeeländer aus dem ihnen von vielen Seiten drohenden Untergange betrachtete man als heilige Pflicht. Bei Landankäufen der Compagnie war immer der elfte Acre als unantaſtbares Eigenthum der Eingeborenen zur letzten Zufluchts- und Wohnſtätte, wenn ſie deren etwa bedurften, zurückbehalten. Zugleich lebte in den Anſiedlern die Hoffnung, den Mittelpunkt einer britanniſchen oder angelſächſiſchen Seemacht in den auſtraliſchen Gewäſſern zu gründen; wie einſt Rhodus im Mittelmeer, ſo glaubte man Neuſeeland zur Herrſcherin der Südſeeinſeln geſchaffen. Sie wollten die engliſche Geſellſchaft mit ihren verſchiedenen Gradationen hinüberpflanzen, engliſche Geſetze,

Gebräuche, Gewohnheit, Verbindungen, Sitten, Gefühle, kurz Alles mit Ausnahme des heimiſchen Bodens hinübernehmen, um binnen wenigen Jahren einen Abglanz des Mutterlandes in den theuerſten Eigenthümlichkeiten des Volkslebens und Nationalcharakters, in Macht und Reichthum darzuſtellen.

Die Ueberfahrt war im Ganzen glücklich. Einige geringere Uebelſtände, z. B. die verſpätete Ankunft des Cuba, welche einen unangenehmen Aufſchub der Ländereivertheilung mit ſich brachte, wurde ſchnell überwunden. Schon in England hatte man die Umgebungen der Cooksſtraße zum Anſiedelungsorte erſehen. Dieſe Wahl war mit dem beſten Vorbedacht getroffen. Die Zahl der Eingeborenen war dort verhältnißmäßig gering; man war von den Anſiedelungen der Inſelbai und des Hokianga weit entfernt und hatte nicht unmittelbare Conflicte mit den Miſſionairen und andern europäiſchen Cölonisten zu beſorgen; vielmehr ſchien für eine freie ungeſtörte Entwickelung Spielraum und Gelegenheit geboten. Dazu kam, daß die Cooksſtraße faſt in der Mitte der Doppelinſeln den nächſten Weg von England nach den auſtraliſchen Colonien eröffnete, daß ſie zu beiden Seiten vortreffliche Häfen und gute Anſiedelungsplätze darbot. [126]) Der Hardyhafen auf der Durvilleinſel war zum Sammelplatze beſtimmt; Port Nicholſon wurde von Wakefield zum Mittelpunkte der erſten Anſiedelung gewählt. Alles ließ ſich aufs beſte an. Am Ende des Jahres 1840, nachdem kaum 15 Monate vorüber waren, ſtanden bereits die Anfänge der Stadt Wellington mit 2000 europäiſchen und 800 eingeborenen Bewohnern, die im freundlichſten Verhältniß lebten (ſchon damals hatte vergebens in un-

edler Weiſe der Miſſionair H. Williams die Eingeborenen aufzuregen verſucht); die Gunſt der Verkehrs- und Geſundheitsverhältniſſe übertraf alle Erwartung; Waaren und Lebensmittel waren zu angemeſſenen Preiſen und zum Theil wohlfeiler als in Europa zu haben. Aber es nahte die Zeit einer ernſten und ſchweren Prüfung, deren Vorboten ſchon jetzt ſich zeigten. Denn ſowol im Mutterlande als in der Colonie hatten viele Perſonen von vorwiegendem Einfluſſe die Anſiedelung der Compagnie mit ſchwerem Misbehagen betrachtet; ſie ſetzten Alles in Bewegung, um die Coloniſten zu drücken und zu demüthigen.

Mit dem Jahre 1839 tritt wie mit einem male im auffallenden Widerſpruche der vorhergehenden Anſichten des engliſchen Miniſteriums eine offenbare Geneigtheit hervor, die neuſeeländiſche Inſelgruppe der britiſchen Krone anzueignen. Sehr ſonderbar iſt dabei, daß dieſelben Perſonen, welche früher die Anerkennung der Unabhängigkeit mit allen Mitteln betrieben und auf verdecktem Wege durchgeſetzt hatten, jetzt für die entgegenſtehenden Beſtrebungen ſich in Bewegung ſetzten. Indeß erklärt ſich dies leicht, wenn man bedenkt, daß dieſe Partei nur von zwei Uebeln das kleinere wählte; denn die Niederlaſſungen der Neuſeeland-Compagnie an der Cooksſtraße, und daneben die Rüſtungen franzöſiſcher Handels- und Schiffahrtsvereine zu Nantes und Rochefort mußten ihnen ungleich bedrohlicher erſcheinen, als die Gründung eines engliſchen Regiments, auf deſſen Conſtituirung und Leitung ſie einen bleibenden Einfluß zu gewinnen hofften.

Allein die Angelegenheit des neuſeeländiſchen Beſitzrechts war ſchlimm und faſt unabſehbar verfahren. Es

ließ ſich nicht leugnen, daß Cook im Jahre 1769 die Inſeln Neuſeelands im Namen des Königs für die britanniſche Krone in Beſitz genommen, daß ſie innerhalb der Grenzen der dem Generalcapitain Philipp als Obergouverneur von Neuſüdwales zugetheilten Territorien lagen, daß ihrer ſpäter wiederholt als Dependenzien von Neuſüdwales gedacht wurde. Aber ſeitdem Van-Diemensland als beſondere Colonie von Neuſüdwales abgezweigt war, geriethen jene Acte in Vergeſſenheit, und als im Jahre 1835 eine Anzahl von Häuptlingen ſich durch die Unterzeichnung eines von den kirchlichen Miſſionairen componirten und von Busby bezeugten Schriftdenkmals als unabhängig gemeldet hatten, erfolgte nicht blos eine beifällige Erwiderung, ſondern es wurden ſelbſt Parlamentsbeſchlüſſe gefaßt, welche jene Unabhängigkeit vorausſetzten.[127]) So viel war klar, daß eine Berufung auf den frühern Beſitztitel durchaus unſtatthaft war. Man mußte eine andere Methode ausfindig machen. Es kam zuletzt dahin, daß Capitain Hobſon im Auguſt 1839 mit der Commiſſion betraut wurde, auf dem Wege freundlicher Verſtändigung mit den Eingeborenen ſcheinbaren Anlaß und Berechtigung zur engliſchen Beſitznahme zu erreichen. Vor der Hand wurde er an der Stelle des gleichzeitig außer Thätigkeit geſetzten Reſidenten Busby zum Conſul ernannt, für den Fall des Gelingens gab man ihm die Vollmacht, den Titel eines Lieutnant-Governor anzunehmen.

Man darf es dem Capitain Hobſon ſo übel nicht nehmen, daß er für ſeine Miſſion die Geneſis der Unabhängigkeitserklärung zum Muſter nahm und in gleich fabelhafter oder gaukleriſcher Weiſe die Anerkennung der

britiſchen Beſitznahme zu erlangen ſtrebte. Die kirchlichen Miſſionaire und einige Anſiedler, denen daran lag, ſich freundlich mit dem neuen Gouvernement zu ſtellen, ſtanden ihm hülfreich zur Seite. Am 6. Februar wurde zu Waitangi an der Inſelbai jener in der Maoriſprache entworfene Tractat, der in einer etwas abweichenden „officiellen" engliſchen Ueberſetzung verbreitet worden iſt [128]), von dreißig und einigen Häuptlingen unterzeichnet. Künſte der Ueberredung und Beſtechung waren bei dieſem Acte nicht überflüſſig aufgewendet; denn obgleich den Unterzeichnern manche Ausdrücke und Begriffe ganz fern lagen und deshalb durchaus unverſtändlich ſein mußten, erhoben ſich doch anfangs ſcharfe Widerſprüche in einer äußerſt gereizten Sprache. Den ſpätern Bemühungen Hobſon's und ſeiner Werkzeuge gelang es die Zahl der Unterzeichner auf 52 zu bringen.

Der Tractat beſtand aus drei Artikeln: 1) Die verſammelten Häuptlinge treten alle ihre Souverainetätsrechte [129]) an J. Maj. die Königin von England für immer ab; 2) die Königin garantirt den Häuptlingen und Stämmen, ſowie den Familien und einzelnen Perſonen das ungeſtörte Recht auf ihre liegenden Gründe; aber ſie hat bei allen Veräußerungen derſelben das Vorkaufsrecht unter den jedesmal zu verabredenden Bedingungen; 3) die Königin nimmt die Eingeborenen in ihren königlichen Schutz und gewährt ihnen alle Rechte und Privilegien britiſcher Unterthanen.

Hobſon unterſchreibt dieſen Tractat bereits als Lieutnant-Governor; Neuſeeland wurde wieder als Dependenz der Colonie Neuſüdwales zugetheilt. Am 21. und 23. Mai erließ er in derſelben Eigenſchaft drei Pro-

clamationen [130]) von ſehr gewichtvollem Inhalt. In der erſten erklärte er: auf Grund des Tractats vom 5. Februar ſei die volle Souverainetät der nördlichen Inſel für alle Zeiten auf die Königin Victoria, ihre Erben und Nachfolger auf dem Thron übergegangen. In der zweiten erklärte er auf Grund eines durch den Colonialminiſter ihm überkommenen Befehls der Königin die mittlere Inſel und die Stewartsinſel in gleicher Weiſe für britiſches Kronland. Die dritte Proclamation war gegen die Coloniſten in Port-Nicholſon und mithin gegen die Neuſeeland-Compagnie gerichtet, die darin mit der ſchonungsloſen Derbheit des officiellen Kanzleiſtils bezüchtigt wurden, eine ungeſetzliche Aſſociation gebildet und der königlichen Majeſtät zum Trotz eine die Stellung des britiſchen Gouvernements offenbar beeinträchtigende Stellung eingenommen zu haben. Allen mit dieſer ungeſetzlichen Aſſociation in Beziehung ſtehenden Perſonen wurde geboten, ſich ſofort davon loszuſagen, den von J. Maj. verordneten britiſchen Behörden ſich zu unterwerfen und dieſelben in der Ausübung ihrer Pflichten zu unterſtützen.

Dieſe letzte Proclamation konnte nicht anders als die äußerſte Entrüſtung erregen. Sie wurde vom damaligen Colonialminiſter J. Ruſſell (laut Depeſche vom 10. November 1840, welche Neuſeeland zur ſelbſtändigen Colonie erklärte und Hobſon zum erſten Gouverneur ernannte) zwar beifällig aufgenommen, aber vor der Hand nicht mit den beiden andern in den engliſchen Zeitungen publicirt. Bei aller Bitterkeit konnte er ſich nicht verhehlen, daß ſie herbe Ungerechtigkeiten enthielt. Die Coloniſten der Neuſeeland-Compagnie hatten die loyalſten und edel-

ſten Geſinnungen; es war ein ganz verfehltes und unweiſes Beginnen, ſie ſo ſtolz und leichtſinnig zu demüthigen. Sie gingen in ihrem Halten am ſtrengen Recht ſo weit, daß ſie von den eingeborenen Häuptlingen an der Cooksſtraße, in deren Gebiete ihre Anſiedelungen lagen, förmlich die Erlaubniß nachgeſucht und erhalten, nach britiſchem Geſetz und Recht ſich einzurichten. Sie hätten jetzt, bei der veränderten Sachlage, bei dem beſten Willen noch nicht Gelegenheit gehabt, die nöthigen Schritte zur Erlangung einer Incorporationscharte zu thun, die durch die ſo plötzliche Beſitznahme Neuſeelands ſeitens der engliſchen Krone geſetzlich nothwendig geworden war. Kaum war dieſer Act officiell ausgeſprochen, als auch bereits von der Compagnie die erfoderlichen Anträge beim Colonialſecretariat zu London gemacht wurden, die nicht nur zu dem gewünſchten Reſultate, ſondern außerdem zu einer perſönlichen Verſtändigung führten. Das Incorporations-Patent wurde am 2. Februar 1841 ertheilt und am 15. Februar gab die Compagnie ein äußerſt glänzendes Feſtmahl, welchem der Colonialminiſter mit mehren ſeiner Beamten beiwohnte. Allein der alte Groll des kränklichen, bitter geſtimmten Governor Hobſon, der die Compagnie-Coloniſten im blinden Eifer des Hochverraths bezüchtigte, ſchien dadurch nicht beſeitigt und die von ihm ſo hochfahrend zugefügte Kränkung mochten die Coloniſten ebenfalls nicht ſo ſchnell vergeſſen können. Bald häufte ſich neuer Stoff zu gegenſeitiger Erbitterung. Die traurigen und beklagenswerthen Folgen, welche die Feindſchaft beiden Theilen brachte, trieben den mehrjährigen Zwieſpalt auf die Spitze. Zwiſchen den Anſiedlern von Wellington und Auckland war die heftigſte Erbitterung eingewurzelt, faſt bis auf

die neueſte Zeit. Als aber im Jahre 1848 ein furchtbares Erdbeben in Wellington ſchreckliche Verwüſtungen angerichtet hatte, eilten die Bewohner von Auckland mit milden Gaben helfend und erleichternd herbei und ſeit dieſer Zeit erſt ſoll eine ſehr merklich beſſere Stimmung eingetreten, die alte Eiferſucht beſiegt ſein. —

Die Geſchichte Neuſeelands wird von dieſem Zeitpunkte ab ſo verwickelt, daß wir vergebens verſuchen, in der Kürze einen irgend genügenden Ueberblick zu liefern. Die letzten zehn Jahre würden ebenſo lehrreichen als anziehenden Stoff zu einem beſondern Artikel darbieten. Die Geſchichte des engliſchen Gouvernements zeigt recht deutlich, wie ſchreiende Fehlgriffe, wie arge Misbräuche ſelbſt unter der Obhut eines im Ganzen vortrefflich organiſirten Staatsmechanismus wuchern konnten. Das Regiſter der verkehrten Maßregeln unter den beiden erſten Gouverneuren von Neuſeeland iſt lang und ſchwer; die Maſſe der Leiden und Uebel, welche durch ihre Schuld emporwuchſen, iſt unabſehbar und unermeßlich. Die Finanzwirthſchaft war in Princip und Ausführung im höchſten Grade verfehlt, große Geldſummen wurden zwecklos und widerſinnig verſchleudert, der Wohlſtand der Colonie binnen wenigen Jahren zu Grunde gerichtet. Die Einrichtungen und Ankäufe der Regierung trugen nicht ſelten eine ſinnloſe und ſelbſt noch ſchädliche Verſchwendung zur Schau. Die Beamten zeigten ſich meiſtens als ſelbſtſüchtige, habgierige Menſchen, die nicht im Gedeihen der Colonie, ſondern im maßloſen Anhäufen von Reichthum und in ſtolzer, eigenmächtiger Selbſterhebung ihre Freude ſuchten. Wie unweiſe dieſes Gouvernement aus kleinlichem Parteihaß die Neuſeeland-Compagnie verfolgte, ſtatt

mit ihr Hand in Hand zu gehen, wurde oben angedeutet. Die Politik der Regierung gegen die Eingeborenen war wo möglich noch unwürdiger und verderblicher. Schon das Verfahren des Capitain Hobſon zur Erlangung der Unterſchriften, welche der engliſchen Krone die Souverainetät und ihm die Gouverneurſtelle verſchafften, hatten das Vertrauen auf ſeine Redlichkeit verſcherzt; es war der Größe des britiſchen Namens unwürdig und vor den ewigen Geſetzen der Ehrlichkeit und Sittlichkeit nicht zu rechtfertigen. Bei den Verhandlungen über Landankauf von den Wilden kamen ſchlimme Dinge vor. Mit der Sorge für die geiſtige und äußere Verbeſſerung der Lage der Eingebornen ſtand es ſehr zweifelhaft; die dafür getroffenen Einrichtungen nahmen ſich auf dem Papiere vortrefflich aus, allein in der Ausführung wurden ſie deſto fahrläſſiger gehandhabt, ja ſelbſt die dafür ausgeſetzten Summen andern Zwecken zugewandt. Dem Manne, deſſen eigentlicher Beruf es war, für das Wohl der Eingeborenen zu wachen, dem Protector der Eingeborenen, wurde zugleich die Agentur der Landankäufe übertragen — eine widerſinnige Verhöhnung beider Aemter. Ueberhaupt ſpiegelt ſich in dem Verfahren der Regierung Hinterliſt, oder Unentſchiedenheit, oder Schwäche und feige Furcht, wo ſie hätte charakterfeſt, ehrlich, entſchieden und thatkräftig auftreten ſollen. Daher kann man ſich nicht wundern, ſie ſchnell in ein Labyrinth von Verlegenheiten geſtürzt zu ſehen.

Bald gährten von allen Seiten die leidenſchaftlichſten Zerwürfniſſe unabſehbaren Haders. Das engliſche Gouvernement hatte zunächſt die Aufgabe einer Regulirung der beſtehenden und ſchwebenden Beſitzverhältniſſe

zu löſen. Dieſe Aufgabe war unendlich complicirt. Man muß ſich erinnern, wie großer Spielraum zu betrüglichen Ankäufen vorhanden geweſen und wie betriebſam dieſe Gelegenheit ausgebeutet war. Das Treiben der Landverſchlucker — oder Landhaie (Landsharks) wie man ſie ſehr bezeichnend nannte — iſt ſprüchwörtlich geworden. Es kamen Abenteurer vor, die ganze Quadratmeilen angekauft zu haben behaupteten; eine Perſon erhob Anſprüche auf ein Gebiet der mittlern Inſel, welches dem Königreich Baiern an Umfang gleich kam. Auch die Neuſeeländer ſäumten nicht, ſelbſt manchen wohlbegründeten und in beſter Form abgeſchloſſenen Landbeſitz anzufechten. Dergeſtalt traten die gehäſſigſten und verwickeltſten Hemmungen ein; Miſſionaire, Anſiedler aller Art und Eingeborene eilten herbei, um ihre Anſprüche geltend zu machen. Kein Kunſtgriff, keine Vorſpiegelung, keine Gleißnerei wurde geſpart. Mehre Hunderte von Klagen und Beſchwerden waren zu beurtheilen, Tauſende von widerſprechenden Ausſagen zu entſcheiden und je mehr der Thatbeſtand in undurchdringlichem Dunkel lag, deſto freieres Spiel hatten Willkür und Leidenſchaft. Es wurden Commiſſionen zur Beilegung der Streitigkeiten über Landbeſitz organiſirt; aber leider war man in der Wahl der Commiſſaire nicht glücklich. Eine möglichſt ſchnelle Beſeitigung des Geſchäfts wäre ſo ſehr wünſchenswerth geweſen. Allein da die Commiſſion gut beſoldet und auf Diäten geſetzt war, konnte um ſo weniger von ihr erwartet werden, daß ſie ſich hätte anſtrengen ſollen, um das Ende ihrer ephemeren Stellung und Thätigkeit zu beſchleunigen. Dem Beſitztitel mancher Anſiedler und namentlich auch den Emigranten der Neuſeeland-Com-

pagnie wurde jahrelang die Beſtätigung, bisweilen aus Nachläſſigkeit und Misgunſt, vorenthalten. Indem ſo die Gewißheit des Beſitzes ſchwebend gehalten war, fehlte die Luſt zum Anbau. In jenen Anſiedelungen, die Schauplatz des herrlichſten Aufblühens und bewundernswerther Thätigkeit geweſen waren, kehrte bald eine düſtere, unheimliche, verzweifelnde Stimmung ein. Die Umſatzverhältniſſe verſchlechterten ſich. Der Credit ſchwand dahin. Das Geſchäftsleben ſiechte unter dem Druck der Steuer- und Zollgeſetze. Handel und Verkehr lagen darnieder. Verarmung und Trübſal aller Art nahm überhand.

Die Eingeborenen blieben nicht müßige Zuſchauer bei dieſem Wechſel. Anfangs hatten ſie die Coloniſten freudig begrüßt und die Aufhetzereien misgünſtiger Feinde aller Art mit kalter Verachtung abgewieſen. Allein mit der Zeit änderte ſich dies. Seitdem ſie der Uneinigkeit zwiſchen Gouvernement und Anſiedlern gewahr geworden, traten ſie mit ſtarken Foderungen auf. Bei den Landankäufen an der Cooksſtraße ſcheint Wakefield nicht immer mit der nöthigen Vorſicht zu Werke gegangen zu ſein; das trug jetzt ſchlimme Früchte. Einigen Coloniſten wurde das Beſitzrecht der ihnen von der Agentur zugewieſenen und bereits angebauten Ländereien ſtreitig gemacht; da beide Theile im beſten Rechte zu ſein glaubten, kam es zu Mord und Blutvergießen. Das Gouvernement hatte nicht die erfoderliche Militairmacht und auch wol nicht den guten Willen, Ordnung und Geſetz zum beſten der Compagniecoloniſten aufrecht zu erhalten. So nahmen Frevel, Unordnungen und Blutvergießen überhand.

Der Geiſt der Widerſetzlichkeit wuchs unter den Eingebornen von Jahr zu Jahr. Von einzelnen Aufſtänden ſchritten

ſie nach und nach 1844 zu einer faſt allgemeinen Erhebung fort, die im Norden gegen die engliſchen Flaggenſtangen, im Süden gegen die anſäſſigen Coloniſten und Landbeſitzer überhaupt ſich richtete. Dieſe Kämpfe hatten große Schwierigkeiten; ſie ſind nicht ohne Wechſelfälle geblieben. Im März 1845 geriethen die früheſten Anſiedelungen der Europäer an der Inſelbai in die Gewalt der Eingeborenen; der Hauptort daſelbſt, der Flecken Kororarika, wurde von ihnen im Sturme genommen und in Auckland, der Reſidenz des Gouverneurs, fürchtete man Angriff und Ueberfall. Viele Einwohner flohen; andere brachten Frau und Kinder in die Kirche. Die Stadt war mehre Tage in vollem Alarm. Im Süden der nördlichen Inſel ſtanden die Eingeborenen eine Zeit lang unbeſiegt da. Ihre Krieger blieben hinter den engliſchen Soldaten an Bewaffnung, Tapferkeit und Geſchick kaum zurück; und was ihnen in dieſen Beziehungen etwa fehlte, erſetzten ſie durch wohlberechnete Benutzung des Terrains und durch eine vagabondirende Kriegführung. Während die engliſchen Truppen immerfort durch die Hemmniſſe des Verproviantirungsſyſtems in Verlegenheit kamen und nur mühſam ſich bewegen konnten, ſtürmten die Eingeborenen frei und leicht auf den wohlbekannten Wegen dahin. Die Verpflegung und der Transport des Gepäcks laſtete auf den Frauen und Kindern, die ſie überallhin begleiteten. Auf Gefechte und Schlachten im größern Maßſtabe ließen ſie ſich nicht ein; kleinere Schlappen wußten ſie wiederholt beizubringen. Dagegen war ihnen faſt gar nicht beizukommen; ſie irrten in ihren weitläufigen, wildverwachſenen Büſchen, Wäldern, Bergen wie Zigeunerbanden umher und hatten ſtatt der verlaſſenen

Wohnſitze leicht eine neue Heimat gefunden. Aber ſie lernten zugleich erkennen, wie ihre feſteſten Pahs gegen die europäiſche Artillerie keine Zuflucht boten. Es war ein eigenthümlicher Anblick, die engliſchen Kanonen und Raketen aus dichten Urwäldern ihr Feuer eröffnen zu ſehen; die Eingeborenen ſcheinen dadurch ganz beſonders bewältigt und zum Frieden geneigt geworden zu ſein.

Seit 1847 kehrte die Stille des Friedens ein und nun galt es Wunden zu heilen und Schäden herzuſtellen. Religion und Sittlichkeit der Eingeborenen waren ſehr geſunken; die Miſſionsberichte klagen ſogar über Rückfälle zum Heidenthum oder doch zu heidniſchen Gebräuchen und Aberglauben, über neu eingeriſſene Verwilderung und Entartung. In hohem Grade erfreulich iſt die übereinſtimmende Beobachtung, daß von Cannibalismus in dieſen Kriegen keine Spur vorkam. Der jetzige Gouverneur Grey, der ſeit 1845 ſtatt des abberufenen Captain Fitzroy an der Spitze der engliſchen Regierung in Neuſeeland ſteht, hat in ſeinem vorletzten Jahresberichte glänzend hervorgehoben, daß den Miſſionairen das Hauptverdienſt an dieſem unmerklich oder unbelauſcht vollzogenen Wechſel gebühre, daß ohne ihre Arbeit das Wirken der politiſchen Kräfte wenig Erfolg gehabt haben würde.

Die Kraft der Neuſeeland-Compagnie wurde unter der Befeindung des Gouvernements in ihrer jugendlichen Blüthe gebrochen, nachdem ſie die Hauptanſiedelungen in Wellington, Neu-Plymouth und Nelſon ins Daſein gerufen. Sie iſt aus einem Emigration und Coloniſation leitenden Vereine eine blos ſpeculirende Actiengeſellſchaft geworden und hat 1846 mit der Regierung ein

förmliches Abkommen getroffen, deſſen Entſcheidung vor einigen Monaten abgelaufen iſt und durch eine demnächſt zu erwartende Parlamentsverhandlung feſtgeſtellt werden wird. Die letzte Verſammlung der Actionäre am 18. Juli 1851 konnte bei der ſchwankenden Lage der Dinge keinen beſtimmten Anhalt zu Discuſſionen und Beſchlüſſen bieten.

Indeſſen ſind andere Coloniſationsgeſellſchaften aufgetreten, die ſich der Erfahrungen ihrer Vorgänger bemächtigten. Unter ihnen zeichnet ſich als die thatkräftigſte die „Canterbury-Aſſociation" aus, welche im Jahre 1848 geſtiftet und durch einen Freibrief der Krone vom 13. November 1849 incorporirt iſt. Der Erzbiſchof von Canterbury ſteht an der Spitze dieſes Vereins, der in der von ihm gegründeten Colonie auf der Halbinſel Banks grundſätzlich nur Bekenner der biſchöflich-engliſchen Kirche aufnimmt, aber es ſich angelegen ſein läßt, ſowol in religiöſer als in jeder andern Beziehung aufs beſte für die Emigranten zu ſorgen. Im September 1850 wurden vier, und im Mai 1851 wieder fünf Schiffe von dieſer Geſellſchaft abgeſchickt; ihre Colonie zählt bereits gegen 2000 Einwohner. Alles ſcheint ein raſches Aufblühen dieſer durch reiche Beiſteuer der engliſchen Ariſtokratie und Geiſtlichkeit gehobenen Anſiedelung zu verſprechen.

Das Hauptſtreben des jetzigen engliſchen Gouvernements in Neuſeeland iſt auf die Verſöhnung und Ausgleichung der frühern feindlichen Elemente gerichtet, nachdem der Wechſel der Anſichten unter den Colonialminiſtern — Lords Glenelg, Normanby, Ruſſell und Stanley — und die abweichenden Principien der frühern Gouverneurs ſo viele Verwirrung und Unfrieden erzeugt. Die

neueſten Theorien und Probleme der engliſchen Colonialpolitik ſind auf die Leitung der neuſeeländiſchen Dinge zwar nicht ohne Einfluß geblieben, aber zu entſchiedenen Maßregeln iſt es noch nicht gekommen. Die politiſchen Verhältniſſe ſind in dem Zuſtande des Schwebens oder Uebergangs begriffen. Der jetzige Colonialminiſter Lord Grey hat bereits im Jahr 1846 eine Conſtitution für die Colonie Neuſeeland beſtätigt, allein Governor Grey hat die Einführung anfänglich ſuspendirt und nun weiter von Jahr zu Jahr verſchoben. Die vom Colonialamt für das laufende Jahr beantragte Subvention von 20,000 Pfd. Sterling iſt, ungeachtet der Oppoſition Cobden's, Hume's u. A., am 14. Juli 1851 im Hauſe der Gemeinen mit großer Majorität genehmigt worden.

Anmerkungen.

1) Chronological history of the voyages and discoveries in the South Sea, I, 300 (London 1803, 4.). Der Verfaſſer dieſes ſchätzbaren Werkes machte die zweite Weltumſegelung des Capitain Cook an Bord der Adventure als Seelieutenant mit.

2) Biographie universelle, T. XV (Paris 1815), Art. *Fernandez.*

3) Ueber Tasman empfehlen wir, außer den gewöhnlich angeführten Büchern: G. Moll (Prof. zu Utrecht), Verhandeling over eenige zeetogten der Nederlanders (Amſterdam 1825), S. 173—201.

4) Een kort verhael uyt het journael van den Kommander A. J. Tasman int' ontdekken vant't onbekende Suid Landt im Jare 1642 (Amſterdam 1674). Die kleine Schrift iſt ſelten und uns nicht zugänglich geweſen.

5) Vergl. die 1690 hinzugefügte fünfte Abtheilung ſeiner Relations de divers voyages curieux, qui n'ont point esté publiées etc. (Paris, Folio), in welcher der Tasman'ſche Reiſebericht vier beſonders paginirte Seiten einnimmt.

6) Mit den aus drei Bänden beſtehenden „Voyages de François Coreal aux Indes orientales" (aus dem Spaniſchen, Amſterdam 1772, 12.) hat es eine eigenthümliche Bewandniß. Die Vermuthung einer Myſtification liegt hier gar zu nahe. Niemand hat je das angebliche ſpaniſche Original geſehen und der Name des franzöſiſchen Ueberſetzers iſt unermittelt geblieben. Räthſelhaft und einigermaßen verdächtigend iſt ferner, daß eine „Nouvelle édition, augmentée d'une nouvelle découverte des Indes méridionales et des terres australes" dem Titel zufolge in demſelben

Jahre zu Paris in zwei Bänden erſchienen und durch Hinzufügung von vier Reiſen vermehrt iſt. Der Tasman'ſche Reiſebericht findet ſich in der erſten Ausgabe, III, 201—223, mit der Aufſchrift „Relation d'nn Voyage aux Terres Australes inconnues tirée du journal du Capt. Abel Jansen Tasman".

7) In deſſen „Philosophical collections" (London 1682, 4.), ſ. Alex. Dalrymple, „Historical collection of the several voyages and discoveries in the South Pacific Ocean", II, 65, 66 (London 1770, 4.) Wieder abgedruckt in der Sammlung „An account of several late voyages and discoveries", I. Sir Narborough's Voyage etc. (London 1711), S. 129—140.

8) Hist. collection of the sev. voy. etc. (ſ. Anm. 13), II, S. 65—84. Dalrymple gibt hier eine Ueberſetzung des Valentyn'ſchen Textes und fügt die beachtenswertheſten Varianten der übrigen Ausgaben hinzu.

9) Chronological history etc., I, 59—112. Burney ließ von den 38 bildlichen Darſtellungen des Originals nur 10 für ſeine Sammlung abſtechen; unter dieſen gehören drei den neuſeeländiſchen Inſeln an. Die fünf Kartenſkizzen Tasman's hat er dagegen ſämmtlich wiedergegeben. Eine derſelben betrifft die neuſeeländiſchen Küſten, wie ſie ihm erſchienen, vom Cap Foulwind bis zum Cap Maria van Diemen oder den drei Königsinſeln. Dieſe älteſte kartographiſche Darſtellung bietet als ſolche, wie fragmentariſch und mangelhaft ſie ſein mag, ein eigenthümliches Intereſſe. Sie findet ſich übrigens auch in dem angeführten Werke von Dalrymple.

10) Erſt im Jahre 1798 wurde bekanntlich durch den kühnen Chirurgen Baß die Inſularität des Van-Diemens-Landes ermittelt. Früher ſchon hatten Marion (1770), Furneaux (1773), Cook (auf ſeiner dritten Reiſe um die Welt (1777), Bligh (1788 und 1793), Hayes (1794) verſchiedene Punkte der vermeintlichen Südſpitze des auſtraliſchen Feſtlandes beſucht, ohne die Unrichtigkeit der Tasman'ſchen Vorausſetzung zu entdecken.

11) Wir können uns nicht enthalten, die Stelle nach dem bei Valentyn vorfindlichen, ſprechenden Urtexte wiederzugeben (ſ. deſſen Werk „Oud en nieuw Oost-Indien, vervattende eene

nauwkeurige verhandeling en beschryving van Nederlands mogentheyd in die Gewesten", III, 2, unter dem Specialtitel: „Verhandeling der Zeehorenkens en zee-gewassen in en omtrent Amboyna en de naby gelegene eylanden etc." (Dordrecht und Amſterdam 1726, Folio), III, 49. Die Eingeborenen ſind hier beſchrieben als menschen, die grof van stem en dik en swar van gebeente . . . . Zy waren van verwe tusschen 't bruin en geel, swart en swar van hair, dat op de kruin op zyn Japans op-, en vastgebonden was, en hadden een groote dikke witte veder op staan. Hunne klederen waren, zommige als van matten, andere als van kattoen; doch 't bovenlyt was naakt.

12) Theil 61 (Halle 1749, Folio).

13) Vergl. (Dalrymple), An account of the discoveries made in the South Pacific Ocean, previous to 1764 (London 1767), S. XI, und das drei Jahre ſpäter in 4. mit dem Namen Dalrymple's erſchienene Buch: „Hist. collection of the several voyages and discoveries in the South Pacific Ocean", I, XXIV fg.

14) Man leſe die reizende Schilderung von Georg Forſter, der dieſe Weltumſegelung mitgemacht und beſchrieben hat, in deſſen Schriften (Leipzig 1843), I, 157—159.

15) Capitain W. Bligh's Reiſe in das Südmeer, a. d. Engl.; nebſt J. F. de Surville's Reiſe in das Südmeer, jetzt zum erſten mal aus den vier vollſtändigen Tagebüchern der Herren de Surville, Labé, Pottier und Monneron überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Georg Forſter (Berlin 1793), S. 343—357 u. 359. Man vergl. Rochon, Voyages a Madagascar etc. (Paris 1803), III, 382—389. Abgedr. in Dumont d'Urville, Voyage de la Corvette Astrolabe. Hist. du voyage, III, 26—30 (Paris 1830). Es mag hier bemerkt werden, daß dieſer ganze dritte Band (796 Seiten) der Dumont d'Urville'ſchen Reiſebeſchreibung ausſchließlich Pièces justificatives zu dem Abſchnitte über Neuſeeland enthält und daher, wie der Verf. ſich ſelbſt ausdrückt, als „Collection des chroniques de la Nouvelle Zélande" bis zu jener Zeit angeſehen werden kann. Die eigentlichen Schilderungen

des Beſuchs der Inſeln und die dazu gegebenen Erörterungen nehmen den zweiten Band (632 Seiten) ein.

16) Hauptquelle für den ganzen Hergang iſt die Erzählung des Lieutenant Crozet, der dabei, wie wir ſahen, als Mithandelnder auftritt. Sie iſt zuerſt von Alexis Rochon (Nouveau voyage à la mer du Sud, rédigé d'après les plans et les journaux de M. Crozet, Paris 1783, S. 43 fg.) herausgegeben und neuerdings wieder abgedruckt in Dumont d'Urville, Voyage de la Corv. Astrolabe, III, 31—51, und in dem vier Jahre nachher erſchienenen vierten Bande der Voyage autour du monde excuté sur la corvette de l'état la Favorite sous le comm. de M. Laplace (Paris 1835), S. 151—70. Für dieſe wiederholte Vervielfältigung einer ſo unſchwer zugänglichen Relation läßt ſich ſchwerlich ein genügender Grund auffinden. Der Text des Laplace'ſchen Reiſeberichts erhebt ſich nicht über die oberflächliche Anſchauung des erſten Darſtellers und in ſeiner Auffaſſung läßt er ſonderbare chronologiſche und andere Irrthümer einfließen, z. B. daß Marion zwei Jahre nach dem Verluſt des Capt. Fourneaux im Charlottenſunde, welcher in den December 1773 fällt, mithin 1775 umgekommen ſei (S. 6). Die Zerſtörung des Boyd verlegt er aus dem J. 1809 in das J. 1820 (S. 25).

17) In dieſem Sinne urtheilt ſchon Rochon in ſeinen Voyages à Madagascar etc. (Paris 1803), III, 386. Cruiſe (Journal of a ten months' residence in New-Zealand [London 1823], S. 47) gibt dieſelbe Deutung als Relation eines bejahrten Häuptlings, der ihm während ſeines Aufenthalts in Neuſeeland im J. 1820 eine umſtändliche Schilderung des Vorgangs gab. Vergl. auch Aug. Earle, A narrative of a nine months' residence in New-Zealand, in 1827 (London 1832), S. 149, wo eine ähnliche Darſtellung aus dem Munde eines greiſen Augenzeugen angeführt wird.

18) ſ. (Capt. Fitzroy), Narrative of the voyage of the Advent. and Beagle, II, 582, und Capt. James Clarke Ross, A voyage of discovery and research in the Southern and Antarctic Regions 1839—43 (London 1847), II, 62.

19) Captain P. Dillon, Narrative and successful result

of a voyage in the South Seas performed by the order of the Gov. of Brit. India, to ascertain the actual fate of La Pérouse's expedition (London 1829), I, 204.

20) J. S. Polack, New-Zealand: being a narrative of travels and adventures during a residence in that country (2 Bde., London 1838), I, 35.

21) Lieutenant Burney hat ſich ſpäter durch ſein Werk „A chronological history of the voyages and discoveries in the South Sea or Pacific Ocean" (5 Bde., London 1803—17, 4.) ein bleibendes Verdienſt in der Literatur der geographiſchen Entdeckungen erworben.

22) Des Capitain J. Cook dritte Entdeckungsreiſe in die Südſee u. ſ. w. Aus d. Engl. überſetzt mit Zuſätzen ... von Georg Forſter (Berlin 1789), I, 142 fg. Vergl. Joh. Reinh. Forſter's und Georg Forſter's Reiſe um die Welt in den J. 1772—75, Cap. 23 (in Georg Forſter's Schriften, II, 349—351).

23) Neben den Berichten von Cook (Hawkesworth) und Forſter ſind beſonders auch die Schilderungen von Surville und Crozet bei Rochon a. a. O. zu vergleichen.

24) Die nähern Angaben aus einer uns unzugänglichen Quelle finden wir bei M. Russell, Polynesia: or, an hist. account of the principal islands of the South Sea, including New Zealand (Edinburg 1842), S. 370 fg. In den Sammlungen von Franklin's Schriften haben wir vergebens nach dieſen Erörterungen oder Vorſchlägen geſucht.

25) Die Nachricht ſoll ſich u. A. im London magazine, 1785, Febr., finden. Uns begegnete die Notiz in Allgemeene vaderlandsche letter-oefeningen etc. (Amſterdam 1785), VII, 460 fg.

26) A voyage of discovery to the North Pacific Ocean and round the world under the command of Capt. Geo. Vancouver (London 1698), I, 60—67. Der Verf. war damals zum fünften male in Neuſeeland.

27) Vergl. Voyage de Dentrecasteaux, envoyé à la recherche de La Pérouse, publié par ordre de Sa Maj. l'Emp. etc., rédigé par M. de Rossel (Paris 1808, 4.), I, 270.

28) Dieſe Nachrichten ſind abgedruckt in David Collins, Account of the English colony in New South Wales etc. To which are added some particulars of New Zealand; compiled by permission from the MSS. of Lieutenant-Governor King (London 1798, 4.), I, 519—531; vergl. S. 282—283. Die beiden Neuſeeländer, deren oben gedacht wird, zeigten den größten Abſcheu vor dem Cannibalismus ihrer Landsleute; ſie ſprachen nur mit Widerſtreben davon und ſtellten entſchieden in Abrede, daß die Menſchenfreſſerei dort allgemein ſei. Daß dieſe Barbarei vorkomme, und daß ſie namentlich an gefangenen Feinden wirklich geübt werde, konnten ſie um ſo weniger leugnen, da Hudu's Vater von einem feindlichen Stamme auf dieſe Weiſe geopfert worden war. Eine andere Mittheilung, für welche man keine Beſtätigung fand, betraf die Geneigtheit der Neuſeeländer zum Selbſtmord oft aus geringfügigen Veranlaſſungen.

29) Vergl. Jules de Blosseville, Essai sur les moeurs et les coutumes des habitans de la partie méridionale de Tavaï Poénammou (eine unzweifelhaft nach Aufzeichnungen des engliſchen Capitain Edwardſon bearbeitete Skizze) in Nouv. Annales des voyages publ. par Eyriès et Maltebrun (Paris 1826), XXIX, 172, und J. S. Polack, New-Zealand: being a narrative of travels etc. (London 1838), I, 52, 53.

30) Some account of New-Zealand (London 1807).

31) Die ausführliche Erzählung enthält ein Artikel des Calcutta Journal vom 10. Mai 1809, der im Anhange der Turnbull'ſchen Reiſebeſchreibung „A voyage round the world in the years 1800—4", zweite Ausg. (nur dieſe zweite Ausgabe, London 1813, 4., hat den betreffenden Appendix), abgedruckt iſt. Dumont d'Urville (Voyage de l'Astrolabe) hat ihn in franzöſiſcher Ueberſetzung wiedergegeben.

32) Das betreffende Zeugniß im Missionary Register, 1814, Nov., S. 467 fg., gründet ſich auf die Ausſage des Tarra oder Georg, der nichts weniger als zuverläſſig war und auch ſpäter, je nachdem ihn ſeine Abſichten oder ſeine Launen trieben, den Hergang ganz verſchieden erzählt hat. Vergleiche Cruiſe, a. a. O., S. 271.

33) Die nähern Nachrichten über die Ermordung der Mannſchaft des Boyd ſind vielfach widerſprechend erzählt. Nur in den traurigen Reſultate ſtimmen alle Berichterſtatter und Schilderungen überein. Unſere Darſtellung folgt zunächſt der Ausſage eines Otaheitiers, der zu jener Zeit an Ort und Stelle ſich aufhielt und als unparteiiſcher Zeuge glaubwürdig iſt. Dieſe Ausſage wurde zuerſt vom Captain Chance in der Sidney Gazette Sept. 1, 1810, veröffentlicht und iſt in dem Buche des Capt. Erwin (Journal, S. 3, 11—16) abgedruckt. Die Erzählungen vom Kaplan Marsden und von John Liddiard Nicholas (Narrative of a voyage to New Zealand. Performed in the years 1814 et 1815 in comp. with the Rev. S. Marsden, London 1817, I, 144 fg.) ſtimmen damit im Weſentlichen überein, oder laſſen ſich doch damit vereinigen. Ebenſo die Mittheilungen des Captain P. Dillon (Narrative of a voyage in the South Seas, I, 218—225), der aus den Berichten des oben bereits erwähnten Neuſeeländers Moyhanger ſchöpfte. Dillon erklärt ſeine Mittheilungen für die zuverläßigſten und wir legen auf dieſen Ausſpruch um ſo mehr Gewicht, da er in den Jahren 1809—27 Neuſeeland ſieben mal beſucht hat und durch ſeine ſehr mannichfaltigen dortigen Verbindungen in Stand geſetzt war, den Thatbeſtand vielfach zu erforſchen. Einige mal iſt dieſer Kataſtrophe auch in dem auf Befehl des engliſchen Oberhauſes gedruckten Report from the select Committee appointed to inquire the present state of the Islands of New-Zealand (Parl. Reports, 1837—38, Bd. 21 gedacht und namentlich von Beecham angeführt, daß an den Ermordeten Europäern Cannibalismus geübt wurde. Die erſte gedruckte Kunde des Ereigniſſes gab Captain Pattiſon, deſſen oben im Texte gedacht iſt, in einem von ihm und zwei andern Mitreiſenden Alexander Berry und James Ruſſell, unterſchriebenen förmlichen Berichte, der vom 6. Jan. 1810 datirt, in der Sidney Gazette vom 17. Febr. und in dem erwähnten Buche von Nicholas, II, 71—74, abgedruckt iſt. Dieſer Bericht iſt indeß ungenau; unter den irrthümlichen Vermuthungen, welche dem Thatbeſtande eingemiſcht ſind und dann in anderweite Erzählungen Eingang gefunden haben, heben wir als Beiſpiel hervor, daß der

häuptling Tipahi der Theilnahme am Morden beschuldigt wird. Vielleicht ist dieser Irrthum auf eine Namensverwechselung zurückzuführen, indem ein älterer Bruder Tarra's, der Tippui hieß, unter den Angreifenden erscheint. Möglich daß dieser Irrthum selbst eine unglückliche thatsächliche Bedeutung gewonnen hat. Nicholas erzählt, a. a. O. I, 290 fg., daß einige Walfischfänger, in der Meinung, die Zerstörung des Boyd müsse an Tipahi gerächt werden, sich zu einem Ueberfall gegen ihn vereinigten, sein Dorf zerstörten und viele Eingeborne seines Stammes niedermachten. Tipahi entkam schwer verwundet und fiel bald nachher im Kampfe gegen die Stämme von Wangaroa, die ihn als Freund der Europäer feindlich angriffen. Etwas abweichend von Pattison sind die Mittheilungen in einem Briefe des oben angeführten Berry d. d. Lima, 20. Oct. 1810 in Aug. Earle's Narrative, S. 43—48. Am auffallendsten jedoch ist es, daß in der Erzählung, die Earle nach dem Berichte eines betheiligten Neuseeländers gibt, der Name des gemisshandelten Häuptlings „Philip" lautet vergl. a. a. O., S. 152.

34) Miss. Register, 1815, Febr., S. 102—106; ebend. März, S. 155—163; April, S. 188—195, enthält ausführliche Nachrichten über diese Reise, unter deren Begleitern sonderbarerweise die verschiedensten Nationen repräsentirt waren. Man zählte zwei Eingeborene aus Otaheite, einen aus Owaihne, einen Amerikaner, drei Europäer, von welchen der eine aus Schweden, der andere aus Norwegen, der dritte aus Preußen gebürtig war u. s. w. (a. a. O., S. 104). Für die Anfänge der Neuseeland-Mission ist auch anzuführen Tho. Smith, The history and origin of the Missionary Societies (London 1825), II, 430—447 und 738—760.

35) Das Actenstück ist abgedruckt bei Nicholas, Narrative II, 31—33; im Miss. Reg., 1815, Sept., S. 479—481. In französischer Uebersetzung bei Dumont d'Urville, Voyage de l'Astrolabe, III, 129—130.

36) Es wird kaum nöthig sein, hier an eine kleine Schrift des Meisters der geographischen Wissenschaft, Karl Ritter (Die Colonisation von Neuseeland, Berlin 1842), zu erinnern, die

namentlich ſowol den individuellen Charakter als die Weltſtellung der Doppelinſel in lebensvoller Anſchaulichkeit darlegt und durch den Stempel einer überlegenen Beherrſchung dieſer Seite ausgezeichnet iſt. Das Büchlein erſchien ſofort auch in engliſcher Ueberſetzung.

37) Die nördliche Inſel wurde von dem engliſchen Entdecker Eaheinomauwe (deutſch und franzöſiſch: Ikanamawi), die mittlere Tovy- oder Tawai-Poenammoo (Toi- oder Tawai-Punammu), d. h. Waſſer des Grünſteins, genannt. Dieſe Namen ſind nicht eine willkürliche Erfindung Cook's, ſondern er hatte ſie bei ſeiner erſten Erkundigung den Eingeborenen, wenn wir ſo ſagen dürfen, abgeforſcht. Ob ſie wirklich dem ganzen Umfange entſprachen, iſt kaum feſtzuſtellen; ſchon Cook ſelbſt iſt darüber nicht recht ſicher. Gleichwol ſind ſie lange Zeit allein vorherrſchend geweſen und haben ſich in unſern geographiſchen Lehrbüchern erhalten bis auf den heutigen Tag. In neuern engliſchen Werken findet man ſie nicht mehr oder höchſtens als antiquirte Reminiscenz; die beiden Hauptinſeln werden längſt ungleich natürlicher und angemeſſener als „nördliche" und „mittlere Inſel" bezeichnet (der Name „ſüdliche Inſel" blieb der unverhältnißmäßig kleinern Stewartsinſel) und dieſe Namen haben in dem Grade Eingang gefunden, daß ſie ſelbſt den ſeit zehn Jahren officiell ertheilten Benennungen Neu-Ulſter, Neu-Münſter und Neu-Leinſter nicht gewichen ſind. Als ephemere Merkwürdigkeit iſt anzuführen, daß der engliſche Reiſende J. S. Polack in ſeinem Buche „A residence in New Zealand" (1838) und auf der beigefügten Karte der mittlern Inſel den Namen Victoriainſel beilegt und daß ſie von Franzoſen, die von der Halbinſel Banks aus die Herrſchaft ihrer Flagge auf die ganze Inſel auszudehnen gedachten, ſogar Nouvelle France genannt worden iſt.

Bei dieſer Gelegenheit mag bemerkt werden, daß bei den einzelnen geographiſchen Localitäten Neuſeelands, z. B. bei Häfen, Vorgebirgen, Buchten, Flüſſen u. ſ. w. die Namenverwirrung maßlos iſt. Meiſt ſuchte man die Benennung den Eingeborenen abzulauſchen und daraus entſtanden verſchiedene Auffaſſungen, verſchiedene Schreibarten und weitere willkürliche Modificationen.

Die Dudou-Dudou-Bucht, nördlich von Wangaroa, führt zugleich die Namen Uru-Uru, Manganui, Maunganui, Doubtleß, Lauriſton und Poiroa. Keri-Keri und Kiddi-Kiddi ſind nur verſchiedene Auffaſſungen deſſelben Maori-Worts. Wangaroa kommt an drei verſchiedenen Punkten als geographiſche Localität vor. Als Beiſpiel kann auch der Name des bekannten 1828 verſtorbenen Oberhäuptlings der Inſelbai gelten, für welchen im Engliſchen die Schreibarten Shongee, Shungee, E Hongi, E Onghee, Hungie, Honghee und manche andere Abweichungen exiſtiren, deren Zahl beim Uebertragen ins Deutſche, Franzöſiſche u. ſ. w. noch beträchtlich vermehrt wird. Der neuerdings für die neuſeeländiſche Sprache acceptirte, namentlich von den Eingeborenen in Urkunden und Documenten gebrauchte Name Na-Terrene iſt urſprünglich nichts mehr und nichts weniger als eine künſtliche Corruption des engliſchen New-Zealand.

38) The handbook for New-Zealand: consisting of the most recent information. Compiled for the use of intending colonists. By a late magistrate of the colony, who resided there four years (London 1848), S. 34; The Emigrant's guide to New-Zealand by a late Resident in the colony (London 1850), 6. Aufl., S. 5; Sketch of the Colonial Empire of Great Britain im Colon. Mag., 1851, Aprilheft, S. 278. Nach der erſten dieſer Angaben wären die drei Hauptinſeln Neuſeelands um 50,000 Acres kleiner, nach der zweiten wären ſie um eine Million Acres größer als Großbritannien und Irland, indem hier England mit Wales auf 37, Schottland auf 19, Irland auf 21 Mill. Acres angenommen wird.

39) Z. B. an der Inſelbai (ſ. Ch. Wilkes, Narrative of the United States exploring Expedition during the years 1838—42, II, 371), am Charlottenſund, an der Admiralitäts-, Cloudy-, Chalky- und Dusky-Bai. Bei letzterer und außerdem noch einmal an einem andern Punkte der mittlern Inſel (im Süden des Cap Foulwind) finden wir ſogar die geographiſche Bezeichnung „Fünf-Finger-Spitze".

40) Z. B. New-Zealand the Britain of the Southern hemisphere im Colon. Mag., 1845, V, 166.

41) Vergl. z. B. W. Tyrone Power, Sketches in New-Zealand with pen and pencil (London 1839), S. XVII.

42) Ikanawavi, d. h. Sohn oder Geſchöpf des Flammengottes Mawe.

43) Capt. Roß (Voyage in the South and Antarctic Regions. II, 101—109) ſchildert die entzückende Ausſicht, welche von dieſem Punkte aus auf das Meer ſowol im Oſten (Inſelbai) als im Weſten (Hafen Hoklanga) ſich öffnet. Ueber die Gegend vergl. Dieffenbach, Travels in New-Zealand, Bd. 1, Cap. 17, S. 243 fg. (London 1843); United States exploring Expedition during the years 1838—42, Bd. 10: Geology, by James D. Dana (Philadelphia 1849), S. 437—448.

44) Außer Dieffenbach (ſ. oben) iſt zu vergleichen Sketch of an excursion from Auckland to the hot springs in New-Zealand. August 1849, by a Party of officers of H. M. 58th Rgt. im Colon. Mag. 1851, S. 403—409. Die hier gegebenen Nachrichten ſind indeß, ſelbſt dilettantiſch betrachtet, nicht von großem Belang und räumlich ſehr beſchränkt. Ungleich umfaſſender, lebendiger und befriedigender ſind die Schilderungen von Ger. French Angas (Savage life and scenes in Australia and New-Zealand, London 1847, beſonders II, 95—128), der dieſe Gegend von einem Ende zum andern im Jahre 1844 durchſtreift und anziehende Erfahrungen geſammelt hat.

45) Vergl. Mantell's Abhandlung im Quarterly Journal of the Geol. Soc. of London, 1850, VI, 321.

46) Brunner erhielt die Preismedaille der Geſellſchaft. Das Tagebuch ſeiner neueſten und der bisjetzt umfaſſendſten Unterſuchungsreiſe auf der mittlern Inſel (Journal of an expedition to explore the interior of the Middle Island of New Zealand) wurde in der Sitzung vom 11. März 1850 vorgetragen und iſt abgedruckt im Journal of the R. Geographical Society of London, 1851, II. 344—378, wo auch die beſte bis jetzt erſchienene, von manchen frühern Irrthümern gereinigte Karte der Inſel zu finden iſt.

47) Cruiſe, a. a. O., S. 285.

48) Fitzroy, a. a. O., II, 585.

49) Wir erinnern vorzugsweiſe an die Schilderungen Georg Forſter's a. a. O. (z. B. Schriften, I, 117 fg.).

50) Monatsberichte der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, 1851, Januar, S. 57.

51) Notice of a fragment of the femur of a gigantic bird of New-Zealand (in den Transactions of the Zool. Soc. of London, III, 29—33) und On Dinormis, an extinct genus of tridactyle struthious birds (ebend., S. 243—277, 307—331, 345—379).

52) Dieffenbach, a. a. O., II, 195. Vergl. Allgemeine Zeitung, 1846, Nr. 162, Beilage; W. Colenso (Miss.), An accounnt of some enorme fossil bones of an unknown species of the class aves, lately discovered in New-Zealand in den Annals and Mag. of Nat. Hist., 1844, XIV, 82—96; Gid. Alg. Mantell, On the fossil remains of birds collected in various parts of New-Zealand (in Quart. Journal of the Geolog. Soc. of London, 1848, IV, 225—241), und Deſſelben Notice of the remains of the Dinormis and other birds etc. recently collected in the Middle Island of New-Zealand (ebend., 1850, VI, 319—343).

53) Voyage de l'Astrolabe, III, 571.

54) Ellis, Polynesian Researches, III, 341 (London 1831).

55) Minutes of evidence before a select Committee on the state of the New-Zealand Island (in den Parliam. accounts and papers, 1837—38, Bd. 21), 180.

56) Ebend., S. 86.

57) Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie (Paris 1846), IX, 202. Die Angabe ſelbſt iſt in Voyage de l'Astrolabe, II, 571.

58) Travels in New-Zealand, II, 83.

59) New-Zealand Journal, Nr. 61, S. 116 (angeführt im Colon. Mag., 1843, IV, 427).

60) Census of the native population and localities of New-Zealand in den Parliam. accounts and reports, 1849, XI, 30—43. Halswell hat hier das Reſultat vielfacher Reiſen und Forſchungen in tabellariſcher Form nach 42 Diſtricten dargelegt. Als Beilage iſt eine colorirte Bevölkerungsliſte hinzugefügt.

61) Colon. Mag., 1851, Aprilheft, S. 278.

62) Ein ſchlagendes authentiſches Beiſpiel liefert die Bevölkerung der Sandwichinſeln; vergl. J. J. Jarves, History of the Hawaian or Sandwich Islands (London 1843). Cook ſchätzte die Eingeborenen auf 400,000. Im Jahr 1823 berechnete man 142,050; der Cenſus vom J. 1832 ergab 130,313, der von 1836 nur 108,579. Der Cenſus von 1840 iſt nicht bekannt geworden, doch wurde er nicht über 100,000 geſchätzt, die eingewanderten Fremden, ungefähr 1000 an Zahl, miteingerechnet.

63) Saxe Bannister, Account of the changes and present state of the population in New-Zealand im Journal of the Statistical Society, 1838, Oct., S. 366.

64) Vgl. Edinburgh Review, 1850, Bd. 91, S. 443—471, eine Abhandlung, welche vorzugsweiſe den Erſcheinungen des Abnehmens der eingeborenen Bevölkerung Neuſeelands gewidmet iſt. Der ungenannte Verfaſſer hat während eines mehrjährigen Verweilens auf dieſen Inſeln (ſ. S. 447) darüber merkwürdige Erfahrungen und Beobachtungen geſammelt.

65) Z. B. Angas, Savage life etc. in Australia and New-Zealand, I, 306 fg.

66) Nicholas (Narrative of a voyage to New-Zealand, II, 287 fg.) findet auffallende Aehnlichkeiten mit dem Batta-Volke.

67) Asiat. Journ., 1829, Bd. 28, S. 308 fg.

68) Z. B. von R. G. Jameson, New-Zealand, South-Australia and New-South-Wales: an record of recent travels in these colonies (London 1842), S. 185.

69) So ſagt Fitzroy a. a. O., II, 568, bei den Neuſeeländern habe das Wort des ſpaniſchen Dichters über die Araukaner:

„Venus y Amor aqui no alcanzan parte
Sola domina el iracundo Marte!“

ſeine vollſte Anwendung, während Brown, a. a. O., S. 43—46, ſich über ihren entſchiedenſten Widerwillen an Kampf und Streit verbreitet.

70) Faſt alle Reiſebeſchreibungen haben ſich mehr oder weniger auf Charakterſchilderungen und Sittengemälde der Neuſeeländer eingelaſſen. Unter den erſten Beſuchern ſind in dieſer Beziehung

beſonders die beiden Forſter zu nennen, deren Beobachtungen auf eine glückliche und willkommene Art durch das von Crozet geführte Tagebuch ergänzt werden. Weiter folgen die Berichte von Collins (im Anfange des erſten Bandes von Account of the English colony in New-South-Wales etc., London 1804, 4.) und Savage (Some account of New-Zealand, 1807), die durch günſtige Schilderungen den damals vorherrſchenden ungünſtigen Meinungen und Urtheilen entgegentraten. Dann beginnt die Zeit der Vorbereitungen und der Ausführung der Miſſion durch Marsden. Die Miſſionaire waren weſentlich veranlaßt, ihre Erfahrungen und Anſichten über den Charakter der Maoris zu ſammeln und ſie zu einem klaren Geſammtbilde zu geſtalten; ihre Berichte liefern eine reichhaltige Quelle. Unter den kirchlichen Miſſionairen hat ſich beſonders Kendall durch ſeine Forſchungen über Sprache und Ethnographie, und William Yate (An account of New-Zealand, London 1835) durch Unterſuchungen und Berichte über Leben und Sitten verdient gemacht. Außerdem iſt unter den Methodiſten beſonders Beecham (in der Schrift: Christianity the means of civilization, London 1837) und unter den Katholiken der Biſchof Pompallier (Notice historique et statistique de la Mission de la Nouvelle-Zélande) zu nennen. Eine reichhaltige ſyſtematiſche Verarbeitung fremder Forſchungsergebniſſe und eigener Beobachtungen an Ort und Stelle bietet der franzöſiſche Reiſende Dumont d'Urville im dritten Bande der Voyage de l'Astrolabe, S. 387—610. Unter den Schriften aus neueſter Zeit ſind hervorzuheben: W. Brown, New-Zealand and its Aborigines (London 1845) und S. D. W. Martin, New-Zealand; in a series of letters (London 1845). Die von letzterm Gelehrten bei der engliſchen Naturforſcherverſammlung im Jahre 1845 vorgetragene Skizze: On the moral and intellectual character of the New-Zealanders (in dem gedruckten Jahresberichte Notices and abstracts, S. 78) iſt größtentheils aus dem funfzehnten Briefe des eben angeführten Buches wörtlich wiederholt.

71) Ueber dieſen Punkt heben wir hervor: Arthur S. Thompson, On the influence of the climate of New-Zealand in the production of disease among emigrants from Great Britain im

Edinburgh medical and surgical journal, 1850, Bd. 74, S. 82—91. Hier iſt die außerordentliche Geſundheit des neuſeeländiſchen Klimas vor allen übrigen engliſchen Colonien aus den mit März 1849 abſchließenden militairiſchen Jahresliſten der Erkrankten ſowol als der Geſtorbenen auf eine keinen Zweifel zulaſſende Weiſe dargethan.

72) Fitzroy, a. a. O., II, S. 569, ſagt, daß er Aeußerungen dieſer Art oft aus dem Munde eingeborener Neuſeeländer gehört habe. Ein ähnliches Wort als oft wiederholten Ausſpruch eines Häuptlings von der Inſelbai führt ſchon Cruiſe, a. a. O., S. 276, an.

73) Für dieſen Abſchnitt ſind neben den Quellen zu vergleichen: J. Wiggers, Geſchichte der Evangeliſchen Miſſion, Bd. 2, S. 515—527 (Roſtock 1846) und Elijah Hoole, The Year-book of missions (London 1847), S. 211—228. Beide Werke laſſen ſelbſt von ihrem Standpunkte aus an Vollſtändigkeit und Genauigkeit Manches zu wünſchen übrig.

74) Missionary Register, 1816, Auguſt, S. 328 fg., enthält dieſen Holzſchnitt, der auch bei Dumont d'Urville, a. a. O., III, 135, wiedergegeben iſt. Merkwürdigerweiſe iſt von Letzterm in der franzöſiſchen Ueberſetzung unrichtig der „vingt-quatre *janvier*" als Datum des Kaufcontracts angeführt.

75) Kendall hat es niedergeſchrieben, ſ. Miss. Reg., 1820, S. 326.

76) Sonderbarerweiſe berichtet der ſpätere Miſſionär Will. Yate (An account on New-Zealand, zweite Ausgabe, London 1835, S. 109—111) das Gegentheil: ſeit Schongi's Aufenthalt in England ſeien die Miſſionaire in der Achtung der Eingeborenen geſtiegen, und Schongi ſelbſt habe ſich nach ſeiner Rückkehr der Miſſionaire eifriger als früher angenommen. Allein die Miſſionsberichte und die Thatſachen widerſprechen dieſen Behauptungen aufs entſchiedenſte; es iſt unerklärlich, wie Yate auf ſolche Behauptungen verfallen konnte.

77) Voyages of the Adv. and Beagle, II, 580.

78) Man darf nicht vergeſſen, daß der Ausdruck „Miſſionair"

namentlich bei den Kirchlichen auf die ordinirten Geiſtlichen beſchränkt wurde.

79) John Dunmore Lang, New-Zealand in 1839, or Four letters to Lord Durham (London 1839). Dieſe Schrift iſt vollſtändig überſetzt in Abel Dupetit-Thouars, Voyage autour du monde sur la Frégate La Vénus, IV, 129 (Paris 1843). Kendall ging ſpäter als Kaplan nach Valparaiſo; zuletzt ließ er ſich zu Kiama in Neuſüdwales als Farmer nieder.

80) Minutes of evidence etc. on New-Zealand in den Parl. reports, 1837—38, XXI, 206 fg.

81) Die ausführlichere, ergreifende Erzählung u. A. in den oben angeführten Minutes of evidence, S. 216 fg. Merkwürdigerweiſe iſt in den Auszügen des Buchs von Yate: An account on New-Zealand (im Baſeler Miſſions-Magazin, 1836, Heft 4, S. 576—740) ein Capitel eingeſchoben, welches wir im Originale nicht finden. Die hier gegebene Erzählung ſtimmt mit der obigen Quelle meiſt wörtlich überein, weicht aber darin auffallend ab, daß ſie bei der Flucht der Wesleyaner aus Wesleythal im Augenblicke der höchſten Bedrängniß und Gefahr ein rettendes Schiff im nahen Hafen erſcheinen läßt. Ob dieſe Abweichung ſich wirklich im Jahresbericht 1827 der Wesl. Miſſ.-Geſ. findet, auf welchen ſich der Ueberſetzer beruft (S. 688), konnten wir zur Zeit nicht ermitteln.

82) Ueber die letzten Augenblicke Schongi's und die Umſtände ſeines Todes ſind zu vergleichen: Earle, Narrative, S. 207 fg., vergl. S. 63—67; Minutes of evidence, a. a. O., S. 222 fg.; Miss. Register, 1828, S. 411 fg.

83) In dieſem Zuſtande wurde es 1835 dem Captain Fitzroy gezeigt, ſ. Voyages of the Adv. and Beagle, II, 604. Vergl. Jameſon, a. a. O., S. 177 fg.

84) Asiatic Journal, Neue Serie, Bd. 3. Asiatic Intelligencer, S. 150.

85) Vergl. die Schilderungen und die Abbildung bei Yate, a. a. O., S. 191 fg.

86) Asiatic Journal, 1831, Januarheft. Vergl. Nouv. Ann. des voyages (1831), Bd. 51, S. 257.

87) Minutes of evidence, a. a. O., S. 196.

88) In den Reports exhibiting the past and present state of Her Majesty's colonial possessions (Parl. accounts and reports, Bd. 34), S. 424: „nearly the whole nation is converted to christianity.“

89) Dieſe Berechnung iſt aufgeſtellt in New Zealand Journal, Jahrg. 1840; ſ. Nouv. Annales des voyages (1840), III, 139. Seit 20 Jahren, heißt es dort, betrugen die Koſten der Kirchlichen Miſſion jährlich 16,000 Pfd. Sterl. und die Zahl der Communicanten belief ſich 1839 auf 150. Beiläufig mag hier erwähnt werden, daß die Wesleyaniſche Miſſion in den erſten 20 Jahren ihres Beſtehens 80,000 Pfd. Sterl. aus den Fonds der Geſellſchaft bezog, ſ. H. Hanson Turton, 3d letter to the Bishop of New-Zealand in W. Brown, a. a. O., S. 273.

90) Vergl. die angeführten Bücher von Earle, Martin, Lang u. A.

91) Hierüber verbreitet ſich vorzugsweiſe J. Dunmore Lang, a. a. O. (London 1839), im zweiten Briefe.

92) J. B. F. Pompallier, Notice historique et tatistique de la mission de la Nouvelle-Zélande, publiée par J.-B. B. (Antwerpen 1850), S. 72. C. H. v. Aloys, Die katholiſche Kirche nach ihrer gegenwärtigen Verbreitung auf der Erde (Augsburg 1845), S. 113—115. Nur mit großer Vorſicht iſt zu gebrauchen Ed. Michaelis, Die Völker der Südſee und die Geſchichte der proteſtantiſchen und katholiſchen Miſſionen unter denſelben (Münſter 1847), S. 270—285, und zu dem Obigen beſ. S. 443—480.

93) Schon im J. 1840 gab Pompallier die Zahl der katholiſchen Communicanten auf 35,000 an! Vergl. New Quarterly Rev., Oct. 1844, IV, 507. Gegen ſolche Bulletins können freilich die proteſtantiſchen Berichte lange nicht aufkommen.

94) Further papers relative to the affairs of New-Zealand, Nr. 26, in Parliament accounts and papers, 1849, XXXV, 126—127.

95) Abgedruckt in (Ernſt Hawkins, Secretair der Britiſchen Geſellſchaft zur Verbreitung des Glaubens) Documents relative

to the erection and endowement of additional bishoprics in the colonies (London 1844).

96) Asiatic Journal, 1849, neue Serie, Bd. 33, S. 407.

97) Church in the colonies. Nro IV. New-Zealand. Letters from the Bishop to the Soc. for the propag. of the Gospel, together with Extracts from his visit. journal, from July 1842 to Jan. 1843 (London 1844, 18., m. Karte). Vergl. Quart. Rev., 1844, Bd. 75, S. 216 fg.

98) Die erſte dieſer ſeitdem ſtehend gewordenen Jahresverſammlungen wurde im October 1845 zu Liverpool gehalten. Unter dem Titel: Conference on Christian union (London 1807) ſind ihre Protokolle im Druck erſchienen.

99) H. Hanson Turton, Three letters to the Bishop of New-Zealand (a. d. J. 1844) in Brown, a. a. O., Anhang S. 254—274.

100) Vergl. über ihn einen Artikel im Annual Register, 1810, S. 536—50. Hawkesworth erhielt für ſeine Arbeit ein für jene Zeit unerhört hohes Honorar von 6000 Pf. St.

101) Minutes of evidence taken before the select Committee of New-Zealand, in Parliam. Reports 1840, VII, 126; Asiat. Journal, XVII, 300; Dillon, Narrative of a voyage in the S. S., I, 191 fg.; Dumont d'Urville, a. a. O., II, 229—325; F. J. Wakefield, Adv. in New-Zealand, I, 4, 5; Fisher, Colonial Magazine, 1843, Dec., IV, 425; Hand-book for New-Zealand (London 1848), S. 53, 54.

102) R. W. Hay, Notices of New-Zealand. From Original Documents in the Colon. Office; im Journal of the R. geogr. Soc. of London, 1832, S. 132.

103) Voyage autour du monde sur la frégate Vénus, III, 78—91.

104) Es war eine ſehr ſtarke rhetoriſche Uebertreibung, wenn Ward, der nachherige Secretair der Neuſeeland-Compagnie, in ſeiner Rede für die zweite Leſung der Coloniſations-Bill am 20. Juni 1838 die Zahl der Anſiedler außer den Miſſionen auf 2000 angab.

105) Asiat. Journal, 1817, Febr., III, 202.

106) Hauptquelle dieſer Erzählung iſt die anonyme, in der Sammlung Library of entertaining literature erſchienene Schrift: The New-Zealanders (London 1830). Vergl. die umfangreichen Auszüge bei Dumont d'Urville, a. a. O., III, 726—765, und die kürzere Erzählung von Louis Reybaud in Revue des deux mondes 1842, Serie 4, Th. 21, S. 163—166. Rutherford iſt beiläufig der Erſte, dem Kohlenlager im Innern Neuſeelands aufgefallen ſind.

107) Die briefliche Erzählung des Eigenthümers der „Hawcis" (Capt. James) iſt aus der Sidney Gazette im Asiatic Journal, 1829, Bd. 28, S. 750 fg., abgedruckt. Die franzöſ. Ueberſetzung ſ. in Nouv. Ann. des Voyages (1829), XLV, 126—128.

108) Minutes of evidence in den Parliam. accounts etc. (1838), XXXI, 55—57. Asiat. Journal (1831), neue Serie, Bd. 6, Intell. S. 74.

109) Halswell, Census of native population etc. in Parl. Reports, 1849, XI, 42.

110) Dieffenbach, Travels in New-Zealand, II, 168.

111) Further papers relat. to the affairs of New-Zealand in Parl. reports, 1849, XXXV, 89.

112) Abgedruckt Asiat. Journal, 1832, Nov., neue Serie, Bd. 9, Intell. S. 134, und Colon. Magazine, 1845, IV, 202.

113) Asiat. Journal, 1834, März, neue Serie, Bd. 13, Intell. S. 185.

114) Dieſe Inſtruction iſt unter Anderm bei Fitzroy, a. a. O., III, 198—200, abgedruckt.

115) Der Fall iſt erzählt im Asiat. Journal, neue Serie, Bd. 16, Intell. S. 190.

116) Colonial Gazette, Nr. 309, 1844, 2. Nov., S. 673 (angeführt Colon. Magazine, 1845, IV, 204); vergl. Wakefield, a. a. O.

117) Der authentiſche Entwurf iſt unter Anderm abgedruckt in den Minutes of evidence der Parliam. Reports etc., 1837—38, XXI, 304—305; franz. bei Dupetit-Thouars, a. a. O., III, 70—72.

118) Das Document iſt abgedruckt und zugleich kritiſch beleuchtet im Colonial Magazine, 1845, IV, 205; franzöſiſch bei Dupetit-Thouars, a. a. O., III, 55—57.

119) Abgedruckt Minutes of evidence in den Parl. reports 1837—38, XXI, 301—305; franzöſiſch bei Dupetit-Thouars, a. a. O., III, 57—72.

120) Vergl. beſonders Martin, a. a. O., S. 31—40; Wilkes, Narrative of the exploring expedition, II, 374; Dumont d'Urville, a. a. O., II, 227, 228, und Voyage au pôle sud, IX, 495—502; Dupetit-Thouars, a. a. O., III, 49—72; Polack, Resid. in New-Zealand, II, 223—224 u. 426—437; Wakefield, a. a. O., I, 4, 9; Fitzroy, a. a. O., II, 579, 586; Minutes of evidence etc. in Pa liam. reports 1837—38 öfters, beſ. a. a. O., S. 299—306.

121) Abgedr. Asiat. Journal, 1839, Jan., neue Serie, Bd. 28; franzöſiſch bei Dupetit-Thouars, a. a. O., III, 96—100.

122) Dieſe Art der Beſtrafung kommt bekanntlich im ſpätern Mittelalter in England und Deutſchland vor, vergl. Jak. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer, S. 725.

123) Martin, a. a. O., S. 58—60; John Dunmore Lang, a. a. O., im erſten Briefe; Jameſon, a. a. O., S. 190 fg.

124) The British association of New-Zealand; being an account of the principles, objects and plans of the N.Z.-Association, together with particulars concerning the position, extent, soil and climate, natural productions and native inhabitants of New-Zealand. Published for the New-Zealand-Association (London 1837).

125) Hatten doch ſelbſt in Auſtralien und Neuſeeland ruchloſe Europäer Arſenik eingeführt und Vergiftung geübt, um die Zahl der Eingeborenen zu mindern. Vergl. New-Zeal.-Journ. Nr. 8 (angeführt in Dublin Review, 1840, Auguſt, IX, 196). So hat der Miſſionair Yate erzählt, daß er einſt von einem Häuptling ein Paket Gift erhielt, welches dieſem von einem Schiffscapitain zur Vergiftung ſeiner Feinde übergeben war!

126) Dieſe Wahl iſt andererſeits von den Gegnern der Company hart getadelt. Vorherrſchende Stürme und Klippen machen die Cooksſtraße äußerſt gefährlich. Der Hafen Nicholſon ſoll unbequem und unſicher ſein, das Land in der nähern Umgegend für den Ackerbau ſich nicht eignen. Manche dieſer Einwürfe ſind durch die Erfahrung widerlegt.

127) Ueber die Geſetzmäßigkeit dieſer Beſitznahme vom Standpunkte des engliſchen wie des Völkerrechts iſt viel geſtritten; vergl. Brit. and foreign Review, 1840, X, 533—538.

128) Dieſe „officielle" Redaction des in der Maoriſprache abgefaßten Documents iſt mit einer abweichenden wortgetreuen Ueberſetzung zuſammengeſtellt von Martin, a. a. O., S. 360—363.

129) Man hatte das Wort Kawanatanga gemacht, um die Worte Government oder Governorship auszudrücken.

130) Copies or extracts of correspondence relative to New-Zealand, S. 18, 19, in Parl. accounts and papers, 1841, Bd. 17, u. ſonſt. Eine franzöſiſche Ueberſetzung liefern die Nouv. Ann. des voyages (1840), IV, 124 fg.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von **Friedrich von Raumer**
erschienen nachstehende Schriften
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit 8 lithographirten Tafeln. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1832. 1 Thlr. 8 Ngr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. Gr. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Der achte Band einzeln unter dem Titel:

Geschichte Frankreichs und der französischen Revolution 1740—1795. Gr. 8. 1850. 4 Thlr.

Beiträge zur neuern Geschichte aus dem Britischen Museum und Reichsarchive.

I. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Mit dem Bildnisse der Maria Stuart. Gr. 12. 1836. 2 Thlr. 15 Ngr.

II. König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—69.) Gr. 12. 1836. 2 Thlr. 15 Ngr.

III—V. Europa vom Ende des Siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83). Drei Bände. Gr. 12. 1839. 6 Thlr. 20 Ngr.

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. Zwei Theile. Gr. 12. 1840. 4 Thlr.

England. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände. Gr. 12. 1842. 6 Thlr. 15 Ngr.

Der dritte Band dieses Werkes für die Besitzer der ersten Auflage einzeln unter dem Titel:

England im Jahre 1841. Gr. 12. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1841—42. 12 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage 2 Thlr.

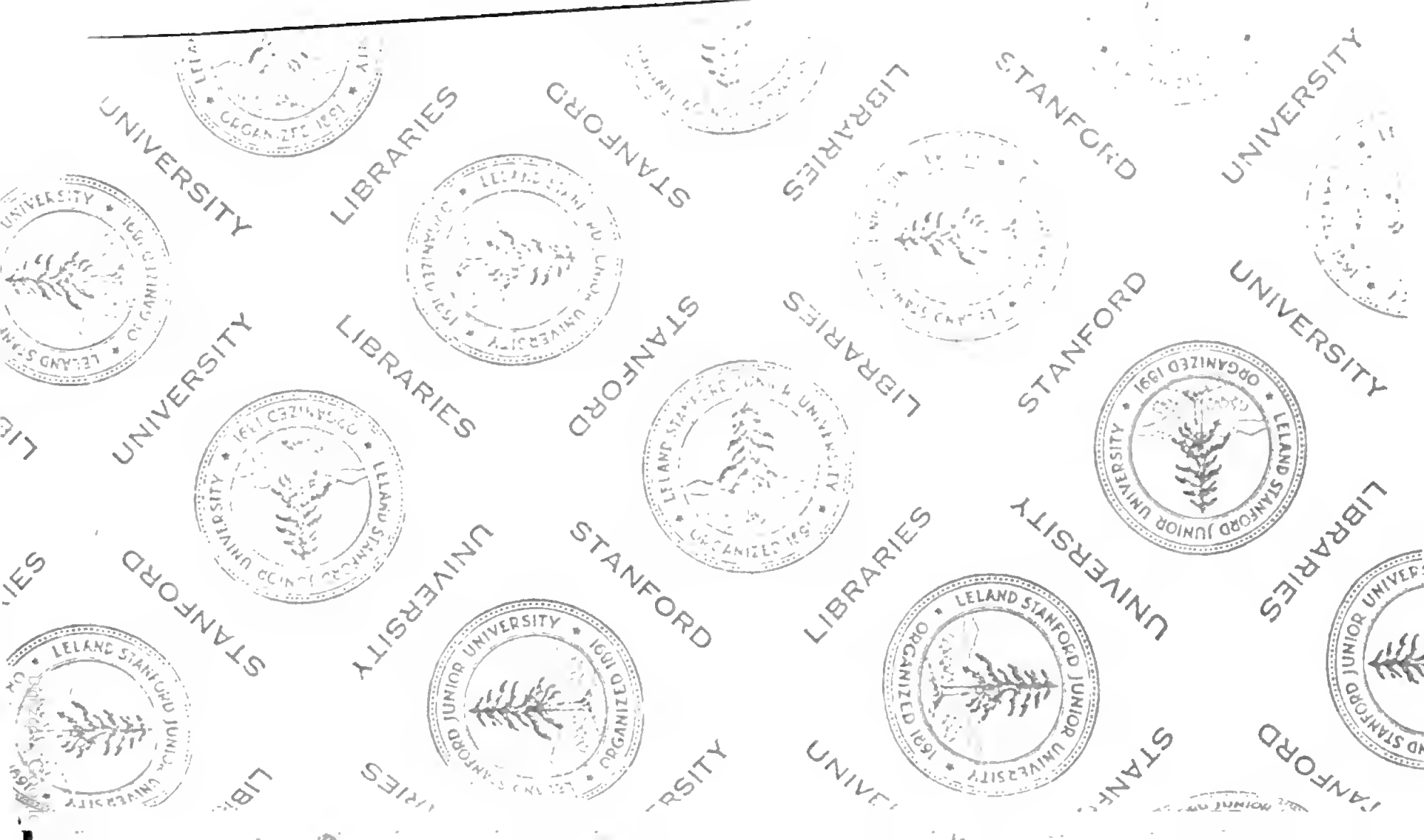
Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Zwei Theile. Gr. 12. 1845. 5 Thlr.

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Spréu. 16. 1848. Geheftet 1 Thlr.; gebunden 1 Thlr. 8 Ngr.

Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849. Zwei Theile. Gr. 12. 1849. 4 Thlr.

Antiquarische Briefe von **A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, F. v. Raumer** und **H. Ritter.** 12. 1851. 1 Thlr. 10 Ngr.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

Stanford University Libraries
3 6105 013 471 565
D
1
H8
ser. 3
vol. 3
1852

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.